

Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

X. Jahrgang.

Kiel, 1900.
Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 1. Januar 1900.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Die vorliegende Nummer wird auch als Probenummer versandt und ist deshalb in größerer Anzahl gedruckt worden. Für etwaige Beitrittserklärungen wolle man sich der eingelegten Postkarte bedienen.

An die Leser.

Die „Heimat“ wird im neuen Jahrgange auf der bisherigen Bahn weiter schreiten; sie bittet auch für die Zukunft um freudige Teilnahme an der Arbeit und um freundliche Nachsicht hinsichtlich dessen, was geboten werden kann. Der Raum erlaubt mir nicht, alles zusammenzustellen, was noch des Druckens harrt; ich begnüge mich damit, einige Themen zu nennen, die in den nächsten Nummern behandelt werden sollen: Zur Gedenkfeier der Hemmingstedter Schlacht. — Ein dithmarsischer Bauernhof des 16. Jahrhunderts. — Jan Detlef, en Daglöhnergeschicht. — Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein. — Die Magnussen. — Wilhelm Jensen. — Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren. — Die Entstehung des Fleckens Kellinghusen und die ersten Bewohner des Kirchspiels. — Das Christianspflegehaus. — Der Nerz. — Volksmärchen aus dem östlichen Holstein. — Volksreime (2. Knieschaukellieder). — Volkssprichwörter (Fortsetzung) usw. Ich habe nur einige der längeren Arbeiten herausgegriffen; kürzere Artikel sowie kleinere Mitteilungen, die in großer Zahl eingegangen sind, werden je nach dem vorhandenen Platze eingereiht werden.

Lund.

Neue Mitglieder.

a. Für 1899:

378. Asmussen, Lehrer, Flensburg. 379. Prof. Dr. Brinckmann, Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe. 380. Dr. med. de Fonseca-Wollheim, Altona-Bahrenfeld. 381. Frl. Frähmke, Lehrerin, Altona. 382—387. Haderslebener Seminaristen: Engelhardt, Hausen, Johannsen, Knudsen, Mogensen, Paulsen I. 388—393. Hamburger Seminaristen: Dumnick, Ebbe (Vertrauensmann), Gercken, Haßkarl, Meyer, Schröber. 394. Haustedt, Pastor, Bordelum pr. Bredstedt. 395. Jacobs, Altona. 396. Kaltschmidt, Fabrikant, Neumünster. 397. Koch, Landmann, Achtrup. 398. Lau, Postassistent, Hamburg. 399. Lehmitz, Lehrer, Gabow b. Mölln. 400. Sörensen, Oberpostassistent, Hamburg.

b. Für 1900:

1. Bruhn, Lehrer, Wesselburen. 2. Ebel, General-Agent, Eutin. 3 Hellwag, Rentner, Eutin. 4. Laugenheim, Rentner, Eutin. 5. Lassen, Inspektor, Eutin. 6. Sünksen, Bildhauer, Schleswig. 7. Professor Wisser, Eutin.

Zur Nachricht.

1. Die Jahrgänge 1891, 1892 und 1895 sind vergriffen. Wer an der Beschaffung besonderes Interesse hat, dem empfehlen wir, eine Offerte (Preis der gespaltenen Petitzeile 15 Pf.) im Anzeigenteil der „Heimat" aufzugeben.

2. Die Jahrgänge 1893, 1894, 1896 und 1897 werden unsern Mitgliedern für 1,20 Mk. pr. Band portofrei nachgeliefert; die Jahrgänge 1897, 1898 und 1899 können nach wie vor zum Preise von 2 Mk. pr. Band portofrei bezogen werden.

8. Die Anschaffung der geschmackvollen Original-Einbanddecke (grüner Kaliko mit den drei Wappen unsers Vereinsgebietes und auf dem Rücken mit Titel in Golddruck) zum Preise von 60 Pfg. sei den Mitgliedern besonders empfohlen. Unser Expedient, Herr Küster Rohwer, nimmt Bestellungen entgegen und versendet die Decken portofrei mit dem Monatsheft.

4. Die einliegende Postkarte ist zur Anmeldung neuer Mitglieder bestimmt. Möchten unsere Mitglieder von derselben recht fleißigen Gebrauch machen! Mit Rücksicht auf die nicht unerheblichen Portokosten stehen Probe-Exemplare nur in sehr beschränktem Maße zur Verfügung, darum auch nur dann, wenn der Erfolg mit einiger Sicherheit verbürgt werden kann.

5. Um Irrtümer zu vermeiden, bitten wir, daß Geldbeiträge nur an unsern Kassenführer, Herrn Lehrer Doormann, Kirchhofsallee 70, gesandt werden.

6 Herr Rohwer bittet die verehrlichen Mitglieder, bei Adressenveränderungen usw. stets die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen, wodurch ihm mühevolles Suchen und vielerlei Irrtümer erspart bleiben.

7. Die Abmeldefrist für 1899 ist mit Schluß dieses Jahres verstrichen (§ 8 unserer Satzungen). Später einlaufende Abmeldungen können nicht berücksichtigt werden.

Kiel, am 11. Dezember 1899.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. folgende Herren an: Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstr. 4, Beisitzender. — Rektor Lund, Kiel, Düppelstr. 72, Schriftleiter. — Lehrer Barfod, Kiel, Friedrichstr. 66, Schriftführer. — Lehrer Th. Doormann IV, Kiel, Kirchhofsallee 70, Kassenführer. — Hauptlehrer Eckmann, Ellerbek, Beisitzender. — Königl. Oberfischmeister A. Hinkelmann, Kiel, Wilhelmsplatz 6. — Rentier Ferd. Kähler, Kiel, Lorentzendamm.

Tauschverkehr.

Lehrer Philippsen, Utersum a. Föhr,

bietet an:
Tiere aus der Nordsee, wie Fische, Krebse, Würmer, Stachelhäuter, Aktinien usw., in Formol präpariert.

wünscht:
Bessere Mineralien (×) oder Petrefakten, hauptsächlich Pseudo-Gaylüssite.

Anmerkung: Für Tauschzwecke steht die „Heimat" unseren Mitgliedern nach Maßgabe des für dieselben vorhandenen Raumes unentgeltlich zur Verfügung.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Mitteilungen.

1. Der schwarze Storch. Zur Beantwortung der Frage: Wo in Schleswig-Holstein kommt der schwarze Storch noch vor? die Herr Tießen in dem Aufsatze „Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen" in der „Heimat" 1897 aufwarf, und auf die einige in demselben Jahrgange veröffentlichten Mitteilungen aus dem Norden unserer Provinz erfolgten, mögen folgende kürzlich gesammelten Angaben beitragen. Im Mai 1888 schoß Herr Hufner J. Untiedt in Brodersdorf bei Laboe einen schwarzen Storch an einem von Gebüsch umgebenen Fischteiche in der Niederung der Hagener Au. In der Propstei sind früher öfter die schwarzen Störche gesehen und erlegt worden; in den letzten Jahren ist aber nichts darüber verlautet. Herr Untiedt sah 1877 einen Horst dieses Vogels im Lockstedter Gehölz, wo nach einer Auskunft des Herrn M. Raabe in Lockstedt noch bis vor drei Jahren solche Nester sich befanden. Seit der Zeit scheint der Vogel aber auch dort verschwunden zu sein. Am 19. September d. J. erlegte Herr Dr. Stüven in Breitenberg bei Itzehoe in der Nähe seines Hauses einen schwarzen Storch, der sich wohl auf dem Herbstzuge befand, da Nester in jener Gegend nicht bekannt sind. Die dunkle Färbung des Schnabels und der Beine ließ erkennen, daß es ein junger Vogel war. Ich hatte Gelegenheit, den erlegten Storch hier bei Herrn Lehrer Böge zu sehen, der ihn im Auftrage des Schützen ausgestopft hatte, wie auch der zuerst erwähnte Vogel derzeit von ihm präpariert worden ist. F. Lorentzen, Kiel.

2. Zarte Schonung. Auf der nordfriesischen Insel Föhr durfte niemand, wenn es zur Heuernte in die Marsch hinausging, zu mähen anfangen, bevor der Dorfvorsteher das Zeichen dazu gegeben hatte. Ein Zug zarter Schonung blickte dabei hervor: Leute, welche Trauer hatten, durften schon am Morgen vorher beginnen, offenbar um nicht gestört zu werden durch die Freude, mit der man hier wie vielerwärts zur schweren Erntearbeit wie zu einem Feste ausging. (Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 14.)

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 1. Januar 1900.

Franz Hegewisch.

Von H. Eckardt in Kiel.

In unseren Tagen, in denen wir mit Stolz und Freude das Gedächtnis der Zeiten feiern, die uns vor nunmehr fünfzig Jahren den ersten Kampf für unser Recht, für unsere Art und Sitte brachten, geziemt es sich, der Männer zu gedenken, die dieser Bewegung vorgearbeitet haben. *Hegewisch'* Name muß an erster Stelle stehen; sein Einfluß auf die ganze Bewegung von 1815—65 ist außerordentlich groß gewesen, und es ist bedauerlich, daß seiner bei der ganzen Erhebungsfeier so wenig gedacht worden ist. „Viel Feind', viel Ehr'!" heißt es, und so möge hier an erster Stelle ein dänisches Urteil über Hegewisch stehen, das allerdings vielfach unrichtig und gehässig ist, im großen und ganzen aber der Bedeutung des Politikers Hegewisch gerecht wird.



Prof. Franz Hegewisch. Nach einem Ölgemälde.

In dem 1865 erschienenen Werke von Laurids Skau über Peter Hjort Lorenzen, das Orla Lehmann nach dem Tode Skaus herausgab, ist eine Schilderung von Hegewisch enthalten. Es wird darin hervorgehoben, daß der ideale, humanistische Zug, der ihn auszeichnete, von seinen Landsleuten nicht verstanden wurde; erwähnt wird seine warme Liebe für das Vaterland, seine schleswig-holsteinische Gesinnung, seine Eingenommenheit für englische Institutionen, der Einfluß, den er auf viele im Lande übte, seine gesellschaftliche Mittelstellung zwischen der Aristokratie und den anderen

Kreisen. Vor allem wird jedoch die Behauptung aufgestellt, daß Hegewisch der eigentliche geheime Leiter aller schleswig-holsteinischen Fraktionen, das Haupt der politischen Bewegungen gewesen sei, daß er alle Fäden zu den verschiedenartigen Bewegungen in der Hand gehalten habe.

An diesem letzten Urteil aus Feindesmund ist viel Wahres, und es kennzeichnet am besten die Bedeutung des Mannes für die Zeit.

Franz Hermann Hegewisch ward am 13. November 1783 zu Kiel als Sohn des Professors Dietrich Hermann Hegewisch geboren. Sein Vater, der Historiker Hegewisch, wirkte von 1780—1812 an der Universität; seine Mutter war eine Tochter des Predigers Kramer in Westensee und eine Schwägerin des bekannten Professors Hensler.

Der junge Hegewisch besuchte zuerst die Kieler Schule, an der Danielsen Rektor war, und dann von 1799 an die Eutiner Schule, die sich unter dem Rektorat von Voß in weiten Kreisen eines großen Ansehens erfreute.

Nach vollendeten Schulstudien studierte er Medizin in Kiel, Göttingen und Würzburg. 1805 ward er in Göttingen zum Dr. med. promoviert und besuchte dann noch die Hospitäler in Wien, Paris und London. Der Aufenthalt in England ward bestimmend für seine politische Anschauung: die englische Verfassung ist sein Ideal geblieben. Von England ging er nach Kopenhagen und Hamburg und ließ sich dann als Arzt in Plön nieder.

In Plön blieb er nicht lange; 1807 bereits ward er Hausarzt beim Grafen Reventlow auf Emkendorf.

Graf Reventlow und seine Gemahlin Julie, geb. Schimmelmann, haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das ganze geistige, künstlerische und litterarische Leben zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgeübt. Es ist hier nicht der Ort, die große Bedeutung des gräflichen Ehepaares für das geistige Leben unseres Landes eingehender und ausführlicher darzulegen; es möge der Hinweis genügen, daß eigentlich kein namhafter Schriftsteller und kein hervorragender Mann jener Zeit den Musensitz auf dem Lande, Emkendorf, unerwähnt läßt.

Als Kurator der Universität Kiel wirkte Reventlow von 1800—1809 sehr segensreich und hob vor allem die medizinische Fakultät. Verschiedene heftige Angriffe, die aller Wahrscheinlichkeit nach von dem bekannten Altonaer Pastor Funk ausgingen, verleideten ihm sein Amt. Zu dessen Niederlegung zwangen ihn jedoch die Versuche des dänischen Hofes, der dänischen Sprache und der dänischen Anschauung Eingang an der Universität und in Kiel selbst zu verschaffen.

1810 erhielt Hegewisch eine außerordentliche Professur in Kiel und ließ sich dort gleichzeitig als praktischer Arzt nieder. Bald hatte er aus Stadt und Land großen Zulauf; seine Vorlesungen am Friedrichshospital erwarben ihm viele Zuhörer. Seinem Beruf hing er mit großer Liebe

an und war ein aufopfernder Helfer allerorten. Durch Rat und That suchte er zu helfen, und wo er dies nicht konnte, wenigstens teilnehmend zu mildern. Er war als Arzt ungemein beliebt in Kiel wie im ganzen Lande, denn er war nicht nur Arzt, sondern auch Vertrauter und Freund in den meisten der angesehensten Familien der Herzogtümer. Und nicht bei diesen allein, auch den ärmeren, hauptsächlich den ärmeren unter den Landleuten, war er ein treuer Arzt und Ratgeber.

Ein treuer Freund und Berater war er jedoch vor allem auch seiner Heimat und Heimatsstadt. In geistvollen Artikeln bekämpfte er manchen alten Zopf, der Kiel noch anhaftete. Ihm ist die Aufhebung der Sperre an der Holstenbrücke zu danken; er wirkte für die Verbesserung der Straßen, war unermüdlich thätig, alle Schäden aufzudecken und Kiel zu einem gesunden Ort zu gestalten. Für Hebung des Verkehrswesens war er mit seiner Feder wie mit seinem Worte thätig, und seinen Bemühungen gelang es, vom Könige Christian VIII. die Erlaubnis zur Gründung eines Komitees für den Bahnbau Altona-Kiel zu gewinnen. Desgleichen erwirkte er dem Handel große Erleichterungen. Es lastete damals auf allen Waren, welche von Hamburg über Kiel in die Ostsee gingen, seit vielen Jahren ein hoher Transitzoll, während dieselben Waren auf dem Wege von Hamburg nach Lübeck, der doch gleichfalls zum Teil durch Holstein führte, nur wenige Schillinge Transitzoll bezahlten. Das Land sowohl als der einheimische Hafen wurden dadurch auf eine empfindliche Weise benachteiligt. Der Kampf um Abstellung dieses Übels ist einer der hartnäckigsten gewesen, die Hegewisch geführt hat. Er führte ihn mit allen nur irgend erlaubten Mitteln: durch Eingaben bei den Behörden, belehrende öffent-Aufsätze, Abbildungen der Schlagbäume usw., um den Gang der ganzen Angelegenheit zu beschleunigen. Er hat ihn solange fortgeführt, bis die Sache zum großen Vorteil des Landes, und namentlich des über Kiel gehenden Handels, endlich geändert und besser reguliert worden ist.

So hat er oft, wo es sich um Erreichung eines materiellen Wohls fürs Land handelte, die Initiative ergriffen.

Auf den Politiker Hegewisch, auf seine Kämpfe und Bestrebungen für das Recht seines Landes werde ich besonders zurückkommen.

Medizin und Politik verschmolzen sich bei ihm häufig und gingen vereint in Philanthropie und Staatsökonomie über. Die Malthussche Theorie mit dem statistischen Nachweis hatte ihn seiner Zeit auch ergriffen. Malthus hat den größten Einfluß auf Hegewisch gewonnen; schon 1806 brachte er eine Übersetzung des Werkes von Malthus über die Bedingungen und die Folgen der Volksvermehrung. Er sagt in der Vorrede zu dieser Übersetzung: „Ich habe mich längst mit den Hauptideen des Malthusschen Werkes umhergetragen; es war z. B. seit langer Zeit eine meiner Lieblingsbehauptungen, nicht im Scherz, sondern im Ernst, daß billig nicht mehr Menschen sein sollten, als mittäglich ein Stück Rindfleisch und ein

Glas Wein haben könnten" usw. — „Die Hauptquelle alles Elends liegt in dem physischen Menschen." — „Wie sehr wird man durch Malthus geheilt von der unseligen Unzufriedenheit mit den Regierungen, von der heillosen Manie, alles Elend der Menschen den Regierungen zur Last zu legen" usw.

Hegewisch hat seine Ansichten über Malthus wiederholt dargelegt und auf ein richtiges Verständnis hingewirkt, so in den unter dem Pseudonym Franz Baltisch herausgegebenen Schriften: „Eigentum und Vielkinderei, Hauptquellen des Glückes und Unglückes der Völker" (1846). „Politische Freiheit" (1832). „Politische Anmerkungen eines Siebzigjährigen (erstes Hundert)" (1856). „Armut und Reichtum" (1859). In all' diesen Schriften sucht er Malthus' Ansichten zugänglicher zu machen. In der letzten Schrift bekämpft er den Kommunismus, in den politischen Anmerkungen eines Siebzigjährigen stellt er den Satz auf: „Wer nicht imstande ist, seine Kinder zu ernähren, hat nicht das Recht, Kinder zu erzeugen. Das ist die göttliche Ordnung."

Hegewisch ist durchaus kein unreligiöser Mensch gewesen. In einer Anmerkung zu Malthus hatte er seine tiefe Achtung vor den wahrhaft Gläubigen ausgesprochen und diejenigen ernst getadelt, die den Glauben anderer zu stören suchen. Er ergriff auch selbst einmal in einer theologischen Streitfrage das Wort und schrieb in dem Thesenstreit 1817 die kleine Schrift: „An die Widersacher eines christlichen Predigers. Geschrieben von einem Arzte. Nebst vier Briefen Franklins."

Hegewisch sagt in dieser Schrift: „Nicht durch eigenes Verdienst, nicht durch Werke, nicht durch Tugend kann der gebrechliche sterbliche Mensch die ewige Seligkeit gewinnen. In diesem Hauptsatz muß jeder wahrhaftige Mann, wenn er auch manche Dogmen der christlichen Kirche nicht bekennen kann, einstimmen mit jedem gläubigen Christen. Das ist aller Religion Anfang, daß wir, menschlicherweise gesprochen, nur durch die Gnade selig werden können."

Hegewisch tadelt die Intoleranz vieler gegen den christlichen Prediger, der nicht unchristlich intolerant sein, nicht die Andersdenkenden verdammen dürfe. „Von der Gnade muß der christliche Prediger lehren, denn das ist seines Amtes."

Hegewisch ist seiner Zeit oft vorausgeeilt. Seine geistreiche Gattin schreibt schon 1834: „In Zukunft werden alle Schriften zeigen, daß er vorausgeeilt ist seinen Landsleuten," und weiter: „Ich glaube, daß Hegewisch politisch weiter gebildet ist, als die Menge hier."

Wie recht die edle Frau, mit der wir uns noch näher beschäftigen werden, hatte, werden wir sehen, wenn wir jetzt dem Politiker Franz Hegewisch näher treten.

Hegewisch' politische Meinung ward durch die englischen Verhältnisse wesentlich beeinflußt. Seit seinem Aufenthalt in England bewunderte er

das englische Regierungssystem und hielt es für das einzig richtige Muster, nach dem Deutschland streben solle. Das erbliche Parlament, das mächtige Unterhaus, die Vererbung des Adelstitels nur auf den ältesten Sohn, großer Grundbesitz auf der einen Seite, auf der andern das System des eingezäunten Morgen Landes, Unabhängigkeit der Gemeinden — all das waren Grundsätze seiner politischen Überzeugung, die er mit Liebe bis an sein Lebensende pflegte und vertrat. Hegewisch hat mehrmals seine politischen Grundsätze in kleinen Abhandlungen wiederholt, so 1816 unter andern in einer kleinen Schrift, die anonym erschien unter dem Titel: „Einige weitere Gründe für ständische Verfassung.“ Diese kleine Schrift enthielt den Ausspruch: „Eigentum und Freiheit, aber nicht Freiheit und Eigentum.“ Diese kleine Broschüre verlangte eine freie Verfassung, durch zwei Kammern vertreten, von denen die erste nur Großgrundbesitzer, die zweite zum einen Teil Eigentümer und zum andern von steuerzahlenden Bürgern erwählte Abgeordnete enthalten sollte. 1823 schrieb er „Die politische Freiheit,“ 1846 unter dem Namen Franz Baltisch dann die erwähnte Schrift: „Eigentum und Vielkinderei,“ seinem Freunde und Schwager Dahlmann gewidmet.

Durch seine Pflichten gebunden, hatte Hegewisch an den Kriegen 1813—15 als Mitkämpfer nicht teilnehmen können; aber er hat die große Masse in Vers und Prosa geworben zur Befreiung des deutschen Vaterlandes, er hat Gedanken und Anschauungsweisen damaliger Zeit berichtigt und seiner Begeisterung für die deutsche Sache mit edlem Freimut Ausdruck gegeben, so in einer Lobrede auf Blücher 1819. Zur gleichen Zeit verband sich Hegewisch mit dem Grafen Reventlow, mit Dahlmann und Falck, welche die Führer der Bewegung waren zur Wiederherstellung der grundlegenden Gesetze der für ewig verbundenen Herzogtümer. In Wort und Schrift wirkte er in Gemeinschaft mit ihnen für das Recht des Landes. Im Jahre 1817 ließ er die von Christian I. dem Lande verliehenen und von allen nachfolgenden dänischen Königen beschworenen Privilegien neu drucken. Dabei blieb Hegewisch stets ein treuer Freund der Könige Friedrich VI. und Christian VIII. und ward von diesen Fürsten als ein kluger, ehrlicher Mann geachtet. Er verstand es, den Monarchen gegenüber seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren; niemals wurde er durch eigenen Vorteil bestimmt, etwas zu thun oder zu unterlassen.

Lornsens Bestrebungen fanden an ihm den eifrigsten Verfechter, Lornsen selbst gewann in ihm den treuesten, aufopferndsten Freund. Lornsen widmete ihm sein Werk „Über das Verfassungswerk.“ Als viele der früheren Freunde sich von jenem zurückzogen, um das Mißfallen des Königs nicht zu erregen, stand Hegewisch treu zum Freunde, verteidigte seine That und sah in Lornsen stets den ersten Vorkämpfer und Helden, das erste Opfer und das leuchtende Gestirn jener mit Inbrunst herbei-

gesehnten Tage, wo Regierung und Volk sich ohne Vermittelung eines fremden Volkes vereinigen könnten. Hegewisch sprach noch in späteren Jahren oft über Lornsen das Lob aus, daß er ein edler, frommer und gerechter Mensch gewesen sei, der die ewigen Dinge über die irdischen gestellt habe, die Wahrheit über das Leben. Was die Freunde bezweckt hatten: Einberufung der Stände, geschah 1834. Hegewisch wurde von seinen Mitbürgern zum Abgeordneten gewählt, lehnte jedoch zum Erstaunen vieler ab. In einem lithographierten Briefe teilte er den Wählern mit, daß er an der Versammlung nicht teilnehmen könne, weil sein größter Wunsch, dem Vaterlande zu dienen, in dieser Art nicht verwirklicht werden könne, denn die Stände hätten sich selbst Provinzialstände genannt und dadurch den Dänen, welche glaubten, die Herren eines Teiles von Deutschland zu sein, Recht gegeben. Hegewisch sagte, daß er, der Sohn eines ehrlichen Geschichtsforschers, seit seiner Kindheit von dem Lehrer von Prinzen und Bürgern wüßte, daß das Königliche Gesetz in Dänemark regiere, in Schleswig-Holstein dagegen grundlegende Gesetze anderer Art, die in folgenden drei hauptsächlichsten Ausdrücken enthalten wären:

1. Untrennbarkeit der beiden Herzogtümer.
2. Unabhängigkeit der beiden Herzogtümer.
3. Männliche Erbfolge.

Niemals werde er in die Vermengung dieser Angelegenheiten einwilligen.

Für die Bewegung des Jahres 1848 hatte Hegewisch kein großes Interesse, er begann aufs neue seine Lehrsätze über das Verhältnis zwischen König, Regierung und Volk zu wiederholen. Sein Wunsch war, diese kleinen inneren Streitigkeiten aufhören und Österreich und Preußen einig zu sehen, um groß und stark gegen äußere Feinde zu sein. Daß dieser Tag einmal kommen werde, hat er bis zu seinem Tode geglaubt.

Der Erhebung seines Heimatslandes stand er, wie Falck, skeptisch gegenüber; er fürchtete den bösen Ausgang und konnte auch zu manchem, was geschah, seine Zustimmung nicht geben.

Sein klarer, geschärfter Blick sagte ihm bald, daß eine Besserung aller Verhältnisse nur durch Preußen erfolgen könne. 1856 schrieb er: „Meine Hoffnung für Deutschland beruht fast einzig und allein auf der preußischen Armee. Wer das preußische Heer mißachtet, ist der ärgste Feind Deutschlands."

Nachdem Hegewisch 50 Jahre lang Arzt gewesen war, gab er im Jahre 1855 seine Praxis auf, um seiner gänzlichen Dienstunfähigkeit vorzubeugen. Seine Freunde begründeten aus Anlaß seines Jubiläums das Stipendium Hegewischianum, eine Stiftung für junge unbemittelte Studenten.

Sein Lebensabend ward durch den Verlust seiner Gattin getrübt, die ihm 1856 durch den Tod entrissen wurde.

Diese vortreffliche Frau, die wert wäre, in einem ausführlichen Lebensbilde verherrlicht zu werden, war eine geborene von Linstow, eine Nichte der Gräfin Agnes Stolberg. Hegewisch hatte sie auf Emkendorf, in dem anregenden Kreise, der sich dort zusammenfand, kennen gelernt. Sie heirateten im Jahre 1814. Seine Frau, die ein viel größeres äußeres Glück hätte machen können, zog es vor, mit ihm in der Beschränktheit eines sparsamen Haushalts zu leben und Tag und Nacht im Dienste der Menschlichkeit thätig zu sein. Sie teilte mit ihm sein Los, Klagen anzuhören, Schmerzen anzusehen und jeden Augenblick für andere bereit zu sein. Sie weckte in ihm Achtung und Liebe für das Christentum, denn sie erkannte darin den Plan göttlicher Gnade. Sie war alles in allem eine hochbedeutende Frau. Aus den von ihrer Tochter veröffentlichten Briefen spricht ein bedeutendes Wissen, eine große Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, das Bild einer echten deutschen Frau.

Die letzten Jahre lebte Hegewisch ruhig seinen Erinnerungen, seinen Büchern und seinen Freunden und blieb nach vielen Seiten hin thätig und wirksam bis an sein Lebensende. Er nahm an allen gemeinnützigen und guten Unternehmungen Anteil und sah gern einen kleinen Kreis guter Freunde um sich; nichts entging ihm, was in Natur, Kunst und Wissenschaft sich ereignete.

Die Befreiung seines Vaterlandes von der Fremdherrschaft erlebte er noch; die Neugestaltung Deutschlands, für die auch er ein Mitkämpfer gewesen war, sah er nicht mehr und auch nicht den Abschluß der schleswig-holsteinischen Frage. Er hatte jedoch den festen Glauben, daß, wenn auch langsam, doch sicher ein guter Abschluß erreicht werde.

Er starb am 27. Mai 1865 ruhig und ohne Schmerzen und konnte auf seinem Sterbebette sagen, daß er allezeit von den besten Absichten für seinesgleichen erfüllt gewesen sei.

Wenn wir in diesen Jahren die Gedenktage der Ereignisse feiern, die vor fünfzig Jahren die Gemüter bewegten, und die Namen der Männer, welche die Wege bahnten zur Befreiung eines deutschen Volksstammes von fremder Knechtschaft, mit goldenen Lettern auf die Geschichtstafeln unseres Landes zeichnen, so darf auch der Name eines Franz Hegewisch nicht fehlen, von dem das schöne Wort gesagt werden kann: Er war ein Mann!

Die alte Festung Christianspries (das heutige Friedrichsort).

Von Dr. Arthur Gloy in Kiel.

Der nahezu rechtwinklige Landvorsprung, auf dem sich heute die Wälle der Feste Friedrichsort erheben, gehörte vor Zeiten zu der Gemarkung des Dorfes Pries und führte den Namen Prieß-Ort (Ort, Orth, Ordt = Vorsprung, Landzunge, vgl. z. B. Möltenort, Krummenort u. a.) An der schmalsten Stelle der Kieler Außenföhrde gelegen, mußte dieser „Prieß-Ort“ bei der Anlage einer

Hafenfeste bei der damaligen geringen Tragweite der Geschütze in erster Linie in Betracht kommen.

Der erste, welcher den Plan der Befestigung der Kieler Föhrde ernstlich ins Auge gefaßt und auch durchgeführt hat, ist der König Christian IV. von Dänemark (1588—1648) gewesen. An einen Schutz der im inneren Winkel der Föhrde liegenden Stadt hat der König bei der Verfolgung seines Planes indessen nicht gedacht. Es handelte sich für ihn um ein zur „Sicherheit und Verteidigung des Königreiches nötiges Werk," mit anderen Worten um den Besitz der Kieler Föhrde, die in der That einem Angriff Schwedens zu jeder Zeit offen stand. Nun gehörte aber Kiel zum herzoglichen Anteil Schleswig-Holsteins, und die Stadt hatte wiederum nach alten, unbestrittenen Urkunden die volle Verfügung über den Hafen mitsamt dem Vorstrande, von Bülkerhuk und von Stein bis zur Hörn [„mit allen Freiheiten und allen Hoheitsrechten, wie sie (die Herzoge und später die Könige) ihn besessen hätten."] Andrerseits aber reichte der dem Herzog, Friedrich III. von Gottorp, allein gehörige Anteil nur bis zur Levensaue; nördlich begann der gemeinschaftliche.



König Christian IV. von Dänemark.
Nach einem alten Stich.

Gegen den ganzen Plan des Königs erhob der Herzog den allerentschiedensten Widerspruch, indem er namentlich auf die Schädigung der Privilegien und des Handels der Stadt Kiel hinwies. Auch würde er die auf seinen Anteil entfallende Geldsumme seinen Nachfolgern gegenüber nicht verantworten können. Da der Herzog den Hauptgrund seiner Weigerung, die Befürchtung nämlich, daß seine Souveränität geschmälert werden könnte, verschwieg, so mußten die weiteren Darlegungen des Königs: daß die anzulegende Festung als auf gemeinschaftlichem Gebiet liegend ihnen beiden gehören und nützen, daß die Besatzung dem König und dem Herzog vereidigt werden würde, wirkungslos bleiben. Eine Schädigung der Interessen Kiels konnte der König in der Anlage einer Festung am Ausgange der Föhrde nicht sehen; im übrigen stehe ihm das „regale fortalitiorum" — das Recht, Befestigungen zu erbauen — unter allen Umständen zu; sage doch die Urkunde[1]) Christians I.: ... doch so ferne idt uns und unsern Erben und Landen nicht thom Vorfangen sy ..."

Da der König auf seinem Vorhaben bestand und der Herzog der Schwächere war, so begannen alsbald die Vorbereitungen zum Bau der Festung, die nunmehr der König allein besitzen wollte. Im Jahre 1630 entsandte er die beiden Landräte Jürgen Ahlefeld und Kaspar von Buchwald nebst den beiden im Festungsbau erfahrenen Männern, Axel Urup, dem späteren Kommandanten, und Heinrich Schröder, um im Amte Wolde (Dänischer Wohld) einen Platz auszusuchen. Die Wahl konnte nicht lange zweifelhaft sein. Um das nötige Terrain zu gewinnen,

[1]) in welcher der König die Privilegien der Stadt Kiel auf den Hafen und seine Ufer bestätigt,

namentlich aber um freie Hand in der ganzen Umgebung zu haben, mußte der König die vier Güter Bülk, Seekamp, Holtenau [1]) und Knoop samt den dazu gehörigen Dörfern: Dänischenhagen, Scharnhagen, Uhlenhorst, Schilksee, Pries, Klausdorf, Neu-Bülk, Rathmannsdorf, Strande und Eckhof mit zusammen 63 Pflügen ankaufen. Die vier Höfe wurden, wie Danckwerth sagt, gleichsam zu Meierhöfen gemacht. Um die bedeutende Summe, welche schon der Ankauf dieser vier Güter kostete, aufzubringen, wurde auf einem Landtag zu Kolding am 23./24. April 1632 eine Schatzung für das ganze Königreich ausgeschrieben, von der auch die Geistlichkeit nicht verschont blieb. Der Bau begann dann sofort, nicht, wie Danckwerth berichtet, erst 1637. Die Festung fiel aber, wahrscheinlich aus pekuniären Rücksichten, zu klein aus (sie hatte „vier Bollwerke") und sollte sich auch alsbald als unzureichend erweisen.

Gelegenheit, ihre Festigkeit zu erproben, bot sich noch im dreißigjährigen Kriege. Während die schwedischen Truppen unter Torstenson in Böhmen, Schlesien und der Mark standen, trat Dänemark auf die Seite des Kaisers und damit der Feinde Schwedens über. Mit unglaublicher Schnelligkeit aber stand alsbald Torstenson —, dieser begabteste Feldherr aus der Schule Gustav Adolfs, (trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit) an der holsteinischen Grenze. Am 14. Dezember 1643 erreichten die Schweden Oldesloe und gleich darauf Kiel. Sofort nach seiner Ankunft daselbst schickte Torstenson eine Schar von Reitern teils zu Lande, teils in Booten hinaus nach Christianspries, um die Feste zu nehmen. Der Kommandant Axel Urup setzte sich aber mit seiner geringen Besatzung, die nur einige sechzig Mann stark war, zur Wehr und ließ feuern. Bevor zum Hauptsturm geschritten wurde, schickte der schwedische General seinen Adjutanten Mardefeld in die Festung, um sie zur Übergabe aufzufordern. Der Kommandant verweigerte dieselbe. Da ließ Torstenson, durch Mardefeld über die



Herzog Friedrich III. v. Schleswig-Holstein-Gottorp
Nach einem alten Stich.

Schwäche der Festungswerke sowohl als der Besatzung unterrichtet, die beiden Obersten Linde und Lohausen mit ihren Regimentern zum Sturme schreiten, und zwar den einen auf den Wall, den andern auf einen mit Pallisaden und spanischen Reitern besetzten Sandhügel. Der erste Angriff wurde abgeschlagen, der zweite aber gelang, nachdem der größere Teil der kleinen Besatzung gefallen war. Die Schweden erbeuteten eine große Menge von Silbersachen, Geld und andern Kostbarkeiten, welche von den Landleuten der Umgegend hineingeflüchtet worden waren

[1]) Das Herrenhaus ist auf einer der Danckwerthschen Karten noch verzeichnet, und zwar nördlich von der Mündung der Levensaue. Auf anderen Karten desselben Werkes findet man an dieser Stelle dagegen nur das Dorfzeichen mit dem Namen „Holtenah."

(18. Dezember 1643). Der Kommandant Axel Urup wurde auf Ehrenwort nach Lübeck entlassen, der Rest der Besatzung kriegsgefangen.[1]) Auf dem Marsche hatten die Schweden noch von Kiel aus das Dorf Brunswik niedergebraunt, angeblich, weil von dort der Feste Christianspries Proviant zugeführt worden sei. Auf der Feldmark des ehemaligen Dorfes erinnert noch heutigen Tages der Flurname Schwedschen Dreck oder Schwedschen Koppel an die Anwesenheit dieser unliebsamen Gäste.

Am 4. Januar 1644 brach Torstenson von Kiel auf, eroberte ganz Schleswig und warf die Dänen bis nach Jütland zurück. Die Insel zu nehmen, gelang aber nicht bei der Überlegenheit der dänischen Flotte. Am 1. Juli 1644 erfocht diese trotz der Überzahl der Schweden auf der „Kolberger Heide" einen glänzenden Sieg über die schwedische Flotte, die sich nach ihrer Niederlage in die Kieler Föhrde zurückzog. Der alte König Christian IV. hatte persönlich den Ober-

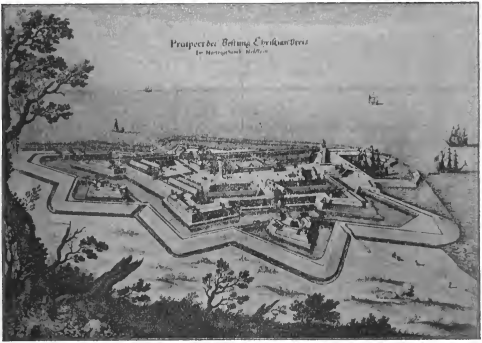


Seeschlacht an der Kolberger Heide Nach einem Stich im theatrum europaeum.

befehl geführt und, obwohl ein Balkensplitter ihm ein Auge ausriß und ihn an der Wange wie am Ohr hart verwundete, nicht eher niedergelegt, bis der Sieg errungen war. (Daher das dänische Nationallied: „Kong Christian stod ved hoien Mast i Røg og Damp . . .") Die Bewachung der schwedischen Flotte in der Kieler Föhrde überließ der König vor seiner Heimkehr dem Admiral Peter Galt mit dem gemessenen Befehl, kein Schiff aus dem Hafen entrinnen zu lassen. Gleichzeitig wurden von Laaland und Fühnen 2000 Mann herübergeholt, und unweit von Bülk am Strande ward eine Schanze aufgeworfen, von der aus die Dänen die schwedischen Schiffe mit Kartaunen zu beschießen begannen. Die Schweden zogen ihre Schiffe, die an der von ihnen eroberten Feste Christianspries vorläufig eine Stütze fanden, möglichst aus dem Bereich der dänischen Kugeln, doch wollte

[1]) Niels Slange, Kong Christian des Fierdes Historie, Bd. IV, Kopenhagen 1749.

es das Unglück, daß am Morgen des 26. Juli um 6 Uhr eine derselben das Admiralsschiff traf, in die Kajüte des Admirals Klaus Flemming, der gerade beim Ankleiden war, schlug und ihm die eine Hüfte zerschmetterte. Dem neben ihm stehenden Diener wurden beide Beine abgerissen. Der schwedische Admiral war $1\frac{1}{2}$ Stunden später eine Leiche. Außer sich vor Wut ließ Torstenson sofort darauf einen Sturm auf die dänischen Verschanzungen bei Bülk machen (29. Juli). Pardon wurde erst gegeben, nachdem die Besatzung zum größten Teil niedergehauen worden war. Den Oberbefehl über die schwedische Flotte erhielt nun Karl Gustav Wrangel. Er zog sich anfangs immer tiefer in die Föhrde hinein und machte auf diese Weise den dänischen Admiral immer sorgloser. So gelang es jenem denn,



Die Festung Christianspries.
Nach einem Stich in Merian, Topographie von Niedersachsen

in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August bei Südwind unbemerkt zu entkommen. Am 5. August fand sich die schwedische Flotte bei Elsnaben vollkommen in Sicherheit. Dem dänischen Admiral Peter Galt kostete seine Pflichtversäumnis den Kopf. Trotz seiner 70 Jahre wurde er in Kopenhagen auf den Befehl des Königs mit dem Schwerte hingerichtet.

Christianspries blieb in der Hand der Schweden bis zum Abschluß des für Dänemark sehr nachteiligen Friedens von Brömsebro (1645). Im folgenden Jahre 1646 besichtigte der König die Feste und setzte den früheren Kommandanten Axel Urup wieder an seinen alten Posten.

Nach dem Tode Christians IV. ließ sein Nachfolger Friedrich III. die Festung „aus gewissen Gründen," wie Danckwerth sagt, schleifen (1648). Wahrscheinlich

bewog ihn hierzu die Erkenntnis, daß die unzureichend ausgerüstete Feste dem Feinde nur ein Stützpunkt gewesen, vielleicht auch Rücksicht auf den Herzog von Gottorp.

Erst im Jahre 1663 wurde der Wiederaufbau begonnen. Das Kriegsgetümmel der vorhergehenden Jahre hat den König jedenfalls nicht eher dazu kommen lassen. Der umstehende Stich aus „Merians Topographie von Niedersachsen" führt uns die Feste „Christianspries" im Bilde vor Augen.

Die innere Festung bildet ein Quadrat mit etwas vorspringenden Ecken, von denen 2 nach der Land- und 2 nach der Seeseite gerichtet sind. Vor der Mitte der beiden nach der Landseite gerichteten Seiten und an einer der nach der Seeseite gerichteten liegt eine Art von Außenfort (damals sogenanntes „Bollwerk") von der Form des Vorderteils von einem modernen Panzerschiffe wie eine Insel in dem das Ganze umgebenden Graben, der wiederum an der Außenseite von einem Wall umgeben ist. Die Bollwerke sind durch Laufbrücken mit dem Innern der Festung sowohl als mit dem Außenwalle verbunden. Der Haupteingang liegt an der Südseite. Hier laufen nach den Meyerschen Karten in Danckwerths Chronik die von Seekamp, Pries und Dickmate (= Diekmissen bei Voßbrook) kommenden Wege zusammen. An der einen der See zugekehrten Seite bilden zwei klammerförmige Molen einen kleinen Hafen, dessen Einfahrt, wie auch der Umkreis der Feste, auf der Seeseite durch eingerammte Pfähle gesichert ist. Das Ganze bildet einen achteckigen Stern. Das Innere der Festung zeigt eine so stattliche Anzahl von langen, kasernenartigen Gebäuden, daß man, im Vergleich mit den bescheidenen Dimensionen der heutigen Festung, starken Zweifel an der Richtigkeit der Zeichnung nicht zu unterdrücken vermag. Die Kosten waren jedenfalls nicht gering. Im Schleswiger Staatsarchiv aufbewahrte Papiere beweisen, daß Bauern aus den entlegensten Teilen des königlichen Amtes Rendsburg zu den sogenannten „langen Fuhren" nach Friedrichsort verpflichtet waren, wahrscheinlich um Baumaterial oder Proviant zuzuführen.

In der eben geschilderten Verfassung hat die Festung, abwechselnd Christianspries oder Friedrichsort genannt nach dem Namen des jeweiligen Königs, bestanden, bis Friedrich V. dauernd den jetzigen Namen beizubehalten verordnete. Eine militärische Bedeutung hat sie, bis in das 19. Jahrhundert hinein, nicht gehabt. Einen Angriff erlebte sie erst am 17. Dezember 1813 wieder, und zwar abermals durch die Schweden, genau 170 Jahre nachdem sie von Torstenson genommen worden war. Diesmal kam es aber nicht zu einem Kampfe. Am 19. übergab sich die Festung, die freilich nur eine Garnison von Invaliden hatte, unter Kapitulation dem Feinde. — Im Jahre 1815 wurde der Leuchtturm am Ende der bei Niedrigwasser bloßliegenden Sandbank erbaut. Der Umbau des Turmes und die Umwallung desselben an der Nordseite sind neueren Datums. Im Kriege von 1848—50 befand sich Friedrichsort in den Händen der Schleswig-Holsteiner, deren Vorkämpfer Uwe Jens Lornsen bemerkenswerterweise in den Mauern gerade dieser Feste sein „Vergehen" hat büßen müssen. Zu einem Angriff auf Friedrichsort entschlossen sich die Dänen nicht, wohl mehr aus Furcht vor verborgenen Minen als vor den Geschützen der Festungswälle. Das Einlaufen eines dänischen Geschwaders wäre durch das bloße Kanonenfeuer von Friedrichsort aus nie und nimmer verhindert worden. Dieselbe Befürchtung bewog auch das französische Geschwader im Jahre 1870, von einem Angriff auf die Föhrde abzustehen. — Was seitdem für den Ausbau der Befestigungen an der Kieler Föhrde geschehen ist, gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Erwähnt sei nur noch, daß die beiden an der Landseite befindlichen „Bollwerke" der alten Feste Christianspries sich noch heute feststellen lassen, und daß die neue Festung Friedrichsort etwa

400 Ellen von der Stätte des alten Christianspries entfernt angelegt worden ist. Jedenfalls hat sowohl das erste als das 1663 neuerbaute Christianspries unmittelbar am Wasser, „auf dem Ort," gelegen. — Einem erneuten Angriff zu Lande wie zu Wasser dürfte das heutige Friedrichsort indessen mit größerer Ruhe entgegensehen, wie das alte zu den Zeiten Torstensons oder wie 1870.

Die Flachsbearbeitung, wie sie in Schwansen üblich war.

Von **Chr. Kock** in Bohnert.

Wer in früheren Jahren zur Sommerzeit einen Gang ins Feld unternahm, der traf oft zwischen wogenden Kornfeldern Ackerstücke, die mit Flachs bestellt waren. Das tiefe Grün hob sie scharf aus dem Getreide hervor; zur Zeit der Blüte schimmerte die Fläche wie ein blauer See. In den letzten Jahrzehnten sind Flachsfelder hier zur Seltenheit geworden, während ehedem Gutsherr und Bauer Leinsamen säeten und auch der „kleine Mann" bei seinem Arbeitgeber einige Kannen bis ½ Schipp ausgesäet erhielt.

Ende Juli oder Anfang August, wenn der Flachs anfing sich zu bräunen, begann die Ernte desselben. Diese unterschied sich von der Kornernte dadurch, daß der Flachs nicht gemäht, sondern aufgezogen wurde, welche Arbeit, weil die Pflanze nicht stark bewurzelt ist, wenig Kraft erforderte und daher zum teil von Kindern unter Aufsicht Erwachsener ausgeführt werden konnte. Den herausgezogenen Flachs legte man in schnurgeraden *Schwaden* von der Dicke einer flachen Hand hinter sich. Die Sonne besorgte die Nachreife, und damit diese gleichmäßig erfolge, mußten die Schwaden mehrmals mittels einer hölzernen „*Gaffel*" gewendet werden. Darauf wurde der Flachs zu kleinen Garben gebunden und ähnlich wie das Korn in „*Hocken*" aufgestellt. Bei häufigem Wechsel von Regen und Sonnenschein springen die Fruchtkapseln leicht auf, wobei viel Samen verloren geht; auch fallen manche Vögel mit Vorliebe über den Flachssamen her. Deswegen fuhr man, sobald die Nachreife beendet und der Flachs trocken war, diesen ins Haus. Wurde die Getreideernte durch einen Regentag unterbrochen, so erklang die Tenne unter den Schlägen der Dreschflegel, welche die Samenkapseln von dem Stengel trennten. In älterer Zeit war an Stelle des Dreschens das Riffeln („*Repeln*") des Flachses üblich; es bestand darin, daß man ihn durch einen großen Holzkamm zog, der einer mit den Zinken nach oben gerichteten starken Harke glich.[1])

Auch die fernere Behandlung des Flachses hat im Laufe der Zeiten Wandlungen erfahren. Noch zu Anfang des Jahrhunderts war hier zu Lande die „*Wasserröste*" üblich, welche darin bestand, daß die Flachsbündel 9 Tage lang in eine Wassergrube gelegt wurden, um dadurch den Bast von der äußeren Rinde und den inneren Teilen des Stengels zu lösen. Später kam die „*Tauröste*" in Anwendung. Man breitete den gedroschenen Flachs in geraden, dünnen Schwaden auf eine alte Weidekoppel und ließ Sonnenschein und Regen oder den Tau einwirken. Damit solches gleichmäßig geschehe, mußte der Landmann den Flachs fleißig wenden („*kehren*"), bis er nach Verlauf von etwa 4 Wochen durch Zer-

[1]) Einen solchen „*Flasrepel*" findet man im Bauernhause nur noch selten, häufiger jedoch einen „*Retrepel*" und „*Schoofrepel*."

knittern der Stengel feststellte, daß die holzigen Teile leicht zerbrachen und der wertvolle Bast leicht zu lösen war. Sollte dieser nicht in Fäulnis übergehen, so mußte der Flachs „unter Dach“ gebracht werden. Große Bündel desselben umgab der Bauer mit einem aus Roggenhalmen zusammengeknoteten Band („Knottband“).

Die nächste Arbeit bestand in dem Brechen („Braken“) der Stengel. Sie erfolgte gewöhnlich im Oktober, wenn die Ernte vorüber und die Wintersaat bestellt war. Vor dem Brechen mußte der Flachs gedörrt („röst“) werden. Wenn bei einer geringen Flachsmenge die Arbeit sich bald beenden ließ, geschah das Dörren nicht selten im Backofen, der entweder eigens für diesen Zweck geheizt wurde oder den Flachs nach dem Brotbacken aufnahm. Im ersteren Falle mußte der Ofen nach Herausnahme der glimmenden Holzkohlen mit einem langgestielten Besen aus Roggenstroh oder Beifuß gefegt werden, damit kein Fünkchen auf dem Herde liegen bleibe, das für den Flachsinhalt gefährlich werden konnte. Trotz aller Vorsicht ging nicht selten dieser in Flammen auf und mit ihm, infolge der gewaltigen Hitze, das Backhaus, ja, das ganze Anwesen nebst den Nachbarhäusern. Entdeckte man rechtzeitig den entstehenden Brand, so konnte man ihn durch Vermauern des Ofenloches ersticken. Die hölzerne Backofenthür („Abenblock“) sowie die Ritzen zwischen ihr und dem Ofenmundloch wurden mit angefeuchtetem Lehm beworfen. In manchen Gegenden war das Dörren des Flachses im Backofen wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verboten.[1])

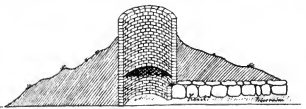


Fig. 1. Brakofen (Durchschnitt).
Gezeichnet von Lehrer Willers Jessen in Eckernförde.

Allgemeiner war ein anderes Verfahren. In beträchtlicher Entfernung vom Hause wurde auf dem Felde ein 3 m langer und reichlich 1 m tiefer Graben ausgeworfen, der sog. „Brakgraben“; über ihn legte man der Länge nach 2 Eisenstangen, die man durch eine kürzere Querstange stützte. Meistens lieh man diese von dem Schmied. Ein Torffeuer am Grunde des Grabens erwärmte den über die Stangen gebreiteten Flachs. Das Ausbreiten und Wenden desselben besorgten zwei Frauen, die in einem mit dem Hauptgraben parallel laufenden weniger tiefen Graben standen. Waren die Stengel heiß, so eigneten sie sich zur Bearbeitung. Diese Art des Dörrens hatte folgende Übelstände:

1. Der Flachs geriet leicht in Brand;
2. die Enden des Flachses wurden nicht genügend gedörrt und waren darum schlecht zu brechen;
3. die bei dem Dörren beschäftigten Frauen zogen sich leicht rheumatische Krankheiten zu, verursacht durch den Wechsel zwischen der sie anwehenden herbstlichen Kühle und der Glut des Torffeuers.

---

[1]) Zur Zeit der Leibeigenschaft, also noch im 18. Jahrhundert, waren Backhäuser bei den Bauernhäusern eine Seltenheit. Gewöhnlich lag der mit Erdsoden bedeckte Backofen im Freien. Die damals vorhandenen Backhäuser hatten zuweilen nicht einmal feuersichere Bedachung. Aus einem am 5. Juni 1750 vom Pastor Classen in Borby der Dorfschaft Kochendorf ausgestellten Revers, betreffend Lieferung von „Schoof,“ „Schächt“ und „Weeden“ zur Bedachung des Pastoratsbackhauses in Borby, geht hervor, daß es mit Stroh bedacht war. Die „Westerseite (war) fast gantz dachloß,“ sodaß der Prediger sie mit „Heufutter“ belegen mußte.“

Diese Mängel wurden bei einer neueren Einrichtung, die im 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sich einbürgerte, teils vermieden, teils erheblich beschränkt. Die Neuerung heißt „Brakaben" oder „Brakkuhl." (Fig. 1.) Dabei stellte man den Flachs senkrecht in ein $1^1/_2$ — 2 m tiefes brunnenschachtartiges Mauerwerk, das 1 m weit und an der Außenseite bis zur halben Höhe mit Erde beworfen war. Damit der Flachs nicht bis an den Boden herniederfalle, ruhte 50—60 cm über diesem ein kreisrunder, eiserner Rost, bestehend aus einem flachen, kreisförmig gebogenen Umfassungsring, auf welchem in Abständen von ca. 2 cm parallel verlaufende, flache Eisenstangen befestigt waren. Dieser Rost konnte herausgenommen werden und wurde nach beendetem Flachsbrechen an einem trockenen Orte aufbewahrt. Vom Grunde des Brakofens aus führte ein aus Felsen erbauter, $^1/_2$ m im Geviert haltender, $2^1/_2$—3 m langer, wagerechter Kanal ins Freie, in dessen äußerstem Ende man beim „Braken" ein Torffeuer entfachte. Zuweilen blies der Wind allzustark ins Feuer und trieb die Funken den Kanal entlang in den Brakofen, den Flachs gefährdend. Dann nahm der Bauersmann eine Thür aus seinem Hause und stellte sie vor das Feuer als Windschirm. Da der Flachs nicht zusammengepreßt in den Brakofen gethan werden durfte, konnte dieser auf einmal nur ein halbes Bündel aufnehmen. Die andere Hälfte breitete man über den Ofen, um ein zu schnelles Entweichen der durch den Kanal herzuströnenden Wärme zu verhindern. Nach einigen Minuten war das auf dem Rost stehende Ende der Stengel heiß, und die das Dörren überwachende Person, gewöhnlich eine Frau oder eine Magd, wendete den Flachs, sodaß das andere Ende nach unten kam. War er genügend heiß, so wurde er ausgeworfen und durch die Ofenbedeckung ersetzt. Es war nicht zu vermeiden, daß allerlei Abfälle an den Boden des Brakofens fielen, hier zuletzt einen zolldicken Belag bildend, der eine Gefahr für den darüber befindlichen Flachs werden konnte. In Arbeitspausen beseitigte man diesen Bodenbelag durch Verbrennen.

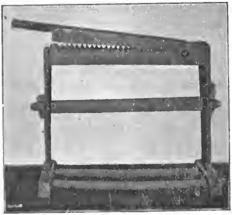


Fig. 2. Brake (Höhe 0,73 m).
Original im Thaulow-Museum zu Kiel.

Durch die oben beschriebene Weise konnte Flachs für 5—7 „Braken" gedörrt werden. Die Brake („Brak"), eine Maschine aus Holz, ruhte auf zwei Füßen (Fig. 2), die unten durch zwei starke Holzstangen verbunden waren. Der obere Hauptteil hatte etwas Ähnlichkeit mit einer Häcksellade. Die Seitenwände der Lade oder des Kastens halte man bei der Grobbrake („Groffbrak") am oberen Rande eingekerbt; bei der Feinbrake („Finbrak") bildeten sie oben eine Schneide. Bei beiden Braken lief parallel mit den Seitenwänden in gleichen Abständen von diesen ein oben scharfes Mittelbrett. Die Wände des am hinteren Ende gelenkartig befestigten Schwengels („Klapper") waren bei der Grobbrake ebenfalls gekerbt, bei der Feinbrake schneidenartig. Beim Niederdrücken griff der Klapper mit seinen Seitenwänden in die Zwischenräume der Lade.

Der Klapper wurde mit der rechten Hand bewegt, anfangs langsam, dann immer schneller, je mehr der Flachs gebrochen wurde. Die linke Hand hielt diesen, legte ihn über die Lade und zog ihn, unter steter Bewegung des Klappers, durch diese hinweg. Bald faßte man das eine Ende des Flachses, bald das andere. Sobald er sich sehr in die Länge zog, faßte man das lange, dünne Ende mit der rechten Hand, zog die sich auslösenden Flachsteile heraus und legte sie wieder in die linke Hand. Letzteren Vorgang nannte man „uptöppen." Unter der Brake ruhte auf den Längsstangen ein großer Stein, um dem Gerät einen sicheren Stand zu verleihen. Bald war er den Blicken durch die herabfallenden Holzteilchen, den „Schäf," entzogen. Diesen Schäf benutzte man als Viehstreu oder warf ihn in nasse Fußsteige. Hatte der Flachs die Feinbrake passiert, so wurde soviel, als eine Mannsfaust umspannen kann, in der Mitte mit einem Flachsbändchen umschnürt und hieß „Röst." Um 20 solcher Röst schlug man darauf den 21. Röst und nannte ein solches Bündel ½ „Töpp." 42 Röst bildeten somit 1 Töpp.

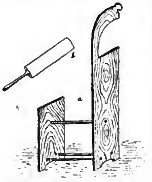


Fig. 3. Schwingelfuß (a). Höhe 0,96 cm. Schwingelblatt (b), Länge 0,50 cm. Gez. v. Lehrer Willers Jessen in Eckernförde.

In bäuerlichen und kleineren Betrieben verfügte man nicht über so viele Arbeitskräfte, als das Brechen des Flachses erforderte; deswegen wurden Insten, Tagelöhner, Handwerker u. a. zu Hülfe gebeten. Für solche Gefälligkeit fuhr der Bauer diesen Leuten die Feuerung ans Haus oder erwies mit seinem Gespann ihnen sonstige Dienste. Das Braken geschah häufig am Sonntag, da nur an diesem Tage die Hülfeleistenden, die „Braker," über freie Zeit verfügten. Obwohl hurtig geschafft werden mußte und von frühmorgens bis zur hereinbrechenden Dämmerung die Braken lustig klapperten, war es dennoch für die Beteiligten halbwegs ein Festtag. Zu Mittag spendete die Hausfrau ein Feiertagsgericht; überhaupt mußten Küche und Keller das beste hergeben. Die Arbeit des Brakers war nicht schwer; darum fand man zu heiteren Gesprächen reiche Lust. Es wurde gescherzt und gelacht,[1]) und der derbe Volkswitz sowie der kerngesunde Volkshumor trieben an solchen Tagen frische Blüten.



Fig. 4. Schwingmaschine im Thaulow-Museum zu Kiel. Höhe 1,65 m.

[1]) Ein beliebter scherzhafter Brauch war das „Brak fastbin'n." Ging ein Braker aus irgend einem Anlaß von seinem Gerät und ließ den Flachs darin sitzen, so sprang schnell

Die nächste Arbeit war das Schwingen. Es geschah vor alters an dem sogenannten Schwingelfuß („Schwingelfoot" — „Schwingfoot") (Fig. 3). Man setzte sich so, daß der linke Fuß auf den unteren Querstangen ruhte, und hielt mit der linken Hand den Flachs durch den Einschnitt des rechten, höheren Brettes. Die rechte Hand führte mit der Schneide des schwertförmigen „Schwingelblattes," auch „Schwingholt" genannt, in senkrechter Richtung rasche Schläge an den herabhängenden Flachs. Nicht selten wurde diese Arbeit von einer größeren Anzahl Frauen und Mägde auf der großen Diele des Hauses ausgeführt; auf den Höfen verrichteten sie die Meiereimädchen.[1]) Die Thätigkeit war sehr langweilig und zeitraubend und begünstigte deswegen den Klatsch. Der Aberglaube will wissen, daß manchem, der nicht wohl gelitten war, in dieser Zeit die Ohren häufiger geklungen haben als sonst. Zuweilen fiel dem Hausvater im Verein mit den Knechten das Schwingen zu, das dann nach vollbrachtem Tagewerk bei dem spärlichen Schein der Thranlampe geschah.

Viel schneller ging das Schwingen mittels der „Schwingmaschine," die für unsere Gegend zu den Errungenschaften des 19. Jahrhunderts gehört. Anfangs besaß sie nur 4 Flügel, doch vermehrte man sie hernach, wie nebenstehende Abbildung (Fig. 4) zeigt, auf 12. Mit beiden Händen hielt oder schlug man den Flachs in die Öffnung des schildförmigen „Schwingbrettes," und hurtig stoben die letzten „Schäf" davon; aber auch grobe und kurze Flachsfasern wurden mit ausgesondert. Letztere hießen nunmehr mit einem Sammelnamen „Schwingelheede." Die schlechtere wurde dem Lumpensammler verkauft, die bessere mit einem „Sprerk" von dem Schäf durch Schütteln gereinigt und später gesponnen und gewebt zu Sackleinen, groben Decken, „schwingelheedenen Laken" (Betttüchern) usw.

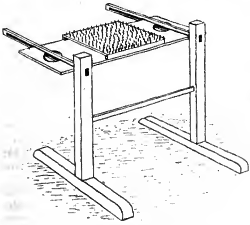


Fig. 5. Hechelfuß (Höhe 0,75 m).
Gezeichnet von Lehrer Willers Jessen in Eckernförde.

Das Sprerk (vielleicht von „spreen," d. h. ausbreiten, ausstreuen) gehörte eigentlich zum Spinnrade, bei welchem es bei dem Spinnen der „Heede" diente. Es bestand aus einer kreisrunden Holzscheibe von 14—16 cm Durchmesser, die unten in der Mitte einen sich verjüngenden Stiel hatte. In gleichen Abständen saßen am oberen Rande 6 oder 8 etwas nach außen zeigende hölzerne Zinken von 10—14 cm Länge. Die Heedenmenge, welche ein Sprerk fassen konnte, nannte man ein „Dies."

Nach dem Schwingen des Flachses erfolgte das Hecheln („Heckeln"), welches darin bestand, daß man ihn durch die senkrechten Eisenspitzen eines wagerecht

ein anderer herzu und schlang ein Band aus Roggenstroh, mit dem vorher ein Flachsbündel umschnürt gewesen war, um Klapper und Lade der Brake. Nunmehr mußte der unachtsame Braker etwas zum besten geben. Leider war es häufig eine halbe Flasche Branntwein.

[1]) Um 1750 mußte nach einem Saxtorfer Protokollbuche ein Meiereimädchen auf diesem Hofe täglich 1 L℔ = 7 kg reingeschwungenen Flachs liefern.

liegenden Brettchens zog. (Fig. 5.) Hierdurch wurden die Fasern einerseits zerteilt, sowie auch von den gröberen und kürzeren befreit. Da es eine Grob- und eine Feinhechel gab, gewann man in den Abfällen „Grob-“ und „Feinheede.“ Den gehechelten Flachs drehte man zu eigenartigen Knoten („Knucken“).

Den Flachsertrag veranschaulicht ziemlich zuverlässig folgende, aus einem Saxtorfer Protokollbuche stammende Berechnung:

Balance.

pr. Anno 1769 gehabt an geschwungenem Flachs 52 L℔ 7 ℔.	Daraus ist geworden:
	1) an Rein Flachs . . . . . 348 ℔ (ist von ein L℔ 6 ℔ 20 4/35 Loth).
	2) an Heede. . . . . 334 1/2 ℔ (Von 1 L℔ sind 6 ℔ 11 31/35 Loth.)
	3) Verlust auf jedes L℔ 1 ℔ gerechnet bringt . . . . . . 52 1/2 ℔
	Summa 735 ℔ oder 52 L℔ 7 ℔

Nun zum Spinnen. Vor 50 Jahren schnurrte in jedem Hause das Spinnrad; jetzt ist es in die Rumpelkammer verbannt worden; nur einige Mütterchen halten es noch in Ehren, und doch ist es nicht die älteste Spinnvorrichtung. In älteren Zeiten — allerdings weiß sich dessen heute keiner mehr zu erinnern — gab es in Schwansen Handspindeln. Man findet bisweilen im Erdboden namentlich in der Nähe menschlicher Ansiedelungen Steinchen, die einem kleinen Schleifstein nicht unähnlich sind. Sie sind zumeist aus gebranntem Thon angefertigt und haben einen Durchmesser von 4—5 cm Von oben bis unten ist jeder Spindelstein, auch „Spinnwirtel“ genannt, durchbohrt, um einen runden Holzstab aufnehmen zu können. Um diesen wurde der gesponnene Faden geschlungen; drehte man nun beim Spinnen den Faden und damit die Spindel, so wickelte sich das Garn selbstthätig auf der Spindel auf. Als man später die Spindel wagerecht legte, sie Spule nannte, und sie durch eine kleine Maschine, die durch fleißige Fußtritte getrieben wurde, in Bewegung setzte, da hatte man das Spinnrad erfunden.

Es ist einleuchtend, daß die Einführung des Spinnrades einen wesentlichen Fortschritt bedeutete, ging die Arbeit mit demselben doch viel schneller von statten. Es galt als Regel, daß bis Weihnachten die im Herbst gewonnene Wolle gesponnen sein mußte; denn sonst sollte nach einer Redensart die Spinnerin mit ihrem Spinnrade zur Schande vor der Kirchenthür sitzen. Danach wurde der Flachs vorgenommen. In bäuerlichen Betrieben suchte man das Spinnen desselben seinem Hauptteile nach bis kurz nach Lichtmeß zu beenden, weil dann die Feldarbeit begann, zu welcher Frauen und Mägde früher viel mehr als heute herangezogen wurden. Es waren hilde Tage, und vom frühen Morgen bis spät in den Abend, wenn der Kienspan oder die qualmende Thranlampe nur spärliche Helle verbreiteten, schnurrten die Räder. Das Bedürfnis zum geselligen Beisammensein wohnte auch damals in der Menschenbrust. Wenn die Frauen nach vollbrachter Tagesarbeit „auf Nachbarschaft“ gingen, nahmen sie auf ihrem Rücken das Spinnrad mit. Bereits in früher Jugend wurde das Mädchen dem heiteren Spiel entrissen und an das Spinnrad gefesselt. Die kleinen Finger mußten sich im Spinnen der groben Schwingelheede üben. Nicht immer wollte es gelingen, sogleich einen feinen Faden zu bilden; grobes, rauhes Garn aus der Schwingelheede nannte man „Drumpeldraht.“ Aus Flachs sehr feines, gleichmäßiges Garn zu spinnen, erforderte eine gute Schulung, und wer es konnte, war stolz darauf. Hielt die Braut als junge Frau in ihr neues Heim ihren Einzug, so führte sie nicht selten vor sich auf dem Wagen ihr Spinnrad mit.

Auf den Gutshöfen nahm das Flachsspinnen eine ungleich längere Zeit in Anspruch und war eine Obliegenheit der Meiereimädchen. Dieser Name hatte früher nicht den üblen Klang wie heute. Ihre saure Arbeit unter den Augen der gestrengen Meierin, ja, nicht selten der Gutsherrin selber, bewahrte sie vor mancher Thorheit. Es war ein durchaus ehrenwerter Stand, und die Töchter angesehener Bauern bewarben sich selbst nach Aufhebung der Leibeigenschaft um den Platz eines Meiereimädchens.

Die Spinnthätigkeit der Mädchen wurde, so zu sagen, mit der Elle gemessen; denn das Garn wand die Meierin auf einen Zählhaspel („Tallhaspel"). Bei diesem machte ein Räderwerk die Zahl der Umdrehungen auf einem Zifferblatte sichtbar. Nach der hundertsten Umdrehung schlug ein hölzerner Hammer gegen ein Brettchen. Man sagte, nun sei „ein Hundert" gesponnen. Auf den Höfen mußten je nach der Größe des Betriebes 1—2 Mädchen „insitten," d. h. drinnen sitzen, um zu spinnen, während die übrigen Außenarbeit hatten, daneben aber noch 3—5 Hundert am Tage spannen. Jedes der zuerst genannten Mädchen hatte täglich 9 Hundert Heede oder 12 Hundert Flachs zu spinnen. Da der Haspelumfang reichlich 2 m betrug, ergab sich eine Fadenlänge von 1800 bezw. 2400 m, gewiß eine gute Leistung! Manch fleißiges Mädchen verstand es, diese bis auf 18 Hundert Flachs für den Tag zu steigern, also einen Faden von der stattlichen Länge einer halben deutschen Meile zu spinnen, sodaß es bereits am Donnerstagabend sein Wochenpensum absolvierte. Dann durfte es am Freitag und Sonnabend für sich spinnen. Eine vor wenigen Jahren verstorbene Frau brachte als Mädchen es dahin, in einem Winter neben ihren dienstlichen Obliegenheiten für sich das Garn zu sechs fläcḧsenen Betttüchern herzustellen. Unerbittlich hielt die Herrschaft an der Hundertforderung fest; darum wehe der Trägen und der Langsamen! Sie mußte noch spät in der Nacht spinnen, wenn ihr die müden Augen wiederholt zufielen. [1])

Wem es an Zeit mangelte, der ließ seinen Flachs für Geld oder auch „tom Halven" spinnen. In solchem Falle behielt die Spinnerin, die gewöhnlich eine Wittwe, eine Handwerkerfrau oder eine solche Frau war, die wegen Körperschwäche keine Feldarbeit verrichten konnte, als Lohn für ihre Mühe die Hälfte der empfangenen Gewichtsmenge zurück. Fand eine Barzahlung statt, so entrichtete man vor ca. 50 Jahren für das Spinnen von 1 ℔ Schwingelheede 3 β, 1 ℔ Heede 6 β, 1 ℔ Flachs 7—8 β. Um 1740 zahlte man für 1 ℔ Heede 2½ β. Eine geschickte Spinnerin vermochte an einem Tage 1 ℔ Flachs zu verarbeiten. Da beim Spinnen sich Abgänge ergaben, konnte nicht die volle Gewichtsmenge zurückgefordert werden. Diese Thatsache nützten unehrliche „Spinnfrauen" zu ihrem eigenen Vorteil aus und behielten außer den Abfällen auch von dem Garn für sich.

Eine Spule auf den Haspel gezogenen Garns nannte man einen „Fessel"; 4—5 Fessel bildeten 1 „Stück." Um die einzelnen Fessel von einander zu scheiden, band man beim Haspeln um dieselben ein aus Spinnabfällen oder aus Schwingelheedengarn gewundenes „Fesselband" in der gleichen Weise, wie man heutigen Tages um die einzelnen Abteilungen des gekauften Garnes ein Band gewunden sieht. Damit beim Haspeln des nächsten Fessels die Bandenden nicht hinderlich wurden, wickelte die das Haspeln besorgende Person sie um den Handgriff des Haspels. Manche Hausfrauen legten zum Schluß, ein besseres Hantieren

[1]) Die Sage erzählt von einer „Madam" zu Ornum, der „schwarzen Margaret," die im vorigen Jahrhundert lebte, sie habe den Mädchen, welche die geforderte Hundertzahl nicht lieferten oder die nicht fein genug spannen, den Flachs um die Finger gewunden und angezündet. Man vergl. meine Arbeit über Schwansen S. 81.

des Garns zu ermöglichen, um das ganze Stück ein weites und starkes „Reband“ (vielleicht von „redig,“ d. h. einfach, bequem auszuführen).

Nach beendetem Spinnen wurden die einzelnen Garnstücke 1—2 mal mit Holzasche gekocht und nach jedesmaligem Kochen mit dem „Waschholt“ auf der Waschbank geklopft. Die Waschbank war ein 60 cm hohes Holzgestell, bestehend aus einer dicken, 1 m langen Bohle, die an dem einen Ende auf einem Fuße, an dem anderen auf 2 Füßen ruhte. Nach jedesmaligem Kochen und Klopfen spülte man das Garn in klarem, kaltem Wasser und wrang es aus. Das Klopfen, Spülen und Auswringen geschah beim Ziehbrunnen, oder wenn ein Bach bei dem Hause vorbeifloß oder ein Teich mit reinem Wasser in der Nähe war, an deren Ufern. Dann zog die Hausfrau die Garnstücke auf die „Garnlatte,“ eine runde, glatte Stange von 5—6 m Länge, und legte diese in die Gabeln der „Garnpfähle.“ Garnlatte und Garnpfähle bildeten das „Garnreck.“ Damit der Wind mit den herabhängenden Garnstücken nicht sein loses Spiel treibe, zog man zuunterst durch sie eine zweite Garnlatte. Das getrocknete Garn wurde auf die „Garnwinde“ gebracht und zu Knäueln („Klun“) abgewunden. Jeder Fessel gab ein Klun. „Windelpflock“ und „Rasselholz“ waren bei dieser Arbeit unentbehrliche Dinge. An dem „Garnwinden“ beteiligten sich auch Männer und Knaben, besonders aber die Großeltern, wenn sie zu anderer Beschäftigung zu schwach geworden waren. Dann saß wohl der Enkel zu Füßen der Alten und lauschte staunend der Erzählung ihrer mannigfachen Erlebnisse sowie den Märchen und Sagen.

Der Weber verarbeitete das gewundene Garn zu mancherlei Gewebstücken, zu gewöhnlichem „Linnen,“ zu „Drell,“ „Goosogen,“ „Fischernetten,“ „Damast“ usw. Auch verwebte man flächsenes Garn mit wollenem zu „egenmakte Tüg“ und „egenmakte Röck“ mit Leinenkette und Wolleneinschlag.

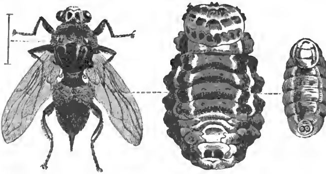
Die Entwicklung der Dasselfliege nach dem Stande neuester Forschung.

Von H. Barfod in Kiel.

Heiß brennt die Julisonne vom wolkenlosen Himmel hernieder. Vor ihrer Glut flüchtet alles Leben in den kühlenden Schatten. Nur der nie ermüdende Chor der Insekten schwirrt und gaukelt und flattert durch den flimmernden Äther; ein solcher Backofen entflammt die Liebesglut und steigert die Gelüste des Hungers. Die Rinder kauern im Grase in behäbiger Ruhe; an Raines Rand spendet die dichte Hecke willkommenen Schatten. Unaufhörlich peitschen sie den Schwanz nach links und nach rechts; der Quast, ein natürlicher Fliegenwedel, verscheucht die lästigen Bremsen und Stechfliegen. Vergebliches Bemühen! denn immer aufs neue drängen sie sich an das warmblütige Opfer, lechzend nach dem roten Saft in den Adern der Rinder. — — Jetzt erhebt sich ein Rind mit kräftigem Satze! Mit gehobenem Schwanze, unter angstvollem Gebrüll stiebt es mit gesenktem Kopfe wie rasend von dannen! Hin ist die Ruh'! Wie auf einen Schlag erheben sich auch die anderen! Mit rückwärts- oder aufwärtsgehobenem Schwanze rast die ganze Herde in zügelloser, wilder Hast dahin, wie von Furien gepeitscht! Entsetzliche Angst verrät das Brüllen, hochaus schlagen die Hinterbeine, als gelte es, den Verfolger durch die Wucht des Körpers zu erdrücken, zu zerstampfen! Schließlich streben alle einem Ziele zu, dem Wasser, wenn solches erreichbar ist. Hier stehen sie bis an die Brust umspült vom kühlenden Naß. Doch auch der Verfolger, die Dasselfliege, ist jetzt zufrieden gestellt. Die Eier kleben am Haarpelz des auserwählten Opfers. —

Diese Erscheinung des ängstlichen Umherirrens und Flüchtens der Rinder war bereits dem römischen Dichter **Virgilius** bekannt; er erwähnt ihrer im dritten Gesange seiner „Georgika," des hohen Liedes von der Landwirtschaft. Auch bei uns zu Lande wiederholt sich hier und da von Jahr zu Jahr dasselbe Schauspiel, freilich nicht zum Entzücken des Landmannes. Er weiß sehr wohl, daß der Urheber dieses „Biesens der Rinder" ein viel schlimmerer Feind ist als selbst die Rinderbremsen, diese Vampyre des Rindes. Das „Biesen" ist nämlich nur das Anfangsglied in der Kette qualvoller Leiden, welche dem Rinde durch den größeren Plagegeist, die Dasselfliege, bereitet werden; denn sie ist die Urheberin jener Dasselbeulen, welche im nächsten Frühjahr den Rücken seiner Pfleglinge bedecken und den Gesundheitszustand derselben in hohem Maße bedrohen. Machtlos steht er diesem Eingriff des kleinen Insekts in den Organismus des Rindes gegenüber; er vermag nur durch zeitiges Ausdrücken der Larven aus den eiterigen Beulen den Trägern derselben Linderung zu verschaffen.

Die **Dasselfliege** (Hypoderma bovis) gehört zur Familie der Bies- oder Dasselfliegen (Oestridae). Sie und ihre nächsten Verwandten zählen zu den größten Quälgeistern für Mensch und Vieh, weil ihre Larven, ähnlich den Eingeweide-



Die Dasselfliege [1]) (Hypoderma bovis): a. Fliege, b. Larve, c. Puppe.
Die letzten beiden von der Bauchseite gesehen. Alle vergrößert.

würmern, in den Körpern warmblütiger Tiere schmarotzen, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Verpuppung und die Entwicklung zum fertigen Insekt (Imago) außerhalb des Wirtes vollziehen. Schon im grauen Altertum beobachtete man die Dasselbeulen auf Haus- und Jagdtieren. Wenn es auch als fraglich erscheinen muß, daß Aristoteles den Zusammenhang zwischen dem Biesen des Rindes und dem Urheber desselben, der Dasselfliege, erkannt hat, so hat er andererseits gerade an der Entwicklung der Larve zur Puppe und zum Imago die Vorstellung der Entwicklung (Metamorphose) gewonnen. Griechische Tierärzte gaben bereits eine Beschreibung der Larven. Das ganze Mittelalter kam hier, wie in allen anderen naturwissenschaftlichen Dingen, nicht über die Anschauung des Aristoteles hinaus, und erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es einem Italiener, die Hypoderma-Larve zur Entwicklung zu bringen und somit auch eine Beschreibung der Fliege zu geben. Trotzdem verfielen spätere Forscher auf mancherlei Irrtümer.

---

[1]) Die Abbildung im Original befindet sich in dem klassischen Werke „Brehms Tierleben" (Bd. 8: Die Insekten). Das Klischee wurde uns von dem Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt.

Wenn auch der Wiener Professor Brauer in seinem 1863 erschienenen Werke „Monographie der Oestriden" das reiche Material sammelte und sichtete und manche Aufklärung über das geheimnisvolle Leben und Werden dieser Fliegen hinzufügte und durch spätere Nachträge in den „Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft" ergänzte, so blieb es doch den allerletzten Jahren vorbehalten, den Entwicklungsgang gerade für die in Rede stehende Dasselfliege des Rindes klar zu stellen. Das Resultat dieser Untersuchung interessiert nicht nur den Landwirt, dessen Rinder diesem unheimlichen Gaste zum Opfer fallen, nicht nur den Tierarzt, der damit den Schlüssel für mancherlei ihm bis dahin rätselhaft erscheinende Leiden des Hausrindes erhält, sondern auch den Naturfreund, der wieder einmal Gelegenheit hat, der Natur auf vielverschlungenen Pfaden ihres Werdeganges zu begegnen; sonderlich auch den Leser der „Heimat," weil bei uns zu Lande die Frage nach der Entwicklung der Dasselfliege zuerst angeschnitten und schließlich auch zum Abschluß geführt wurde: 1888 fand Kreistierarzt Hinrichsen in Husum die Larven im Rückenmarkskanal eines Rindes und stellte damals schon die bisherige Anschauung über die Einwanderung der Larven in den Körper des Wirtes in Zweifel, und 1896 wurde auf dem Kieler Schlachthofe durch die Tierärzte Ruser und Klepp die eigentliche Eingangspforte der jungen Larven festgestellt.

Die große Zahl der volkstümlichen Namen — Dasselfliege, Dasselmücke, Bremse, Biesfliege, Biesmandel, Engerlingfliege — beweist schon, daß man im Volke diesem Insekt allseitige Beachtung geschenkt hat, obwohl die Fliege selbst den wenigsten zu Gesicht gekommen ist. Sie ist wegen ihres dichten Haarkleides und ihres halbkugeligen Kopfes einer kleinen Hummel nicht unähnlich. Wie sehr die Dasselfliege in ihrer Existenz an die Rinder gebunden ist, geht schon daraus hervor, daß in solchen Gegenden, in denen das Vieh später auf die Weide getrieben wird, auch die Fliegen sich später zeigen, weil die bereits im Stalle aus den Beulen hervorgeschnellten Larven in dem Stallmiste unter den Hufen des Rindes zertreten werden. Nur im Freien sind die Larven entwickelungsfähig; nur hier findet man zur Flugzeit an den sonnigen Stellen der Wege und Weideplätze die Fliegen, oft an ganz bestimmten Sammelpunkten, an denen man sie vielfach Jahr für Jahr beobachten kann; nur im Freien werden von dem geschlechtsreifen Weibchen die Eier abgesetzt. Daraus folgt, daß allein solche Rinder, welche das ganze Jahr hindurch im Stalle gehalten werden, gegen das Hervorbrechen von Dasselbeulen geschützt sind. Während ihrer kurzen Lebenszeit nimmt die Fliege keinerlei Nahrung zu sich, ist also durchaus nicht den blutsaugenden Mücken und Fliegen vergleichbar. Sie zehrt von dem Fett, das die Larve aufgespeichert hat. Ihre einzige Sorge ist auf die Erhaltung ihrer Art gerichtet. Darum verfolgt sie auch das sich sträubende und wehrende Rind mit zäher Ausdauer und läßt nicht ab von ihrem gehetzten Wilde, als bis es ihr gelungen ist, die länglichrunden, dickschaligen, klebrigen Eier auf die Haut des Wirtes ihrer Nachkommenschaft abzusetzen. Dann stirbt sie.

Früher war man der Ansicht, daß, wie z. B. Vitus Graber noch 1877 in seinem sonst vortrefflichen Werke: „Die Insekten" behaupten konnte, das Weibchen mit seiner „perspektivartigen Legeröhre" die Rückenhaut durchbohre und dem Rinde das Kuckucksei unterschiebe. Die Furcht vor den so erzeugten Schmerzen sollte die Herde zum Biesen veranlassen. Diese Meinung hatte Brauer schon 1863 widerlegt, indem er darauf hinwies, daß die nach Art eines Fernrohres zusammenschiebbare Legeröhre durchaus nicht imstande sei, das dicke Fell des Rindes zu durchstechen. Vor ihm hatte sich schon Clark dahin ausgesprochen, daß eine Verletzung der Haut ausgeschlossen sei, und die Eier nur äußerlich an das Fell geheftet werden. Dafür spricht auch die Form der Eier, welche an dem einen Pole

noch einen Aufsatz zum Befestigen zeigen, vor allem auch die Festigkeit der Eihaut, welche das Ei gegen äußere Einflüsse zu schützen hat. Instinktiv ergreifen die Tiere die Flucht, wenn sie nur das Gesumme des heranschwirrenden Insekts vernehmen. Denn daß das indolente Rind durch ein Juckgefühl, das durch die Eiablage auf die Haut hervorgerufen werden könnte, in Erregung gebracht werde, ist wohl auch nicht anzunehmen.

Brauer untersuchte die Mundteile der ausschlüpfenden Larven und kam zu der Ansicht, daß sich die Larven nach dem Auskriechen sofort durch die Haut bohren und im Unterhautzellgewebe die bekannten Dasselbeulen bilden, in deren Sekret die Larve heranwachse. Allerdings betonte er ausdrücklich, daß er dies nur vermute, weil er und andere noch niemals ein Hypoderma-Ei am Wohntiere hätten haften sehen. Gleichzeitig wies er auf eine andere ihm unerklärliche Thatsache hin, nämlich auf das sog. Stillstandsstadium: wenn man nämlich auch den Brutabsatz genau kennt und das Ablegen von Eiern auf die Wirte beobachtet hat, so folgt eine Zeit, in welcher der Parasit plötzlich verschwunden zu sein scheint, bis er dann nach sechsmonatlicher Pause wieder erscheint. Was das erstere, nämlich das Durchbohren der Larven unter die Haut, anbetrifft, so findet man diese Ansicht in fast allen Lehrbüchern vertreten und sieht eine scheinbare Stütze in dem Umstande, daß man denselben Vorgang an den neugebornen Larven der Gattung Oestromyia, welche bei Mäusen die Dasselkrankheit hervorruft, beobachtet hatte. Dagegen spricht aber zunächst, daß man bisher noch niemals neugeborne Hypoderma-Larven auf dem Körper des Rindes gefunden hatte, und es von vornherein ausgeschlossen war, daß die zarten Larven sich so schnell durch das dicke Fell bohren konnten. Die Möglichkeit des Durchbeißens wurde dann überhaupt verneint, als an der im durchsichtig gemachten Ei zu sehenden Larve keinerlei Mundwerkzeuge beobachtet werden konnten. Vor allem aber war damit auch das Stillstandsstadium nicht erklärt.

Mit der bereits erwähnten Entdeckung des Husumer Kreistierarztes Hinrichsen trat ein völliger Umschwung in der Ansicht über den Entwicklungsgang der Hypoderma ein, nachdem sich derselbe bald überzeugt hatte, daß die im Rückenmarkskanal gefundenen Larven das erste Stadium derselben darstellten. Ja, er vermutete, daß die Eier durch den Schlund in den Darmkanal gelangen und von hier unter die Haut vordringen, auf welchem Wege dies oder jenes Individuum sich durch die Zwischenwirbellöcher ins Rückenmark verirren könne. Unabhängig von ihm fand Horne in Christiania ebenfalls die Larven an verschiedenen Stellen des Wirbelkanals, außerdem, wenn auch selten, in der Brust- und Bauchhöhle und in einzelnen Organen derselben. Doch hielt er an der Vorstellung, die Larven dringen durch die Haut in den Körper, fest und erklärte die in der Zeit vom Februar bis April im Fleische beobachteten schmutziggrünen Larvengänge als Wegweiser, damit sie auf demselben Wege zurück unter die Haut kommen können, um hier ihre Entwicklung zu vollenden. Ferner fand ein amerikanischer Tierarzt, Cooper-Curtice, im November 1890 Larven unter der Schleimhaut des Schlundes (Oesophagus); später, um Weihnacht, erschienen die Larven in der Mehrzahl unter der Rückenhaut. Die zuerst unter der Haut gefundenen Larven hatten dieselbe Größe und dieselben Merkmale wie jene im Schlunde, weshalb sie Cooper als das Ösophageal-Stadium bezeichnete. Ende Januar und Anfang Februar waren alle Larven und mit ihnen auch die durch sie hervorgerufenen Entzündungserscheinungen im Schlunde verschwunden. Die Veröffentlichung über seinen Befund, aus welchem er den Schluß zog, daß die Eier bezw. Larven vom Rinde verschluckt würden, und die auskriechenden Larven vom Schlunde aus ihren Weg unter die Rückenhaut nehmen, war dem Direktor des Kieler Schlachthofes, Herrn Ruser, und seinem

damaligen Assistenten, Herrn Tierarzt Klepp, als diese 1896 ihre Untersuchungen über die Wanderung der Hypoderma-Larven aufnahmen, völlig unbekannt geblieben. Ruser hatte von seinem Assistenten erfahren, daß Tierarzt Goltz zu Halle a. S. in seinem früheren Wirkungskreise in Schwerin die Larven von Hypoderma bovis u. a. auch im Schlunde eines Rindes gesehen hätte, und unterzog daraufhin den Schlund von vier Ochsen, welche die bekannten Beulen unter der Rückenhaut zeigten, einer genauen Besichtigung, welche in der Weise ausgeführt wurde, daß er den Schlund umkehrte — Schleimhaut nach außen und Muskulatur nach innen. Zu seiner größten Überraschung fand auch er unter der Schleimhaut, in dem lockeren Bindegewebe zwischen Muskulatur und Schleimhaut, die stäbchenförmigen, glashellen Larven in großer Zahl durchschimmern. Später sind ähnliche Befunde wiederholt gemacht worden. Herr Direktor Ruser war so liebenswürdig, mir durch seinen Assistenten ein solches in Formol aufbewahrtes Präparat vorzuführen. Das Lager der eingebetteten Larven hob sich wulstartig heraus. Wurde die Schleimhaut aufgeschnitten, so traten die etwa 15 mm langen Larven deutlich zu Tage.[1])

Kurz zusammengefaßt stellt sich der Entwicklungsgang der Dasselfliegen wie folgt dar: Vom Juli bis September legt das Weibchen die Eier auf die Haut der Rinder. Ob die Eier oder die bereits ausgeschlüpften Larven aufgeleckt und verschluckt werden, ist noch nicht erwiesen; vielleicht geschieht beides. Die Larven bleiben am Schlunde haften, bohren sich durch die Wandung und verweilen unter der Schleimhaut bis zum Februar oder Anfang März. Auf ihrem Wege unter die Körperhaut lassen die Larven eiterige Gänge zurück; oft verirren sie sich unterwegs in den Rückenmarkskanal. Unter der Haut haben die Larven noch dasselbe Aussehen wie in den Schlundwandungen (1. Stadium). Die äußerst zarte Haut läßt die Thätigkeit besonderer Atemorgane als überflüssig erscheinen; die Atmung erfolgt durch die Haut. Nach der ersten Häutung bedarf die Larve der unmittelbaren Zufuhr frischen Sauerstoffs. Zu diesem Zwecke durchbohrt sie von innen nach außen die Haut und bleibt mit ihrem hinteren Ende, worin sich die Öffnungen der Atemorgane befinden, in dem Loche sitzen.

Die Larve zeigt Querstreifen, welche sich bei näherer Betrachtung als reihenweise angeordnete Dornen entpuppen (2. Stadium). Durch die von der Larve hervorgerufene Wunde dringen Eitererreger (Mikroorganismen, die in großer Zahl an den Haaren des Rindes haften) in das Fleisch und erzeugen nunmehr die eiterigen Dasselbeulen, in denen die Larve heranwächst (3. Stadium). Nachdem die Larve etwa 9 Monate lang im Wirte schmarotzt hat, erreicht sie ihre Reife. Alsdann ist sie dunkel gefärbt, schwarzgrau bis bleigrau, äußerst weich und geschmeidig. „Drei bis vier Tage bevor sie aus der Dasselbeule auskriecht, dehnt sie die Öffnung derselben aus und verläßt dann eines Tages, aber nur in den Morgenstunden, ihren bisherigen Wirt. Sie sucht sich darauf in der Erde, in Spalten oder Rissen, zu verkriechen, indem sie sich mit Hilfe der Dornen an ihrer Unterseite fortbewegt. Sie bläst sich auf, sobald sie am geeigneten Orte zur Ruhe gekommen ist, und in diesem aufgeblasenen Zustande erstarrt die Haut dann zur Tonne (Puppe), aus der nach 26—30 Tagen eine Fliege zu neuem Leben ersteht." (Klepp.)

Durch die Dasselfliegen erleidet der Landwirt nicht geringen Schaden. Zunächst wird der Gesundheitszustand des Rindes in hohem Maße beeinträchtigt und das Gedeihen desselben in Frage gestellt. Die Fleischschau würde nach dem Vorschlage des Herrn Schlachthofdirektors Ruser auch auf den Schlund, das mediastinale Fettgewebe und die Umgebung der großen Gefäßstämme an der Wirbelsäule

[1]) Für die weiteren Aufklärungen sowie für das freundlichst mir zugestellte Material, speziell seine Veröffentlichungen in der „Zeitschrift für Fleisch- und Milchhygiene" sage ich auch an dieser Stelle Herrn Direktor Ruser verbindlichsten Dank.

auszudehnen sein; sehr stark von den Larven und ihren eiterigen Gängen durchsetztes Fleisch müßte dem Verkehr ganz oder teilweise entzogen werden. Die Lederindustrie erleidet große Einbuße, insofern das aus den Fellen der mit Dasselbeulen behaftet gewesenen Rinder gewonnene Leder durch zahlreiche Löcher entwertet wird. Tierschutzvereine, Landwirte, Tierärzte und Lederindustrielle haben die verschiedensten Mittel ersonnen, um der Dasselkrankheit erfolgreich zu begegnen. Aus dem Werdegange des Insekts geht aber deutlich genug hervor, daß weder das Striegeln, noch das Einbecken, noch das Einreiben mit Petroleum oder mit allen sonstigen scharf riechenden oder bitter schmeckenden Mitteln von Erfolg ist. Ganz aus der Welt läßt sich das Übel überhaupt nicht schaffen. Den größten Erfolg behufs Einschränkung der wirtschaftlichen Schäden dürfte das von Dr. Schmidt-Mühlheim empfohlene „Abdasseln" versprechen, d. h. auch nur dann, wenn es als obligatorische Maßregel geboten wird. Weil die Larven nur in den Morgenstunden ihren Wirt verlassen, dürfte sich auch empfehlen, während dieser Zeit das Vieh für den Vormittag im Stall zu behalten; doch werden wirtschaftliche Verhältnisse solches nicht überall zulassen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wisser** in Eutin.

2. De Eddelmann un de Bur.[1])

Dar is mal 'n Eddelmann weß, de hett twee Schimmels hatt, un 'n Bur'n, de hett uk twee Schimmels hatt.

Nu hett de Eddelmann geern all' veer Schimmels hebb'n wullt, un de Bur hett uk geern all' veer hebb'n wullt.

Do mak't se sik af, se wüllt sik wat vertell'n, un de denn toeers secht: „Dat's Lögen", de hett verspẹl't.

Nu fangt se je an to vertell'n.

Toeers fangt de Eddelmann an un secht, he harr Röb'n hatt up sin Koppel, un dar weer een so 'n grot Röv' mank weß, de harr'n söb'n Mann to Wag' bör'n müßt.

„Dat weer 'n Röv'!" secht de Bur.

Se harrn ẹr dunn to Hus fföör't, de Röv', un harrn ẹr afla't. Nu harrn se 'n ol Sög hatt, de harr dar ümmer vun frẹten. Mal ins harrn se de Sög verlar'n hatt, un harrn dar ümmerlos na söcht. Do harrn se ẹr toletz in de Röv' funn'n, dar harr se sik so wid rin frẹten hatt, un se harr dar mit söb'n Farken in sẹten.

„Dat weer 'n Röv!" secht de Bur.

Darup fangt de Bur je an to vertell'n.

Em harr dröm't, sech'e, he weer dot blẹb'n un weer in'n Himmel kam'n. Do harr dar linker Hand den Eddelmann sin Mudder sẹten un harr Gööſ' hött, un rechter Hand harr sin Vadder sẹten un harr Swin hött.

„Dat 's Lögen!" secht de Eddelmann.

„Ja," secht de Bur, „Lögen schüllt 't uk sin, all' veer Schimmels sünd min." —

Nu is de Eddelmann dar je falsch över weß, dat de Bur all' veer Schimmels krẹgen hett, un he lur't dar up, wo he den Bur'n dat mal warr trüch betal'n kann.

Nu geit he mal in't Holt up 'e Jach. Do springt dar 'n Has' vör em up, un he schütt achter em an.

[1]) Über Lügenmärchen vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung, herausgegeben von Johannes Bolte, Weimar 1898. Dies Werk kann denen, die sich für Märchenforschung interessieren, nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

De Has' löppt na de Koppel rup, wo de Bur gra' bi to harken is, un lik up den Bur'n too.

Do nimmt de Bur sin Hark un beert so, as wenn he den Hasen dar mit dot scheeten will: un booz fallt de Has' vör em hen un is dot.

Do meent de Bur, he hett em dot schaten, un he besücht sin'n Harkenstöl un secht: „Dat harr'k ne dacht, dat dat dar rut gan harr!"

Nu ward de Eddelmann je bös un secht, dar mutt he Straf vör hebb'n, dat he em den Hasen dotschaten hett. Un he schall hen na 'n Sluß kam'n un schall Prügels hebb'n.

As de Bur nu rin geit na 'n Sluß, do kümmt he dör so 'n Gank hendör, wo Specksiden un Wüß häng't. Do kümmt he gau bi un kricht sik 'n Si' Speck raf un stickt sik de up 'n Puckel ünner 'n Rock, un do geit he dar hen, wo he sin Prügels hebb'n schall.

As he nu warr rut kümmt, do lur't de Eddelmann al up em un freit sik. Un do süçht he je, dat de Bur so 'n dick'n Puckel hett. Do meent he, dat de Puckel em swull'n is vun de Prügels. Un do secht he: „Na, heß nu nog?"

„Ja," secht de Bur, „so vęl heff ik, dat ik mit min Fru un Kinner dar 'n veer Węken vun lęb'n kann."

De Eddelmann hett de Prügels meent, un de Bur hett dat Speck meent.

In der Dämmerung.

Nun kommt die Dämmerung gegangen,
Der müde Tag läßt mich allein;
Nur große, dunkle Schatten schweben
Ins dunkelnde Gemach hinein.

Im Ofen knistern Tannenreiser:
Mein jäh verwelkter Weihnachtsbaum.
Ein Abend lichterglanzdurchfunkelt —
Nun sinkt zu Asche Schein und Traum.

Die Funken sprühn, die Flammen flackern;
Wie bald, wie bald ist alles tot....
Durch meine Seele zieht ein Sehnen
Nach einem neuen Morgenrot.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Fragen und Anregungen.

Handspinnerei und -Weberei im Hausbetriebe. Ehedem wurde auch bei uns in Schleswig-Holstein namentlich zur Winterszeit Flachs und Wolle von den sonst nicht beschäftigten Familiengliedern für den eigenen Gebrauch gesponnen. Den dazu erforderlichen Rohstoff gewann man auch meist in der eigenen Wirtschaft. Sehr häufig wurden aus diesem Hausgespinnst auch für den Hansbedarf bestimmte Gewebe in der Familie selbst angefertigt oder von den in den meisten größeren Ortschaften vorhandenen Handwerkswebern hergestellt. Nach und nach hat der auf die wohlfeilere Maschinenarbeit gestützte Fabrikbetrieb diese Art der Hausfleißarbeit verdrängt. Die zum Teil oder ganz ans der billigeren Baumwolle hergestellten Maschinengewebe können zu einem so niedrigen Preise geliefert werden, wie es bei Verwendung von Handarbeit nicht möglich ist. Nicht selten zeigen auch jene Fabrikwaren ein dem Auge gefälligeres Äußere, wenn sie auch hinsichtlich der Haltbarkeit meist mit den Erzeugnissen der Handarbeit sich nicht messen können. — Es kann ja nun nicht davon die Rede sein, diese Fabrikwaren etwa wieder durch selbstgefertigte Stoffe ersetzen zu wollen. Immerhin ist es aber doch möglich, Hausspinnerei und -Weberei in beschränktem Umfange zu üben da, wo es einerseits darauf ankommt, besonders haltbare Stoffe herzustellen oder solche, welche dem besondern Zwecke oder Geschmack im einzelnen entsprechen sollen, und wo andererseits sonst feiernde Hände zur Verfügung stehen in der Zeit, in welcher die landwirtschaftlichen Beschäftigungen teilweise ruhen. — In vielen Gegenden Dentschlands hat sich auch noch ein solcher auf Spinnen und Weben gerichteter Hausfleiß erhalten, wenn auch nur in bescheidenem Umfange.

Daß es einen großen wirtschaftlichen Gewinn bedeutet, wenn in den einzelnen Familien bare Auslagen vermieden werden durch eigene Thätigkeit und Benutzung selbstgewonnener Werkstoffe, wird niemand bestreiten. Aber auch vom ethischen und erziehlichen

Standpunkte ist es von Wichtigkeit, wenn eine nützliche und erfreuliche Beschäftigung gegeben wird für Zeiten, die sonst in Müßiggang oder gar Schlimmerem verbracht werden.

Auch bei uns in Schleswig-Holstein soll der Versuch gemacht werden, diese Art des Hausfleißes wieder in größerem Umfange in das Leben zu rufen. Damit nun die richtigen, zu diesem Ziele führenden Wege eingeschlagen werden können, ist es erforderlich, daß man eine einigermaßen genaue und zuverlässige Übersicht darüber gewinne, wo und in welchem Umfange diese uralte Hauskunst noch geübt wird. Es handelt sich hierbei vorzugsweise um das flache Land, von wo Nachrichten am schwierigsten zu erlangen sind, wenn sie nicht durch freiwillige Hülfe zugeführt werden.

So werden denn die Leser der „Heimat" freundlichst gebeten, Umschau zu halten und die Ergebnisse ihrer Nachforschungen baldmöglichst der Schriftleitung einzusenden, die das gesammelte Material weiter befördern wird.

Es kommt darauf an, womöglich in jeder Gemeinde zu ermitteln, ob und in welchem Umfange Spinnen und Weben noch geübt wird, etwa in nachstehender Weise:

I. Spinnen wird ausgeübt: 1. in Flachs allein, — vereinzelt, — mehrfach (womöglich mit ungefährer Angabe in absoluten Zahlen oder in Prozenten der vorhandenen Familien; — 2. in Wolle und andern Stoffen. — II. Weben wird ausgeübt: 1. in Familien, — 2. durch gewerbsmäßig arbeitende Handwerker. **

Abschied.

Schon streicht um unser stilles Haus
Ostoberwind mit scharfem Tosen;
Nun komm, und brich zum Abschiedsstrauß
Mir deine letzten weißen Rosen.

Laß langsam uns von Strauch zu Strauch
Durch Astern und Levkojen schreiten,
Daß mich ein heimlich süßer Hauch
In alle Ferne mög' begleiten.

5. 1. 97. Hans Lehmann.

Bücherschau.

Quickborn von Klaus Groth. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Hermann Krumm. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. 25. (Jubel-) Auflage. (Dritte Auflage der illustrierten Ausgabe.) Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1900.) (8°. Einleitung S. V—XXXIV. 421 S.) — Über den Quickborn und seinen Dichter wird an dieser Stelle kein Wort des Lobes mehr nötig sein. Die Bedeutung des Mannes und seines Erstlingswerkes ist in diesen Blättern von berufener Seite eingehend gewürdigt worden, und die Leser der „Heimat" wissen, daß jene Beurteilung auch später in diesen Blättern oft genug Widerhall gefunden hat. Hier handelt es sich um eine ganz besondere Ausgabe des uns allen ans Herz gewachsenen Buches, die ein Doppeltes vor den sonst bekannten voraus hat: eine neue Einleitung von Hermann Krumm und die alten Bilder von Otto Speckter. Die Einleitung enthält die Quintessenz dessen, was der Herausgeber bei den verschiedensten Gelegenheiten mündlich oder schriftlich über Groth geäußert hat. Sie beleuchtet das Leben des Dichters und den Einfluß, den seine Umgebung auf seine Dichtung ausgeübt hat, seinen Bildungsgang, seine Bedeutung für die plattdeutsche Sprache, seinen Quickborn, sein Verhältnis zu Fritz Reuter, seine späteren plattdeutschen und hochdeutschen Dichtungen und bringt eine Fülle interessanter Bemerkungen und treffender Urteile über den Dichter und seine Werke. Zum Schluß kündigt sie an, daß demnächst der längst erwartete fünfte Band der Gesamtausgabe erscheinen wird. Er soll alles enthalten, was in den verschiedensten plattdeutschen und hochdeutschen Zeitschriften und Zeitungen verstreut ist, außerdem aber die beiden in Buchform erschienenen Schriften: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" und „Über Mundarten und mundartige Dichtung." Erst wenn dieser Band vorliegt, wird man „eine sichere Kenntnis von dem Umfange der unermüdlichen Thätigkeit dieses Mannes haben"; man wird erkennen, daß er nicht nur ein Dichter, sondern auch „ein feinsinniger Kritiker" gewesen ist, „vor allem ein wetterharter, furchtloser Kämpe, der, mit dem doppelten Rüstzeug des tiefen, vielseitigen Wissens und der gerade dem Künstler verliehenen intuitiven Erkenntnis ausgerüstet, für sein von vielen angefeindetes Lebenswerk in Streitschriften und Broschüren mutig eingetreten ist." — Die Bilder von Otto Speckter, die dieser Ausgabe ihr Gepräge geben, werden manchen, der sie flüchtig betrachtet, enttäuschen. Der Herausgeber sagt darüber: „Vielleicht mögen uns verwöhnten Modernen die Zeichnungen Otto Speckters bisweilen etwas hart, stellenweise auch nicht realistisch genug erscheinen, wie seine Technik längst überholt ist; trotzdem ist es sicher, daß kein noch so begabter Illustrator unserer Tage für den Quickborn jemals wieder leisten kann, was er seinerzeit geleistet hat. Wer

möchte mit ihm um die Palme ringen, jetzt, wo die Welt des „Quickborn" bereits hinter uns versunken ist, die Milieu- und Charakterstudien, die er damals auf dithmarsischem Boden, in Heide und Tellingstedt namentlich, machte, kaum noch zu machen sind? Vor allem aber hier hat sich die Illustration mit dem Dichterworte so enge vermählt, daß sie fast untrennbar von ihm geworden ist und mit ihm um die Wette lebt." — Und wenn sich jemand in diese anspruchslosen Bilder vertieft, wird er in ihnen eine Fülle von einfacher Schönheit, von herzerfreuender Naivetät, von echter Volkstümlichkeit finden; er wird überall mit nachempfindender Freude bemerken, wie tief sich der Zeichner in des Dichters Gedanken und Bilder versenkt hat. Der Wunsch nach Erneuerung dieser Ausgabe ist vielfach empfunden und auch oft dem Dichter ausgesprochen worden; man muß dem Herausgeber wie dem Verleger dankbar sein, daß sie endlich unserm Volke diesen Schatz wieder zugänglich gemacht haben. — Den Schluß des Buches bildet Müllenhoffs Glossar, der vom Herausgeber durchgesehen und ergänzt worden ist. — Möge das würdig ausgestattete Buch, das mit einem guten Bilde des Dichters und einer Probe seiner Handschrift geschmückt ist — auf Groths Handschrift kann man ja diesen Ausdruck anwenden, — recht viele Freunde finden! Lund.

Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Anastatische Reproduktion des zweiten Abdruckes der Auflage vom Jahre 1845 aus dem Verlage der Schwersschen Buchhandlung. Verlag von M. Liebscher, Kiel 1899. Preis 10 ℳ., geb. in Halbfranz 11,50 ℳ. — Die Freunde unserer heimischen Sagen- und Märchenwelt haben es oft beklagt, daß das Müllenhoffsche Buch jahrelang vom Büchermarkt verschwunden gewesen ist und nur noch antiquarisch zu bekommen war. Ist es doch noch immer eine Fundgrube für jeden, der unser Volk in seinem Werden und Wachsen, in seinem Denken und Empfinden, in seinem Glauben und Aberglauben kennen lernen will, — unentbehrlich für alle, die als Männer der Wissenschaft oder als Liebhaber Volkskunde treiben; steht es doch unter allen Sammlungen gleicher Art noch immer in erster Reihe. So wird man mit vollem Rechte sagen können, daß der Verleger sich ein großes Verdienst erworben hat, als er es unternahm, das Buch wieder in den Handel zu bringen. Ein anderweitiger, früherer Versuch ähnlicher Art muß als mißlungen bezeichnet werden, da der Druck so undeutlich ausgefallen war, daß das Lesen zur Pein wurde; der neuen Ausgabe wird man nachrühmen müssen, daß sie allen berechtigten Ansprüchen hinsichtlich der Lesbarkeit genügt. Auch der Preis ist verhältnismäßig nicht zu hoch. — So wird das Buch denn hoffentlich vor allem in unserm Lande eifrig gekauft werden. Es werden ja jetzt überall Volksbibliotheken errichtet; in diese gehört es in allererster Linie hinein. Dann darf es auch in Lehrerdibliotheken nicht fehlen, um so weniger, als jetzt in erfreulicher Weise von behördlicher Seite Gewicht darauf gelegt wird, daß die Kinder auf der Anfangsstufe des Geschichtsunterrichts mit heimischen Sagen bekannt gemacht werden. Aber es gehört auch auf den Familientisch. Es eignet sich wie wenig andere Bücher dazu, am Winterabend bei der Lampe vorgelesen zu werden; wer's probiert, wird's erfahren, daß mancher deswegen zu Hause bleibt, der sonst ins Wirtshaus ginge. — Als das Buch zuerst erschien, gab es viele, die es verurteilten, weil sie meinten, es befördere den Aberglauben; diese Sorge wird wohl heute nicht mehr auftauchen. Man hat es doch mehr und mehr gelernt, daß auch in den scheinbar widersinnigsten Gebilden der Volksphantasie oft genug ein tiefer Kern, ein wertvoller Fund für die Wissenschaft steckt, und seit den Tagen Herders und Goethes ist die Anschauung siegreich immer weiter durchgedrungen, daß die Volkspoesie der Jungbrunnen ist für die Kunstdichtung, und wer unser Volk kennt, der weiß es, daß nichts so sehr die Herzen der Alten wie der Jungen zu fesseln vermag, als diese volkstümlichen Sagen, Märchen und Lieder. Und auch für das äußere Leben des Volkes kann die Beschäftigung mit den Sitten und Bräuchen, dem Sinnen und Trachten der Vergangenheit unseres Stammes reichen Gewinn bringen. „Wer nicht das Altertum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz, ihm anzugehören, und kein Vertrauen auf die Zukunft kann in seinem Herzen wohnen," sagt Müllenhoff mit Recht am Schlusse seiner Vorrede. — Ein Doppeltes bleibt dieser neuen Ausgabe gegenüber noch zu wünschen. Den ersten Wunsch hat schon Müllenhoff ausgesprochen: „Wir müssen nicht müde werden, weiter zu sammeln und zugleich das verschwindende Bild des alten Volkslebens durch eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Sitten und Gebräuche unseres Landes zu vervollständigen suchen." Dazu bietet die „Heimat" allen Sammlern ihren Raum an. Zum andern aber ist ein von kundiger Hand hergestellter Auszug für unsere Jugend ein dringendes Bedürfnis. Die ganze Sammlung ist nicht für die Kinderhand. Dazu ist sie zu umfangreich und enthält zu vieles, was den Kindern fern liegt und fern liegen soll. Aber ein zweckmäßiger Auszug, der etwa ein Drittel des Inhalts umfassen, vielleicht auch einige Ergänzungen bringen könnte, würde einem in weiten Kreisen der Lehrerwelt schon lange gehegten Wunsche entgegenkommen. Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Bücherschau.

Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere. Augenblicksaufnahmen nach dem lebenden Tierbestande des Berliner Zoologischen Gartens. Herausgegeben und mit erklärenden Unterschriften versehen von Dr. L. Heck, Direktor des Berliner Zoologischen Gartens. Mit 192 Vollbildern. Berlin: Werner Verlag (1899). Vollständig in 16 Lief. à 0,50 ℳ. In geschmackvollem Original-Prachtband 10 ℳ. — Der freundliche Leser unserer „Heimat" wolle gütigst verzeihen, wenn ihm mit dem Januarheft auch ein „Prospekt" eingehändigt wird. Diesmal steckt der Rezensent hinter dem Verleger, der dem Wunsche, oben genanntes Werk auch durch eine Illustrationsprobe anzukündigen, bereitwilligst nachgekommen ist. Daß ich's nur gleich sage: Möchten diese „lebenden Bilder" vor allem den „lebensvollen" Unterricht des Lehrers unterstützen und als vorzügliches Anschauungsmittel in dem Glaskasten an der Wand der Schulstube ihren Platz finden! Die Illustrationsprobe läßt neben der Vorzüglichkeit der Darstellung auch das Originelle derselben deutlich erkennen. Was wäre Brehms „Tierleben," wenn nicht die Darstellung des unübertrefflichen Tiermalers mit Worten ihre Ergänzung durch die herrlichen Erzeugnisse der Meister von der Griffelkunst (Mützel, Specht, Beckmann, Deiker u. a.) gefunden hätte! Jetzt aber hat das Werk selbst in den Hörsaal der Universität seinen Weg gefunden. Und dennoch — eines fehlt auch diesen Darstellungen „nach der Natur," nämlich die Wiedergabe des Individuellen. Einerlei, ob bewußt oder unbewußt, immer wird der Künstler auf dem langen Wege von dem Auge durch den Stift auf das Papier ein gut Teil Subjektivität in die Darstellung überfließen lassen. Was er schafft, und sei es noch so vollendet, sind immer nur Typen ohne Individualität. Völlig sicher arbeitet allein die Camera des Photographen. Das wird jeder erkennen, der Gelegenheit hat, die durch das Skioptikon auf die weiße Wand geworfenen Lichtbilder von photographischen Aufnahmen mit Darstellungen selbst unserer namhaftesten naturgeschichtlichen Illustratoren zu vergleichen: dort Wahrheit und Treue, hier Verzerrung, hervorgerufen durch die Vergrößerung. Daß die Tiere seelisch verschieden sind, weiß jeder Landmann, wenn er seine Pferde anlernt, weiß jeder Dresseur und Tierbändiger. Ist das Tier auch körperlich etwas Individuelles? Der Schäfer kennt jedes Schaf seiner Herde. So wenig uns die Durchschnittsmenschen der Modejournale anheimeln, ebenso wenig wird das geübte Auge des Naturbeobachters auf die Dauer an den Illustrationen unserer naturgeschichtlichen Atlanten seine Befriedigung finden — die Arbeit unserer Künstler in Ehren! Ottomar Anschütz, „unser nationaler Vorkämpfer auf dem Gebiete der modernen Momentphotographie," war auch in dieser Hinsicht der erste, der zunächst im eigenen Hause erreichbare Tiere, dann solche Tiere, welche in seinen auf eigene Kosten im Breslauer Zoologischen Garten errichteten photographischen Zwinger hineingebracht wurden, auf die Platte nach dem Leben zeichnete. Seine Aufnahmen waren in erster Linie für Künstler bestimmt, an deren Tierzeichnungen der „Segen des heiligen Anschütz," wie ein Kritiker scherzhaft bemerkte, sich sichtbarlich verkörpert hat. Mit vorliegendem photographisch-zoologischen Bilderwerk, dem ersten seiner Art, sind die Schätze gehoben, die in dem Berliner Zoologischen Garten für die naturgeschichtliche Anschauung begraben liegen, individuelle Gestalten, Porträts, nicht etwa, um ein Beispiel zu geben, von einem Löwen, sondern von dem Löwen „Cäsar" in seiner ganzen Majestät. Das Bild „Fischreiher am Horst" enthüllt ein Stück wirklichen Naturlebens, einen Horst, aufgenommen in gleicher Höhe und unmittelbarster Nähe desselben. Die Schwierigkeit solcher Aufnahmen liegt auf der Hand. Einesteils mangelte es, besonders in den Zwingern, an der rechten Beleuchtung; zum andern galt es, den rechten Moment zu wählen, um das Bild lebensvoll zu gestalten. Das denkbar Vollkommenste ist durch den Photographen unter der Führung des Direktors Dr. Heck geschaffen, zumal auch die Verlagsbuchhandlung dafür gesorgt hat, daß die Wiedergabe der Bilder durch Wahl des besten Kunstpapiers keinerlei Einbuße erleide. Der begleitende Text verdient trotz seiner Kürze volle Würdigung; schade ist's, daß der Prospekt keine Probe bringt. Allemal wird das Individuum in seinem Äußern und in seiner seelischen Eigenart berücksichtigt; daran schließen sich Betrachtungen allgemeiner Natur. Gelehrten, Tierfreunden, Künstlern und Schulen ist mit diesem Werke eine reiche Fundgrube erschlossen. Möchte es an der rechten Ausschachtung derselben nicht fehlen! Barfod.

Die Bilder

zu den beiden ersten Artikeln dieser Nummer stammen aus dem Werke „Alt-Kiel in Wort und Bild" und sind uns vom Verfasser, Herrn H. Eckardt aus Kiel, freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Wir benutzen die Gelegenheit, dieses Werk, das schon früher in der „Heimat" besprochen worden ist, unseren Lesern nochmals angelegentlich zu empfehlen. (Preis geb. 25 ℳ.; das Werk wird aber auch in Abteilungen und Lieferungen gegen Ratenzahlungen abgegeben. Verlag von H. Eckardt, Kiel.)

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 2. Februar 1900.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Einzahlung der Beiträge für 1900.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1900 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man 5 Pfg. Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. Wie in früheren Jahren, so wird auch in diesem Jahre in folgenden Ortschaften die Einkassierung der Beiträge durch eins unserer Mitglieder erfolgen, und ich habe den betreffenden Herren zur Legitimation die Quittungen bereits übersandt: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Eutin (Lehrer Koll), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struve), Gaarden (Lehrer Frank), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Lehrer Gripp), Heide (Hauptlehrer Siercks), Helgoland (Rektor Kuhlmann), Husum (Gymnasiallehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Küster Rohwer), Lübeck (Hauptlehrer Pechmann), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Lehrer Rothmann), Neumühlen (Hauptlehrer Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Oldesloe (Kantor Blunck), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymnasiallehrer Ruge), Schleswig (Lehrer Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Seminarlehrer Rottgardt), Ütersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).
4. Sehr lieb wäre es mir, wenn bei Geldsendungen die den Adressen vorgezeichneten Nummern angegeben würden, da hierdurch mühevolles Suchen und leicht entstehende Irrtümer vermieden werden.
5. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pfg. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1899 mit dem nächsten Heft der „Heimat" portofrei zuzusenden.
6. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder darauf aufmerksam, daß nach § 9 unserer Satzungen die Beiträge spätestens bis zum 1. April eingesandt werden müssen, und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viel Mühe verursachen.

Kiel, im Januar 1900. Th. Doormann, Kirchhofs-Allee 70.

Neue Mitglieder.

9. Bandholz, Steuerkontrolleur, Pinneberg. 10. Dr. med. Busse, Eutin. 11. Dr. med. Callsen, Flensburg. 12. Carstens, Lehrer, Harmsdorf b. Lensahn. 13. Dittmann, Pächter, Sönderbyhof pr. Rieseby. 14 Ebsen, Lehrer, Lensahn 15. Wirkl. Geheimer Rat v. Esmarch, Kiel. 16 Finzen, Postmeister, Kellinghusen. 17. Gäbel, Hufenpächter, Lensahn. 18 Hansen, Tischlermeister, Eckernförde 19 Halm, Organist, Lensahn. 20. Johannien, Forstwärter, Lensahn. 21. Johannsen, Amtmann, Lensahn 22 Kallsen, Reismühlenbesitzer, Flensburg 23. Kuhr, Landmann, Littletan, Calorado, Nord-Amerika. 24. Lafrenz, Bürgermeister, Burg a F. 25 Liebscher, Buchhändler, Kiel. 26 Lucht, Postassistent, Kellinghusen. 27. Mehlert, Landmann, Brasten b. Itzehoe. 28. Meifart, Kreistierarzt, Lensahn. 29. Meyer, Oberförster, Lensahn. 30 Möller, Organist a. D., Quarndorf b Kellinghusen. 31. Möller, Sparkassenrendant, Kellinghusen. 32. von Oldenburg, Assessor, Husum 33. Dr. phil. Paulcke, Kiel. 34. Peperkarn, Schenefeld. 35. Frau Petersen, Hamburg-Eilbeck. 36. Prüser, Kaufmann, Hamburg, Böckmannstr. 19. 37—41. Präparanden: Henningsen, von Monrath, Petersen V, Röhrig in Hadersleben; Schmidt II (Vertrauensmann) in Barmstedt. 42. Reimers, Hotelier, Lensahn. 43. Frau Geheimrat Prof. Dr. Seelig, Kiel. 44 Sievers, Ober-Postassistent, Gravenstein. 45—55. Seminaristen: Riß, Kröger II, Schlüter II in Hadersleben; Aue, Fröhlich, Hagelstein, Hamann, Hilbert, Müller, Boß, Witt in Segeberg. 56. Tietze, Stellmacher, Gr.-Vollstedt pr. Nortorf. 57. Boß, Postassistent, Gravenstein 58. Geheimrat Kammerherr von Wedderkop, Eutin. 59. Winkelmann, Postassistent, Gravenstein 60. Hingst, Sekretär, Eutin. 61. Taroni, Reutner, Eutin.

Nachdem die Probehefte nunmehr versandt worden sind, bitte ich die geehrten Mitglieder, welche uns mit Adressen aufgewartet haben, auch persönlich die betreffenden Adressaten zum Eintritt in unsern Verein aufzufordern.

Kiel, am 15. Januar 1900.

Der Schriftführer:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Verschollene Adressen.

Herr Schröder, Lehrer, Lunden.
„ Petersen, „ Apenrade.
„ Klahn, „ Looft b. Schenefeld.

Um nähere Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt bittet

der Schriftführer:
Barfod.

Berichtigungen.

Heft 1 (1900), S. II, Zeile 5 v. o. ist 1897 zu streichen. Auf derselben Seite soll es unter den Vereinsnachrichten heißen: Rektor Peters, Vorsitzender. — Ebenfalls auf S. II, Zeile 13 v. u. nicht Herr Dr. Stüven, sondern Herr D. Stüven.

Tauschverkehr.

Schleswig-holsteinische Mineralien, für unterrichtliche Zwecke geeignet, werden in größeren Partien gegen andere Mineralien, welche nicht in unserer Provinz gefunden werden, gleichwohl aber auch im Unterricht zu verwerten sind, eingetauscht.

Barfod, Lehrer in Kiel.

Anmerkung: Für Tauschzwecke steht die „Heimat" unseren Mitgliedern nach Maßgabe des dafür vorhandenen Raumes unentgeltlich zur Verfügung.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Bücherschau.

Deutscher Humor. 1. Abteilung: Schleswig-Holsteinischer Humor. Herausgegeben von Albert Johannsen. 4 Lieferungen. Husum. 2 M. — Von diesem Werke sind uns die erste und die vierte Lieferung zugegangen. Aus der Durchsicht ergiebt sich, daß der Verfasser sich eifrig bemüht hat, aus den zahlreichen Quellen, von denen ein Verzeichnis beigegeben worden ist, kürzere Dichtungen humoristischer Art zusammenzutragen. Gewiß ist dabei manches aufgenommen worden, was diesem oder jenem als minderwertig oder platt erscheinen wird; doch findet sich auch viel Wertvolles, und die Namen unserer besten Schriftsteller, besonders der plattdeutschen, sind vertreten. Kleine Sammlungen von Rätseln, Reimen und Sprichwörtern werden auch dem Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde manches bieten, was ihm noch unbekannt war. Der Verfasser bittet für eine geplante Fortsetzung um weitere Beiträge, besonders um Scherze topographischen Charakters, Volkslieder, Sprichwörter usw. **

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 2. Februar 1900.

Zur Gedenkfeier der Hemmingstedter Schlacht.

(17. Februar 1500.)

Von Bürgermeister **J. Kinder** in Plön.

Jahrhunderte hindurch war das Sinnen und Trachten der holsteinischen Fürsten dahin gerichtet gewesen, das an Vieh und Getreide reiche Land der Ditmarscher unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. List und Gewalt war gebraucht worden, um das herrenlose Gebiet, das für eine Sache angesehen wurde, die keinen Eigentümer habe, zu gewinnen. Aber jeder ernstliche Versuch hatte nur Niederlagen im Gefolge gehabt, so im Jahre 1319, als in der Schlacht bei Wörden eine große Anzahl holsteinischer und mecklenburgischer Ritter fiel, so auch 1404 in der Hamme bei Heide, wo Herzog Gerhard den Einfall in Ditmarschen selber mit dem Leben bezahlen mußte.

Im Jahre 1473 schlug König Christian I. von Dänemark aus dem Hause Oldenburg einen neuen Weg, scheinbar den Rechtsweg, ein, um Herr des vielbegehrten Landes zu werden. Er wandte sich an den römischen Kaiser Friedrich III. und bat diesen, ihm das Land Ditmarschen zu Lehen zu geben. Seinen Antrag begründete er mit der Vorstellung, daß das in Holstein liegende und somit zum römischen Reiche gehörige Land ohne Obrigkeit sei. Der Kaiser möge von seiner Lehnshoheit Gebrauch machen und ihm dasselbe, das lange Zeit vom Reich übersehen worden sei, verleihen. Der Kaiser willfahrte dem Wunsche des Königs und ließ ihm die Belehnungsurkunde ausstellen. Als Christian I. 1474 eine Reise nach Rom unternahm und auf dieser dem Kaiser zu Rotenburg a. d. Tauber einen Besuch machte, wurde Holstein zu einem Herzogtum gemacht und Ditmarschen diesem Herzogtum einverleibt. König Christian kam jedoch nicht in den Besitz seines neuen Lehens.

Als die Nachricht von der Belehnung nach Ditmarschen gelangte, erhoben die Ditmarscher sofort feierlich Protest. An ihre alten Bundesgenossen, die Lübecker, schrieben sie: „Ehrsame, liebe Herren, uns wird viel geschrieben von allen Seiten (daß sie sich dem Könige unterwerfen sollten), so denken wir aber alle, unser Leben und Gut daran zu setzen.

Und das geloben wir hoch, wir wollen darum sterben, eher wir das Land geben."

An den Kaiser schickten sie eine Gesandtschaft, welche die Beweise dafür vorlegte, daß sie bereits einen Herrn und eine Obrigkeit hätten, nämlich den Bischof und das Kapitel von Bremen. Dann appellierten sie an den Papst, und dieser erklärte am 14. Mai 1476 Ditmarschen für ein an Bremen gehöriges Land. Der Versuch des Königs, dem Bremer Kapitel das Land für 24000 Gulden abzukaufen, scheiterte. Schließlich zog auch der Kaiser die Belehnung zurück.

Nichtsdestoweniger behielten die Dänenkönige den angenommenen Titel „Herzog der Ditmarschen" bei.

König Christian hoffte noch, durch gütliche Verhandlungen mit der ditmarsischen Landesvertretung auf den Landtagen zu Rendsburg die Unterwerfung zu erreichen, jedoch vergeblich. Er starb darüber hin.

In dem kleinen Bauernstaate, der seit 1448 durch ein Kollegium von 48 Regenten verwaltet wurde, hatte man indessen angefangen, sich gegen die beabsichtigte Vergewaltigung zu rüsten. Man hatte die Landesverteidigung neu organisiert, die Hammen und Grenzen befestigt, sogar einzelne Kirchhöfe mit Mauern umgeben. Als 1500 die Söhne Christians I.: Johann, König von Dänemark und Schweden, und Friedrich, Herzog von Schleswig, die Ditmarscher wiederum zur Unterwerfung aufforderten, fanden sie einen zum Widerstande bereiten, todesmutigen Gegner, der fest und laut beteuerte, seine Unabhängigkeit gegen jedermann bis zum äußersten verteidigen und sich von der Jungfrau Maria und St. Peter nicht scheiden lassen zu wollen.

Dem Könige Johann war es gelungen, den berühmten deutschen Landsknechtsführer von Schleinitz, im Volke Junker Slenz genannt, anzuwerben, der mit seinen Landsknechten, der großen Garde, soeben erst die Friesen im Lande Hadeln bezwungen hatte. Mit Hülfe dieser sieggewohnten Truppen gedachte er jetzt endlich die Ditmarscher zum Gehorsam zu bringen. Die Siegeszuversicht in dem heimlich zusammengezogenen Heere war so groß, daß die Fürsten und Ritter reichen Schmuck anlegten, als gehe es zu einem lustigen Turnier. Nachdem auch der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein mit zahlreicher Mannschaft angelangt war, zählte die feindliche Macht mehr als 20000 Streiter.

Am 11. Februar 1500 überschritt das Heer die ditmarsische Grenze. Die meisten Bewohner der Geest waren mit ihren beweglichen Gütern in die Marsch geflüchtet. Albersdorf wurde zuerst eingenommen, und dort übernachtete man. Dann zog der Feind weiter nach Windbergen, wo er wiederum Rast hielt. In Ditmarschen hatte man erwartet, daß das Heer sich von Albersdorf nach Norden wenden und durch die Hamme in die Marsch einzudringen versuchen werde. Deshalb feierte man in Windbergen fröhlich eine Hochzeit, als die Vorhut des Feindes erschien und dem Fest ein

schnelles Ende bereitete. Der König hielt einige des Landes kundige Führer in seinem Gefolge, die ihn am 13. Februar auf einem Nebenwege über Wolmersdorf nach Meldorf führten. Das Frostwetter hielt an und machte jeden Weg passierbar. Meldorf wurde fast ebenso überrumpelt wie Windbergen. Die Söldner, die dort lagen, verließen mit dem Rufe, es sei alles verloren, eiligst die Stadt.

Die Garde plünderte den Ort, tötete Greise, Weiber und Kinder. Der Chronist Bolten giebt ein Verzeichnis der bei der Einnahme und Besetzung Meldorfs Gefallenen, für die in der Meldorfer Kirche später Seelenmessen gelesen wurden. Es enthält 120 Namen. Unter diesen befindet sich auch der Name der Ehefrau des Bürgermeisters Jacob Polleke.

Der König ließ die Danebrogsfahne zum Meldorfer Kirchturm heraushängen und nahm sein Quartier im Meldorfer Kloster. Das Heer lagerte drei Tage im Orte und in der nächsten Umgebung, plünderte und sengte.

Die Hauptmacht der Ditmarscher hatte sich mittlerweile bei Wörden gesammelt. Das rasche Vorrücken des Feindes machte großen Eindruck im Lager. Die Mehrzahl hielt aber mit dem Verluste der Geest die Marsch noch nicht für verloren. Die Marsch, riefen die Führer, sei die wahre Festung des Landes. Hierher müsse man den Feind herankommen lassen. Und wenn es denn bestimmt sei, daß die Ditmarscher aufhören sollten, ein freies Volk zu sein, so sei es besser, frei wie die Väter zu sterben, als die Knechtschaft auf die Nachkommen zu vererben.

Von den Kundschaftern, die der König ausgesandt hatte, fing man einen Friesen. Als diesem mit der Folter gedroht wurde, verriet er, daß das feindliche Heer über Hemmingstedt nach Heide und von dort weiter nach Lunden zu marschieren beabsichtige. Rasch beschloß man nun, den Weg bei Hemmingstedt durch eine Schanze zu sperren. Über die Stelle dieser Schanze sind neuerdings mehrfach Untersuchungen angestellt worden. Wir können auf diese hier nicht näher eingehen. Die ditmarsischen Heerführer haben jedenfalls einen zweckmäßigen Platz gewählt. Die Schanze wurde noch in der Nacht mit einigen Geschützstücken versehen, und Wolf Isebrand oder Sebrand übernahm mit 4—500 Mann die Verteidigung. Es waren das zumeist Einwohner der zunächst bedrohten Kirchspiele Hemmingstedt, Wörden und Neuenkirchen, die hier ihr Leben für die Verteidigung des Vaterlandes einzusetzen entschlossen waren.

Eine Jungfrau aus Wörden, die nach der Sitte jener Zeit das Gelübde ewiger Keuschheit ablegte, trug in ihren reinen Händen das Banner des Landes.

Vor Dusenddüwelswarf (nach Neocorus' Angabe hieß der Ort so, weil es dort spuken sollte) führte der Weg über niedrig gelegenes Land, das im Winter größtentheils unter Wasser stand. Durch Öffnen der Vorsflether Schleuse konnte man auch die weitere Umgebung unter Wasser setzen.

Als in Meldorf die erwartete Unterwerfungserklärung der Ditmarscher

nicht eintraf, hielt man dort Kriegsrat. Am 16. Februar war plötzlich Tauwetter eingetreten. Die holsteinischen Führer rieten zur Vorsicht nnd erinnerten an die früheren unglücklichen Feldzüge. Junker Slenz jedoch drängte zum Vorrücken, weil man den Feind überrumpeln müsse und bei anhaltendem Tauwetter in der Marsch garnichts zu machen sei. Er kenne die Marsch aus Erfahrung. Sein Rat gab den Ausschlag.

Am Morgen des 17. Februar rückte das Heer von Meldorf gegen Hemmingstedt an. Voran zog Junker Slenz mit der Garde, die einen Teil der Geschütze mit sich führte. Dann folgte die Reiterei und hinter dieser wieder Fußvolk mit Geschütz. Den Schluß bildeten die Fürsten mit ihrer Bedeckung und dem Troß.

Der Wind wehte scharf aus Nordwest und trug Regen, Hagel und Schnee der Garde entgegen. Als der langgestreckte Zug in den tiefen Einschnitt vor Hemmingstedt herunter kam, ging es in dem bereits aufgeweichten Boden nur langsam vorwärts. Zufällig bedeckte auch noch aus den Gräben herausgeworfene Kleierde einen Teil des Weges. Die Gräben waren an beiden Seiten des Weges bis an den Rand voll Wasser, und Menschen wie Tiere blieben bald hier, bald dort im weichen Schlamme stecken. Schon mochte der Feind hoffen, auf der Hemmingstedter Höhe besseren Weg zu erreichen, als unvermutet Wolf Isebrand ein wirksames Feuer aus der Schanze eröffnete. Der Feind kam zum Stehen. Die Garde stimmte in das Spiel der Trommler und Pfeifer ein mit ihrem alten Schlachtruf: „Hüte dich, Bauer, ich komme!“ Zwei riesige Männer, sogenannte Herausforderer und Platzmacher, zogen mit zweihändigen Schwertern nach der Landsknechte Weise dem Haufen voraus. Der eine fiel aber gleich von einer Kugel getroffen, und der andere zog sich schleunigst in die Reihen der Kameraden zurück. Die Garde setzte nun den vordersten Zug der Geschütze in Thätigkeit. Aber gegen die Schanze war nicht aufzukommen. Die Kugeln der Ditmarscher räumten furchtbar auf in dem dichtgedrängten Haufen. Ein Teil der Landsknechte warf die Spieße über die Gräben, legte mitgeführtes Flechtwerk darauf und schuf sich so Brücken zu den Äckern. Hier versuchte man, sich auszubreiten und eine Schlachtordnung zu bilden. In der tiefen Kleierde, welche die rasche Bewegung der Füße hemmte, gelang das nur sehr unvollkommen. Die Ditmarscher machten, als der Haufe der Landsknechte sich lockerte, einen Ausfall aus ihrer Schanze und warfen die feindlichen Geschütze, die zum Feuern gekommen waren, in die Gräben. Ein anderer Teil war der Nässe wegen unbrauchbar.

Der Geschützdonner hatte nach und nach andere Abteilungen der ditmarsischen Mannschaft von Wörden herbeigerufen, die sofort mit dem Schlachtruf „Maria hilf, heiliger Georg, heiliger Valentin!“ in den Kampf eingriffen. Der Versuch der Garde, die Schanze zu umgehen, wurde nun ganz vereitelt. Aus Angegriffenen wurden die Ditmarscher Angreifer. Der

Feind konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts ausweichen. Zweimal schlug er den Angriff der Bauern zurück. Aber zum dritten Male drangen diese von den Seiten in den Menschenknäuel hinein. Junker Slenz kämpfte als rechter Landsknechtsführer im Vordertreffen. Da arbeitete sich der lange Reimer von Wiemerstedt an ihn heran und trieb seinen Spieß mit solcher Kraft in die Rüstung des Ritters hinein, daß die Spitze sich krumm bog und wie ein Haken im Harnisch fest sitzen blieb. Andere kamen ihm zu Hülfe, zogen den Ritter vom Pferde herunter und durchbohrten ihn mit einer Hellebarde.

Nach dem Falle ihres Führers verzweifelte die Garde am Siege und wandte sich zur Flucht. Weil der Weg im Rücken durch die Reiterei verschlossen war, mußte sie sich über die Gräben und Äcker retten.

Die Ditmarscher hatten während des Kampfes die Schleusen öffnen lassen, und das vom Nordwestwinde aufgestaute Wasser drang über Feld und Wege. Nach der Flucht der Garde galt der Angriff der Reiterei. Diese konnte des Wassers wegen nicht vom Wege ab auf das Feld gelangen, um einen regelrechten Ansturm zu machen. Den Rückweg versperrte der Troß der Wagen und Knechte. Der Troß drängte, weil man nicht wußte, was an der Spitze des Zuges vorging, anfangs noch immer vorwärts. Eingekeilt mußte die Reiterei den Angriff der siegesmutigen Bauern über sich ergehen lassen. Immer größere Haufen beteiligten sich am Würgen und Niederschlagen. Man gab die Losung: „Schont den Mann, schlagt die Pferde!“ Die verwundeten Gäule schlugen und erdrückten ihre Reiter oder stürzten mit ihnen in die Gräben. Schrecklich wütete der Tod in dem glänzenden, hülflosen Haufen. Alles strebte zur Flucht, dachte kaum noch an Verteidigung. Aber nur langsam konnte der fliehende Feind das Schlachtfeld räumen.

Aus allen Dörfern eilten auf die Nachricht von dem Weichen der Feinde sogar Greise und Knaben zum Beutemachen herbei. Bald hieß es: „Schlaget den Mann, schonet die Pferde!“ denn letztere betrachtete man schon als sicheres Eigentum.

Der König Johann und der Herzog Friedrich retteten sich mit einem Teile der Reuter, doch mußten alle mitgeführten Schätze und Kleinodien im Stiche gelassen werden. Erst auf holsteinischem Boden kam der Feind wieder zur Besinnung. Der König soll seine Umgebung mit der Erklärung getröstet haben, daß er, obwohl jetzt geschlagen, wiederkommen werde. Allein die dänischen Könige haben aus eigenem Entschlusse niemals wieder den Versuch gemacht, Ditmarschen zu erobern.

In der Schlacht waren zwei Oldenburger Grafen, über 300 Ritter und ritterbürtige Leute und mehr als 4000 Fußknechte — die meisten Chronisten schreiben sogar von 11000—20000 Mann — geblieben ohne die Landsknechte. Die Garde hatte verhältnismäßig noch die wenigsten Leute verloren, weil sie leichtfüßig auf der Flucht gewesen war. Sie zog

sofort nach Friesland und ließ sich von anderen Herren anwerben. Die Ditmarscher gaben ihren Verlust auf 300 Mann an, zu welcher Anzahl noch einige fremde Söldner kamen.

Am nächsten Tage begann man mit der Aufräumung des Schlachtfeldes und erstaunte, als das Wasser sich verlaufen hatte, über die Menge der Leichname. Die meisten fanden sich ohne Wunden, erstickt und erdrückt. Groß war die Beute an Harnischen, Waffen, Gold, Silber und Edelsteinen. Der Münzwagen des Königs, den dieser mitgeführt hatte, um zur Besoldung des Heeres Münzen zu schlagen, enthielt gegen 70000 Gulden Silbers. Auch fielen des Königs Küchenwagen mit dem silbernen Tafelgeschirr, dessen Krone, Schwert und Siegel in die Hände der Sieger. Herzog Friedrich ließ seinen Schatzwagen und seinen goldenen Mundbecher im Stiche. Außerdem fand man unzählige Rüstwagen mit allerlei Kriegsbedarf, Munition und vielen Pferden zurückgelassen. Von den Geschützen waren acht große Kanonen, acht ganze, achtzehn halbe Schlangen, drei Mörser, zwei Kartaunen im Schlamme stecken geblieben. Außer sechzig goldenen Degen wurden sieben Fahnen mit der Dannebrogsfahne erbeutet. Letztere hängten die Wördener in ihrer Kirche auf.

Es war ein glänzender Sieg, unerhört in der Geschichte. Der Ruhm der ditmarsischen Bauern, welche die gefürchtete Große Garde geschlagen hatten, flog durch alle deutschen Länder.

Fragen wir uns heute, woher ihnen der Mut kam, den scheinbar ungleichen Kampf aufzunehmen, woher die freudige Zuversicht genommen wurde, die Spannkraft, um dem Schwerte des geharnischten Reiters, den Speeren der unüberwundenen Landsknechtsscharen gegenüberzutreten, so finden wir Unabhängigkeitssinn, Heimatliebe und Gottesfurcht als das Rüstzeug, mit dem das schier Unmögliche geleistet wurde. Der Ditmarscher, der durch schwere Arbeit seinen fruchtbaren Acker dem Meere abgewonnen hatte, mit harter Mühe ihm die reiche Frucht abrang und diese im freien Handel verwertete, sein Gemeinwesen selber organisierte und verwaltete, sah jenseits der Grenze außerhalb der Städte nur Ritter und Hörige. In Holstein war der unabhängige Bauernstand im Verschwinden begriffen. Die Macht des Adels war im 15. Jahrhundert so gewachsen, daß ganze Dörfer von ihm aufgesogen wurden und die Leibeigenschaft sich wie ein eisiger Reif überall auf das Land niedersenkte. Angesichts dieser Verhältnisse fühlte sich der freie Ditmarscher im berechtigten Stolze auf seine Herkunft und sein Geschlecht, seinen Reichtum dem Ritter ebenbürtig, und der Friesen Wahlspruch „Lieber tot als Sklave!" war auch der seinige. Jedes Geschlecht wachte über die Sittenreinheit der einzelnen Genossen, über die Erfüllung der Pflichten, die das Vaterland, die Gemeinde und die Familie forderten, stieß Unwürdige von sich, unterstützte den Notleidenden und verteidigte ihn mit gewaffneter Hand gegen Unterdrücker. Schon dem vierzehnjährigen Knaben wurden die

Waffen gereicht, um einzutreten in die Reihen der Geschlechtsvettern, teilzunehmen an den jährlichen Übungen der Landesverteidiger und auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wenn die Turmglocken zum Sammeln riefen. So wuchs schon früh in jedem das Selbstvertrauen und die Liebe zur Heimat. Dem Manne war die freie Heimat ein Kleinod, das er seinen Kindern als das teuerste Gut zu hinterlassen gedachte. Mit solchem Gedanken bestellte er sein Haus, versöhnte sich in frommer Andacht mit seinem Gott und zog auf das Schlachtfeld, bereit zu siegen oder zu sterben, — und er siegte.

Mit Fug mögen die Ditmarscher am 17. Februar 1900 die Erinnerung an die Hemmingstedter Schlacht wieder auffrischen und den Siegestag festlich begehen. Die ehemaligen Sonderinteressen des Volksstammes sind zwar dahin, aber die Tugenden der Väter, die damals zum Siege verhalfen, haben wir im geeinigten deutschen Vaterlande auch heute uns vor Augen zu halten und bei uns zu pflegen als starke Waffen gegen jeden äußeren Feind: Gottesfurcht, Mannesstolz und Heimatliebe.

Die Magnussen.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

I.

Seit den mehrfachen Besuchen des Kaisers in Bildhauer Magnussens Werkstatt in Berlin ist der Name durch alle deutschen Blätter gegangen. Verdient hat er das längst, und wirklich hat er seit Jahrzehnten kaum aufgehört, in engeren oder weiteren Kreisen eine Rolle zu spielen.

Es war im Sommer 1875, als in Schleswig Stadt und Land aus der Aufregung nicht herauskam, was es mit der Neuanlage auf dem Erdbeerenberge auf sich habe. Rasch wuchs auf der damals ganz kahlen Höhe mit dem weithin herrschenden Rundblick ein breitgestrecktes Haus empor, in dem — so erzählte man sich — Maler Magnussen aus Hamburg mit Wintersanfang eine Lehranstalt für Holzschnitzerei einrichten wolle. Es gab „allgemeines Schütteln des Kopfes." — Holzschnitzerei? was sollte das wohl nützen? Das merkwürdigste aber war, ja, fast unheimlich wunderlich schien es, daß der Mann durchaus kein Entgelt fordern wollte, daß die ärmsten im Volke ihm so willkommen sein würden wie die angesehensten, und daß er mit seinen Zöglingen wie mit der Familie fast nur Plattdeutsch spräche, was ja längst aus der Mode ist. Ja, so zähe hielte der Eigensinnige — so hieß es — an Sprache und alter Sitte des Volkes fest, daß an die hohe Bildung einer Künstlerfamilie dabei kaum zu glauben sei. Da Magnussen kein reicher Mann war, wurden Beiträge zur Anlage der Schule erbeten, und nicht ohne Erfolg. Denn außer Philistern gab's auch hier Leute, denen das Herz aufging bei der Aussicht, in unserem nach dieser Seite hin ziemlich dürftigen Lande eine Pflanzstätte der Kunst unser eigen nennen zu dürfen. Diese Kunst aber, — vom Meister Magnussen ohne weiteres als „Plattdeutsche Kunst" bezeichnet, — war jedenfalls kein fremdartiges Treibhausgewächs. Jahrhunderte rück-

wärts hatte sie ja gerade in den nordelbischen Landen viele ihrer herrlichsten Blüten entfaltet. Kannten und liebten doch wir Schleswiger den weltberühmten Brüggemannschen Altar im Dom, der in erster Linie Magnussen zur Übersiedelung nach Schleswig vermocht hatte, und vielerlei sonstiges Schnitzwerk an Epitaphien, Gestühl usw. ebenda, sowie in manchem bescheidenen Landkirchlein allerlei Verwandtes von oft unschätzbarem Werte. Auch hatten die Glücklicheren unter uns von den Voreltern ererbte mächtige geschnitzte Truhen und Schränke; aber alles mit modernem Geräte gemischt. Nun sollten wir in der Magnussenschen Sammlung erst recht Blicke thun in einen bisher ungeahnten Reichtum der Hinterlassenschaft unserer heimischen Volkskunst.



Christian Magnussen. (Nach einer Photographie.)

Christian Magnussen wurde geboren 1822 als Sohn eines Postmeisters in Bredstedt, dort, wo neben dem Deutschen der Friese haust. Er sollte Tischler werden, obgleich schon des Knaben Sehnsucht ihn zur Kunst zog. In Kopenhagen in der Lehre brach er sich zu ihr die Bahn, zunächst durch ein tüchtiges Bildnis eines Bauern. Bei dem Thorwaldsen-Schüler Bissen wurde das Zeichnen geübt. Während eines Studienjahres in Paris gehörte Magnussen jenem Kreise von meist bedeutenden Künstlern an, die, aus allerlei Volk zusammen-

geströmt, im Dörfchen Barbizon ein in ihrem Berufe so arbeit- und genußreiches, so fröhlich freies Künstler- und Waldleben führten. Die dort geschlossenen Jugendfreundschaften zwischen Deutschen, Dänen, Franzosen usw. hielten, alle Nationalitäten überbrückend, sich frisch bis an den späten Tod. Ein umfangreiches Künstleralbum im Magnussenschen Nachlaß läßt uns noch jetzt den köstlichen, oft sich selbst wie die Freunde bespöttelnden Humor mitgenießen, der aus jeder Linie der oft flüchtigen Skizzen spricht. Daneben finden sich auch farbig durchgeführte Blätter von wirklicher Schönheit und oft vornehmer Herkunft.

In Rom fand Magnussen noch die Besten jener Zeit oder spürte wenigstens ihre Nachwirkung; so die Thorwaldsen, Overbeck, Knaus, Spangenberg, Rahl usw. An letzteren schloß er sich als Schüler an. Als aber im Jahre 1848 sein Schleswig-Holstein kräftige Arme brauchte, da legte er nicht nur selbst den Pinsel aus der Hand, sondern er wußte durch glühende Begeisterung eine Schar um sich zu sammeln, mit der er über die Alpen zog und die er, nachdem sie geschult war, dem heimatlichen Kriegsschauplatz zuführte. Noch jetzt kann man Altersgenossen warm schildern hören, wie prachtvoll der schöne, schneidige Jüngling als Freischarenführer im breitkrämpigen Federhut usw. ausgesehen habe. Bei aller Anerkennung des guten Willens — wie viel eine solche Schar, außer dem Figurmachen, genützt hat, darüber befrage man lieber keinen richtigen Soldaten; die Vernüchterung könnte zu peinlich sein. Den rechten Freiwilligen-Sinn hatte aber unser Magnussen so sehr, daß er noch 1870 — nachdem er längst für eine große Familie zu sorgen hatte — wieder als „Liebesonkel" sich auf den französischen Kriegsschauplatz begab. — Ein Haus hatte er schon 1853 gegründet. Mit seiner schönen jungen Frau, der Tochter eines hochangesehenen Hamburger Senators, nahm er abermals in Rom einen sechsjährigen Aufenthalt. Einigen Lesern von H. Allmers' feinsinnigen Römischen Schlendertagen dürfte vielleicht die Schilderung des anziehenden deutschen Künstlerhauses erinnerlich sein. Magnussens damals und späterhin dem italienischen Volksleben entnommenen farbenfrohen Gemälde werden hoffentlich noch erfreuen, wenn verschiedene neue Moden in der Malerei abgewirtschaftet haben. Darnach wurde abwechselnd gearbeitet in Hamburg, auf Herzog Friedrichs Schloß Dolzig, wie auf Föhr, — wo das damalige preußisch kronprinzliche Paar regen künstlerischen Verkehr mit dem Hause des Meisters unterhielt, woran ja dessen Sohn vom Kaiser wieder erinnert wurde. Zwischendurch war Magnussens Pinsel auch am Hofe der Königin Victoria in England thätig, und überall mit Erfolg.

Aber kein Erfolg hatte ihn ganz beruhigt. Eine ächte Künstlernatur, sah er immer ein noch schöneres Ziel vor sich: er wollte nützen, seinem Volke nützen, es zu dem, was er liebte, heran- und heraufziehen. Wieder in der Heimat, wußte er mit geschärftem, sicheren Blick und Spürsinn die reichen Reste einstiger Kunstthätigkeit unseres besonders für Bildschnitzerei so hoch begabten Völkchens herauszufinden und mit mehr oder weniger großen Opfern zu erwerben. Auch wer schon in manchem Museum aus- und eingegangen war, kam aus dem freudigen Erstaunen nicht heraus, als er die Räume des neuen Schleswiger Künstlerheims an jenen Herbsttagen des Jahres 1875 betreten durfte. Nur ein umfangreiches Schriftstück würde ausreichen, wollte man den Hunderten von reichgeschmückten Gegenständen einigermaßen gerecht werden, die in diesen Reihen weiter Säle, in den Wohn- und Einzelräumen der Familie, in Flur und Treppenhaus möglichst harmonisch gruppiert waren. Von allem, was die letzten vier Jahrhunderte bei uns — zum Teil auch in der Metalltechnik — für Kirche und Haus geschaffen hatten, gab es hier überreichlich Beispiele. Der Altaraufsatz, die einzelnen Heiligenfiguren — zum Teil mit Spuren der Axthiebe, die sie für den Ofen hatten spalten wollen! —

fehlten so wenig wie die breite Tafel mit dem Stammbaume des Erzvaters. Am ausgiebigsten aber war die Profankunst vertreten mit all den riesigen bildgeschnitzten Truhen und Schränken — oft der Barockzeit angehörig, — in denen die Ahnfrau barg, was sie im Kreise der Mägde den langen Winter hindurch gesponnen und gewebt hatte. Aber auch an diesen Riesenmöbeln sind es fast immer biblische oder legendarische Vorgänge, die zur Darstellung gebracht wurden; mitunter naiv unbeholfen, dann wieder fast mustergültig, mitunter in überladener, oft in klarer Anordnung. Daran reihte sich vielfach kleineres Hausgerät an Tischen, Stühlen usw., oft mit sinnigen, minniglichen oder frommen Inschriften, Namen und Zahlen gezeichnet; so die Wiege, die ein Schiffer auf seiner Grönlandfahrt geschnitzt hatte, oder der seltsame Holzklotz in Fußform, über den das Seemannsweib beim Stopfen den Strumpf spannt. Ihr Bild, das der schlanken Insulanerin mit dem Silberschmuck am Jäckchen und dem gewundenen Kopftuch über dem ernsten Antlitz, begleitet den Ehemann oder Liebhaber auf schwankem Schiff. Und so gräbt er in Ruhepausen auf mühevoller Meerfahrt oder winters wieder daheim ihren Namen und seine Huldigung in den Hausrat, der ihr dient. Es giebt da noch Waschhölzer, besonders die sogenannten Mangelbretter, Salzbehälter usw. bis hin zum Etui, in dem der Bauer, zum Schmaus geladen, Löffel und Messer zum Tischgebrauch mitzubringen hatte. Es giebt hier nichts, was nicht dem, der hinzuhorchen versteht, ein traulich Geschichtchen zu erzählen wüßte aus weit entlegener Zeit, vielleicht von Eilanden, längst vom Meere verschlungen. Daß so intim gestaltete Dinge keine Handelsware waren, daß sie einer Hauskunst entstammten, ergiebt sich von selbst. Es kann uns verdrießen, daß, was überm Volk zu stehen glaubte, von alledem keine Notiz genommen hat. So scheint v. Rumohr nicht geahnt zu haben, was das bäuerliche Nachbarhaus barg, als er im Überblick der Kunsthistorien des transalbingischen Sachsens nur die Kirchen und Edelsitze seiner Heimat beschrieb. Auch jene hübschen friesischen Vorbilder des Kerbschnittes, der seitdem von geschickten Händen in unzähligen Wandlungen zur Ausführung kam, sahen wir Bewohner der Ostküste seltsamerweise hier zum ersten Male. Die Vorliebe der Inselfriesen für Handhabung von Zirkel und Maßstab soll diese ansprechende Flachornamentik erfunden haben.

Außerdem sammelte der Direktor der neuen Schule durch große Ankäufe der schönsten antiken Abgüsse in Paris usw. einen gar wertvollen Vorbilderbestand um sich, der sich durch willkommene Schenkungen, z. B. von Berlin her, noch vermehrte. Dazwischen grüßten überall von Wand und Staffelei herab außer den immer höchst charakteristischen Bildnissen und sonstigen Gemälden von des Meisters Hand seine trefflichen Kopien, meistens nach Rembrandt, und im Original einzelne gute alte Italiener, Spanier usw., auch ein großer Cranach. Wahrhaftig, Willkommeneres konnte uns garnicht zu teil werden, uns Kunstdurstigen, denen oft zu Mute gewesen war wie dem Fisch auf dem Trockenen! Und nicht nur sehen durften wir, nein, immer wiederkommen, um zu lernen, das, was wir am meisten ersehnt hatten: Zeichnen, Malen, wer wollte, auch Modellieren und Schnitzen. Denn auch an die Lernbegierigen unter den Frauen hatte Magnussen gedacht. An zwei Wochentagen öffnete sich uns eines der Ateliers, und die stundenweiten Wege der langgestreckten Stadt, in der die Kultur noch zur Pferdebahn nicht vorgerückt war, dünkten uns kurz zu sein. Festtage waren es durch angespannte Werktagsarbeit!

Das Hauptabsehen unsers Volkserziehers aber war auf die im Lande verstreut sich findenden Erben der Bildschnitzkunst gerichtet. Nachdem seine Vorträge und die Presse den Plan klargelegt hatten, sammelte sich allmählich eine Schar junger Leute — es waren zeitweise ihrer 30, — die, teils aus allen Gegenden

des Landes nach Schleswig übergesiedelt, ganz, und meisteus mit brennender Hingabe, der Kunstübung oblagen, teils aber nur die Feierabende zur Verfügung hatten, für deren Ausnutzung es hier damals so wenig Fortbildungsschulen gab, wie sonst nennenswerte Unterweisung in irgend welcher Übung der bildenden Kunst. Zeichnen bildete selbstverständlich die Grundlage und zwar nach plastischen Modellen; das damals noch bräuchliche Kopieren durfte hier niemand langweilen.

Für das Technische der Holzbildnerei wurden anderswo vorgebildete Lehrer besoldet, die im Künstlerischen zugleich Magnussens Schüler waren. So der treffliche Holsteiner E. Kock, der nach fast zehnjähriger Wirksamkeit in Schleswig in R. Begas' Atelier in Berlin eintrat, wo er darnach am Schmuck des Reichstagsgebäudes thätig war und manche tüchtige und reizvolle figürliche Darstellung schuf. Warmen Dank hörte ich öfter aus seinem Munde für den sonst vielfach verkannten Schleswiger Meister. Erstaunlich war die Schönheit der Gebilde, die oft nach kurzer Zeit unter der Hand ungelenker Dorfjungen hervorgingen, die früher nie Gelegenheit hatten, mit der Antike oder dem Mittelalter Bekanntschaft zu machen. Nein, der waghalsige Mann, der ohne alle Vorrede gerade auf den Kern losging, dessen Methode — die den Namen wohl kaum verdiente — die systematisch gebildeten Lehrer haarsträubend gefunden hätten, der hatte keinen Trugschluß gethan. Die verschütteten Keime hatten noch im Boden geruht; sein kräftiger Weckruf hatte genügt, was lebensfähig war, zu Tage zu fördern. Etwas ungestüm wurden die tüchtig Begabten vorwärts getrieben. Steckte kein Künstler drin — nun, dann kehrte das Bürschlein an den Pflug zurück, hatte aber doch in eine Welt geschaut, die über der Scholle hervorragt, und für die Feierabende eine ans Haus fesselnde, sittigende Thätigkeit erlernt. Eine ganze Anzahl tüchtig durchgebildeter Kunsthandwerker aber, deren einzelne später in Amerika Werkstätten gründeten, haben lohnenden Erwerb in ihrem schönen Beruf unserer Anstalt zu danken. Aus ihr gingen auf Bestellung an größeren Kunstwerken mehrere figurenreiche Altaraufsätze hervor, einzelne sehr edle Kruzifixe, viele Truhen und sonstiger Hausrat für Schloß oder Haus; so u. a. eine großartige Kaminbekleidung für Professor Max Müller in Oxford, über die er sich höchst erfreut aussprach. Aus England kamen auch sonst Beweise von Teilnahme; Prämien für besondere Leistungen der Zöglinge wurden vom deutschen kronprinzlichen Paare erteilt und ein Verein zur Förderung des Unternehmens gegründet. Auch fanden arme Zöglinge willig Unterstützung vom Direktor und zuweilen ohne Entgelt Aufnahme in seiner Familie. Daß die Anstalt trotzdem nach zehnjährigem Bestand einging, lag teils an vielfach fehlendem Verständnis derjenigen, deren Beistand unerläßlich gewesen wäre, — z. B. der damaligen Spitzen unserer Stadtverwaltung — und an allerlei unberechtigten Gegenströmungen. Teils mag es am Stifter selbst gelegen haben, der zu sehr Künstler war, um auch nur leidlich klar überschauender Geschäftsmann zu sein, der z. B. beim Rechnen durchaus die Thaler und Mark nicht auseinanderhalten konnte. Und dann, man weiß ja: Originale sind höchst interessant, man möchte sie als scharfe Würze zwischen den Durchschnittsmenschen nicht missen. Kommen sie uns aber zu nahe, liegen nicht Jahre oder Meilen zwischen ihnen und uns, dann können sie unbequem werden, besonders wenn sie das Reformieren anfangen. Genug, unser merkwürdiger Freund, der aus Gegensätzen zusammengesetzt zu sein schien, der durchaus nicht schweigen konnte, wo es klug gewesen wäre, hatte vielerwärts mehr Gegner als Gönner, und seine „Sache" nahm ein frühes Ende. Seine Altsachen mußte er später verkaufen.

Nachdem Magnussen wieder über seine Zeit verfügen konnte, ließ er in den verödeten Räumen noch einmal die Farbe zu ihrem Rechte kommen. Ein Hauptwerk des letzten Lebensabschnittes war ein Kolossalgemälde für das neue Hamburger

Rathaus: eine Hamburgische Ratssitzung vor etwa 40 Jahren (9,50 m Breite bei 3,50 m Höhe). Nicht weniger als 32 lebensgroße und lebensvolle Porträtgestalten sind in malerischer Amtstracht in bewegter Gruppenbildung wiedergegeben. Die Herren vom Rat waren, als dem Künstler gestattet wurde, die Scene zu skizzieren, in lebhafter Erörterung begriffen über den Ausbau ihrer Kunsthalle, deren Pläne vorliegen, — ein hamburgisches Geschichtsbild — also nicht mehr in der Mode! — Als es nun zu Ende gehen sollte — es war im Sommer 1896 — mit dem starken, in seinen inneren Gegensätzen so oft mißverstandenen Manne, vor Menschen oft so unbeugsam, vor seinem Gotte kindlich ergeben, da beugte er den starren Friesennacken in großer Geduld unter das auferlegte Joch der tötlichen Herzkrankheit, vieles, was er erstrebt hatte, unvollendet zurücklassend. Doch wird, wer für derlei Dinge Augen hat, vielerwärts segensreiche Spuren seines Wirkens gewahren.

Der Nerz.

Von F. Lorentzen in Kiel.

Früher war das Raubzeug in Wald und Flur auch unserer engeren Heimat zahl- und artenreicher als in der Gegenwart, in der man überall, wo sich Gelegenheit bietet, darauf bedacht ist, im Interesse der Forst- und Landwirtschaft, wie zu Gunsten der Jagd und Fischerei den räuberischen Vierfüßlern und Vögeln den Garaus zu machen. Manchem dieser Tiere wird schon des Balges wegen nachgestellt, aber seitdem Forstkassen und Jagdvereine gegen Einlieferung der Fangzeichen lockende Schußprämien zahlen, wird nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer die Verfolgung betrieben, und an Erfolg hat es nicht gefehlt. Wenn auch noch eine Reihe der Arten sich überall in der Provinz an geeigneten Örtlichkeiten findet und als allgemein verbreitet bezeichnet werden darf, so hat die Menge der Einzeltiere doch bedeutend abgenommen.

Aber auch die Zahl der Arten scheint am Schluß des Jahrhunderts von neuem um ein Glied vermindert zu sein. Dem Bären und Luchse, der Wildkatze und dem Wolfe, deren Vorkommen in vorgeschichtlicher oder geschichtlicher Zeit auch in Schleswig-Holstein, wenn nicht anders, so durch Schädel- und Knochenfunde bezeugt wird, und deren Namen, nachdem die Träger ausgestorben sind, noch in Bezeichnungen der Ortschaften, Fluren und Wege erhalten sind, glaubt man jetzt auch den Nerz, Mustela lutreola L., hinzugesellen zu müssen, der, wenn noch nicht ausgestorben, doch seit längerer Zeit trotz eifrigster Nachfrage für die Forschung verschollen ist.

Der Nerz verschollen? Bietet nicht jedes bessere Kürschner- und Konfektionsgeschäft echtes Pelzwerk des Nerzes feil? Wohl berechtigt sind diese Fragen, und weitere Nachforschung wird ergeben, daß jährlich vielleicht noch gegen 200 000 Nerzfelle in den Handel gebracht werden, aber nur etwa ein Viertel davon ist europäischen, nämlich russischen Ursprungs, und der größere Teil stammt von dem amerikanischen Vetter unseres Verschollenen, dem Mink, Mustela vison Briss., der auch weit mehr geschätzt wird, weil „sein Fell feineres Haar hat, das sich zu dem der europäischen Nerze wie Seide zu Zwirn verhält." Deutschland hat schon seit einer Reihe von Jahren hier und da nur vereinzelt einen Nerzbalg der Handelsware eingliedern können.

Die eigentliche Heimat des Nerzes ist, wie Brehm angiebt, das östliche Europa, Finnland, Polen, Litauen, Rußland, wo man ihn von der Ostsee bis zum Ural, von der Dwina bis zum Schwarzen Meere findet. Sein Gebiet erstreckte sich aber

bis vor einigen Jahrzehnten westwärts bis Braunschweig und Hannover; für Schlesien, Brandenburg, Pommern und Mecklenburg war sein Vorkommen bekannt. In Schleswig-Holstein (vgl. „Heimat" 1894, S. 127) werden als Fundorte des Nerzes Nortorf, Eutin und besonders die Umgegend Lübecks genannt, und gerade aus dieser letzteren Gegend sind die eingehendsten Mitteilungen über diese Marderart von dem Revierförster Herrn Claudius, der sogar ein lebendes Exemplar 1868 an Brehm überliefern konnte, aufgezeichnet und in dem II. Bande von „Brehms Tierleben" veröffentlicht worden. Brehm führt neben dem Namen Nerz auch die Bezeichnungen Krebsotter, Steinhund, Wasserwiesel, Menk, Wassermenk an, denen noch Sumpfotter und Ottermenk hinzuzufügen wären, und giebt folgende Beschreibung des Tieres:

„Unser Nerz erreicht eine Länge von 50 cm, wovon etwa 14 cm auf den Schwanz kommen. Der Leib ist gestreckt, schlank und kurzbeinig, im ganzen fischotterähnlich, der Kopf jedoch noch schlanker als bei diesem Verwandten. Die Füße ähneln denen des Iltisses, aber alle Zehen sind durch Bindehäute verbunden. Der glänzende Pelz besteht aus dichten und glattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung, zwischen und unter denen ein grauliches, sehr dichtes Wollhaar sitzt. In der Mitte des Rückens, am Nacken und Hinterleibe am meisten, dunkelt diese Färbung, auch die Schwanzhaare pflegen dunkler zu sein als jene der Leibesseite. Auf dem Unterleibe geht die Färbung in Graubraun über. Ein kleiner, lichtgelber oder weißlicher Fleck steht an der Kehle. Die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß."

Über die Lebensweise unterbreitete Herr Claudius folgende interessante Einzelheiten:

„Der Nerz liebt die brüchigen und schilfreichen Umgebungen von Seeen und Flüssen, wo er, wie der Iltis, seine Wohnung auf einer Kaupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichster Nähe des Wassers anlegt und mit wenigen Ausgängen, die nach der Wasserseite münden, versieht. Fluchtröhren nach einer anderen Richtung oder gar Gänge nach benachbarten Kaupen sind hier nicht anzutreffen. Während der Iltis, aus dem Baue gestört, sich durchaus nicht zu Wasser jagen läßt, sondern stets sein Heil in der Flucht auf dem Lande sucht, wo er Schlupfwinkel in hinreichender Meng. kennt, fällt der Menk unter solchen Umständen sofort, und zwar in senkrechter Richtung ins Wasser und entschwindet hier den Blicken. Bemerkenswert ist, wie er sich seiner Läufe bedient: er rudert nicht abwechselnd, wie der Iltis, sondern er schnellt sich stoßweise fort, und zwar mit überraschender Geschwindigkeit. Es gelingt selten, ihn im Wasser zu schießen, da er lange unter der Oberfläche bleibt und stets an einer entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Vor dem Hunde ist er im Wasser, selbst im beschränkten Raume, sicher.

„Die Spur sowohl, wie die einzelne Fährte ist der des Iltisses so ähnlich, daß selbst der geübte Jäger leicht getäuscht wird, da sich bei gewöhnlicher Gangart die kurze Schwimmhaut nicht im Boden abdrückt. Man hat sie im Winter da zu suchen, wo sich das Wasser lange offen zu halten pflegt, in Gräben, die ein starkes Gefälle haben, in Wasserbächen, über Quellen, wo man zu derselben Zeit den Iltis ebenfalls antrifft."

Mehr als 30 Jahre liegen diese Ergebnisse zurück. Mehrfach ist es versucht worden, so von den Herren Fornaschon in Lübeck und Dr. Schäff, Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover, neuere Mitteilungen über das Vorkommen des Nerzes in Norddeutschland zu sammeln, aber bisher leider mit völlig negativem Erfolge. Wie Herr Dr. Schäff im 4. Jahrgange der Halbmonatsschrift Niedersachsen S. 260 erwähnt, wurde ihm von dem genannten kundigen Beobachter, der an Brehm so ausführliche Angaben machen konnte, aus neuester Zeit die Nachricht, „daß trotz eifrigen Nachforschens bei Jägern und Fischern, die früher nachweislich Nerze in der Wackenitz bei Lübeck gefangen hätten, seit etwa zehn Jahren nichts mehr von dem Tiere verlaute."

Im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg" 1896 bietet Herr Fornaschon eine „kritische Bemerkung über das Vorkommen unseres Nerzes," deren Schluß lautet: „Ein von mir bezüglich des Tieres erlassener Steckbrief im Archiv. nat. Mecklenburg 1894 pag. 161 blieb bisher resultatlos, so daß ich jetzt wohl, wenn auch mit Vorbehalt, zu der An-

nahme und dem Schlusse berechtigt sein dürfte: Putorius lutreola — unser Nerz — ist bei Lübeck und in Mecklenburg leider ausgestorben."

Dieser Ansicht widerspricht aufs entschiedenste der Konservator am Maltzaneum in Waren Herr C. Struck, der im „Archiv" des genannten Vereins 1897 nach einer Aufzählung der früheren Fundstellen in Mecklenburg drei Angaben über das Vorkommen des Nerzes aus den Jahren 1894 und 1896 veröffentlicht. Die weiteren Äußerungen dieses Beobachters und Kenners der mecklenburgischen Tierwelt, die mit der Fauna unserer Provinz manches Verwandte aufweist, dürften auch für Schleswig-Holstein ihre Berechtigung haben. Sie lauten: „Es müssen doch bedenkliche Zweifel aufsteigen, ob ein Tier, das außerordentlich scheu und vorsichtig ist und sich den Blicken der Menschen geschickt zu entziehen weiß, meistens auch nur in später Abendstunde oder zur Nachtzeit seinen Bau verläßt, um auf Nahrung auszugehen, wirklich nicht mehr in Mecklenburg vorkommen sollte, weil er die letzten Jahre hier und da nicht gespürt wurde? Es ist stets als ein außerordentlicher Zufall anzusehen, einen Sumpfotter zu beobachten, geschieht es aber einmal, so können trotz eifrigen Spähens viele Jahre vergehen, wo es nicht gelingen will, und da neigt man sich denn leicht zu der Annahme, das Tier sei aus der Gegend verschwunden, bis plötzlich ein anderer das Glück hat, es zu sehen und zu erlegen. Mit dem Fang des Nerzes beschäftigt sich aber wohl zur Zeit kein Jäger ernstlich, da das Aufstellen der Fallen viele Geduld und Mühe erfordert, die in keinem Verhältnis zu dem zu erhoffenden Gewinn stehen, da ein Balg nur mit $1^1/_2$—3 Mark bezahlt wird. Unsere Forstleute haben heutigentags auch garnicht einmal Zeit dazu. Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß die Mehrzahl unserer Herren Forstbeamten den Nerz nicht kennt, und werden sie nach ihm gefragt, kommt leicht die Antwort, daß er nicht mehr existiere." Der Schlußsatz aber lautet: „Die Furcht vor seinem Aussterben ist ganz ungerechtfertigt, so lange die rohr-, sumpf- und bruchartigen Umgebungen unserer vielen Seeen, Flüsse und Bäche nicht schwinden. Rechnet man seine große Scheuheit dazu, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß er noch lange ein Glied unserer Fauna bleiben wird."

Wenn diese letzten Ausführungen zu Recht bestehen, wird es vielleicht gelingen, auch in Schleswig-Holstein von neuem das Vorkommen des Nerzes nachweisen zu können. Mögen diese Aufzeichnungen auch im großen Kreise der Leser der „Heimat" zur eifrigen Nachforschung anregen, daß es der „Heimat" beschieden sei, auch in dieser Frage nach Kräften zur Lösung beizutragen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

Vorbemerkung.

Unter den Märchen, die sich in unserer Gegend, im östlichen Holstein, noch lebendig im Munde des Volkes erhalten haben, ist das aus der Grimmschen und der Bechsteinschen Sammlung bekannte Märchen vom „Meisterdieb" eins der beliebtesten. Ich habe es gefunden in Griebel, in Sagau (mehrmals), in Quisdorf, am Timmendorfer Strand, in Altenkrempe bei Neustadt (zweimal) und in Lensahn.

In der Fassung weichen die verschiedenen Erzählungen bedeutend von einander ab. Ich gebe im Folgenden die Fassung, in der mir das Märchen von dem alten biedern Johann Schütt in Altenkrempe erzählt worden ist, der trotz seiner achtzig Jahre noch heute auf dem Gute Hasselburg seinen Dienst thut. Ich

wähle diese Fassung teils wegen des wundervollen Vorspiels, das sich sonst nirgends findet, teils wegen ihrer Vorzüge hinsichtlich der Form, der kindlichen Einfachheit und markigen Kürze des Ausdrucks, der rasch und doch ruhig fortschreitenden Erzählung und endlich des geradezu klassischen Plattdeutsch, das nur in unwesentlichen Dingen der nachbessernden Hand bedurfte.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um den Lesern der „Heimat" eine Vorstellung davon zu geben, wie viel in unserm Ostholstein noch steckt. Es sind mir erzählt worden — ich führe nur die größeren Zahlen an — von Frau Schlör in Griebel (in den Siebzigen) 43 Geschichten, — Geschichten im weiteren Sinne, nicht bloß Märchen, — von Frau Lemcke aus Sagau (in den Siebzigen) 18, von dem 86jährigen Hans Bensin in Sagau 12, von der 80jährigen Frau Block in Kröß bei Oldenburg 12, von Joh. Schütt, Fritz Wulf (in den Siebzigen) und Wilhelm Harms in Altenkrempe bis jetzt zusammen 42, von dem 69jährigen Marß Hinnerk Frank in Lensahn 63.

Zugleich möchte ich bei dieser Gelegenheit Herrn Bauervogt Harms in Griebel, Herrn Hufner Howe in Sagau, Herrn Gutspächter Hanssen auf Bungsberghof, Herrn Gutsbesitzer Burchardi auf Georgenhof, Herrn Gutspächter Theophile auf Hasselburg und Herrn Oberförster Meyer in Lensahn, ihnen selbst und ihren Damen, für die bereitwillige Förderung meiner Bestrebungen und für die gastliche und liebenswürdige Aufnahme, die ich auf meinen Märchenfahrten in ihrem Hause gefunden habe, auch öffentlich meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

3. De Spitzboof.[1]

Dar is mal 'n Mann weß, de hett 'n Sön hatt.

As he ut de School is, de Jung, do gifft sin Vadder em 'n Daler: he schall hen un schall 'n Handwark leern, wat Brot hölt bet in den Dot.

Nu geit he je wech.

Do dröppt he 'n ol'n Mann, de binn't Bessens.[2]

Do fragt he em, wat dat 'n Handwark is.

„Ja," secht de ol Mann. „De wider niks kann un wider niks leert hett, denn is dat uk 'n Handwark."

Ja, wat he em dat uk ne leern kann.

„Ja," sech'e.

Do binn't he uk 'n par Bessens, de Jung, un do is he al klööker as de ol Mann.

Do kümmt he wa'[3]) to Hus.

Do fragt sin Vadder em, wat he vör 'n Handwark leert hett.

„Bessen binn'n," sech'e.

Ja, secht de Ol, dat hölt keen Brot bet in den Dot.

Do gifft he em noch 'n Daler: he schall noch een Handwark leern.

Do kümmt he 'n Hus verbi, dar hängt so vęl Lępeln un Sleev', so'n hölten.[4])

Do geit he dar rin un fragt, wat dat 'n Handwark is.

„Ja," secht de ol Mann. „De wider niks kann un wider niks leert hett, denn is dat uk 'n Handwark."

Ja, wat he em dat uk ne leern will.

„Ja," sech'e.

Do mak't he uk 'n par Lępeln un Sleev', un do kann he dat al bęter as de ol Mann.

Nu hett'e bi den' uk je utleert.[5]) Un do kümmt he wa' to Hus.

„Na," fragt sin Vadder, „wat heß nu vör'n Handwark?"

„Lępeln un Sleev' maken," sech'e.

„Ja," secht de Ol, „dat hölt keen Brot bet in den Dot. Dar heß noch eenen Daler," sech'e, „denn ga hen un leer noch een Handwark, wat Brot hölt bet in den Dot."

Do kümmt he ünner de Spitzbööv'.

Do fragt he er, wat se vör 'n Handwark hebbt.

„Ja, steln," seggt se.

Ja, wat se em dat uk ne leern künnt.

„Ja," seggt se, denn mutt he mit er.

Do is he 'n par Jar bi er.

Un do kümmt he mal eenen Dach bi sin Vadder weller anföör'n, mit Peer un Wagen, un do fragt he, wat he dar man Klümp[6]) un Kantüffeln krigen kann; dar is he so hungeri na.

„Ja," sech' se, wat sin Mudder is — de kenn't em awer ne.

Wilt de Medda' kak't,[7]) is de Vadder in'n Gard'n.

Do geit he dar uk hen, un do beseet se den Gard'n — se hebbt dar so'n schön' Appel- un Berbööm hatt — un do fragt he den Ol'n, wat he uk noch Kinner hett.

Ja, sech'e, he hett noch een'n Sön. He weet awer ne, wo de is.

Bi de Bööm, dar hett he allerweg'ns Pal'n[8]) bi.

Do fragt he, worüm as he de Pal'n dar bi hett.

„Ja, dat se gra' blib'n schüllt," secht de Ol.

Nu hett he dar eenen so'n ol'n krumm'n Boom.

Do fragt he, worüm as he dar keen'n Pal bi kricht.

„Ja," sech'e, „de is al to old."

Ja, sech'e, denn schull he sin'n Sön uk man beter bögt[9]) hebb'n, wilt he noch junk weß weer.

Un do secht he to em, dat he sin Sön is, un dat he 'n Spitzboof word'n is.

„Ja," secht de Ol dunn, „wat will de Herr segg'n, wenn ik den' sech, dat du 'n Spitzboof word'n büß!"

„Ja," sech'e, „dat lat."[10])

Annern Mornt[11]) secht de Ol den Herrn dat, dat sin Sön kam'n is un is 'n Spitzboof.

Do lett de Herr em föllern,[12]) na'n Hoff hen.

Un do secht de Herr: „Du büß 'n Spitzboof word'n?"

„Ja," sech'e.

„Ja, denn will ik di dree Deel upgeb'n," secht de Herr. „Wenn du dat kanns, denn kanns du los' stel'n, vör min Part.[13]) He schall sin Ritpeerd ut'n Stall' stel'n, dat[14]) he mit Suldaten un Stalllü' bewachen[15]) lett, un denn schall he sin Fru den Fingerrink vun'n Finger un dat Bettlaken ünner'n Liv'[16]) ut stel'n, un denn schall he den Preester un den Köster in'n Sack stek'n un in'n Schosteen häng'n.

„Ja," sech'e, „wider man niks as dat — dat wüwwi[17]) lich[18]) krigen."

Do lett de Herr sin Ritpeerd mit Suldaten bewachen, un in'n Stall hett de Kutscher dat Peerd an'n Tom, un de Ritknech de sitt dar up, un de Stallknech de hett dat an'n Steert fat.

Nu kle't[19]) he sik üm as 'n ol Fru, un denn hett he allerhand Gedränken bi sik, Snaps un Kramstücken, un do kümmt he bi de Suldaten buten an.

Dar fangt se nu an to klagen, de Olsch, se is to Stadt weß, un er Sön will Hochtit geb'n, un se hett inköfft, un dat is Nach word'n, un se kann ne to Hus recken[20]) — wat se dar ne blib'n kann de Nach öwer. Un do fragt se er tolett, wat se uk 'n Lütt'n drinken mög't.

„Ja," seggt se.

Do gifft se ęr je wat, de Suldaten, un do geit de Buddel je rund. Toletz, do kri't se al wat in Kopp un ward al juch'n dar buten.[21])

Do seggt de, de dar binn'n sünd, de Stallü', se schall dar uk mal rin kam'n.

Do geit se dar uk rin, un de nęmt uk je wat, un dat war't ni lang', do sünd se all' in Slap.

Do nimmt he den Ritknech vun't Peerd heraf; den' sett he up 'n Ruunboom.[22]) Un den Stallknech, den' gifft he 'n Bessen in de Hand. Un den Kutscher — de hett dat Peerd je bi'n Tom fat hatt — den' stell't he woor[23]) an de Krüff. Un do nimm't he sin Peerd un ritt wech.

As de Herr 'smorns upkümmt, dunn liggt se dar all un slap't.

He is je bös', awer he mutt dar doch öwer lachen.

Nahęr kümmt he mit sin Peerd anriden.

„Ja," secht de Herr, „nu dat tweet Tour!"

He schall em sin Fru je dat Bettlaken ünner'n Liv'[16]) ut stęl'n un den Fingerrink vun'n Finger.

Do mak't he sik 'n Strokeerl, un do geit he 'snachs hen, as se to Bett sünd, un lett den Strokeerl ünner in't Finster kiken.

„Dar is 'e al!" secht de Herr, „ik will em dotscheeten, den Aas!"

Un so as he tooschütt,[24]) de Herr, do smitt he den Strokeerl dal un krüppt[25]) 'n bęten achter de Eck.

De Herr, de hett den Keerl je fall'n seen, un do secht he to sin Fru: „Ja, ik mutt man hen un em 'n bęten an 't Sit[26]) schanzen; süß sünwi[27]) je unglückli."

Wilt de Herr nu bi den Strokeerl to Gang' is, do springt de Spitzboof flink herin na dat Hus, na sin Fru rin, un nimmt den Herrn sin Sprak an un secht: „Giff mi gau den Fingerrink un dat Bettlaken — wenn't mennimal schull 'n bęten lang' war'n —, dat de Keerl dat ne wechhal't. He kann am Enn' uk een'n achter de Hand hebb'n."

Do gifft se em den Fingerrink un dat Bettlaken, un do mak't he je, dat he wa' wech kümmt.

As de Herr nahęr kümmt bi sin Fru, do secht he: „Dat weer de Keerl gar ne, dat weer man 'n Strokeerl. Dat schall em awer doch ne lücken,[28]) dat he dat kricht."

„Ja," sech' se, „du heßt mi dat ęben je al afnam'n."

„Wat?" secht de Herr, „denn is de verdammte Keerl hier je doch al weß."

Na, dat hett'e uk je wech.

Annern Mornt kümmt he je mit dat Bettlaken un den Fingerrink an.

„Ja," secht de Herr, „nu dat drüdd' Tour!"

Nu schall he je den Preester un den Köster stęl'n.

Nu fangt he sik da's[38]) so'n Krę̄f'n,[29]) un de backt[30]) he all 'n Lich up 'n Rügg'n, un do sett he ęr 'sabens up 'n Kirchhoff hen un stickt de Lichter an. Un as de Krę̄f nu all' rümkrup't[31]) up 'n Kirchhoff, do geit he in 'e Kirchendör henstan un fangt 'n prędi'n an, dat de jüngs' Dach schall kam'n, un de mit na 'n Himmel wüllt, de schüllt kam'n un hier in den Sack krupen.

Nu hōört de Köster dat, de hett an'n Kirchhoff wan't. De löppt hen na 'n Preester un vertellt den' dat, un de will uk je geern na 'n Himmel, un do krup't se bei' na den Sack rinner.[32])

As he ęr in 'n Sack hett, do slępt he mit ęr los'.

Do kümmt he dör'n Wisch,[33]) dar is ari[34]) Water in. Do secht he: „Dies ist das rote Meer."

Un do slępt he ęr na 't Herrnhus, de Tripp lankup.[35]) Do secht he: „Dies ist die Himmelsleiter."

Un do hängt he er in'n Schosteen up.

Do geit he hen un weckt den Herrn: he hett er nu in'n Schosteen uphängt.

Nu hett he je Verlöf [36]) kregen to'n Stel'n. Awer he is de eerli's [37]) Minsch word'n, de dar weß is.

Anmerkungen. [1]) Vgl. Reinhold Köhler, Kl. Schr. S. 256. 307. 415. [2]) der bindet Besen. [3]) wa' = weller. [4]) solche hölzerne. [5]) ausgelernt. [6]) Klöße. [7]) Während der Mittag, das Mittagsessen, kocht. [8]) Pfähle. [9]) gebogen. [10]) das laß, der plattdeutsche Ausdruck für „thut nichts, schad't nichts." [11]) andern Morgen. [12]) fordern. [13]) meinetwegen. Solche französische Brocken finden sich bekanntlich im Plattdeutschen viele. [14]) So Johann Schütt an dieser Stelle statt „wat." [15]) In dieser Bedeutung gebraucht man die hochdeutsche Form auch im Plattdeutschen. [16]) Johann Schütt gebrauchte natürlich in aller Unschuld einen andern Ausdruck. [17]) für „wüllt wi." [18]) leicht. [19]) kleidet. [20]) reichen. [21]) wörtlich: da kriegen sie schon was in Kopf und werden schon juchhei'n da draußen. [22]) Das ist der Baum, der die Pferde von einander trennt. [23]) irgendwo. [24]) zuschießt. [25]) kriecht. [26]) für „an de Sit." [27]) sünwi = sünd wi. [28]) glucken. [29]) Kref'n und Kref: Krebse. [30]) klebt. [31]) herumkriechen. [32]) statt „rin." [33]) Wiese. [34]) artig, ziemlich, ziemlich viel. [35]) wörtlich „längsauf." [36]) Erlaubnis. [37]) ehrlichste. [38]) tags.

Mitteilungen.

1. Flachsbereitung. Zu dem Aufsatz von Chr. Koch über die Flachsbearbeitung in Schwansen brachte die vorige Nummer der „Heimat" die Abbildung eines Schwingelfußes, wie er vor Einführung der Schwingmaschine in Schwansen üblich war. Unsere nebenstehende Abbildung zeigt einen ähnlichen, aber reicher durchgebildeten Schwingelfuß aus den Marschen. Der durch den Einschnitt gebildete Bügel des höheren Brettes ist als Pferdehals gestaltet und läuft in einen geschnitzten Pferdekopf aus. Das kleinere Brett ist durchbrochen und zeigt in einfachen Umrissen drei Tulpen. In schöner Zierschrift stehen auf dem größeren Brett die Anfangsbuchstaben D N G W R und auf dem kleineren die Jahreszahl 1816. — Der abgebildete Schwingelfuß ist ein schönes Beispiel für die derbe Sicherheit, mit der an vielen Gegenständen unserer alten Bauernhäuser der künstlerische Schmuck je nach dem Gebrauchszweck und der natürlichen Form des Gegenstandes ausgewählt und durchgeführt ist. Die Darstellung der Mähne und des Pferdekopfes ist fast kindlich naiv, aber jede Linie sitzt am richtigen Fleck, und besonders in der Anordnung und Wiedergabe der Tulpen zeigt sich großes Geschick. Alle Teile der Schnitzerei, auch die durchbrochene Arbeit, sind derb und fest, wie es der Zweck des Gegenstandes fordert.

Mitteilungen über ähnliche Geräte des bürgerlichen Haushalts werden von der Verwaltung des Thaulow-Museums in Kiel stets mit Dank angenommen. Jürgen Haupt.



Schwingelfuß (Thaulow-Museum).
Höhe 102 cm,
Länge des Querstabes 30 cm.

2. Der Feuersalamander (Salamandra maculosa Laur.) in Schleswig-Holstein. Durch die Liebenswürdigkeit meines Seminarfreundes Jul. Petersen, Lehrer in Kiel, wurde mir vor einiger Zeit ein lebendes Exemplar eines Feuersalamanders zugestellt. Ein Knabe seiner Schule hatte diesen Molch auf dem Sophienblatt in Kiel ergriffen. Dieser Fang verdient um so mehr nähere Beachtung, als Professor Dahl in seiner nicht hoch genug zu schätzenden Arbeit „Die Tierwelt Schleswig-Holsteins" unter dem Artikel „Amphibien" im Jahrgang 1894 unserer „Heimat" auf S. 54 ausdrücklich bemerkt: „Salamander sind in unserer Provinz nicht gefunden." Dies gilt für die in Deutschland vorkommenden Arten: den Feuersalamander und den schwarzen Alpensalamander (Salamandra atra Laur.) Die Behauptung Dahls hat an sich wenig Befremdliches; denn es ist nicht zu leugnen, daß beide Arten ausgesprochene Bewohner

feuchter Gebirgswälder repräsentieren. Doch hat man den Feuersalamander auch schon in der norddeutschen Ebene beobachtet, wohin er dann nach Ansicht der Zoologen künstlich verpflanzt worden sein soll. Auch in der Umgegend Kiels will man den Feuersalamander schon früher gesehen haben; diese Exemplare sollen von Individuen abstammen, die ein Kieler Professor vor Jahren hier ausgesetzt haben soll. Ich gebe diese Mitteilung mit Vorbehalt wieder. — Im Herbst 1891 wurde neben der Schule in Lottorf (bei Schleswig) ein Brunnen gegraben. Mehrere Male fanden sich Feuermolche vor, die auf dem Grundwasser schwammen und sich vergeblich bemühten, dem unfreiwilligen Gefängnis, in das sie zur Nachtzeit hineingeraten waren, zu entfliehen. Die Kinder nannten die Salamander „Tüz“; ihnen waren diese Tiere durchaus nicht fremd. Ich muß leider gestehen, daß ich diesem Vorkommen wenig Beachtung geschenkt habe, weil ich damals nicht wußte, daß über das Auftreten des Feuersalamanders in Schleswig-Holstein überhaupt Zweifel herrschten. Andern mag es ähnlich ergangen sein. Ich bitte darum die geehrten Leser der „Heimat,“ an die Schriftleitung oder direkt an mich Mitteilungen über derartiges Vorkommen dieser Salamanderart in unserer Provinz gelangen zu lassen. Der Feuersalamander ist durch seine Färbung eine der auffallendsten Gestalten in unserer deutschen Tierwelt. Hauptkennzeichen sind die zwei gelben Querbinden, die sich längs dem Rücken von der Schnauze bis zur Schwanzspitze erstrecken und an der Außenseite, namentlich an den Wangen und auf den Füßen, von größeren gelben Flecken begleitet zu sein pflegen. Doch ist die Verteilung der Farben großer Wandelbarkeit unterworfen. — Die beste Arbeit über die Färbung der Feuersalamander hat der Nestor der deutschen Zoologen, Professor Franz Leydig, in seiner Monographie der württembergischen Molche geliefert. Mit Rücksicht auf etwaige Lokalformen erlaube ich mir die weitere Bitte, mir zur Klarstellung dieser Frage Exemplare (lebend oder in Spiritus) gegen Vergütung der Unkosten einzusenden. Barfod.

3. **Drosseln und Drosselfang.** Herr Landrat Jungé hat vor einiger Zeit die Jagdpächter und Jagdaufseher im Kreise Steinburg aufgefordert, zu berichten über den in den Jagdbezirken betriebenen Drosselfang, sowie darüber, ob diese in dem Haushalt der Natur hochwichtigen Vögel bei uns merklich abgenommen haben. Die beiden Jagdaufseher des Jagdpächters der Horster Jagd haben zu Protokoll gegeben, daß von ihnen niemals der Drosselfang betrieben worden ist, obgleich der Fang der Krammetsvögel ihnen gestattet war, daß aber alle Drosselarten in hiesiger Gegend sich seit Jahren außerordentlich vermindert haben; denn während man früher zur Zugzeit große Scharen in unsern Knicken antreffen konnte, werden gegenwärtig um diese Zeit fast garkeine mehr wahrgenommen. Die schönen roten Vogelbeeren auf unsern Quitschen (Sorbus aucuparia), eine Lieblingsspeise unserer gefiederten Freunde, werden jetzt nicht mehr von den Drosseln, sondern von unsern Staren verzehrt. In dem Bericht der Horster Jagdaufseher wird hervorgehoben, daß überhaupt die kerbtierfressenden Vögel, mithin vorzugsweise unsere Sänger, von Jahr zu Jahr sich vermindert haben. Als Hauptursache dieser betrübenden Erscheinung wird von den Berichterstattern die Wegräumung vieler Erdwälle und das Verschwinden unserer schönen Knicke angesehen. Da es scheint, daß unsere Behörden jetzt anfangen, dem Vogelschutze, als einem Gegenstande von wichtigem Interesse, ernstlich Beachtung zu schenken, so wird zu erwarten sein, daß unsere Regierung sich endlich veranlaßt sieht, den bisher geduldeten Drosselfang gänzlich zu verbieten, eine Maßregel, die von allen Freunden unserer einheimischen Vogelwelt mit aufrichtiger Freude begrüßt werden würde. — Meistens sind es Knaben, die sich mit dem Drosselfang beschäftigen. Das Aufstellen von Sprenkeln war schon früher eine verbotene Fangart; es ist eine Tierquälerei, da den gefangenen Vögeln in der Regel die Beine zerschmettert werden. — Folgende Drosseln zogen, von Norden kommend, bei uns in früherer Zeit in großen Scharen durch: 1. Die Ringdrossel, Schildamsel (Turdus torquatus), die vor reichlich zehn Jahren zuweilen bei uns in Menge gefangen wurde; 2. die Weindrossel, Rotdrossel (T. iliacus), die während ihrer Zugzeit im Herbst in ungeheuren Scharen erschien; 3. der Krammetsvogel, Wachholderdrossel (T. pilaris), in Holstein Blaudrossel, die einzige Art, die gegenwärtig noch scharenweise zu uns kommt. Die drei einheimischen Drosseln sind bekanntlich: die Singdrossel (T. musicus), auch Graudrossel genannt, die Amsel (T. merula) und die Misteldrossel, große Eichdrossel genannt (T. viscivorus).

Hahnenkamp b. Horst i. Holst., Ende Oktober 1899. J. Butenschön.

4. **Der Hamster in Schleswig-Holstein.** Der „Kieler Zeitung“ wird unter dem 23. November 1899 aus Süsel in Ostholstein berichtet: „An einigen Stellen hat man außerdem Hamsternester, ja, in zwei Fällen ganze Hamsterkolonien entdeckt.“ Diese Mitteilung hat insofern besonderes Interesse, als noch Herr Professor Dahl in seiner Arbeit über „Die Tierwelt Schleswig-Holsteins“ (Jahrgang 1894 der „Heimat“) betont, daß der Hamster bisher in Schleswig-Holstein nicht beobachtet worden sei. Unmöglich ist es aber nicht, daß dieser Nager sein Verbreitungsgebiet auch über das diesseitige Ufer der

Elbe hinaus ausgedehnt hat. Ich richte daher an unsere Mitglieder jener Gegend die Bitte, nähere Nachrichten über das Vorkommen des Hamsters durch die „Heimat" bekannt zu geben. Hoffentlich liegt hier keine Verwechselung mit der Wasserratte oder Schermaus (Arvicola amphibius L.) vor, welche auch Wintervorräte sammelt und darum z. B. an der Unterweser fälschlich Hamster genannt wird. Barfod.

2. **Grönlandsfahrten.** Ein altes Gebäude am Ende der Eckernförder Schiffbrücke, das letzte Wahrzeichen von Eckernförde aus der Zeit der Grönlandsfahrten (vgl. „Heimat" 1898, S. 37), hat wegen anderer Verwendung des Platzes im vorigen Jahre abgebrochen werden müssen. Es wurde zuletzt als Schuppen für Hafen- und Brückengeräte benutzt, trug aber immer noch im Volksmunde die Bezeichnung „Thranbrennerei." F. Lorentzen, Kiel.

Zur Jubiläumslitteratur über den Tag von Eckernförde.

Es ist bekanntlich durch den verstorbenen Professor Dr. Jansen in Kiel festgestellt, daß die von Herzog Ernst in dessen Memoiren gegebene Schilderung des Kampfes von Eckernförde ein Phantasiebild ist. Professor Jansen hat bewiesen, daß der Herzog bald nach Beginn des Kampfes die Stadt verlassen hat, ums Windebyer Noor geritten ist, um zu seinen bei Altenhof stehenden Truppen zu kommen. Trotzdem dies Zug für Zug bewiesen ist, so daß auch von Koburg aus keine Entgegnung auf Jansens Schrift gegeben werden konnte, trotzdem erscheinen noch ab und zu in der Presse gänzlich falsche Darstellungen des Kampfes, die dann meist in den „Hamburger Nachrichten," in deren Schriftleitung ein Sohn Jungmanns thätig ist, berichtigt werden. Im April erschien nun in der Wochenschrift „Das neue Jahrhundert" ein Artikel „Herzog Ernst von Koburg bei Eckernförde" von Dr. Friedr. Dörr. Der Aufsatz wurde alsbald im „Hamburger Korrespondenten" abgedruckt, später auch in dem Lokalblatte einer Nachbarstadt von Eckernförde, deren Namen ich verschweigen will. In diesem Artikel wird zu beweisen gesucht, daß sowohl Jansen als auch die „Hamburger Nachrichten" sich irren, daß sie „haltlose und böswillige Verdächtigungen" vorgebracht haben; dabei scheut der Verfasser sich nicht, den ehrenwerten Professor Jansen zu verunglimpfen, indem er ihn einen „spintisierenden" Professor nennt und eine seiner Bemerkungen für „läppisch" hält.

Dr. Dörr hält es für bedeutungsvoll, daß in allen bald nach der Schlacht erschienenen Darstellungen der Herzog als hervorragend thätig genannt wird; man vergleiche dazu das Rendsburger demokratische „Wochenblatt," das sogleich die Frage aufwarf: „Wo war der Herzog?" — Dann sucht Dr. Dörr es zu beweisen, daß der Herzog beim Beginn des Kampfes in Eckernförde war; er erzählt, daß er selbst, während er mit seinem Onkel vor der Thür stand, ihn gesehen habe, beruft sich ferner auf das Zeugnis von Moritz Busch, der den Herzog bei der Windmühle gesehen hat. Dadurch zeigt Dr. Dörr, daß er die zweite Schrift Jansens nicht genügend kennt, denn es ist Jansen niemals eingefallen, es zu bezweifeln, daß der Herzog am Morgen in Eckernförde war. Niemand hat ferner die Thatsache in Zweifel gezogen, daß Herzog Ernst das Bataillon Reuß vor die Stadt führte, niemand hat es bezweifelt, daß er von der Mühle aus den Beginn des Gefechts beobachtet hat. Wozu also die Beweise? Freilich sucht Dr. Dörr auch nachzuweisen, daß der Herzog während des Waffenstillstandes in Eckernförde war. Er kennt einen Zimmermeister Müller in Berlin, dessen Vater, ein Schlossermeister, während des Waffenstillstandes in der Norderschanze gearbeitet und dort den Herzog gesehen hat. Der Mann muß den Herzog mit einem andern Offizier verwechselt haben. Wenn Herr Dr. Dörr es wünscht, will ich ihm einen noch in Holstein lebenden Kanonier der Nordschanze namhaft machen, der den Herzog in der Schanze nicht gesehen hat; damit ist der einzige Beweis, den Dr. Dörr für diesen Punkt beibringt, wohl zurückgewiesen. — Die Angaben des „Greizer schleswig-holsteinischen Kameraden," die es in der „Kölner Zeitung" (1894) bezeugen, daß Herzog Ernst den Parlamentär empfangen habe, daß er in der Verhandlungssitzung präsidiert habe und dem Parlamentär die Antwort in die Hand gegeben habe, muß selbst Dr. Dörr in einem Punkte bezweifeln. Eine Verhandlungssitzung hat garnicht stattgefunden, und die Vorgänge beim Parlamentieren können die Greizer unmöglich gesehen haben, weil sie zu der Zeit am andern Ende der Stadt sich befanden. — Eine offenbare Unkenntnis der Thatsachen zeigt Dr. Dörr, wenn er über den Zweck des Rittes schreibt, der Herzog wollte, „als sich später der Angriff auf die Südschanze richtete, diese aufsuchen." Daß die Südschanze auch nach einem Ritte ums Noor während des Feuerns nicht zu erreichen war, weiß jeder, der die Örtlichkeit kennt; thatsächlich wollte der Herzog seine bei Altenhof stehenden Truppen erreichen.

Ein gewichtiges Zeugnis meint Dr. Dörr in dem Schleidenschen Brief entdeckt zu

haben, welcher den Passus enthält: „Der Herzog hat zwei Stunden im Kugelregen gehalten und ist ihm ein Pferd totgeschossen worden." Schleiden, der damals, als Herzog Ernst den Brief veröffentlichte, noch lebte, hat sich den Brief zurückgeben lassen; in diesem stand wörtlich also: „Der Herzog hat, wie er uns erzählte, vier Stunden im Kugelregen gehalten." Schleiden hat dies selbst publiziert und ausdrücklich zu Lebzeiten des Herzogs Ernst öffentlich konstatiert, daß dieser seinen Brief geändert hat. Also Professor Jansen hat sehr Recht gehabt, und Herr Dr. Dörr wird gut thun, seine „läppische" Bemerkung zurückzunehmen. — Mit dem Zitieren von Treitschke geht es ähnlich; es ist dem Dr. Dörr — der überhaupt die einschlägige Litteratur nicht kennt — unbekannt geblieben, daß der Historiker Treitschke, dessen Vater Stabschef des Herzogs war, eine Arbeit über den Kampf von Eckernförde geliefert hat, die zu dem Besten gehört, was neuerdings darüber veröffentlicht ist. Gestützt auf den Bericht seines Vaters, kommt Treitschke zu demselben Resultat wie Professor Jansen. Er meint, daß einem „geborenen Kriegshelden" derartiges nicht passiert wäre. Die Thatsache, daß der Herzog auf die Meldung des Obersten von Treitschke, die Nassauer Artillerie sei von Altenhof nach Eckernförde gesandt, entgegnete, wenn er dort gewesen wäre, würde es nicht geschehen sein, trägt auch nicht dazu bei, den Kriegsruhm des Herzogs zu vermehren. Der Feldmarschall Moltke hat deswegen in seiner Darstellung des Eckernförder Kampfes über den Herzog das treffendste Urteil gefällt: dadurch, daß er über seine Thätigkeit schweigt.

Den guten Willen des Herzogs wird keiner bezweifeln, auch nicht sein Erscheinen auf dem Kampfplatze beim Beginn und kurz nach dem Gefechte; auf den Gang der Ereignisse hat er aber keinen erheblichen Einfluß gehabt. Das steht fest und ist jedem unzweifelhaft, der die Örtlichkeit und die Thatsachen des Kampfes kennt, und jedem, der sich die Mühe macht, die neuere Litteratur über den 5. April 1849 durchzusehen.

Eckernförde, im November 1899. Willers Jessen.

Volkstümliches aus Mecklenburg.

Im Jahrgang 1897 der „Heimat" wurde auf S. XXI eine Sammlung mecklenburgischer Rätsel angezeigt, die der Oberlehrer R. Wossidlo in Waren herausgegeben hat. Diesem Buche, dessen hervorragenden Wert die Kritik allgemein anerkannt hat, ist im verflossenen Jahre ein zweiter Band der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen gefolgt, dem ein noch größeres Interesse sicher ist.[1]) Es zeugt von einem staunenswerten Fleiße, einer hervorragenden Sachkunde und vor allem von einem seltenen Geschicke des Herausgebers, selber dem Volke die Zunge zu lösen, ihm seine Geheimnisse abzulauschen und auch andere zum Sammeln anzuregen.

Hier im Lande ist ja auch gesammelt worden, und allerorten geschieht es mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg: aber man darf angesichts der beiden Bände von Wossidlos Werk das Bekenntnis nicht zurückhalten, daß Mecklenburg in dieser Arbeit von keinem andern deutschen Landesteil erreicht wird. Und sicherlich ist das vor allem das Verdienst Wossidlos. Zwar giebt er sein Werk im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde heraus, es ist ihm auch eine Redaktionskommission an die Seite gestellt worden, doch steht sein Name sicher mit Recht allein auf dem Titel, da er die treibende Kraft und der sachverständige Leiter des ganzen Unternehmens ist.

Da auch die „Heimat" versucht hat, dieses Feld anzubauen und Mitarbeiter zu gewinnen, so mag es erwünscht sein, ein wenig von der Thätigkeit der Mecklenburger zu hören. Unter den Mitarbeitern finden sich Angehörige aller Stände; in erster Linie werden Lehrer und Seminaristen genannt, dann aber auch Prediger, Ärzte, Schulzen, Landleute, Handwerker usw. — eine stattliche Reihe. Die meisten werden geworben und immer aufs neue angeregt durch den unermüdlichen Herausgeber, der ihnen durch unausgesetzten schriftlichen Verkehr, durch Hinweise auf besonders wichtige Gebiete, durch Zusendung einschlägiger Bücher usw. immer neue Wege zeigt. Er sammelt aber auch selbst. Er pflegt z. B. in seinem Wohnorte in bestimmten Zwischenräumen eine größere Anzahl von Männern und Frauen aus dem Arbeiterstande, die auf dem Lande groß geworden sind, in den Wohnungen der Einzelnen bei einem Glase Bier oder Punsch zu versammeln und mit ihnen einzelne Gebiete an der Hand seiner Fragebücher durchzugehen. Alle Vierteljahre wird nach frischem Nachwuchs Umschau gehalten. Außerdem unternimmt er vielfach Wanderfahrten und kehrt dabei wiederholt in bekannte, vertraut gewordene Gegenden zurück, da

[1]) Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Zweiter Band: Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil. Wismar 1899. 8°. 504 S.

er erkannt hat, daß er dabei reicheren Ertrag erntet, als bei flüchtigem Durchstreifen des Landes.

So ist schon jahrelang gearbeitet worden, und die ersten Früchte liegen in den beiden ersten Bänden der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen vor. Der soeben erschienene erste Teil des zweiten Bandes enthält nur etwa den dritten Teil des Stoffes, der das Tierleben im Munde des Volkes behandelt. Die Redaktions-Kommission hat die Abschnitte herausgegriffen, die den größten Reiz zu bieten schienen: Tiergespräche, Tiersprüche, Deutungen von Tierstimmen, Anrufe an Tiere und sonstige Tier-Reime und -Lieder. „Die zahlreichen eigentlichen Tiersagen und die weitschichtige Masse des Aberglaubens über Tiere mußten zurückgestellt werden; Sagen und Märchen freilich, die entweder auf Deutungen von Tierstimmen hinauslaufen oder ein durchgeführtes Gespräch von Tieren enthalten, durften hier nicht fehlen."

Der in diesem Bande zusammengestellte Stoff ist erstaunlich reichhaltig und für jeden interessant, dem die freundliche Zuneigung unsers Volkes zur Tierwelt und der herzerfreuende Humor, mit dem dieses Verhältnis dargestellt wird, ein inneres Echo weckt. Angesichts dieses Reichtums versteht man es, wenn Wossidlo immer wieder die Meinung bekämpft, als seien diese alten Erinnerungen in unserm Volke ausgestorben. Für Mecklenburg hat er bewiesen, daß es nicht so ist. Und für Schleswig-Holstein wird sich das auch, wie ich glaube, nachweisen lassen; wenigstens berechtigt das, was einzelne eifrige Forscher unseres Landes zusammengetragen haben, zu den besten Hoffnungen. Ich brauche ihre Namen nicht alle zu nennen, da sie unseren Lesern bekannt sind; ich erwähne nur, daß in der letzten Zeit Herr Professor Dr. Wisser in Eutin eine überraschende Fülle von alten Volksmärchen im östlichen Holstein entdeckt hat, von denen wir im Laufe des Jahres zahlreiche Proben bringen werden. Es fehlt hier nur die Organisation, die in Mecklenburg das ganze Land umspannt und die einzelnen Kräfte, vor allem durch Fragebogen, auf die rechte Fährte leitet; es fehlt auch noch die Unterstützung durch beträchtliche Geldmittel, wie sie dort von Regierung und Landtag bewilligt werden.

Es möge noch kurz angedeutet werden, was die Mecklenburger weiter planen. „Der dritte und vielleicht auch der vierte Band werden einen Teil der Volks- und Kinderreime bringen. Dann sollen mehrere Bände Sagen und Gebräuche folgen, die eine erstaunliche Fülle echtester Volkspoesie enthüllen werden. Und im Hintergrunde steht neben vielem andern das mecklenburgische Idiotikon, das das erste umfassende Wörterbuch einer niederdeutschen Mundart zu werden bestimmt ist." — Wir wollen unseren plattdeutschen Brüdern in Mecklenburg wünschen, daß auch diese Pläne in so vorbildlicher Weise verwirklicht werden möchten; dieses Buch möge aber auch bei uns die weiteste Verbreitung finden, damit auch in Schleswig-Holstein der Sammeleifer immer mehr erwache. Lund.

Bücherschau.

Hein Wieck und andere Geschichten von Timm Kröger. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1899. — Ein neues Buch von dem Verfasser der „Wohnung des Glücks" darf von vornherein sicher sein, in jedem Freunde unserer heimatlichen Natur und Landschaft lebhaftes Interesse zu erwecken. Timm Kröger ist einer ihrer intimsten Beobachter und leidenschaftlichsten Verehrer, zugleich ein echter Poet, der abseits von der großen Heerstraße seine eigenen Wege wandelt, dessen Kunst das Altgewohnte, Alltägliche, an dem die Meisten achtlos vorübergehen, nachschafft und verklärt.

Wer die „Wohnung des Glücks" kennt, weiß, was er von dem Dichter zu erwarten hat. Er ist kein gewandter Erzähler, noch weniger ein Seelenanalytiker und Problemdarsteller, er ist nur Lyriker; sein lyrisches Vermögen ist aber von unerschöpflicher, ursprünglicher Tiefe. Das beweisen auch wiederum die Geschichten, oder besser Skizzen, die er in diesem Bande vereinigt hat. Die erste „Hein Wieck, eine Stall- und Scheunengeschichte" ist die umfangreichste, aber, nach meinem Urteil, keineswegs die einheitlichste und wirkungsvollste. Freilich enthält gerade sie eine Fülle der duftigsten und reizvollsten Naturbilder, doch fürchte ich, daß das Interesse vieler Leser allmählich erlahmen wird, bevor sie das Ende erreicht haben, denn auf den 179 Seiten geht wirklich nichts der Rede Wertes vor sich, es fehlt an jeder Entwickelung und Steigerung der Handlung. Es liegt in der Art eines Talentes, wie Kröger es besitzt, daß es im engsten Rahmen das Beste leistet. Als Ganzes wirksamer, weil kürzer, nicht so sehr in Einzelheiten zerfließend, ist schon die zweite Erzählung: „Auch Einer, der dabei war." An die Spitze des Bändchens stelle ich aber unbedingt die „losen Blätter eines Naturalisten," welche den Beschluß bilden. Hier verzichtet der Dichter auf feste Umrisse, er streift die epischen Fesseln ganz von sich ab, um so

freier bewegt er sich in der ihm eigentümlichen Domäne, um so liebenswürdiger enthüllt sich die wehmütig-resignierte, alles Geschaffene mit unendlicher Liebe umklammernde Grundstimmung seiner Seele. Der feinfühlige Leser muß empfinden, daß Timm Kröger in diese „losen Blätter" viel von seinen inneren Erlebnissen hineinverwoben hat; sie sind ein klarer Spiegel seiner Persönlichkeit. Wie sein Freund Hans Möller, der „Naturalist," nach dem Verluste der geliebten Frau sich in die Heimat, das Paradies seiner Kindheit, zurückzieht, um an ihrem Busen Ruhe zu finden und sich auf den ewigen Schlaf vorzubereiten, so sehnt sich auch unser Dichter zurück nach dem Frieden, der den Knaben einst umgab. Sein Herz hängt mit allen Fasern an dem Boden, der ihn gebar, er flieht das hastige Treiben der Großstadt und unserer unruhigen Zeit und fühlt sich selig in dem innigen Zusammenleben mit der Natur, die ihre Schleier vor ihm abgelegt hat, deren unbelauschte Geheimnisse er nicht müde wird zu verkünden. Für flüchtige, oberflächliche Leser mag das „Caviar" sein; mit um so größerem Genusse werden solche, deren Herzen ein gleicher Pulsschlag in Bewegung setzt, aus dem Born der Poesie schöpfen, der aus diesen Blättern unversieglich hervorsprudelt. H. Krumm.

Das Tierreich von Dr. Heck, P. Matschie, Prof. Dr. v. Martens, Bruno Dürigen, Dr. Ludwig Staby und E. Krieghoff. Zwei Bände mit 1455 Abbildungen im Text und zahlreichen Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Neudamm: J. Neumann, 1894—1897. 832 u. 1390 S.; 8°. Preis geb. 15 M. Der Neumannsche Verlag ist durch seine vorzüglichen Werke in Jäger-, Fischzüchter- und neuerdings auch in entomologischen Kreisen rühmlichst bekannt. Um die Förderung der Allgemein-Bildung hat sich derselbe Verlag in jüngster Zeit dadurch ein besonderes Verdienst erworben, daß er, dem Beispiele des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien folgend, auch eine Sammlung von gemeinverständlichen Werken erscheinen läßt, die in 16 geschmackvoll gebundenen Bänden unter dem Gesamttitel „Hausschatz des Wissens" die für das große Publikum wichtigsten Zweige des allgemeinen Wissens aus dem Bereich der Natur und Menschheit umfaßt. Dabei muß der niedrige Preis (120 M.; der 17. Band, ein Gesamtregister enthaltend, wird eine Gratiszugabe für die Abnehmer der ganzen Sammlung bilden) vor allem hervorgehoben werden; ferner, daß jedes Einzelwerk ein vollständig für sich abgeschlossenes Ganzes mit ausführlichem Register darstellt. Hauptsache aber ist, daß die Namen der Autoren für eine mustergiltige, auf der Höhe gegenwärtiger Forschung stehende Behandlung der einzelnen Disciplinen gewährleisten. Wenigstens darf ich dies für das mir vorliegende „Tierreich" und „Mineralreich" behaupten. Mit Rücksicht auf die im folgenden Abschnitt gegebene ausführlichere Besprechung muß ich mir hier eine Beschränkung auferlegen. Ich darf es auch, weil ein Tierleben — ich lege auf den zweiten Teil des Wortes besonderen Nachdruck — an sich schon leichter seine Leser finden wird; eine sprödere Wissenschaft ist die Mineralogie. Ist auch das „Tierreich" auf systematischer Grundlage erbaut worden, so giebt es nichts weniger als eine trockene „Systemkunde." Vielmehr hat sich das Werk auf den Standpunkt der modernen Zoologie gestellt: Auf der Kenntnis von dem Namen und der Beschaffenheit des Tieres die höhere Erkenntnis der Beziehungen, die zwischen Einrichtung und Lebensweise bestehen, aufzubauen, also das Tier als Produkt seiner Scholle verstehen zu lehren. — Den größten Anteil an der Bearbeitung des vorliegenden Werkes hat der mit seinen „Lebenden Bildern aus dem Reiche der Tiere" unlängst hervorgetretene Direktor des Berliner Zoologischen Gartens Dr. Heck genommen; seiner Feder entstammen die Einleitung (in welcher Begriff und Aufgabe der Zoologie, Geschichte derselben, Darwin und seine Lehre, Tier und Pflanze, das Tier als Organismus, das Verhältnis der Masse zur Fläche, Arbeitsteilung und Organe, Zelle und Gewebe in allgemeinen Zügen dargelegt werden) und das umfangreiche Kapitel von den Säugetieren. Gerade in diesem Teile zeigt sich der Meister; seiner Darstellung gebührt die Krone. Der Behandlung der Haustiere ist besonders Raum gegeben. Auf den übrigen Inhalt verteilt sich die Autorschaft wie folgt: Die vier ersten Stämme des Tierreichs (Urtiere, Pflanzentiere, Sterntiere und Wurmtiere) und die Fische von Dr. Ludwig Staby; die Krebse (eine vorzügliche biologische Arbeit!) und die Lurche von Bruno Dürigen; Spinnen, Tausendfüßer, Insekten von Pastor E. Krieghoff, Vorf. d. Entomol. Ver. f. Thüringen; Weichtiere von Prof. Dr. Erdm. von Martens, Kustos a. Mus. d. Naturk. i. Berlin; Kriechtiere u. Vögel von Paul Matschie, Kustos a. Mus. d. Naturk. i. Berlin. — Daß in einer eventuellen Neuauflage u. a. den neuesten Forschungsresultaten über die Entwicklung der Dasselfliege, die Entwicklung der Biene (Dickel), die Meckertheorie der Bekassine (Rohweder), die Entwicklung des Flußaales (Grassi), über das Einsammeln von Wintervorräten durch den Maulwurf (Dahl) Beachtung geschenkt werden möge, ist eine Bitte, deren Erfüllung sich von selbst versteht. — Die zahlreichen Abbildungen erhöhen den Wert des Werkes, und dieser wird auch durchaus nicht dadurch beeinträchtigt, daß eine große Zahl der Textillustrationen älteren, leider mehr oder weniger der Vergessenheit anheimgefallenen Werken entnommen worden ist. Barfod.

Das Mineralreich. Von Dr. Georg Gürich, Privatdozent an der Universität zu Breslau. 521 Abbildungen im Text. 8 Tafeln und Beilagen in Schwarz- und Farbendruck. Neudamm: J. Neumann (1899). 754 S., 8°. Gebunden 7 M. — Die neue Schule sieht in den erstarrten Gebilden unserer Erdkruste nicht mehr tote Mineralformen, sondern betrachtet sie als Träger stetiger Verwandlungen, als regsame Glieder im Kreislaufe der Natur. Unser Vorsitzender, Rektor Peters in Kiel, hat mit seinem auch an dieser Stelle gewürdigten Werke „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" (1898) gezeigt, wie auch der Unterricht in der Volksschule dieser Forderung gerecht werden kann, wenn Mineralogie und Geologie organisch mit einander verknüpft werden. Wenn die Schule das Ihre thut, dann ist Hoffnung vorhanden, daß mit den Jahren auch für diesen, bis dahin recht stiefmütterlich behandelten Wissenszweig das Interesse mehr und mehr erwacht, namentlich auch unter unsern nordelbischen Landsleuten. Mag auch die relative Armut an einfachen Mineralien (ich sage nicht an Gesteinen), mag der absolute Mangel an Erzen unseres nordischen Flachlandes den Sammeltrieb in dieser Hinsicht unterdrückt haben, so wird schon die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung der Mineralien für die verschiedensten Zweige des gewerblichen, industriellen und agri-kulturellen Lebens einen Umschwung zum Bessern zeitigen, wenn auch nur in dem Sinne, daß der gebildete Laie sich bemühen wird, die Lücken in der Kenntnis und Erkenntnis der Beziehungen der mineralogischen Wissenschaften zu dem praktischen Leben auszugleichen. Einen trefflichen Wegweiser findet man in dem oben angezeigten Werke von Dr. Gürich („Hausschatz des Wissens," Abteilung IV). Vergeblich sucht man nach dem geologischen Moment in der Darstellung, einfach aus dem Grunde, weil bereits in der I. Abteilung des „Hausschatz des Wissens" das Werden und Entstehen der organischen Welt ausführlich in dem 1. Bande von Wilhelm Bölsches „Entwicklungsgeschichte der Natur" behandelt worden ist. Um so mehr Raum konnte der Mineralogie des praktischen Lebens gewidmet werden, und gerade hierin liegt der Schwerpunkt des ganzen Werkes. Schon aus den Überschriften der fünf Hauptabschnitte geht dies deutlich hervor: 1. Edelsteine. 2. Bausteine. 3. Erze. 4. Kohlen. 5. Bodenarten und Bodenverbesserung. Die Einführung in das Wissensgebiet der streng-mineralogischen Wissenschaft umfaßt nur das erste Fünftel, dient als Einleitung, hält im ganzen zwar die Wage zwischen Wissenschaftlichkeit und Popularität, bietet aber in fesselnder Darstellungsweise eine geschickte Auswahl aus dem übergroßen Gebiete und wird diejenigen Leser interessieren, welche Verlangen tragen, einen wenn auch nur bescheidenen und flüchtigen Einblick in die Werkstatt des Mineralogen von Fach zu thun. Aus der Erwägung, daß die Bestandteile der Erdkruste die Rohstoffe und damit zugleich die Grundbedingungen für die großen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte darstellen, und daß die Technik täglich neue Quellen zur Erhöhung nationalen Wohlstandes und zur Verbesserung unserer Lebensbedingungen entdeckt, resultiert die Norm der Darbietung nach Vorkommen, Verbreitung, Entstehung und Veränderung des Minerals als Rohstoff und seine Verwertung, Nutzbarkeit und Wertschätzung in verarbeiteter Form. Unter den Edelsteinen ist dem Diamant ein umfangreiches Kapitel gewidmet. Aus eigener Anschauung entwirft Verfasser ein lebendiges Bild von der Gewinnung der Diamanten auf dem Blaugrunde der Kimberley-Mine in Südafrika — gegenwärtig von besonderem Interesse. Edel-, Halbedel- und Schmucksteine werden individuell in ihrem Wert besonders als Funktion ihrer für den Schmuck maßgebenden Eigenschaften behandelt und sind teilweise auf den farbigen Tafeln vorzüglich dargestellt worden. Werden bei ihnen also vor allem die ästhetischen Momente berücksichtigt, so erfahren die „Bausteine" hauptsächlich eine technische Beurteilung, nachdem die gesteinbildenden Mineralien beschrieben und ihre Entstehung, ihre Struktur usw. erläutert worden sind. In ähnlicher Weise werden die Entstehungsmöglichkeiten der Erze, Form und Einteilung ihrer Lagerstätten und dann im Anschluß an die einzelnen Erze das charakteristische Vorkommen, die Gewinnung, Verhüttung, Verwendung und der Produktionswert dargelegt. Dasselbe gilt für die mineralischen Brennstoffe. Zum Schluß folgt eine Charakterisierung der verschiedenen Bodenarten und ihrer Entstehung, eine Würdigung der gebräuchlichsten mineralischen Dungmittel (Salpeter, Gyps, Kalk, Phosphorit, Kalisalze) und bei dieser Gelegenheit auch eine Darlegung der Entstehung der Steinsalzlager. Vielleicht hätten die Gewinnungsmethoden des Steinsalzes eine eingehendere Schilderung erfahren können. Der Juwelier, Bautechniker, Bergmann und Landwirt kommen in erster Linie zu ihrem Rechte. Trotzdem ist zu wünschen, daß dies Werk auch allen andern Berufskreisen zugänglich gemacht würde. Der flüssige Stil und die überaus große Zahl der Illustrationen, welche Seite auf Seite anzutreffen sind, sichern dem Werke vor allem einen Platz in Volks- und Vereinsbibliotheken. Besondere Anerkennung gebührt dem Verfasser noch dafür, daß er an geeigneter Stelle einen gedrängten Lebensabriß verdienstvoller Mineralogen unter Beigabe eines Porträts in die Darstellung eingeflochten hat.

Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Eingegangene Bücher.

Der Burgwart. Zeitschrift für Burgenkunde und das ganze mittelalterliche Befestigungswesen. Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen. 1. Jahrgang, Nr. 5. (Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis 5 M. jährlich.) — Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie zur exakten Erforschung der sog. okkulten Thatsachen und der zur Zeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Herausgegeben von Dr. med. Ferdinand Maack, Hamburg. Erscheint zwanglos 6 mal im Jahr. Jahresabonnement 6 M. — Achter Jahresbericht des Botanischen Vereins zu Hamburg 1898/99. (Sonderabdruck aus der D. Bot. Monatsschrift, Jahrgang 1899, Nr. 6, 7 u. 8.)

Bücherschau.

Die Singstimme im jugendlichen Alter und der Schulgesang von Prof. Dr. Ed. Paulsen in Kiel. 8°. 43 S. Kommissions-Verlag von Gnevkow u. Gellhorn in Kiel. 1900. — Der Verfasser weist in dieser Arbeit auf die Schäden des Schulgesangs hin, die namentlich von Schulmännern schon wiederholt gekennzeichnet worden sind. Es ist bereits längst anerkannt, daß der Schulgesang sich darauf beschränken muß, die natürlichen Stimmmittel der Kinder zu verwenden. Es ist bisher aber versäumt worden, diese natürlichen Tongrenzen der jugendlichen Singstimme durch umfassende Untersuchungen festzustellen, um darnach objektiv den Tonumfang zu bestimmen, der für die einzelnen Altersklassen zulässig ist. Dieser Arbeit hat der Verfasser sich mit der Unterstützung der Kieler Lehrerschaft und erfahrener Musiker unterzogen und die Ergebnisse in der vorliegenden Schrift zusammengestellt. Sie soll nicht nur rein theoretische Forderungen erfüllen, sondern nicht minder durchaus praktischen Interessen der Schule dienen und möge deshalb allen Gesanglehrern zur Beachtung empfohlen werden. **

Preisausschreiben.

In der ersten Nummer des 1900er (XXIX.) Jahrgangs der **„Gefiederten Welt,"** begründet von Dr. Karl Ruß, erläßt die jetzige Schriftleitung zwei Preisausschreiben zu je drei Preisen — das erste für die beste photographische Aufnahme von lebenden Stubenvögeln (erster Preis 30 M., zweiter Preis 20 M., dritter Preis 10 M.), das zweite für die beste Schilderung einer selbst betriebenen Zucht einheimischer Stubenvögel mit einer guten Zeichnung oder Photographie (erster Preis 50 M., zweiter Preis 30 M., dritter Preis 20 M.) — für welche bei der Verbreitung der Vogelliebhaberei voraussichtlich auch in unserem Leserkreise lebhaftes Interesse vorhanden sein wird. Indem wir die Vogelliebhaber aus unserem Leserkreise auf obiges Preisausschreiben hinweisen, teilen wir ferner mit, daß die Creutzsche Verlagsbuchhandlung in Magdeburg die Bedingungen zur Teilnahme am Wettbewerb auf Wunsch gern durch kostenlose und postfreie Übersendung jener ersten Nummer der „Gefiederten Welt" bekannt geben würde. Preisrichter sind: 1. Prof. Paul Meyerheim, Mitglied der Königl. Akademie der Künste, 2. Dr. Ludwig Heck, Direktor des Zoolog. Gartens zu Berlin, 3. Karl Neunzig, der Herausgeber der „Gefiederten Welt."

Anzeigen.

Präparandenanstalt zu Kiel.

Aufnahmeprüfung am 21. April. Anmeldungen nimmt entgegen
Rektor **Kloppenburg.**

Lehrgang der **Stenographie** (Stolze-Schrey) f. d. Selbstunterricht, nebst Schlüssel u. stenogr. Schreibheft versendet für 1,50 *M.*
L. Ahrens, Lehrer in Ellerbek.

Präparandenanstalt zu Ütersen.

Ostern beginnt ein neuer Kursus; derselbe dauert 1³/₄ Jahr. Anmeldungen an
C. C. Christiansen.

Für eine deutsche Familie
giebt es keine fesselndere und anregendere Lektüre als
die reichillustrierte Monatsschrift

Deutscher Tierfreund,

herausgegeben von Dr. Rob. Klee und Prof. Dr. William Marshall.
Verlag von
Carl Meyers Graph. Institut in Leipzig.
Preis *M.* 1,25 viertelj., Einzelheft 50 Pfg.

Für jeden, der Freude am Tierleben und Interesse an der großen Tierschutzbewegung unserer Tage empfindet, bildet diese nach Inhalt und Ausstattung vorzügliche Zeitschrift eine Quelle edlen Genusses und bildender Anregung. Fern von geschmackwidriger Sentimentalität sucht der
„Deutsche Tierfreund"
durch musterhafte Darstellung aus allen Gebieten des Tierlebens Liebe zur Tierwelt zu erwecken. Ohne in kindliche Ausdrucksweise zu verfallen, ist der „Deutsche Tierfreund" auch für die reifere Jugend ein ausgezeichnetes Bildungsmittel.

A. F. Jensen,

Accidenz- und Buchdruckerei
Vorstadt 9. KIEL, Vorstadt 9.

Anfertigung aller Druckarbeiten für Behörden und Private rasch, sauber, korrekt und zu mässigen Preisen.

Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe Unterkleidung Taschentücher.

Es werden die Jahrgänge 1892 u. 1895 der „Heimat" zu kaufen gesucht.
Seminarist **Roggenkamp,**
Ratzeburg.

Nur Zwei Mark monatliche Ratenzahlung

An Herren im Amt liefere ich

J. Nissens Unterredungen.

3 Teile. 1746 Seiten. Elegant gebunden.
Statt *M.* 12,50 zu *M.* **10,—.**
(Neueste Auflage der Originalauflage.)

Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere. (In Nr. 1 d. Bl. besprochen.) In Prachtband *M.* **10,—.**

Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder. (In Nr. 1 d. Bl. besprochen.) *M.* 10,—.

gegen monatliche Ratenzahlungen von *M.* 2,— aufwärts.
M. Liebscher, Kiel,
Düppelstraße 88.

Anständiger und sehr lohnender
Nebenverdienst
für gebildete Herren — Lehrer bevorzugt.
Näheres durch die Expedition des Blattes.

I. Preis und Goldene Medaille Dortmund 1899.

NERTHUS



Illustrierte Wochenschrift für Tier- & Pflanzen-Freunde
Probehefte gratis und frei vom Verlage
Altona-Hamburg, Arnoldstr. 6.

I. Preis und Goldene Medaille Dortmund 1899.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 3. März 1900.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge für 1900.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1900 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittels Postanweisung wolle man 5 Pfg. Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. Wie in früheren Jahren, so wird auch in diesem Jahre in folgenden Ortschaften die Einkassierung der Beiträge durch eins unserer Mitglieder erfolgen, und ich habe den betreffenden Herren zur Legitimation die Quittungen bereits übersandt: Altona (Lehrer Schacht), Apenrade (Rektor Christiansen), Burg a. F. (Lehrer Voß), Eckernförde (Rektor Lorenzen), Ellerbek (Lehrer Prange), Elmshorn (Lehrer Pumplün), Eutin (Lehrer Koll), Flensburg (Lehrer em. Callsen), Flottbek (Lehrer Struve), Gaarden (Lehrer Frank), Hadersleben (Lehrer Kraft), Hamburg (Lehrer Gripp), Heide (Hauptlehrer Siercks), Helgoland (Rektor Kuhlmann), Husum (Gymnasiallehrer Voß), Itzehoe (Kantor Hatje), Kiel (Küster Rohwer), Lübeck (Hauptlehrer Pechmann), Marne (Lehrer Momsen), Meldorf (Lehrer Rothmann), Neumühlen (Hauptlehrer Kaehler), Neumünster (Lehrer Struve), Nortorf (Lehrer Pahl), Oldesloe (Kantor Blunck), Preetz (Rektor Struve), Rendsburg (Gymnasiallehrer Ruge), Schleswig (Lehrer Greve), Schönkirchen (Amtsvorsteher Wiese), Segeberg (Seminarlehrer Rottgardt), Ütersen (Lehrer Christiansen), Wandsbek (Lehrer Timm), Wellingdorf (Lehrer Jessen), Wesselburen (Rektor Peters).
4. Sehr lieb wäre es mir, wenn bei Geldsendungen die den Adressen vorgezeichneten Nummern angegeben würden, da hierdurch mühevolles Suchen und leicht entstehende Irrtümer vermieden werden.
5. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pfg. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1899 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
6. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder darauf aufmerksam, daß nach § 9 unserer Satzungen die Beiträge spätestens bis zum 1. April eingesandt werden müssen, und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viel Mühe verursachen.

Kiel, im Januar 1900. Th. Doormann, Kirchhofs-Allee 70.

Die diesjährige Generalversammlung

wird am Dienstag oder Mittwoch der Pfingstwoche in **Burg a. F.** tagen. Es hat sich daselbst ein Komitee gebildet, bestehend aus den Herren Bürgermeister Lafrenz, Dr. med. Reinecke, Stadtverordneter und Redakteur Rathje und Lehrer Voß. Das Komitee wird sich demnächst auf 9 Personen erweitern und die Vorbereitungen in die Hand nehmen. Herr Bürgermeister Lafrenz hat namens der Stadtvertretung dem Verein herzlichsten Willkommensgruß entboten. Für die Hauptversammlung ist der „Kaisersaal" in Aussicht genommen. Folgende Vorträge bezw. Mitteilungen sind bis jetzt angemeldet:

„Amalie Schoppe, geb. Weise, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn," von Herrn Lehrer Voß, Burg a. F. Herr Dr. med. Reinecke, Vorsitzender des Vereins zur Sammlung fehmarnischer Altertümer, wird den Silberschatz der Bürgerkompagnie vorführen und dabei einige Mitteilungen über diese mehr als 400 Jahre alte Brüderschaft machen. Ferner sind Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und eine Wagenfahrt nach dem Osten der Insel in Aussicht genommen.

An die verehrten Mitglieder richte ich die Bitte, weitere Vorträge, namentlich auch aus dem naturkundlichen Gebiete unserer Heimat, anzumelden.

Kiel, 14. Februar 1900. Rektor Peters, z. Zt. Vorsitzender.

Neue Mitglieder.

62. Bahnsen, Kaufmann, Vollstedt pr. Bredlum. 63. Bahrenburg, Lehrer, Hamburg-Eilbeck. 64. Bebensee, Ziegeleipächter, Bustorfer Ziegelei pr. Rieseby. 65. Behrmann-Meyer, Privatier, Bahrenfeld. 66 Bundis, Lehrer, Schuby. 67. Claussen, Lehrer, Brodersby. 68. Eckmann, Kaufmann, Kiel. 69. Baron v. Erhardt, Kapitän zur See, Eutin. 70. Feddersen, Lehrer, Hallig Nordmarsch b. Ockholm. 71. Dr. Giesler, Physikus, Eutin. 72. Graf v Hahn, Königl. Kammerherr, Kiel, Düsternbrooker Weg 49. 73. Hansen, Kand. d. höh. Schulamts, Kiel. 74. Hansen, Iller b. Broacker 75. Harbs, Lehrer, Kiel. 76. Dr. med. Haß, Hohn. 77—81. Hamburger Seminaristen: Boltze, Claudius, Kanter, Karnatz, Reitz. 82. Jäger, Lehrer, Karby. 83. Johannsen, Goldschmied, Sonderburg. 84 Joosten, Lehrer, Brodersby. 85. Kaack, Lehrer, Preetz. 86. Knuth, Lehrer, Rathjendorf. 87. Professor Krey, Sonderburg. 88. Kröger, Landmann, Barkelsby b. Eckernförde. 89. Kröger, Müller, Todesfelde b Fahrenkrug. 90. Mau, Hufner, Bohnertfeld pr. Rieseby. 91. Meusel, Oberlehrer, Kiel. 92. Moldt, Hauptlehrer, Norburg. 93. Muus, Lehrer, Karby. 94. Picker, Gevollmächtigter, Lensahn 95—100. Präparanden: Lorenzen, Zielke in Barmstedt; Holm, Klassen, Sönnigsen, Tjellersen in Hadersleben. 101. Siebenbaum, Förster, Pronstorf 102. Sievert, Architekt, Hamburg. 103. Sörensen, Kaufmann, Husum 104. Sieseby er Kirchspiels-Lehrerkonferenz. 105. Frau Stahl, Gut Alt-Bokhorst b. Bokhorst. 106. Dr. Julius Stinde, Berlin. 107—124. Ütersener Seminaristen: Beerbohm, Carlow, Düker, Garber, Hansen I, Hansen II, Haupt, Hauschildt I, Hauschildt II, Jans, Lemser, Lesch, Mohrdiek, Piper, Rolfs, Siemsen, Voß, Wriedt. 125. Wildens, Verwalter, Dänisch-Nienhof pr. Gettorf. 126. Wissing, Lehrer, Lügumkloster. 127. Witt, Briefbote, Rieseby. 128. Frau v. Witzendorff, Birkenmoor b. Gettorf.

Zur Nachricht.

1. Die Jahrgänge 1891, 1892 und 1895 sind vergriffen. Wem um die Beschaffung besonders zu thun ist, dem empfehle ich, eine Offerte (Preis der gespaltenen Petitzeile 15 Pf.) im Anzeigenteil der „Heimat" aufzugeben.
2. **Die Jahrgänge 1893, 1894, 1896 und 1897 werden unsern Mitgliedern für 1,20 M. pr. Band portofrei nachgeliefert;** die Jahrgänge 1898 und 1899 können nach wie vor zum Preise von 2 M. pr. Band portofrei nachgeliefert werden.

Kiel, am 11. Februar 1900. Der Schriftführer:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Briefkasten.

C. R. Sch. in H.: Angenommen. — Mehrere kürzere Beiträge zur Ortsnamenkunde nach Abdruck der größeren Artikel über diese Angelegenheit. — J. J. C. in Fl.: Demnächst.

Eingegangene Bücher.

Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel über ihre Thätigkeit sowie über Lage und Gang des Verkehrs im Jahre 1899. 28. Jahrggng. Kiel, Januar 1900. — Dr. med. G. Bonne, Die Wichtigkeit der Reinhaltung der Flüsse, erläutert durch das Beispiel der Unterelbe bei Hamburg-Altona. Leipzig, 1900. — Deutscher Humor. 1. Abteilung: Schleswig-holsteinischer Humor. Herausgegeben von Albert Johannsen. Bd. 1 u. 2. Husum. Verlag: „Deutscher Humor." Für den Buchhandel zu beziehen durch Lühr & Dircks in Garding.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 3. März 1900.

Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Husum

von Rektor Eckmann in Ellerbek.

I.

Wenn die Namen im allgemeinen Bezeichnungen der Eigenschaften oder des Wesens der Dinge sind, so muß auch von den Ortsnamen gelten, daß sie aus einem bestimmten Grunde den Ortschaften beigelegt worden sind. Sehr viele Ortsnamen gleichen aber Hieroglyphen, deren Bedeutung uns oft verborgen ist, die aber deswegen uns zur Enträtselung reizen. Leibnitz sagt: „Ortsnamen müssen einen Sinn haben, und wenn sie uns heute keinen Sinn mehr zu geben scheinen, so zeigt dies nur, daß unsere Sprache von der alten Sprache abweicht, in der die Ortsnamen geschaffen worden sind." Die Ortsnamen weisen uns also in die ferne Vergangenheit zurück; sie sind Dialektreste aus alter Zeit, und sie enthüllen uns, wenn wir sie richtig deuten können, frühere Natur- und Kulturzustände unseres Landes und seiner Bewohner. An vielen Stellen sind Wälder und Sümpfe verschwunden, Seeen sind zu Wiesen, Wiesen zu Ackerland geworden, Bäche und Flüsse sind versiegt oder in ihrem Laufe verändert; wo früher Furten oder Watestellen waren, sind jetzt Dämme und Brücken, Dörfer und Höfe sind niedergelegt; die Namen aber sind am Boden haften geblieben und verraten uns seinen frühern Zustand.

Die Beteiligung an der Ortsnamendeutung ist in unserem Lande recht lebhaft. Unser Vereinsorgan, „Die Heimat," brachte kleinere Arbeiten von Gloy in Kiel, Witt in Preetz, Hansen in Oldesloe, Callsen in Flensburg. In der „Zeitschrift für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte" finden sich Arbeiten von Handelmann in Kiel, von Jellinghaus in Segeberg und Bangert in Oldesloe. Detleffsen in Glückstadt widmet in der Beschreibung der Elbmarschen besondere Aufmerksamkeit den Ortsnamen, ebenso Chalybaeus in Meldorf in der Geschichte Dithmarschens und Sach in Hadersleben in seinem Buche: „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung." Für

Fehmarn sind die Deutungen der Ortsnamen zusammengestellt worden von Hansen und Voß in Burg, für Angeln haben Callsen und Langfeldt in Flensburg Forschungsresultate veröffentlicht. Ferner verzeichnen Deutungen von Ortsnamen Handelmann in seiner „Geschichte von Schleswig-Holstein," v. Osten in seinem „Handbuch der Heimatskunde," Sach in der „Geographie von Schleswig-Holstein." Helwig in Ratzeburg hat eine Deutung der lauenburgischen Ortsnamen in seiner kleinen Heimatskunde von Lauenburg gegeben. Weiter zurück liegen die Arbeiten von Clement: „Schleswig, das Urheim der Angeln und Friesen," von Maack in Kiel: „Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes" und von Höst in Rendsburg: „Über Ursprung und Bedeutung unserer geographischen Namen in besonderer Berücksichtigung der Umgegend von Rendsburg." Besondere Dienste leisteten mir außerdem: die Topographie von Schröder, das Buch von Förstemann: „Die deutschen Ortsnamen," das Werk von Arnold: „Die deutsche Urzeit" und die ausführliche Arbeit von Jellinghaus: „Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern." Als weitere Quellen kommen noch in Betracht: Schütze: „Schleswig-holsteinisches Idiotikon" und Schiller-Lübben: „Mittelniederdeutsches Wörterbuch." Erschöpfend ist diese Darstellung der Litteratur nicht; es werden mir manche Verfasser noch nicht bekannt geworden sein. Aber eins beweist schon die Zahl der Männer, die ich nannte, daß nämlich das Werk der Ortsnamendeutung in unserem Lande mit Energie betrieben wird. Das Interesse für diese Sache zu vertiefen und in weitere Kreise zu tragen, das Verständnis dafür zu erleichtern, das ist Zweck meines Vortrages, der in allgemeinen Zügen über die Ortsnamen orientieren und die Teilnahme wecken will.

Ist die Deutung der Ortsnamen in anderen deutschen Ländern schon eine schwierige Sache, und ist nirgends die Kritik so leicht und der Zweifel so billig, als bei diesen oft verwitterten Säulen der Urzeit, so gestaltet sich die Arbeit in unserm Lande erst recht schwer, weil verschiedene Völkerstämme hier an der Namengebung beteiligt gewesen sind. Dies veranlaßt mich, einen Rückblick zu werfen auf die allmähliche Besiedelung unseres Landes.

Vor den Germanen waren die Kelten Bewohner des deutschen Landes. Ihr Weg ging die Donau aufwärts durch Deutschland nach Gallien, Spanien und rheinabwärts nach Britannien und Irland. Ihnen folgten die deutschen Stämme; sie wandern den Dnjestr aufwärts und die Weichsel abwärts bis ans Meer und drängen dann wieder nach Süden. Die Kelten wohnten in geschichtlicher Zeit stets im Süden und Westen der Germanen. Keltische Volksnamen gingen bei der Verdrängung der Kelten auf deutsche Stämme über; so soll nach Arnold der Name „Germanen," d. h. „Nachbarn" ursprünglich einem keltischen Stamme am Niederrhein angehört haben, welcher Name dann auf die nachrückenden

deutschen Stämme übertragen und für diese der Gesamtname wurde. „Keltische Ortsnamen finden sich über ganz Deutschland zerstreut und sind namentlich in Hessen und Nassau häufig und ganz besonders im Süden, der bis zu Cäsars Zeit keltisch blieb.“ (Arnold.) Wir dürfen daraus wohl schließen: je weiter nach Norden, desto weniger keltische Sprachreste. Und wenn nun Jellinghaus für Westfalen keine keltischen Sprachwurzeln zur Erklärung heranzuziehen für nötig erachtet, so wird gewiß für unser Schleswig-Holstein noch weniger Veranlassung vorliegen, mit Hülfe der keltischen Sprache unsere Ortsnamen zu erklären, wie es v. Maack und Höft vor 30 Jahren versuchten.

Aus dem 4. Jahrhundert vor Christo wird der Name der Teutonen erwähnt, deren Wohnplätze nur an der Ost- und Nordsee gesucht werden können. Das Wort „Teutonen“ ist gleichbedeutend mit unserm deutschen Volksnamen (diot, ahd. = Volk). Mit den Teutonen gemeinsam werden dann um 100 v. Chr. die Cimbern genannt, deren Wohnsitze auf unserer Halbinsel gewesen sein sollen, und die davon ihren Namen trägt. Später reicht der Stamm der Sachsen bis in unser Land; sie werden als Bewohner der cimbrischen Halbinsel zuerst um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. genannt. Ihnen verwandt waren die Angeln und Friesen. Die Sachsen führen ihren Namen von dem Worte sahs, d. i. Schwert; sie müssen sich also früh durch den Besitz einer solchen Waffe ausgezeichnet haben. Den Namen Angeln hat man ähnlich deuten wollen nach einer spitzen Waffe. Das Wort Friesen soll bedeuten „die Grabenden,“ wodurch auf ihre Thätigkeit in der Abwehr der Meeresgewalt hingewiesen wird; die Dänen nannten einst das Land der Friesen „Spadenland.“ Das Land bis zur Eider hieß damals Nordelbingen, das Land nördlich der Elbe. Im 5. Jahrhundert fand eine großartige Auswanderung aus diesen drei Völkern nach Britannien statt, wo noch viele Ortsnamen ihren angelsächsischen oder friesischen Ursprung bezeugen. Nach dieser Zeit sollen dann die Jüten und Inseldänen von Norden her vorgedrungen sein und einen Teil des Landes nördlich der Eider besetzt haben.

Im Osten der Elbe rückten vom 5. Jahrhundert n. Chr. an die Slaven vor und besetzten im 8. Jahrhundert auch den östlichen Teil von Holstein, bis sie dann wieder im 12. Jahrhundert unterdrückt wurden. Der Name „Wenden“ ist deutsch und bedeutet Bewohner des Weidelandes. Das Wort Slave kommt von slava, d. h. Ruhm; die Slaven sind also die Ruhmwürdigen. Ihr Bezirk im nördlichen Teile Holsteins ist Wagrien; die Wagern sind Wächter oder Wahrer der Grenze. Die Elbanwohner heißen Polaben. Inwieweit nun die Ortsnamen im Osten Holsteins slavischen Ursprungs sind, läßt sich schwer entscheiden. Denn wenn angenommen wird, daß wir von den Slaven viele Ortsnamen übernommen haben, so ist doch auch zu bedenken, daß sie bei ihrer Einwanderung bereits viele deutsche Ortschaften und deren Namen vorfanden, welche

Namen sie wahrscheinlich nach ihrer Aussprache umgestaltet haben. Diese slavische Aussprache ward später oft von den Deutschen ohne Verständnis des Wortes beibehalten, so daß mancher Name jetzt slavisch klingt und doch deutschen Ursprungs ist. Ausgeschlossen ist damit nicht, daß auch wirklich slavische Ortsnamen vorkommen, namentlich für neue Ansiedelungen des eingewanderten Volkes.

Auch Schleswig ist ähnlichem Wechsel unterworfen gewesen; nach der Einwanderung der Jüten und Inseldänen folgte ein Überwiegen deutschen Einflusses durch die schleswigschen Herzöge und die holsteinischen Grafen; darauf trat die innige Verbindung mit dem dänischen Herrscherhaus ein, und im Zusammenhang damit standen in späterer Zeit die Danisierungsbestrebungen, die sich auch auf die Gestaltung der Ortsnamen erstreckten. Daher erscheinen viele Ortsnamen in Schleswig als dänische Wörter und sind doch deutschen Ursprungs. Bei manchem Namen muß man freilich auch auf das Altnordische und Dänische zurückgehen.

Noch dürfte zu erwähnen sein, daß mit der Einführung des Christentums lateinische und griechische Namen zu Ortsbezeichnungen Verwendung fanden.

Wenngleich bei der Namendeutung auf unserer Halbinsel fünf Sprachen in Betracht kommen, nämlich die sächsische, die friesische, die slavische, die dänische und die lateinische, so ist doch die deutsche Sprache überwiegend bei unserer Arbeit heranzuziehen. Immerhin hat der Einfluß der verschiedenen Sprachen bewirkt, daß bestimmten Gegenden unseres Landes auch bestimmte Ortsnamen in besonderem Maße eigen sind.

Wie die Ortsnamen geeignet sind, uns ein Bild von dem Fortschritt in der Kulturentwicklung zu geben, mag eine kurze Übersicht über die wichtigsten sächsischen Ortsnamen darthun. Zu den ältesten sächsischen Ortsnamen, die aus der Periode von der Urzeit bis zur Bildung des fränkischen Reichs stammen, gehören: affa = Wasser, lar = Ort oder Stätte, loh = Wald, mar = Quelle oder Sumpf und tar = Baum oder Strauch. Eine andere Gruppe umfaßt die Namen aus der Zeit bis zur Einführung des Christentums; dazu sind zu rechnen: au, bach, berg, born, feld, scheid, statt, büren oder buren, dorf, heim, hausen und wig. Aus ihnen ersieht man den erfolgten Übergang zur festen Ansiedelung und vollen Seßhaftigkeit der Bewohner. Eine dritte Klasse begreift die Namen aus der Zeit von der Einführung des Christentums bis zur Gründung der Städte; dahin zählen: hagen, rode, seß, burg, fels, stein, kirchen, cappel, münster und zell. Daneben bleiben die Grundwörter der vorigen Periode in Gebrauch. Als die Menschen näher zusammenrückten, mußten Wälder gerodet, Steine entfernt, Burgen gebaut werden, und um die Burg und die Kirche bildeten sich neue Ansiedelungen.

Erwähnt muß noch werden, daß im 16. und 17. Jahrhundert sich eine eigentümliche Bewegung in der Bewirtschaftung des Landes vollzog. Viele Dörfer wurden niedergelegt und daraus Meierhöfe oder Gutsbezirke errichtet; zu der Zeit waren die Bauern durchweg Leibeigene. Dadurch sind manche Dörfer verschwunden, und nur der Name einer Feldmark oder die Bezeichnung eines Gutes als Dorf erinnert noch an den einstigen Bestand. Im 18. Jahrhundert wurden umgekehrt Meierhöfe in Dörfer verwandelt; daran schloß sich mit Beginn des Jahres 1805 die allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft.

In früherer Zeit hatte jeder Bauer im Dorfe sein Haus, daneben Hofplatz, Garten und eine Koppel oder eine Toft. Diese waren eingefriedigt durch eine lebendige Hecke oder einen Hagen, oft umzäunt durch Pfähle und geknickten Busch. Das übrige Land unterlag der Feldgemeinschaft, und jedem Besitzer, Hufner oder Volsmann, wurde alle Jahre aus jedem Schlag oder Kamp eine gleiche Ackerbreite zugemessen. Der Name Hof diente ursprünglich zur Bezeichnung der Gebäude; Hufe oder Bol ist der freie Grundbesitz der Bauernstellen. Im Südwesten Schleswigs heißen sie Staven, weiter nach Norden Bole und im nördlichen Teile besonders Gaarde. Die zwischen den Urdörfern herrenlos liegenden Wald- und Heidestrecken bildeten die Allmende, d. h. das allgemeine Gut. In Schleswig ging dieses allgemeine Gut in den Besitz des Königs über und erhielt den Namen Konungslef. — Die Einkoppelung der Felder ward von der Regierung vom Jahre 1704 an erstrebt; dabei ward die Grenze durch einen Wall mit einer lebendigen Hecke oder durch einen Graben hergestellt. Die Aufteilung der gemeinsamen Besitzungen wurde mit dem Jahre 1760 in Angriff genommen.

Bevor ich zu der Deutung der eigentlichen Ortsnamen übergehe, möchte es sich empfehlen, die Namen der Landschaften in unserm Lande einer Betrachtung zu unterziehen. Holstein ist gebildet durch falsche Verhochdeutschung aus Holsten. Das Wort Holsten ist entstanden aus Holtseten, wie Insten aus Inseten und Lansten aus Landseten. Darnach sind die Holsten die im Holze Ansässigen, die Holzsassen. Über die Ableitung von Stormarn giebt es mehrere Erklärungen; die eine sagt, daß Stormarn stürmische Kämpfer bedeute, und erinnert an Held Wate von Stürmen in der Gudrunsage; die andere meint, Stormarn von Stör ableiten zu müssen, darnach würde Stormarn das Land an der Stör bedeuten. Handelmann deutet Stormarn als die große Niederung, und Adam von Bremen behauptet, das Volk heiße Sturmaren, weil es oft vom Sturme des Aufruhrs bewegt werde. Dithmarschen wird gedeutet: 1. als Gau am Meer, 2. als Dithmars Gau, 3. als Gau der Volksgenossen. Wagrien ist das Land der Kämpfer oder Wächter. Das Wort Fehmarn ist gebildet aus ve morje = im Meere. Die Propstei ist benannt

nach dem Propsten des Preetzer Klosters. Das Herzogtum Schleswig hat seinen Namen von der Hauptstadt erhalten. Friesland soll sein das Land der Grabenden; Eiderstedt ist das Gestade der Eider. Dänischer Wohld, einst ein Bestandteil der Markgrafschaft Schleswig, wird wahrscheinlich nach Rückgabe an den dänischen König durch Konrad II. seinen Namen erhalten haben. Der Wald stand einst in Verbindung mit dem großen Isarnho (= eiserner Wald), der sich durch ganz Holstein erstreckte. Schwansen — einst Swansö — wird gedeutet als Schwaneninsel. Angeln heißt die Landschaft nach dem Stamm der Angeln, dessen Name ja auch in England erhalten ist, und wovon man noch Spuren in Thüringen (Holz- und Feldengel, Kirch- und Westerengel, Angelhausen, Angelrode) glaubt wahrnehmen zu können. Sundewitt bedeutet Wald am Sunde, und Alsen wird erklärt als Insel des Heiligtums.

Die Ortsnamen sind in der Regel zusammengesetzte Wörter, bestehen also aus Grundwort und Bestimmungswort. Viele der Ortsnamen, die scheinbar einfache Wörter sind, sind einst zusammengesetzt gewesen, und es ist entweder das Grundwort oder das Bestimmungswort ausgefallen oder zu einer scheinbar bedeutungslosen Vor- oder Nachsilbe oder gar Endung zusammengeschrumpft. Manche der einfachen Ortsnamen hatten in früherer Zeit oft ein Verhältniswort vor sich stehen, z. B. to de Heid, op de Heid, to dem Kyle, to de Wilster. Daraus erklärt sich bei vielen Namen die Dativendung, z. B. in husen und höfen und buren.

Bei der Deutung der Ortsnamen ist es von größter Wichtigkeit, die älteste Schreibung zu kennen. Die Urkunden aus alter Zeit sind aber in unserem Lande sehr sparsam; aus der Zeit vor dem Jahre 1100 sind uns nur wenige Namen in Schriften überliefert. Adam von Bremen schrieb um 1060; Helmold beschrieb die Zustände Holsteins zu Vicelins Zeit um 1170. Für Schleswig sind besonders viele Namen festgelegt worden in Waldemars Erdbuch vom Jahre 1231. Von großer Bedeutung sind auch die späteren Arbeiten des Bürgermeisters von Husum, Caspar Danckwerth. Zu bedenken ist noch bei der Deutung von Ortsnamen, daß in alter Zeit die Dialekte der verschiedenen germanischen Stämme, des angelsächsischen, des friesischen und des nordischen Stammes, einander näher gestanden haben als jetzt.

Wenn ich nun im folgenden Abschnitt versuchen werde, die Deutung der Ortsnamen in allgemeinen Zügen zu geben, so bitte ich zuvor um nachsichtige Beurteilung dessen, was ich biete. Auf diesem Gebiet, wo die Wahrheit schwer zu bestimmen ist, wo man sich oft begnügen muß mit der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, da giebt es viele verschiedene Ansichten. Jeder Forscher hält seine Erklärung für die beste, und die Kritik nimmt hier leicht subjektive Färbung an.

Die Magnussen.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

II.

Von den anerkannten Künstlern, die von der Schleswiger Schule ihren Ausgang genommen haben, sei Jeremias Christensen aus dem Dorfe Tinglefs in Nordschleswig genannt. Zunächst etwas Seltsames: Wie Meister Magnussen zähe an seinem geliebten Plattdeutsch festgehalten hat, so hörte ich auch von Bildhauer Christensen, als er vor Jahren aus Rom zurückkam, keinen Versuch im Hochdeutschen, und Dänisch versteht hier niemand. Auch sonst verriet im Äußern nicht viel, daß er jenseits der Alpen Kunstschüler gewesen war. Mit seinem Platt kann er auch nur darum seinen Weg so glatt hindurch gefunden haben, weil man drüben die Sprache der Kunst versteht: das künstlerische Können. Und am Können fehlt's wahrlich dem einst so elenden Dorfkind nicht, lahm am Fuß und der linken Hand, sodaß er kein Handwerk hatte erlernen können. Sobald er hier mit der Kunst in Berührung gebracht war, lebte immer sieghafter auf, was an bildnerischem Schaffenstrieb in diesem unscheinbaren Jüngling geschlummert hatte. Nach treu ausgenutzter dreijähriger Lehrzeit wurde ihm in Kopenhagen bald die große goldene Medaille zugeteilt und ein dreijähriges Stipendium für Italien. Von dort aus siegte er in einer Konkurrenz für Statuenschmuck an der Kopenhagener Marmorkirche, ebenso in Berlin für das dortige Rathaus. In allgemeiner Erinnerung wird noch sein Konkurrenzsieg für das Herzog Friedrich-Denkmal in Kiel sein.

Ein so glänzender Erfolg ist nur noch von einem der Schleswiger Kunstschüler zu verzeichnen, von Harro Magnussen, dem 1861 in Hamburg geborenen nächstältesten Sohn des Hauses. Als an jenen Eröffnungstagen der Anstalt nach und nach etwa 1000 neugierige Menschen sich in den geschilderten Räumen bewegten, da hatten wir oft die Freude, die liebenswürdige Hausfrau, die uns allen später so wert geworden ist — Chr. M. zweite Gattin, gleichfalls aus Hamburg stammend —, unter uns zu sehen. Neben ihr drängte sich dann meistens eines oder mehrere von den fast ein Dutzend zählenden lichtblonden Kindern der Familie hinzu, eines immer noch schöner, noch lebensfrischer als das andere — alles geborene Modelle! Prächtigeres aber konnte man nicht sehen als diesen stämmigen Harro, mit dem rotbackigen „hübschen Wollkopf" (nach des Kaisers Jugenderinnerung). Genau so schmuck, wie er aus dem Rahmen, von des Vaters Hand gemalt, heraussah, stand er da vor uns, ein bißchen jungenshaft verwegen, aber schon ein ganzer Kerl, ein richtiger Magnussen! „Ja, aber was soll aus dem noch 'mal werden!" so konnte man manche alte Tante seufzen hören, wenn so recht viel schöne Mordgeschichten von diesem tollsten aller Schleswiger Treiber aufgetischt wurden. Nun, auch diese lieben Tantenseelen haben sich hoffentlich getröstet; wissen sie doch seit langem, daß aus dem bösen Harro ein guter Künstler geworden ist und sogar der besten einer. Freilich ließ er sich erst nicht sonderlich an. Wie er sich mit der Schulweisheit nicht weiter eingelassen hatte, als seine Künstler-Kollegen das vielfach in jungen Jahren zu thun pflegen, so wollte darnach auch des Vaters stramme Zucht und künstlerische Schulung ihm nicht sonderlich gefallen. Bis zum 21. Jahre zeichnete und schnitzte er aber doch beim Vater, oftmals durch tüchtige Begabung überraschend. Darnach erfolgte die Übersiedelung nach München, um Maler zu werden. Wir sind zufrieden, daß dieses Vorhaben bald aufgegeben wurde; giebt es doch moderne Maler genug, und einen ausgezeichneten Bildhauer hätten wir weniger gehabt. In der Plastik noch wenig geschult, fand er doch 1883 bei R. Begas Aufnahme, wurde bald dessen Meister-

schüler und darnach selbständiger Meister.*) Wer überhaupt Kunstberichten Aufmerksamkeit schenkt, kann über H. Magnussens Schaffen leidlich unterrichtet sein. Doch konnten nicht alle eine große Anzahl seiner Werke beisammen sehen, wie ich vor einigen Jahren in Kiel auf einer Separat-Ausstellung das Glück hatte. Es war das gelegentlich der Einweihung seines Kieler Bismarck-Denkmals. Da über dieses, wie seine sonstigen sehr zahlreichen Bismarcks in der Presse unendlich viel geredet wurde und gerühmt, darf das hier unterbleiben. Auch der verschiedenen Situationen, in denen Friedrich der Große zur Darstellung gebracht wurde, geschah oft und mit gebührender Anerkennung Erwähnung. In der That, stand man einmal vor der lebensgroßen Gruppe — in Kiel war sie nur im Bilde —, welche jetzt, in Marmor ausgeführt, vom Kaiser angekauft wurde, man vergißt den anfaßlichen Eindruck nicht wieder. Ist doch der gefürchtete Herrscher vorgeführt, wie er, altersmüde geworden, hinfällig im Sessel zusammengesunken, das durchgeistigte Haupt weit vorgebeugt, Liebe noch bei seinen treuen Hündlein sucht, deren eines die welke Hand liebkost. Wie anders, wie schneidig und selbstherrlich steht der Mann da (der Plattdeutsche würde sagen: „He is dar, ganz he sülbst") auf der Bronzestatuette, wo er im raschesten Dahinschreiten plötzlich nachsinnend stehen blieb. Das Genrehafte, was der Winzigkeit einer Statuette entspricht, kommt zum Ausdruck durch die Stellung der Arme, die, Energie ausdrückend, doch wohl auch der damaligen Mode, einen sehr langen Stab statt des Handstockes zu tragen, und einer absonderlichen Gewohnheit des Königs entsprechen wird, und abermals durch zwei schlanke Windhunde, die ihren Herrn umtänzeln. Sie bilden mit ihm eine höchst eigenartige, in den Umrißlinien etwas gewollt eckige Gruppe, der aber eine Beimischung von Zierlichkeit nicht fehlt, die uns ins Rokoko zurückversetzt.

Größere Kompositionen sind mir von H. M. nicht zu Gesichte gekommen; die Einzelgestalt, besonders der Porträtkopf, aber in erstaunlich vollendeter Wiedergabe, das ist seine Domäne. Seine künstlerische Kraft liegt unfraglich nach Seiten der bestimmten Auffassung und Darstellung des Charakteristischen. Was ihn reizt und was er bewältigt, wie nicht viele, ist weniger die Schönheit der Idealgestalt, als das Bildnis derer, die im Laufe der Jahre eine kräftige Eigenart erworben haben. Doch bleibt auch die schärfste Ausprägung noch vornehm, aller Karrikierung fern. Kühn ist dieser Realist, aber fern von aller Derbheit. — Zu den Einzelerscheinungen übergehend, meine ich mich auch da vor Irrtümern am besten zu sichern, wenn ich an einen, sofort nach jener Ausstellung von mir gegebenen Bericht mich halte.

Und siehe da, gleich beim Eintritt begrüßte mich die lebensgroße Büste eines guten Bekannten: unseres Klaus Groth. Das ist nicht mehr der unschöne, fast etwas unbeholfene Neuling, wie ich ihn vor etwa 50 Jahren in Künstlerkreisen zuerst kennen gelernt, in einer der anregenden Abendgesellschaften, die unser lieber, alter Rehbenitz in Kiel um sich zu sammeln verstand. Es ist der durch Geistesarbeit verschönte, sinnige, gereifte Dichterkopf, dessen große Formen durchgeistigt erscheinen. Man fühlt unserm Künstler das Behagen nach, mit dem er das Greisen-Bildnis des Hausfreundes liebevoll durchführte, dessen Bild auch Vater Magnussen vor langem so trefflich gemalt. — Ebenso war Hermann Allmers, den ich nur einmal gesehen — das reicht aber fürs Leben aus, bei einer so originellen Erscheinung — mir ganz vertraut durch Chr. Magnussens Gemälde. Hier nun zeigte eine großartige Bronze den merkwürdig gestalteten Kopf wieder einmal

*) Die Bezeichnung „Meister" war Vater Chr. M. überaus wertvoll, und sein Kummer war's, daß alle, die auf diesen Ehrentitel Anspruch machen durften — auch die jetzigen Handwerker —, sich lieber „Herr" schelten lassen als „Meister."

von seinem zärtlich geliebten jungen Freunde ausgeführt. („Mein Herzens-Harro" — so las ich es in einem Allmers'schen Briefe.) Fast ist es tragisch, daß der liebenswürdige und schönheitsdurstige Dichter mit verschiedenen schönheitlich so unerlaubt gebildeten Gesichtsformen durchs Leben gehen muß! Doch hat der Künstler es verstanden, die normalen und bedeutenden Partieen dieses mächtig angelegten Hauptes anziehend zu gestalten und neben großer Energie etwas von der innewohnenden Herzenswärme durchschauen zu lassen. — Allgemeiner zugänglich ist freilich der feine humoristische Erzähler H. Seidel, eine höchst ansprechende Erscheinung. — Ansprechend wird man nun Joh. Trojan nicht finden; doch sieht er gleichfalls nach dem aus, was er war: Vater des „Kladderadatsch." Unwillkürlich kommt einem das Mitlachen, wenn man in dieses lachfrohe, bärtige Gesicht sieht. Aber ein faunischer Zug stößt zurück; wie harmlose Schalkhaftigkeit berührt das nicht. — Des Kunsthistorikers M. G. Zimmermann scharfer, schneidiger Gelehrtenkopf in Bronze imponiert durch geistige Überlegenheit. Er thut das um so mehr, wenn man daneben eines ganz klug, aber ziemlich anspruchsvoll und satt dreinschauenden jungen Berliners weiche, hübsche Formen in lichtem Marmor strahlen sieht.

Zwei bildende Künstler, Maler, führte jene Ausstellung vor. Von Prof. Lesker aus München — H. Magnussens Schwiegervater — wußte ich nur, daß er u. a. Königsschlösser ausgemalt hat. Der unmittelbare Eindruck, wie ich ihn niederschrieb, soll der richtige sein: liebenswürdig, fein auch als Künstler, ohne einer strengen, selbständigen Richtung anzugehören. — „Büste meines Vaters" las man am Postament, über dem die so wohlbekannten Züge des Verstorbenen uns ansahen. Unter all diesen stark ausgeprägten Persönlichkeiten eine von eigenartigstem Interesse! Urkraft, gepaart mit Wohlwollen und Schalkhaftigkeit kam gut zum Ausdruck. Die schöne, lebensvolle Büste, hier in Gips, ist vom Sohne für des Vaters Grab in Schleswig in Erz ausgeführt.

Der Fürst, welcher diesem warmherzigen Schleswig-Holsteiner lange nahestand, auch sich von ihm malen ließ, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, Vater der deutschen Kaiserin, schaut voll edler, vornehmer Ruhe drein. Das Werk, nach vorhandenen Porträts gearbeitet, harrt wohl noch der Ausführung in edlem Material. — Ein weit entlegener Vorfahr des jetzigen Großherzogs v. Oldenburg — dessen Büste auch ausgestellt war —, Graf Anton Günther, giebt einen so seltsamen, wie künstlerisch lohnenden Vorwurf für ein plastisches Gebilde ab. Man erzählt von ihm, daß er als Schlaukopf und als Pferdezüchter ersten Ranges, durch Geschenke von herrlichen Pferden, während des 30jährigen Krieges immer die fremden Heerführer von seinem Lande abzuhalten wußte. Magnussen sah die 14 Fuß lange, weißliche, zum Teil geflochtene Mähne und ebensolchen frei wallenden Schweif des falben Leibrosses, dessen Bild ihm als Modell diente. Auf diesem Tier nun, das einen Felsblock hinansprengt, sitzt in flotter Haltung der stramme Reitersmann. Die nachschleppenden Haarmassen halfen die etwas märchenhaft anmutende Komposition gut abzurunden.

Sympathisch wirkt — wenn auch nur im Bilde gesehen — das Erzstandbild des Humanisten Honterus in Kronstadt, des abgöttisch von den Deutschen in Siebenbürgen verehrten Reformators jenes Landes, das — wie auch M. bestätigt — soviel wohlthuend Heimatliches bietet. Das jetzt feierlich eingeweihte Denkmal giebt den Gelehrten auf hohem Sockel, in Amtstracht und lehrender Haltung. — Vorzügliche männliche Modellköpfe hat M. in den niederen Regionen gefunden, von denen besonders ein weiland hochgeborener Herr v. L. erheiternd wirkt, bis man seine traurige Geschichte hört. Nachdem er das letzte von des Vaters vielen Gütern möglichst rasch durchgebracht, dann im Krimkrieg, oder wo

sonst es zu hauen gab, sich gehauen hatte, gab er mit 85 Jahren noch ein köstliches Landsknechtsmodell ab, mit prachtvollem Gelock und Schnauzer.

Hübsche weibliche Porträtköpfe, eine antikisierende Statuette und Restaurationen von Antiken zeigen, daß auch dieses Gebiet M. nicht fremd ist, wenn auch seine Hauptleistungen vermutlich nie auf ihm liegen werden.

Sehr zur Mitwirkung kommt bei Magnussens figürlichen Darstellungen der Blick, die plastische Durchbildung des Auges, dessen Entwicklung von der unbelebten Fläche bis zur kräftigen Herausarbeitung ja unsere Zeit vollzog. Er scheint darin, auch nach Seiten der Individualisierung, so weit als möglich zu gehen; aber — er kann's. Ebenso hält er's mit der Farbe, ja gleichfalls in der Plastik eine Wiedererrungenschaft unserer Tage. Von licht gelblicher Abtönung bis annähernd zum Auftrag kräftiger Naturfarbe finden wir's bei ihm. Wenn einmal die Kritik über zu viel Farbe schrie, wie bei seinem Emin Pascha, und ein kreideweißer Kopf wurde daneben gestellt, dann mochte diesen kein Mensch leiden, und die Kritik schwieg. — Eine feine Behandlung des flacheren Reliefs zeigt sich in lebensgroßen Porträts, wie in einer Anzahl von Plaketten und Medaillen. Wohl selten wird man neben einander von einem modernen Meister so viel edles, ausgesuchtes Material zur Verwendung gebracht sehen, wie jene Kieler Ausstellung sie vereinigte, von der ich hier Einiges vorzuführen suche. Ich wünsche meinen Lesern gelegentlich denselben großen Genuß, den sie meinen Landsleuten und mir gewährte.

Über die zuletzt begonnenen oder dem Künstler übertragenen Arbeiten hat die Presse berichtet. Eine der Persönlichkeiten, die durch ein öffentliches Denkmal sollen geehrt werden, eine Fürstin von Jever, in der Stadt dieses Namens, blieb bisher wohl der Öffentlichkeit fremd, während Kurfürst Joachim II. Hektor — der Mittelpunkt jener vom Kaiser in Auftrag gegebenen Gruppe der Siegesallee — der Geschichte angehört. Auf alle Fälle wissen wir, daß aus jener Werkstatt im Sigismundhof nichts Minderwertiges, daß aus ihr immer nur ein Kunstwerk in großem Stil hervorgehen wird. — Das Milieu (um doch auch einmal zu sprechen wie ein moderner Mensch), in dem Harro Magnussen herangewachsen ist, wurde oben geschildert. Wahrlich, ein triebkräftiger Boden! Fast will mir's selbstverständlich erscheinen, daß von den vielen Familiengliedern wenige sind, die nicht ein tüchtig zeichnerisches Talent mehr oder weniger ausgebildet hätten. Gleichviel, was die jungen Leute wurden, ob Arzt, Lehrer, Offizier oder was sonst — die kunstgetränkte Luft des Elternhauses, der alle entstammten, konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Walter Magnussen hat sich der Kunst ganz gewidmet, zunächst im höheren Dekorationsfach, bis ihn in München und den bayrischen Bergen die Landschaft an sich zog, von der man manches Gute von ihm sehen kann. Neuerdings betreibt er auch die moderne Vasenbildnerei und verwandte Fächer mit Eifer. Er erreichte auf Ausstellungen schöne Erfolge, so auf derjenigen im Münchener Glaspalast mit einem sehr originell erfundenen Sportofen. Dieser ist reich mit Zierwerk ausgestattet, das Motive aus der heimischen Pflanzen- und Tierwelt sowie landschaftliche Einlagen enthält. — Eine hervorragende Begabung ist Ingeborg M., des Hauses ältester Tochter, zu teil geworden. Wie sie z. B. in Paris, Rom usw. alte Meister — besonders Raphael und Tizian — zu kopieren wußte, und das sogar in Aquarell, darin dürfte sie so leicht von niemandem zu übertreffen sein. Auch ihre eigenen Kompositionen, Naturaufnahmen, Bildnisgruppen usw. bieten viel. Innerlich vorwiegend Künstlerin, hat sie dennoch ihre auf vielen Gebieten so tüchtige Kraft in den Dienst einer Bestrebung gestellt, die ihr noch höher steht. Seit einer Reihe von Jahren ist sie fürsorglich erziehende Mutter einer Schar von italienischen

Waisenknaben im Evangelischen Erziehungsinstitut in Florenz gewesen. Nach 4—5jähriger stark anstrengender Arbeit an dem Evangelisationswerk ist sie jetzt mit erschöpfter Kraft heimgekehrt. — Ein anderer Sohn hält mit echt Magnussenscher Zähigkeit an dem schon in den Knabenjahren gefaßten Lebensplane fest, nach beendigtem medizinischen Studium als Missionsarzt in China wirken zu wollen.

So trägt auch hier der gute Same echt christlicher Liebesthätigkeit, den das Elternhaus so reichlich allen eingepflanzt, die ihm entstammen, schöne Früchte. Es ruht Segen auf den Magnussen.

Jan Detlv.

En Daglöhnergeschicht.

Vun J. W. Kruse, Kiel.

I.

Wenn ik in 'n Sommer Gelegenheit un Tid heff, ga ik gern mal de ole Landstrat von Husendik na Warfen. De Weg is ensam, un in 'e Marsch is nich vel an Naturschönheiten, wenigstens ni vær oberflächliche Ogen; awer ik heff doch jedesmal min stille Freud daran, hier so ganz allen, op beide Sidn ripe Kornfelder mit Mohnblöm un Kamelln, lang to wandern. Ik kenn jeden Krog, jedes Hus, dat hin un wedder an 'n Weg steit, weet, keen hier wahnt un dar, heff hier as Jung binn un hocken, Pęrdribn un Distelstęken muß un föhl mi, as hör ik noch hier her un weer ni ut disse Gegend rutkam. Bi't Wandern fallt mi allerlei ut fröhre Jahrn in. Besonders bi't Rėgenschępelstück, dich achter Peter Thießen sin Immschur denk ik jedesmal an unsen oln Daglöhner Jan Detlv. He is lang dod. Sin Fru uk. Dat ganze Jahr hindær kummt he mi vellich ni in 'n Sinn, sobald ik bi 'd Rėgenschępelstück værbi kam, steit he vær mi, klar un dütli: en veerschrötigen, kernigen Ditmarscher, bętn krumm in 'n Rügg von 'e Jahrn un von 'e Arbeit as de meisten Daglöhner in 'e Marsch, en brun verbrennt, krückeli Gesich mit gutmödige Ogen un graue Haar. Ik heff em ni anners kennt as mit 'n blaue fikkamm Büx un 'n blaue Flanell-Pijicker.[1]) Dat drog he Sünndags un Warwelbags. Ik seeg em, wie he mit sin Sicht op 'e Schuller langd'n Weg kummt, den Brotranzel an 'e Sid; ik hör wedder sin Sich dær de Halm gan, see de Garb'n in 'e Stoppeln falln un sta in Gedanken wedder achter Jan Detlv to binn un to hocken un vergęt allns um mi rum. Toletz fallt mi in, dat Jan Detlv op sin Öller noch allerlei belębn muß un dat sin Lebensgeschich' egentli en Utgang nehm, de .... doch ik will ni værgripn un kort dit letz Kapitel ut sin Lębn vertelln.

Jan Detlv weer Daglöhner bi Peter Jakobs in Husendik. Sin Bur weer man Pächter, na 'n Kontrak von dörti Morgen Land, uter Kontrak noch von en ganz Hart vull Sorgn darto. Jan Detlv weer mit æwergan von den Besitzer op 'n Pächter, un de beidn kunn gut mit'nanner utkam.

He arbei vær twe, kunn Hittn un Küll verdręgn, un wenn sin Bur gnurri un verdretli weer, wegen de grote Pachsumm un sin Hart vull Sorgen, he blev bi gudn Humor un schaff entali wider. Opręgung kenn he ni. Glich un ębn as de Marsch, wo he geborn weer, leg sin Leben achter em. He un sin Dortjn harrn jung heirat. Lütte un grote Sorgn weern in ęr Hus introcken un wedder verswunn, uk von 't Glück un wat man darvær höllt, weer ęr tomęt'n warn, ni mer un ni weniger, as vær gewöhnli in so 'n Daglöhnerhus to Herberg geit. De Arbeit weer ęr Trost. In 'n Summer gung he los to Feld, erst in 'n Vær-

summer to Frędgrœvklein un Wallopöwern, denn in 'e Aarn; he mei, se bunn. Naher kem de Winter. Jan Detlv gung mit 'e Döschflör, un Dortj seet achter't Finster, ganz verstękn achter Grano un Güllau [2]) un spunn. Weer de Winter to Enn, denn heel Jan Detlv sin Jahrsrękn aff. Enfach genog: so un so vęl Morgn affhaut, de Morgen to twinti Mark op egen Kost, mak so vęl. Vœr Klein, vœr Döschn un allerlei Huspusseli mak so vęl. Summa Summarum so vęl. Davon aff de Hœkerrękn, Schosterrękn, vœr Brot un Gassen op 'e Mœhl un so wider mak Summa datsülbe. Dat Jahr is rum, wi sünd rum, un in min wörmstękigen Geländer is „Friede Gottes un Püttjer ut Winbargen.“ Denn fung en niet Jahr an. To Süden ünner de Wand, den Puckel gegen en von de dre Pöppeln, de Dortjn ümmer de Stuv so düster maken, seet denn Jan Detlv, slog sin Haarspitt in 'e Eer un fung an, sin Sicht to haarn. Dat weer denn sin Oldjahrsabend. Darbi kem un gung allerlei Gedanken. Stille Gedanken von 'e Arbeit, von sin Kinner, uk wull von sin Bur, wie swar de darvœr seet. Em weer fierli un egen to Mod, as dat vœr gewöhnli an so 'n Abend is. Den annern Morgen Klock veer gung't denn to Feld to Haun. Dat nie Jahr weer dar. So weer't ümmer ween.

Awer 't blev ni so. In Jan Detlv sin Abendgedanken kem en fremdn, unheemlichen Gast. Ünner all de Wünsch un Hoffnungen, de he un sin Dortjn as Heiratsgut mitbröcht harrn, weer en Gedanke as Schotkind grottrocken warn: en egen Hus to hem. Noch so lütt, noch so verstęken un kümmerli, wenn't blot en egen weer. Noch harrn se 't ni. Noch ni. In 'e ersten Jahrn ging all de Iwer op dit ene Ziel. Naher wuß de Familie, un dat Hus rück in 'e Fern. Denn kem en Tid, wo't mœgli schien. Dortj ręk all mit Gewißheit. De Kinner weern grot un versorgt, nu wulln se trüggleggn. Awer se harr ni bedach, dat Jan Detlv sin bestn Jahrn hatt harr, un 't blev bi dat ole Facit. De Affrękn stimm, awer œwer weer da nicks. Toletz war Jan Detlv sin Schotkind untru. He wuß: wi krigt dat ni. Mug sin Fru noch still davon dröm achter't Spinnrad, he löw ni mehr daran. Sin Wünsch warn bescheidener: wenn he man arbeitskräfdi blev bet an't Enn, denn wull he tofrędn ween. So gingn de Jahrn, un nu weer dit letz Jahr in sin Oldjahrsabend-Betrachtung de fremde, unheemliche Gast inslękn un nessel sik fast as de Quitz in 'n Eerdboden. Wenn uk dat ni? Wenn he toletz ni mehr los kunn mit Sicht un Döschflör, wat denn? Denn mussn he un sin Fru na 't Grot Hus. [3]) Kolt un gräsi krop dat Jan Detlv lang den Rügg. He seet un gruwel un kunn keen Utweg finn. Vœr alln Dingn, wat schull he Dortjn seggn? He kunn un mugg ęr ni in ęrn Drom störn. Se war dat ni œwerwinn. So nehm he den Gedanken wedder op, dat se torüggleggn wulln. Op jeden Fall mussn se dat. De Utgav muß rünner. Sin Bur muß ęr 'n beten bistan — un Peter Jakobs weer gut von Natur, — denn kunn se 't noch erreichen, meen he. So rękn se beid. Dortjn dar binn un Jan Detlv ünnern 'n Pöppelbom, se von en Hus, dat ni kam wull, un he von en, dat vellich enmal ungebędn beide opnęhm wull. — — — — — — — —

— —

Den annern Morgn mit Sünnopgang stünn Dan Detlv op't Regenschępelstück, dat dit Jahr mit tweereegdn Gassn seit weer, un rull de erste Garv ut. Weg weern de Gedanken. De Löwink [4]) sungn badn em, de Daudroppn hungn an 'e Gassenaarn, ut 'e Stoppel rük dat so krüderi un frisch, wo kunn Jan Detlv hier noch sware Gedanken hem? De Sicht ging em von 'e Hand wie sünst. En Swatt legg sik an 't anner un ümmer wider blev sin Binner — Dortjn gung all Jahrn lang Ôllers halber ni mehr mit to Feld — achter em t'rügg.

Gegen tein kem Peter Jakobs lang 'n Weg, hembsärmel mit 'n Spadn op 'e Nack. He wull bi de Dammstęd de Grüpp tosmitn, damit allns in 'e Reeg weer,

wenn se den Gassn infahren wulln. Peter Thießen harr em all wat ophola mit Snacken, awer as he an 't Heck stunn un von'n annern Enn Jan Detlv sin Sicht ræwerklung, fix Släg un en kortn, düch em, he muß doch noch gau mal hendal gan. So stek he sin Spadn mit 'n kortn Ruck in't Öwer, bög sik um 'n Heckpal un snäkel an 'e Græw lang na 'n annern Enn. De langn Aarn strekn an em lang un slogn swar achter em torügg. Af un an flog en Mohnblom mit Stengel un Wuddel op 'n Weg, denn nicks arger em mehr as disse verneitn rodn Blöm. Nu weer he neffen sin Meier. „Gudn Dag, Gott help!" reep he em to. „Dank uk, uns' Wert," klung dat ut 'e Gassenaar. „Na, will 't schaffen?" Jan Detlv trock den Rügg grad, lang na sin Strek in 'e Sidntasch von sin fikkamm Büx un fung an sin Sicht to strikn. „De Gassn is op Stedn betn dull un liggt wat hin un her," meen he, „awer dat mutt sin Willn so hebbn." — „Is all wat bekannt, wat he gelln kann?" De Bur harr en Aar in 'e Hand utschürt un pus de Korns rein. „Is wull noch de ole Pris," segg he langsam, „dat Korn will ja gans ni in 'e Höch." — Se kem op de Prise von fröheren Jahrn to snacn; de Bur behaupt, 't war ümmer slechter, Jan Detlv harr 'n merkwürdig fasten Globn, dat 't beter warrn muß. „Ik will Em wat seggn," sä Peter Jakobs toletz, „mi is de Sak æwer — ik bün satt davon, anner Lüd Geld to verdeen un uns' betn Kram darbi totosettn. Disse Aarn noch un denn is 't vorbi." Æwer Jan Detlv sin Gesich trock en bedn Schattn. He wull jüs sin Teerstrek in 'e Sidntasch glidn latn, nu full em dat ut 'e Hand in 'e Stoppeln. „Waat?" reep he ganz verstört. „Afftreckn will He? Wat schall ik denn?"

Mit 'n Mal weer de fremde, unheemliche Gast dar, an den he den ganzen Morgn noch ni dacht harr. Nu muß dat kam. He hör ni, wat sin Bur noch allens ut'nannersett. De Sicht leg æwer de Garv bi'n Matthaken, as weer't æwerhaup all to Enn. Lisen wisch he mit 'n Ärmel öwer sin Gesich. „Uns' Wert," sä he denn mit brakn Stimm, „denn mut ik un min Fru na 't Grot Hus."

Peter Jakobs sä garnicks. Daran harr he ni dacht. Sin egen Last drück em so, dat em ni infulln weer, he lä vellich annere uk noch en op. „Wo kummt He darop?" frog he toletz. „To Haun un to Döschn gifft 't uk doch bi anner Lüd. De Hof ward wedder verpacht, un so vel ik darbi don kann, blüv dat bi de ole Mod, dat de Daglöhner mit ævergeit." Jan Detlv sä wider nicks as „ja — ja" Wenn awer de Bur meen, dat gull em, denn irr he sik. Jan Detlv weer mit sin Gedankn to Gang. Vær em steeg dat Grot Hus op, un achter de lüttn blindn Ruten seetn he un sin Dortjn.

Tröstn kunn Peter Jakobs ni, absolut ni. He weer sülbn so 'n Stifkopp, de sik op en Gedankn fastbeet. So stunn se sik still gegenæwer. — De Luf weer allmäli brüddi warn un leeg swar un dick æwer de Gassenhalm, as de Sorg æwer Peter Jakobs un de Schatten op sin Daglöhner sin Gesich. — — —

De enzig Unbedeeligte weer Fritz, de Binner, en Jung von veertein Jahr, de sik mit jedn Garv afquäl, as weern 't all Jungs, mit de he sik fatn muß. Em kem dat ganz rech, dat Jan Detlv na sin Menung de Tid versnack. He hal dat Versümte wedder in un frog toletz sin Vader, ob se ophockn wulln. „Gliks," sä de. He wull noch 'n Versök makn, sin Meier optorichn, awer op de Weid nebnan harr dat Jungveh dat Heck apnschürt un kunn jeden Ogenblick en Besök in 'n Gassn maken. Op densülben Weg, den he kam weer, ging he torügg, un Jan Detlv stunn allen. He keek vær sik dal in 'e Stoppeln. Mißmödi hung sin Arms bi 'n Liv dal. Fritz wuß ni, wat he schull. Sin Vader keem ni wedder. De letzte Garv dörf he ni opbindn, wenn de Meier sin Matthakn darop leeg; dat weer 'n ole Regel. So lä he sik längelang op sin letzte Jung, den he æwerwunn, slog en Been in 'n Winkel æwer 't anner, schov de Hänn unner 'n

Kopp, dat sin Hot ebn de Ogn frileet, un plier in 'e Sünn. Em düch, dat kunn bald Middag wen. Jan Detlv uugg he ni fragn, wie wit dat weer; so konstruer he sin Sünnklock: en fingerlangn Strohhalm twischen Zeige- un Middelfinger. Richdi, de Schattn wis' man æwer en Finger, de Klock weer ölbn. Toletz full he op sin oln Jungstæg un klei Hummelnester ut. Jan Detlv full sin Versümnis in. Mißmödi lang he na de Sicht, mißmödi flogn de dicken Aarn in 'e Stoppeln.

Fritz harr recht hatt, vellich mehr dörch sin Magn as dörch sin Sünnklock, awer 't weer Middag. Dörch de Stoppeln keem Dortjn. Se leep ümmer so 'n halwen Tuckdraf, keen Dok um 'n Kopp, de Arms bet an' n Ellbogn opkrempt, kem se direkt von 'e Waschbalje, um ern „Kerl" Eten to bringn. Unnerwegs sammel se noch gau en paar lose Gassenhalm op. „Na, Fritz, watt segg de Rügg, kann he 't Bücken verdregn?" reep se æwer 't Stück. „Dortjn, is 't Middag?" frag Fritz. „Ja, Jung, lop man, dat du to Hus kummst." En Stunn Middag gev 't man. Fritz kreeg sin Drinkflasch ut'e Fredgræw, trock sin West in 'n Gang an un nei ut. Unnerdes stell Dortjn en paar Garbn in 'n Hockn, lä an 'e Schattensit twee Garbn as Sitz, en vær em — „Jan Detlv!" reep se æwer 't Swatt —, en vær sik. Se et mit op 't Feld. „Jan Detlv! Vergeet din Rock ni æwertoslan!" Se mark noch nich, dat ern „Kerl," as se ümmer sä, wenn se von em snack, hüt so langtöfi dörch de Stoppeln kem. Se muß noch rasch den Rock haln, schull, dat he sik abslut verköhln wull, un dat se man so weni Tid harr. Nu seten se achter 'n Hocken un heln er Middagstafel. Jan Detlv snack hüt nicks. „Wat schad di?" frag Dortjn. „Hes di mit din Sicht vertörnt? Seggs ja ken Wort." — „Moder," segg Jan Detlv, „weetst du, wat 'n „Grot Hus" is?" Klaps! harr he en mit 'n Lepel op 'e Hand. „Lat din Narrnkram — wat schall dat mit dat Grot Hus?" Op disse Frag harr de Gedanke in Jan Detlv grad lurt. Nu kunn he sik uk in er Boß fastwuddeln. Wort bi Wort füll Jan Detlv sin Sorgn un Gedankn in Dortjn er arglos Hart. He rekn er vör, wi 't ni anners kam kunn; dacht harr he 't all lang, wenn de Bur aftrock, weer 't so gewiß as 't Amen in 'e Kark. „Jede Bur in't Dörp hett sin fastn Daglöhner; ik bün old un stiv, keen schall mi nem" — de ganze Starrheit un Hoffnungslosigkeit klung dær sin Wör, de sik ümmer instellt, wenn en Mann, de süns blot mit Hann un Arms arbeit, den Kopp de Bæwerhand lett un anfangt to gruweln.

Desülbe Trostlosigkeit full æwer sin Fru her. Se weer witt as de kalkde Wand. As Jan Detlv to Enn weer, stütt se er Ellbogn op 'e Knee, lä ern Kopp in 'e Hann un fung bitterli an to ween. Dar seeten nu de beidn oln grau'n Lüd, merrn in de blöhnde Welt, alleen, un grun sik vær de Tokunf.

Anmerkungen: [1]) Oberhemd. [2]) Goldlack. [3]) Arbeitshaus. [4]) Lerche.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

4. Dat gifft noch mehr so'n Dumm'.*)

Dar is mal 'n Fru weß, de is so dumm weß, de hett mal vör'n Fürhöörd [1]) stan un hett Pannkooken backt. Un wilt se bi to backen is, ward se dar so mit Luß'n na,[2]) un se geit darbi to eten.

Do ward se war, dat er Kooh — de hett an'e Del stan —, dat de er ümmer ankik't un aderkau't.[3])

Do meent se, de Kooh will er nakau'n,[4]) un do secht se: „Letts din Kau'n ne na, ik gev' di een'n mit de Äx vör'n Kopp."

De Kooh kau't awer je wider, un do ward se so bös', de Fru, un kricht de Äx hęr un gifft ęr een'n vör'n Kopp.

'Smedda's kümmt ęr Mann to Hus.

Do secht se: „Vadder, ik heff uns' Kooh dotslagen, de kau' mi ümmer na."

„Na," sech'e, „dat mutt denn je sin'n Will'n hebb'n. Wi künnt dat Fleesch je up 'n brun'n Kohl stęken." Un do fell't he de Kooh je af un haut ęr in Stück'n.

'Snamda's,[5]) as he wa' to Fell'[6]) is, do kümmt de Fru bi un bricht mit dat Fleesch na 'n Gard'n un lecht allerwęg'ns 'n Stück up 'n Kohl.

'Snachs, do ward de Hunn' sik so bit'n in 'n Gard'n.

Do secht de Mann: „Wat schull'n de ol'n Hunn' dar emal hebb'n?"

„Ja," sech' se, „ik heff dat Fleesch je up'n Kohl stęken, dar sünd se wul bi; ik will unsen man rin hal'n."

Do hal't se den Hund je rin un binn't em in 'n Keller an, an 'n Beerhönken.[7])

Annern Mornk,[8]) as se in 'n Keller kümmt un will den Hund losmaken, do hett he den Hönken rut ręten, un all dat Beer is utlopen un swümm't in 'n Keller.

Do kümmt se bi — se hett noch 'n Schępel Weetenmęl hatt — un streit dat dar up, dat de Keller wa' drög ward.

Do secht de Mann: „Nę, Mudder, mit di is uk rein gar niks uptostell'n. Ik ga in'e Frömm'. Wenn ik noch mehr so 'n Dumm' drap, as du büß, denn kam ik wa' to Hus; süß[9]) kam ik ne weller."

Nu geit he je wech.

As he 'n Titlauf gan hett, kümmt he in 'n Dörp.

Dar dröppt he 'n ol Fru, de steit in 'e prall' Sünn' un hölt 'n Molg[10]) vör sik hen.

„Na, Mudder," sech' 'e, „wat deis du hier to stan un hölß de Molg in 'e Sünn'?"

„Och," sech se, „ik heff so 'n ol düster Kamer, dar wull ik man 'n bęten Dach rin dręgen."

„Na," sech' 'e, „du büß doch ębenso dumm as min ol Wif."

Darmit geit he je wider.

As he 'n lütt Flach bet too is, do dröppt he 'n ol Fru, de steit dar un hett 'n Bull'n bi 'n Steert.

„Na, Mudder," sech' 'e, „wat deis du hier to stan un heß den Bull'n bi 'n Steert?"

„Och," sech' se, „ik heff 'n ol Kluckhęn, de löppt ümmer vun de Eier af, un nu dach' ik, de Bull kunn ęr je utsitten."

„Na," sech' 'e, „du büß doch ębenso dumm as min ol Wif."

Nu hett he je noch mehr so 'n Dumm' drapen, as sin Fru węß is, un do geit he wa' to Hus un secht: „Mudder, ik mutt man bi di blib'n; dat gifft noch mehr so 'n Dumm'." Nach Frau Schlör geb. Harms in Griebel.

Anmerkungen: [1]) Feuerherd. [2]) wörtlich: wird sie so mit Gelüsten danach. [3]) wiederkäut. [4]) nachkauen. [5]) nachmittags. [6]) zu Felde. [7]) Bierhähnchen, im Plattdeutschen männlich. [8]) Morgen. [9]) sonst. [10]) statt Moll' = Mulde.

Ein Lied von Kiel.

1.

Wer singt das Lied von unsrer Stadt,
Die Deutschlands schönsten Hafen hat?
Der ist kein Deutscher, vollbewußt,
Dem sich nicht höher hebt die Brust
Beim Namen Kiel.

2.

Ist es gebaut auf deutschem Grund? —
In Rotbarts Tagen, ward uns kund,
Pflanzt' erst der Deutsche sein Panier,
Bis dahin hausten Wenden hier
Am kleinen Kiel.

*) Vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften, herausgeg. von J. Bolte, S. 50. 81. 218. 505. Grimmsche Sammlung Nr. 59 (Frieder und Catherlieschen) und 104 (Die klugen Leute).

3.
Es zogen fromme Holsten her
Mit Spaten, Pflug und Kriegeswehr.
Der Eichen- und der Buchenwald
Von mächt'gen Axteschlägen hallt
Zum Bau von Kiel.

4.
Flamländer, Friesen folgten mit,
Ein klug Geschlecht von sicherm Tritt.
Die baun aus Stein das Gotteshaus
Dem Schutzpatron St. Nikolaus
Im frommen Kiel.

5.
Drauf, wie der große Waldemar
Fest bei Bornhöved geschlagen war,
Stieg, nah der Bucht am Fischerthor,
Das Schauenburger Schloß empor,
Die Burg von Kiel.

6.
Wie nun der Däne wieder bot
Den Bürgerhausen Hohn und Spott,
Zum Sund und nach den Belten hin
Siegprangend Orlogschiffe ziehn
Vom Hafen Kiel.

7.
Wer predigt denn in eurem Dom,
Seit Luther uns befreit von Rom?
Wie ging's nach dem unsel'gen Streit,
Der Deutschland in sich selbst entzweit,
Im nord'schen Kiel? —

8.
Des Holsten und des Friesen Sinn
Dünkt Priesterherrschaft kein Gewinn.
Die alma mater aber band
Uns fester nur ans Vaterland
Im freien Kiel.

9.
Drum, als der freche Ruf erscholl
Daß Schleswig dänisch werden soll,
Da stand im schweren Kampf voran,
Betrat zuerst die Ehrenbahn
Das mut'ge Kiel.

10.
Drauf dumpfer Schlaf in langer Nacht,
Bis morgenfrisch der Aar erwacht,
Gen Norden fliegt, nach Ost und West.
Was er gefaßt, das hält er fest,
Auch dich, o Kiel!

11.
Ein scharfer Wind aus Osten weht,
Vor dem nicht jede Frucht besteht:
Das echte Korn der deutschen Treu'
Laß nicht verwehen mit der Spreu,
Du preuß'sches Kiel!

12.
Wie, von des Frühlings Hauch berührt,
Am Baum, der neues Leben spürt,
Blatt sprießt an Blatt, so steigt empor
Jetzt Bau an Bau im Straßenchor,
Ein neues Kiel.

13.
Und rings umher in Waldesnacht
Hält über deinem Hafen Wacht,
Dem Feind zu heißem Gruß bereit,
Der Hinterhalt im Eisenkleid,
Mein festes Kiel.

14.
Was ist dein köstlichster Besitz?
Der deutschen Flotte Kaisersitz,
Birgst du zu Vaterlandes Ruhm
Sein jüngstes, liebstes Eigentum,
Seemächt'ges Kiel.

15.
In deiner Hügel grünem Kranz,
In deiner blauen Wellen Glanz,
In deiner Föhrde sich'rer Hut
Des Reiches schönstes Kleinod ruht,
Liebliches Kiel.

16.
Gastfreien Nordens Gastlichkeit,
Wie sie gleich deinem Hafen beut
Manch edles Haus, wer die erfuhr,
Sein Herz verlangt, sein Schiff nicht nur
Nach dir, o Kiel.

17.
Drum von den Alpen bis zum Rhein
Stimmt, Deutsche, in den Ruf mit ein:
Die Holstenstadt, die Kaiserstadt,
Die Deutschlands schönsten Hafen hat,
Hoch lebe Kiel!

F. Reuter.

Zur Mäuseplage in Schleswig-Holstein.

Zur Zeit werden unsere Marschen von einer verheerenden Mäuseplage heimgesucht; auch aus dem Norden (Kreis Hadersleben) und aus Ostholstein verlauten Hiobsposten. Jenseit der Elbe, im Gebiet zwischen Elb- und Wesermündung, wird ebenfalls über rapide Vermehrung der Feldmäuse geklagt, weshalb sich der Verein für Naturkunde an der Unterweser veranlaßt sieht, eine Mäuse-Enquete zu veranstalten, welche ich nun mit Hülfe der Leser unserer „Heimat" auch auf unser Vereinsgebiet ausdehnen möchte, in der Hoffnung, daß es gelingen möge, mehr Licht über die Ursachen der ungewöhnlichen Überhandnahme unserer heimischen Mäusearten zu verbreiten; ferner, um zu ermitteln, welches Verfahren der

Mäusevertilgung sich am besten bewährt hat, welche Bedeutung den natürlichen Mäusefeinden in der Dezimierung der schädlichen Nager beizumessen ist usw. Herr S. A. Poppe in Vegesack ist so freundlich gewesen, auf mein Ersuchen mir das nötige Schriftenmaterial, vor allem mehrere Abzüge seines im 1. Jahrgange des Jahrbuchs des oben genannten Vereins für 1898 erschienenen Artikels: „Zur Mäuse-Enquete des Vereins für Naturkunde an der Unterweser" zur Verfügung zu stellen, und ich bin gern bereit, denjenigen Mitgliedern unsers Vereins, welche geneigt sind, durch Beantwortung nachfolgender Fragen unsere Bestrebungen zu unterstützen, je ein Exemplar zur näheren Orientierung über die etwa in Betracht kommenden Mäusearten, über Vertilgungsmittel usw. zuzustellen. Über folgende Fragen wird Auskunft gewünscht:

1. Wann haben in Ihrem Wohnort oder in dessen Umgebung Mäuseplagen stattgefunden?
2. Herrschte im verflossenen Jahre (1899) in Ihrer Gegend eine Plage?
3. Tritt dieselbe auf Feldern oder Wiesen, auf Geest-, Moor- oder Marschboden auf?
4. Wird sie durch die kurzschwänzige Feldmaus (Arvicola agrestis L.) oder durch andere Mäusearten verursacht?
5. Wann wurde zuerst eine stärkere Vermehrung der Mäuse beobachtet; wann erreichte die Plage ihren Höhepunkt, und wann nahm sie ab?
6. Sind Sie der Meinung, daß einzig und allein die stärkere Vermehrung der im Gebiet einheimischen, überwinterten Mäuse oder Einwanderung aus anderen Gebieten die Plage verursacht?
7. Halten sich die Mäuse ständig auf Geest-, Moor- oder Marschboden auf, oder finden in den verschiedenen Jahreszeiten Wanderungen, z. B. von der Marsch auf die Geest oder umgekehrt statt?
8. Haben Sie Einwanderungen von Mäusen aus weiter Ferne und Durchschwimmen von Gräben, Kanälen und Flüssen beobachtet, und ziehen die Mäuse immer in derselben Richtung?
9. Was veranlaßt die Mäuse zu diesen Wanderungen, etwa Futtermangel oder Furcht vor Feinden?
10. Haben Sie während der Plage eine Vermehrung der natürlichen Feinde der Mäuse beobachtet?
11. Welche Mittel (Löcherbohren, Eingießen von Wasser in die Löcher, Raucheintreiben, Fallen, Gifte, Mäusetyphusbazillus usw.) haben Sie angewandt und mit welchem Erfolge?
12. Haben Sie in den gebohrten Löchern häufig Spitzmäuse vorgefunden?
13. Sind nach Vergiftung der Mäuse in Ihrer Gegend öfter nützliche Tiere, wie Raubvögel, Krähen, Wiesel und Spitzmäuse tot aufgefunden worden?
14. Sind Sie der Meinung, daß die Mäuseplage auch ohne Anwendung von Mitteln gegen dieselbe von selbst aufhört?
15. Richten in diesem Falle Krankheiten (Typhus, Grind, Schmarotzer) oder ihre natürlichen Feinde die Mäuse zu Grunde?
16. Sind in Ihrer Gegend beim Schwinden der Plage ganz oder teilweise **weiße** Mäuse beobachtet worden?
17. Sind Sie bereit, lebende oder tote Mäuse zur Untersuchung zu liefern, und wünschen Sie zu diesem Zwecke Käfige oder Versandkasten zu haben?
18. Besondere Bemerkungen.

Anmerkungen:

zu 1. Über die traurigen Mäusejahre 1786—1793, von denen Klaus Harms und Hauptpastor Dr. Wolf in Oldesloe geschrieben haben, steht mir reichhaltiges Material zur Verfügung. Aus dem Erinnerungsschatze alter Landleute dürften sich Nachrichten über andere Mäusejahre leicht gewinnen lassen. Nach landläufiger Meinung sollen sich die Mäuse **unter günstigen Umständen** alle drei Jahre so stark vermehren, daß sie zur Plage werden. Bestätigt sich diese Wahrnehmung?

zu 4. Diese Frage empfehle ich ganz besonderer Beachtung. Für die Schäden in den Mäusejahren 1786—1793 werden hauptsächlich die **Habermäuse** (ohne Zweifel die **Zwergmaus**, Mus mintus Pall., welche ihr kunstvoll aus Halmen und Blättern gebautes, kugelrundes Nest im Rohr, zwischen Getreide und Grashalmen, auch in Hecken aufhängt), ferner Mäuse mit kurzem Schwanz (M. arvalis Pall.) und solche mit einem schwarzen Strich auf dem Rücken (nach dieser Beschreibung könnte die Brandmaus, M. agrarius Pall., welche jedoch selten zu sein scheint, gemeint sein) verantwortlich gemacht. Doch dürften zur Zeit auch die Wasserratte, Wühlratte, Scheermaus (Arvicola amphibius L.) nicht ganz unbeteiligt sein.

zu 6. Jäger behaupten, die Mäuse vermehren sich deshalb so stark, weil man um der Fasanen willen die Füchse vertilgt habe.

zu 7. Nach landläufiger Meinung soll z. B. die Feldmaus gegen den Winter hin aus der

Marsch in die anmoorigen Ländereien gehen und gegen den Sommer hin in die Marsch zurückkehren.

zu 8. Über die Eider sollen die Mäuse geschwommen sein.

zu 17. Zum Bestimmen der Mäuse empfehle ich die analytische Tabelle der Nagetiere von Professor Dr. Dahl („Heimat," Jahrgang 1894, S. 129—133). Sehr lieb wäre es mir, wenn mir frische tote Exemplare der beobachteten Mäusearten zum näheren Bestimmen zugestellt würden. (Mustersendungen kosten bis zu 350 gr Bruttogewicht 10 Pf.) Man fängt die Mäuse am besten in den durch Erdbohrer hergestellten Löchern, in eingegrabenen, inwendig glasierten Töpfen oder mittels Fallen. Außerdem wäre ich bereit, für Herrn Poppe in Vegesack lebende Exemplare der Waldwühlmaus und der Wasserratte entgegenzunehmen. Es sollen nämlich im Bakteriologischen Institut in Bremen auch an der Waldmaus, Zwergmaus, Waldwühlmaus, Wasserratte und Ackermaus Fütterungsversuche mit dem Löfflerschen Mäusetyphus-Bazillus (Bacillus typhi murium) angestellt werden, um zu erproben, bei welchen Arten die Anwendung des Bazillus Erfolg verspricht.

Hoffentlich führen die in Vorschlag gebrachten Untersuchungen zu einem günstigen Resultat. Für den Fall, daß wirklich etwas Ersprießliches bei dieser Enquete herauskommt, bin ich selbstverständlich bereit, die Resultate zu einer Gesamtdarstellung zu vereinigen. Als vorläufigen Schlußtermin setze ich den 1. April fest.

Kiel, im Januar 1900. Barfod, Friedrichstraße 66.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Tieraberglaube.** Diejenigen, welche geneigt sind, mir beim Sammeln der Volksmeinungen und -bräuche, welche mit Tieren zu thun haben, behülflich zu sein, möchte ich bitten, mir alle, auch die scheinbar unwichtigsten Einzelheiten, die sie auftreiben können, zukommen zu lassen. Auf Wunsch steht ein besonderer Fragebogen zur Verfügung. Ich bitte um möglichst genaue Angabe des betreffenden Ortes und, wo der Bericht mehrerer Personen der Sammlung zu Grunde liegt, um Angabe der Namen.

Kiel, Feldstraße 41. R. W. Thomas.

2. **Hat die Schwarzdrossel ihre Natur verändert?** Diese Frage drängt sich dem Naturfreunde auf; denn es scheint wirklich, als ob die Amsel sich von einem schüchternen Waldvogel zu einem vertrauten Garten- und Ortsvogel entwickelt hat. Den Vogelkundigen des vorigen Jahrhunderts ist nur die äußerst furchtsame und schüchterne Waldamsel bekannt; die „wohnte dort, wo an dem hohlen Fels das klare Brünnlein rollt." Heute ist es Thatsache, daß in allen größeren Gartenanlagen, in Alleen mit strichweisem Unterholz die Schwarzdrosseln vollständig naturalisierte Gäste sind. In den städtischen Gärten am Hasseldieksdammerwege wies im letzten Frühjahr in wenigstens sechs aneinanderstehenden Gärten jede Hecke ein Amselnest auf, im vorigen Jahre baute ein Schwarzdrosselpärchen in der Linde vor der katholischen Schule in Kiel direkt an der Straße; den ganzen Nachwinter hindurch schmetterte sie von der Spitze des Baumes ihr Lied herunter, sodaß mir die zweite Frage kam: gilt die gangbare Charakterisierung als „Zugvogel" für sie noch? Vielleicht veranlassen ja die warmen Winter der letzten Jahre sie zum Hierbleiben und werden strengere Winter, die uns in den letzten Jahrzehnten fast unbekannt geworden sind, sie doch wieder nach dem Süden treiben. Ohne Zweifel haben sie sich an die Menschen dermaßen gewöhnt, daß sie z. B. in den Anlagen am Kleinen Kiel, einem sehr lebhaften Kinderspielplatz, im Garten der alten Gasanstalt, am Lorentzendamm unbekümmert hausen und uns Städtern die bekanntesten Singvögel geworden sind. Immerhin suchen sie denselben Schutz wie im Walde, halten sich am liebsten im dunklen Unterholz auf, fliegen auch wohl ungescheut auf die Firsten der Häuser, die Mauer des Hofes, aber nie für lange Zeit, ihre eigentliche Natur als Waldvögel läßt ihnen im schutzlosen Freien nicht Ruhe. Dies Vordringen der Amsel ist um so erstaunlicher, als ihre Lebensweise in der Nähe menschlicher Wohnungen ihnen so gefährlich wird. Sie bauen ihr Nest niedrig, wenig versteckt, das Nest hat einen weiten Umfang, und das Zutragen der Nahrung an die Jungen geschieht so sichtbar, daß die vielen vierbeinigen und leider auch zweibeinigen Feinde leichtes Spiel haben. Beim Brutgeschäft hatte eine Katze die Amsel in meinem Garten überrascht und gemordet, und nach meinen Beobachtungen dürfte nicht viel mehr als die Hälfte der Bruten glücklich zu Ende kommen. Trotzdem sind die Amseln zahlreich, wenigstens hier in Kiel.

Hermann Schipmann.

Dazu bemerkt ein Ornithologe unseres Landes: Die sogenannte „Parkamsel" hat in der That ihre Natur in der vorstehend geschilderten Weise geändert. Außerdem hat dieser Vogel, der im Walde bloß etwas aufgeregten und zanksüchtigen Charakters zu sein scheint, seitdem er Großstädter geworden, noch eine böse Untugend angenommen: er zerhackt die Eier und frißt gar die kleinen Jungen anderer Park- und Gartenvögel! R.

3. **Zur Kunde volkstümlicher Pflanzennamen.** Wer die Ausdrücke beachtet, mit denen unsere Landbevölkerung die Pflanzen zu bezeichnen pflegt, deren Anblick sich ihr bei der Arbeit auf Feld und Wiese immer wieder bietet, wird zuerst erstaunt sein, für wie wenige Pflanzen die Leute einen besonderen Namen haben. Der Grund liegt darin, daß die meisten Pflanzen gewöhnlich keinen spezifischen Nutzen oder Schaden für die Landwirtschaft haben, daß sie in ihren guten oder schlimmen Eigenschaften übereinstimmen mit zahllosen anderen verwandten oder fremden Blumen, Gräsern, Kräutern usw. So unterscheidet der Landmann von den angesäeten Futtergewächsen in Wiese und Weide in der Hauptsache nur das „Naturgras" und die schädlichen Pflanzen als „Schit." Höchstens nennt er die hochstämmigen Wiesengräser im ganzen „Medbelsoder." Nur wenige habeu besondere Namen, wie das Honiggras (Holcus lanatus) als „Honnigmeddeln" oder „Wittmützengras," das Knaulgras (Dactylis glomerata) als „Dickköpp," die Ackertrespe (Bromus arvensis) als „Havermeddeln," ferner den harten „Snitt" (Calamagrostis lanceolata) und den gefürchteten „Buxbart" (Nardus stricta) und endlich das „Raygras." Eigentümlich ist die Bildung des Volksnamens für Dactylis glomerata in einigen Gegenden am alten Eiderkanal, wo dies Gras in mißverständlicher Auffassung des hochdeutschen Namens Knaulgras ganz deutlich als „K'nålgras" (Kanalgras) bezeichnet wird. Von Wiesenblumen habe ich außer „Botterblom" (Caltha palustris) und „Klockenblom" (Geum rivale) nicht viele Namen gehört. Selbst für Myosotis palustris — Vergißmeinnicht — und das ebenfalls so häufige Wiesenmännertreu — Veronica Anagallis — hatten auch die alten Leute keinen Namen. Dagegen kennen sie alle den Klôp (Galaeopsis versicolor) und wissen: De Klop de makt den Buern Not; denn er wächst nur an den flauen Stellen der Wiese reichlich, wo sonst das Futter spärlich steht. Bekannt ist ihnen auch das weißblütige Vormkasch (Berula angustifolia) der breiteren Wiesengräben, der Duwok (Equisetum palustre) und die Kolöken (Caltha palustris und die ähnlich beblätterten Pflanzen). Auf dem Ackerlande sind natürlich besonders die Feinde der Brache bekannt und durch besondere Namen ausgezeichnet, die auch im Hochdeutschen gebräuchlich sind (Queck, Duwok, Löken (Rumex obtusifolius) u. a.) Unschädlich ist dagegen alles sogenannte „Sommerschit" auf dem gebrachten Acker; dazu gehören z. B. auch die Fettmelden. An den Wegrändern finden sich die breiten und schmalen „Sœmblä" (Plantago major und lanceolata), die „Hunnblom" und die „Margeblom" (Taraxacum officinale und Bellis perennis), im Korn als Unkräuter die „Röer" (Kornrade — Agrostemma Githago) und „Ritaar" (Vicia hirsuta), die im Winterkorn die Ähren umschlingen, niederziehen und die Bodenkraft arg in Anspruch nehmen. Endlich wird eine kleine Anzahl roter und blauer Blümchen, deren Blüten sich bei bevorstehendem Regen schließen sollen, mit dem gemeinsamen Namen „Regenblom" oder „Apenköpp" zusammengefaßt, darunter z. B. das häufige Geranium dissectum. So bezeichnet das Volk mehrfach Pflanzen der verschiedensten botanischen Verwandtschaft wegen gewisser äußerlicher Ähnlichkeiten mit einem gemeinsamen Sammelnamen (vergl. oben „Kolöken"). Übrigens enthält auch die ältere landwirtschaftliche Litteratur der Herzogtümer Angaben von volkstümlichen Pflanzennamen (vergl. Schriften der Schl.-Holst. Patriot. Gesellschaft Bd. IV, Heft 1, S. 49).

P. v. Hedemann.

Die obenstehenden Mitteilungen sind vor allem deswegen abgedruckt worden, um eine früher in der „Heimat" angeregte Sammelarbeit wieder in Erinnerung zu bringen. Im Jahrgang I, S. 50, hat Herr Eschenburg in Holm eine Betrachtung angestellt über die Entstehung unserer volkstümlichen Pflanzennamen. Eine sich daran anschließende Bitte meines Vorgängers, die volkstümlichen Pflanzennamen zu sammeln, hat recht viel Erfolg gehabt, und reiches Material harrt der Verarbeitung. Herr Carstens in Dahrenwurth hat sich dazu erboten und hofft eine interessante Arbeit zusammenstellen zu können. Inzwischen ist das Material auch von Herrn Oberstabsarzt Dr. Prahl in Lübeck für die neue Auflage seiner Flora von Schleswig-Holstein erbeten worden. Die Herren Einsender können also sicher sein, daß ihre damaligen Zusammenstellungen ausgiebig verwertet werden. Sollte inzwischen noch anderweitiges Material gesammelt worden sein, so bitte ich freundlichst um Übersendung an mich oder an einen der beiden Herren, die sich mit der Verarbeitung beschäftigen.

Lund.

4. **Schleswig-holsteinische Kriegslieder.** Es möge mir an dieser Stelle gestattet sein, allen denen, die sich mir durch Übersendung der beiden gewünschten Liedertexte verpflichtet haben, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Der Text des Klageliedes: „So ist's vorüber, alles ist beendet" war mir zwar bekannt, doch mußte ich erst durch verschiedene liebenswürdige Zusendungen mich daran erinnern lassen, daß ich es mit einer Dichtung unserer Landsmännin Sophie Detlefs aus Heide (gest. im Schröderstift zu Hamburg am 13. März 1863) zu thun habe; das Gedicht findet sich in der von Klaus Groth besorgten Ausgabe Band I S. 180. Der Text des Kampfliedes: „Reicht mir die Büchse von der Wand" ist mir in einzelnen Versen von verschiedenen Seiten, meistens nach mündlicher

Überlieferung älterer Personen, zur Verfügung gestellt worden. Eine Zusammenstellung möge hier einen Platz finden.

1. Reicht mir die Büchse von der Wand,
Die lange schon geruht,
Für Schleswig-Holstein stammverwandt
Verspritz' ich gern mein Blut.
2. Seht, hier erheb' ich meine Hand
Und schwör' dem ew'gen Gott:
Für Schleswig-Holstein stammverwandt
Kämpf' gern ich bis zum Tod.
3. Weib, reich' zum Abschied mir die Hand,
Lieb' Kinder, weinet nicht!
Für Schleswig-Holstein stammverwandt
Zu kämpfen ist mir Pflicht.
4. Weint nicht, Gott hat sein Volk erkannt!
Beim nächsten Morgenrot
Singt Schleswig-Holstein stammverwandt:
Nun danket alle Gott!
5. Glück auf, Glück auf, mein Vaterland,
Frisch auf, mit frohem Mut!
Denn Schleswig-Holstein stammverwandt
Steht unter Gottes Hut.
6. Gott ist mit uns, mit uns das Recht,
Mit uns ein Gott, ein Schwert,
Da kämpft es wahrlich sich nicht schlecht,
Des deutschen Mannes wert.
7. Heil Friedrich dir, so hoch zu Roß,
Dir Halkett, v. d. Tann!
Nur drauf, und wär' der Teufel los;
Es flieht der Hannemann!
8. Und kommt der Tod im Schlachtgewühl
Und er die Hand mir reicht,
Ist's besser, als auf weichem Pfühl;
Ich schlummre sanft und leicht.
9. Dann sei mein letzter Hauch zumal,
Mein Abschied sei dann noch:
Es lebe lang mein General,
Mein Deutschland lebe hoch!

Die schleswig-holsteinischen Kriegsfestspiele des Herrn Schuhmacher sind im Januar d. J. zum ersten Male in Eckernförde gezeigt worden; nach dem, was ich bis jetzt davon gehört und gesehen habe, werden sie in großen Zügen die Geschichte der Jahre 1848—51 und 1864 in überaus sinnigen und dabei doch prächtigen Bildern zeigen und dadurch Heimatssinn und patriotisches Empfinden fördern in unserm meerumschlungenen Schleswig-Holstein. Bruhn in Wesselburen.

Bücherschau.

„Dir," Gedichte von Heinrich Vogeler. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin. Preis 5 ℳ. — Es ist für mich immer eine Weihestunde, wenn ich vor den „Worpswedern" stehe; unsere norddeutsche Heimat liegt in ihren Bildern. Vor allen am liebsten ist mir aber Heinrich Vogeler, der Märchenmaler. Schon in seinen Illustrationen zur „Versunkenen Glocke" bewunderte ich seine feine Kunst, sich in eine dichterische Schöpfung zu versenken, die Tiefe seiner Auffassung und den Zauber seiner illustrativ-poetischen Wiedergabe. Um wie viel intimer mußte die Verbindung zwischen Wort und Bild werden, nun der Maler selbst die Texte schrieb! Gewiß sind die Bilder das Schönste in Vogelers „Dir" und überragen die Texte an Wert; aber da die Verse von Vogelers Hand in die Bilder hineingeschrieben sind, so ist es fast unmöglich, das eine losgelöst von dem andern zu genießen, und so liest man sich von den Versen hinein in die träumenden Landschaften, und träumt sich von da wieder hinein in die zarten, liebevolle Naturanschauung atmenden lyrischen Stimmungsbilder. Eine Kunst so rührend schlicht wie ein Volkslied, aber auch ebenso wahr und überzeugend. W. Lobsien.

Das 50jährige Jubiläum einer litterarisch-kritischen Zeitschrift. Am Ende des verflossenen Jahres vermochte das „Litterarische Zentralblatt für Deutschland," welches 1850 von Friedrich Zarncke begründet wurde, auf eine 50jährige Thätigkeit zurückzublicken. Diesen Erfolg verdankt das Blatt vor allem seiner unermüdlichen Thätigkeit und dem gewissenhaften Festhalten an seinen altbewährten Prinzipien: dem Publikum ein treues Bild der gesamten Litteratur, sowie des geistigen Lebens im deutschen Sprachgebiete zu geben. Bei der gewaltig anwachsenden Menge der litterarischen Produktion ist das „Litterarische Zentralblatt" von Jahr zu Jahr umfangreicher geworden und hat sich neuen aussichtsvollen Gesichtspunkten erschlossen. Vom 1. Januar d. J. ab wird über die moderne schöne Litteratur in einer besonderen Beilage eingehender zweimal monatlich berichtet. Diese Beilage ist berufen, die leider eingegangenen „Blätter für litterarische Unterhaltung," deren Mitarbeiter fast sämtlich an dem neuen Unternehmen thätig sind, zu ersetzen, was bei dem billigen Abonnementspreise von 6 ℳ. jährlich (Preis für Hauptblatt und Beilage zusammen 7,50 ℳ. vierteljährlich) zweifellos einen großen Leserkreis zum Halten des Beiblattes veranlaßt hat und noch weiterhin veranlassen wird. Die Jubiläumsnummer (Nr. 1 Jahrg. 1900) enthält ein vollständiges Mitarbeiter-Verzeichnis, sowie ein Bild Friedrich Zarnckes. Probenummern beider Blätter liefert jede Buchhandlung, sowie gratis und franko die Verlagsbuchhandlung von Eduard Avenarius in Leipzig.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 4. April 1900.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge für 1900.

Nach unsern Satzungen hätten mit diesem Heft die rückständigen Beiträge durch Postnachnahme eingezogen werden sollen. Da indes noch sehr viele Mitglieder den Beitrag nicht eingezahlt haben, so würde die Versendung unter Nachnahme für die Expedition sowohl, wie für den Kassenführer ganz erhebliche Mühe verursachen. Ich bitte darum nochmals, die rückständigen Beiträge jetzt einsenden zu wollen, und verweise dabei auf die im vorigen Heft ausgesprochenen Wünsche. Th. Doormann, Lehrer,

Kiel, Kirchhofsallee 70.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Heimat. Neue Folge des Boten für deutsche Litteratur. Blätter für Litteratur und Volkstum. Erster Band. Heft 1—4. Berlin bei Georg Heinrich Meyer. — Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben ven Heinrich Sohnrey. Vierter Jahrgang. Berlin, Deutscher Druckschriften-Verlag. — Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben von Helene Voigt. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1898. — Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen von Heinrich Sohnrey. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer 1900. — Kleine Dorfzeitung. Herausgeber: Heinrich Sohnrey. Deutscher Dorfschriften-Verlag, Berlin. Nr. 1—8, 1900. — Das Land, Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Organ des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande, Organ der Deutschen Wohlfahrtsgesellschaft. Herausgeber: Heinrich Sohnrey. Verlag von Trowitsch u. Sohn, Berlin. 8. Jahrg. Nr. 10. — Der Zucker in seiner Bedeutung für die Volksernährung. Von Dr. Theodor Jaensch. Berlin 1900.

Die diesjährige Generalversammlung

wird am Dienstag oder Mittwoch der Pfingstwoche in **Burg a. F.** tagen. Es hat sich daselbst ein Komitee gebildet, bestehend aus den Herren Bürgermeister Lafrenz, Dr. med. Reinecke, Stadtverordneter und Redakteur Rathje und Lehrer Voß. Das Komitee wird sich demnächst auf 9 Personen erweitern und die Vorbereitungen in die Hand nehmen. Herr Bürgermeister Lafrenz hat namens der Stadtvertretung dem Verein herzlichsten Willkommensgruß entboten. Für die Hauptversammlung ist der „Kaisersaal" in Aussicht genommen. Folgende Vorträge bezw. Mitteilungen sind bis jetzt angemeldet:

„Amalie Schoppe, geb. Weise, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn," von Herrn Lehrer Voß, Burg a. F. Herr Dr. med. Reinecke, Vorsitzender des Vereins zur Sammlung fehmarnischer Altertümer, wird den Silberschatz der Bürgerkompagnie vorführen und dabei einige Mitteilungen über diese mehr als 400 Jahre alte Brüderschaft machen. Ferner sind Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und eine Wagenfahrt nach dem Osten der Insel in Aussicht genommen.

An die verehrten Mitglieder richte ich die Bitte, weitere Vorträge, namentlich auch aus dem naturkundlichen Gebiete unserer Heimat, anzumelden.

Kiel, 14. Februar 1900. Rektor Peters, z. Zt. Vorsitzender.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

129. Andresen, Hofbesitzer, Vollerwiek b. Garding. 130. Berederek, cand. min., Nahe b. Sülfeld. 131. Brag, emer. Pastor, Flensburg. 132. Professor Dr. Diedrichsen, Gymnasiallehrer a. D., Flensburg. 133. Haack, Besenhorst b Geesthacht 134. Hagensen, Müller, Brunsholm b. Sterup. 135. Hansen, Postassistent, Westerland a Sylt 136. Hansen, Meiereiverwalter, Sandwehle b. Garding. 137. Holm, Postassistent, Hadersleben. 138. Frau Jäckel, Güterkassiererin, Eutin. 139. Jans, Hofbesitzer, Tating b. Garding. 140. Jensen, Postassistent, Hadersleben. 141. Klünder, Lehrer, Cashagen b Curau 142. Knorr, cand. phil., Kustos a. Mus. vaterl. Altertümer, Kiel 143. Koch, Landmann, Achtrup b. Leck. 144. Fräul. Krah, Rentiere, Neustadt i. H. 145. Magnussen, Harro, Bildhauer, Berlin 146. Dr. Oelsen, Oberlehrer, Hamburg-Eimsbüttel. 147. Petersen, Kaufmann, Glückstadt. 148 Rassel, stud. phil., Kiel 149. Reese, Lehrer, Eichede b. Oldesloe. 150 Dr. med. Reinecke, Burg a. F. 151. Rosenhagen, Lehrer, Hamburg. 152 Saggau, Seminarist, Ratzeburg. 153 Sander Volksbibliothek, Sande b. Bergedorf 154 Schädel, Lehrer, Krumbeck b. Curau. 155. Sibbert, Lockstedter Lager. 156. Simonsen, Lehrer, Flensburg. 157. Terkelsen, Lehrer, Flensburg 158. Theophile, Hofpächter, Hasselberg b. Neustadt. 159. Westphal, Lehrer, Arfrade b. Curau.

Kiel, am 19. März 1900.

Der Schriftführer:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Verschollene Adressen.

Rostermund, Lehrer, Friedrich VII-Koog.
Dr. Hansen, Referendar, Berlin SW., Schönebergerstr. 2.
Havemann, Lehrer, Hamburg, Quickbornstr. 51.
Dohrendorf, Lehrer, Gülzow b. Schwarzenbeck.
Ehlers, Techniker, Bornum am Harz.

Um nähere Auskunft im Interesse der Nachlieferung der bisher als unbestellbar zurückgegangenen Hefte bittet **der Schriftführer.**

Fragen und Mitteilungen.

1. **Sprikels.** Pastor Zacharias Stampeel in Riesebÿ starb 1729 an einer Seuche, von der er beim Krankenbesuche zu Stubberholz angesteckt worden war. Die Seuche wird als „Sprikels" bezeichnet. Derselben Krankheit erlag nach einem Krankenbesuche im Jahre 1798 in Siesebÿ der Pastor Ernst Nikol. Nagel. Welche Krankheit hat man sich unter „Sprikels" zu denken? Vermutlich handelt es sich um Röteln, Scharlach, Masern oder Verwandtes. Schütze: „Idiotikon" und Schiller-Lübben: „Mittelniederdeutsches Wörterbuch" bringen die Bezeichnung nicht. Wer unter den Lesern der „Heimat" vermag eine befriedigende Auskunft zu erteilen?

Bohnert bei Riesebÿ. Chr. Kock.

2. **Zur Ortsnamenkunde.** In Angeln giebt es einen Hof Brunsholm und ein Dorf Brunsbüll nebst Brunsbülllund; auf Sundewitt ist ein Ort Brunsnis, und auf Arröe gab es früher ein Brunsnäs; bei Apenrade ist ein Dorf Brunde und bei der Stadt das Schloß Brundslund; im Amte Hadersleben liegt ein Dorf Brunsgaard (ehemals ein Hof) und ein Dorf Brundelund; bei Tondern einen Brunotterkoog; in der untergegangenen Edomsharde bei Nordstrandisch-Moor ein Brunnock; an der Elbe ein Brunsbüttel und bei Kiel ein Brunswik (ehemals auch Braunschweig genannt). So weit auseinander — in verschiedenen Gegenden und verschiedenem Sprachgebiet! — Was bedeutet da das Brun, Bruns, Brunde? Auf Dänisch ist Brønd = Brunnen. Unweit Kopenhagen liegt ein Dorf Brøndshoi = Bornhövend. J. J. Callsen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 4. April 1900.

Über die Bedeutung der Ortsnamen in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins in Husum

von Rektor Eckmann in Ellerbek.

II.

Das ganze Gebiet der Ortsnamen heute zu durchwandern, wird nicht möglich sein. Ich beschränke mich für dieses Mal auf die Grundwörter und werde die Bestimmungswörter nur gelegentlich berühren.

Die Grundwörter der Ortsnamen zerfallen in solche, welche im eigentlichen Sinne Namen für Ansiedelungen bedeuten, und in solche, welche erst durch Übertragung dazu geworden sind. Zu den letzteren sind zu rechnen alle Namen auf bach, see, berg, thal usw. Wahrscheinlich gehören viele der übertragenen Ortsnamen zu den älteren; denn bevor die Menschen seßhaft geworden waren, benannten sie die wichtigsten Punkte der Gegend, gaben also dem See, dem Fluß, dem Bach, dem Berge, dem Thal einen bestimmten Namen, und dieser Name ging später über auf die Siedelung, welche in der Nähe sich bildete. Die meisten der eigentlichen Siedelungsnamen entstanden erst, als die Menschen zu festen Wohnsitzen und zum Ackerbau gelangt waren.

Der gemeinste Name unter den eigentlichen Bezeichnungen für Ansiedelungen ist dorf. Er lautet in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten thorp, thorpe, terp, drop, trup, rup. In der Regel bedeutet dorf eine Ansiedelung von einem Haufen Menschen. Um ein Beispiel von der Häufigkeit des Wortes dorf zu geben, will ich erwähnen, daß im Kreise Kiel 24, in Plön 51, in Oldenburg 78, im Fürstentum und Gebiet der Stadt Lübeck 57 und in Lauenburg 15 Ortsnamen auf dorf endigen. Auch im Schleswigschen kommt dorf sehr oft vor. Bemerken will ich noch, daß die Endung rup, strup, terp, torp, drup nicht bloß in Schleswig sich oft findet, sondern ebenso in Westfalen. Holstein zeigt dagegen fast nur die Form dorf und dörp.

Deutet dorf eine Massenansiedelung an, so weisen auf die ursprüng-

liche Einzelansiedelung hin die Grundwörter bu, bo, by, bol, ballig, büll, büttel, bötel, bude, baude. Medelby und Dalby hießen früher Medelbu und Dalbu. Oft wird böl und büll zu bel und pel; so hieß Brebel einst Brethäböl, Düppel einst Düttebüll. Ob by eine spezifisch nordische Endung ist, kann ich nicht entscheiden; es finden sich vereinzelt by auch im reindeutschen Gebiet. So gab es einst ein Emekenby bei Bordesholm; Schülp bei Rendsburg hieß früher Sculeby. Auch weiter nach Süden bis in das Gebiet der Oberelbe reicht der Name by, z. B. Barby, Brumby, Steckby. Man meint, daß die Ortschaften auf by älter sind als die auf dorf; man betrachtet die Orte auf by als die Stammansiedelungen, von denen sich die Dörfer als jüngere Ansiedelungen abgezweigt haben, unterscheidet also Urdorf und Außendörfer. Im Gebiet der Friesen und Angeln findet sich besonders häufig die Endung bol und büll. Im Westen und in der Mitte Holsteins ist büttel verbreitet. bötel kommt nur vereinzelt vor in Griesenbötel, Fehrenbötel, Negernbötel. Eigentümlich ist, daß Ortsnamen auf büttel sich jenseits der Elbe bis nach Wolfenbüttel hin verfolgen lassen. Man schließt daraus auf eine Stammesverwandtschaft der Bewohner oder nimmt an, daß ein Zug Auswanderer diesen Weg genommen und in den Namen seine Spuren hinterlassen hat.

Daß auch buren und büren in dem Sinne von Gebäude aus derselben Sprachwurzel stammt, ist sehr wohl möglich; das Grundwort finden wir in Thalingburen und Embüren. Nicht in demselben Sinne steht buren in Wesselburen; hier bezeichnet es die Gesamtheit der Bauern. Dieselbe Bedeutung liegt versteckt in borstel und bostel: Borstel bei Sülfeld, bei Bramstedt, bei Pinneberg, Groß- und Kleinborstel bei Hamburg, Heinkenborstel bei Nortorf.

wurt, worth, wörden oder wühren wird erklärt ebenso wie bol und by, nämlich als Wohnstätte. Besondere Verbreitung hat der Name in der Marsch, wo das Merkmal der künstlichen Erhöhung hinzukommt. In Dithmarschen kommen 13 Ortschaften mit wurt oder wörden vor; in Eiderstedt ist Oldenswort und Witzwort.

husen und toft, hof und heim sind ebenso eigentliche Namen für Siedelungsstätten. Husum ist gebildet aus husen; man unterschied früher Oster- und Westerhusen, und frühzeitig wird erwähnt husenbro, d. i. die Brücke bei Husum. In Ottensen ist husen verschwunden bis auf die Endung sen; denn der Ort führte einst den Namen Otteshusen. Die friesische Endung um ist sehr oft eine Umbildung des Wortes heim; oft verliert sich heim bis auf die Endung en; auch ingen, ing und ink sind häufig umgestaltete Formen von heim (englisch ham).

Daß sted und davon abgeleitet stätt, statt und stadt Wohnsitz bedeutet, leuchtet leicht ein. Ortsnamen auf sted sind zahlreich in der Mitte Holsteins und Schleswigs.

Widersprechend sind die Ansichten über die Bedeutung von wik.

Man deutet das Wort aus dem Deutschen als Wohnstätte, aus dem Nordischen als Bucht. Jellinghaus meint, es sei wik jedenfalls ein Zufluchtsort, der Schutz bot. Wir haben die Endung wik in Schleswig, Bardowik, Bokholmwik, Brunswik, Wik (einst Cotelwik) bei Kiel, Wyk auf Föhr, Herrenwik, Sandwig, Süderwich, Vollerwik.

Ein ebenso umstrittenes Grundwort ist leben, leff oder lev. Einige bestimmen es als Erbe oder Nachlaß, andere als Wohnstätte allgemein. Eigentümlich ist auch bei diesem Worte die weite Verbreitung. Es findet sich auf Fünen, in Jütland und Schleswig oft, in Holstein nicht; dagegen kommt der Name wieder oft vor im Gebiet der Elbe und Saale bis nahe vor Würzburg hin; ich erinnere nur an Fallersleben, Eisleben, Alvensleben — Eßleben ist der südlichste Ort. Während nun eine Meinung dahin geht, südliche Einwanderer hätten den Namen nach Norden bis ins Herz des dänischen Reiches verpflanzt, behauptet die andere Ansicht das Gegenteil: ein Strom von Auswanderern habe sich vom Norden nach Süden in schmaler Linie bis nach dem Main hin fortbewegt.

Das Grundwort bunge oder bünge in Osterbünge, Westerbünge, Holzbunge in Schleswig und Osterbunge bei Wilster soll Anbaustätte, also eine Ansiedelung bedeuten.

hagen ist als eigentlicher Ortsname aufzufassen, wenn es mit einem Personennamen verbunden ist, so in Elmschenhagen und Propsteierhagen, einst Elvereshagen und Kerstenhagen.

In der alten Sprache bezeichnet stall oder stal oft den Wohnsitz, z. B. in dem bekannten Heristal; bei uns könnte diese Deutung in Betracht kommen bei Burgstall in der Nähe von Rendsburg und bei Stelle in der Gegend von Heide.

Hinzufügen will ich noch, daß von Sach erklärt wird Seem als Seeheim, Seest als Seested und Seeth, einst Saethae, als Wohnsitz.

Eine wendische Bezeichnung für die Ansiedelung ist gard oder grad: sie findet sich in Stargard (jetzt Oldenburg) und Puttgaarden auf Fehmarn, ferner umgestaltet in Garz, Görz, Görs; indessen werden die letzten Formen auch auf gora = Berg bezogen.

Andere wendische Ortsbezeichnungen sind witz, itz und ves, in und ien. Helwig deutet unter den lauenburgischen Ortsnamen die Endung au, ow oft als Gut oder Hof und faßt das Bestimmungswort als Personennamen auf. Wenn derselbe Verfasser Bresahn als Uferleute, Lassahn als Waldsassen erklärt, so würde sahn auch den Sinn von Wohnsitz haben, also ebenfalls heranzuziehen sein bei Lensahn. In Calübbe, nicht Kalübbe, soll das slavische halupa = Hütte enthalten sein.

Richten wir am Schlusse dieses Abschnitts den Blick auf die Bestimmungswörter zu den Grundwörtern, welche eigentliche Siedelungsstätten bezeichnen, so finden wir überwiegend die Personennamen

vertreten. Einleuchtend ist es ja, daß nach dem Erbauer, nach dem Besitzer, dem Herrn in der Regel die Wohnstätte benannt wurde. Es kam früher oft vor, daß mit dem Wechsel im Besitz auch das Bestimmungswort sich änderte, während das Grundwort davon nicht beeinflußt wurde. Daneben finden sich die Bezeichnungen für die Weltgegenden: Ost, West, Süd und Nord, die Lage am See, am Berg, die Unterscheidung von alt und neu, namentlich in den einst slavischen Gegenden.

Bei den übertragenen Ortsnamen möchte ich zuerst behandeln die Stätten, welche nach einem Gewässer oder nach dem Lande am und im Gewässer benannt sind. Reichlich 100 Ortsnamen unseres Landes endigen auf bek; die altdeutsche Form bek ist überall beibehalten, eine Verhochdeutschung in bach findet sich nirgends.

Die Zahl der Namen auf au reicht fast an 100 heran; davon finden sich allein 50 im Osten Holsteins. In diesen letzteren wird au nicht immer auf Gewässer zu beziehen sein, sondern wird oft, wie vorhin erwähnt, Ansiedelung im allgemeinen zu bedeuten haben. Die Lage an einem See bezeugen 40 Ortsnamen. Oft ist das Wort see verschwunden bis auf die Endung s; ich erinnere an Bruchs, einst Brocse. Das Grundwort münde kommt bei uns nur selten vor: Seestermühe, einst Seestermuthe, Travemünde, Bekmünde, Gothmund, Schleimünde. Die Quelle wird ebenfalls nicht oft auf Ortsnamen übertragen. Bezweifelt wird, daß Kiel, nach Jansens Erklärung, Quelle bedeutet; andere leiten den Namen von Keil ab. Auch daß Kiel, Kilde, in Schleswig Quelle bedeutet, wird von Sach in Frage gestellt. Eine alte Bezeichnung für Quelle ist springe, vielleicht in Sprenge erhalten. born kommt vor in Hollenborn, Stuvenborn, Wittenborn, Quickborn, Schrevenborn. In der Marsch finden wir Ortschaften auf wettern: Hollerwettern, auf fleth: Wewelsfleth, Beidenfleth, Dammfleth und noch einige mehr in der Elbmarsch, Barsfleth in Dithmarschen und Helmfleth in Eiderstedt, auf wehl (tiefe Wasserlöcher auf der Innenseite des Deichs): Krummwehl bei Marne und Krummwehl bei Beidenfleth. Den Namen kuhlen treffen wir 14mal, so in Schwienkuhl, Voßkuhl, Lehmkuhl, Gooskuhl. diek in der Bedeutung von Teich kommt vor in Drögendiek, Moordiek, Vollhuserteich, Bischofsteich. siel findet sich in Gehlensiel und Bongsiel.

Die breiten und sumpfigen Niederungen der Bäche, Auen und Seeen waren in früherer Zeit bedeutende Hindernisse für den Verkehr der Menschen. Es mußten solche Stellen gesucht werden, wo das Bett sandige oder steinige Sohle hatte und wo zugleich das Wasser so seicht war, daß ein Durchwaten der Menschen und Tiere stattfinden konnte. Die heutigen Wiesen an den Seiten unserer Auen waren damals oft ganz von Wasser überflutet; unsere Flußläufe waren viel wasserreicher, weil der Ablauf durch Menschenhand noch wenig geregelt war. Die Kunde der Watstellen war also in alter Zeit von großer Bedeutung, und oft von

so großer, daß die Kenntnis der Furt wie ein Geheimnis gehütet wurde. Wenn von Dithmarschen gesagt wird, daß es früher durch seine Flußthäler im Osten gegen den Angriff der Feinde geschützt worden sei, so hat dies seinen Grund darin, daß die Flußbetten keine Furten boten. Weil die Flußthäler Schutz gegen Angriffe und andererseits die Furten die Möglichkeit des Verkehrs, sowie die Gelegenheit zum Angriff oder zur Flucht boten, wurden die Furtstellen Ansiedelungspunkte für die Menschen. Den Namen furt lassen erkennen Voorde und Steinfurt an der Eider, Lentförden, Föhrden an der Bramau und Föhrden an der Sorge, Kronsforde an der Steckenitz, Königsförde an der alten Levensau; ja, ich vermute, daß selbst Eckernförde nach einer Furt und nicht nach der Bucht den Namen erhalten hat. Im Schleswigschen findet sich für die Furt der Name vad, watt = Watstelle, so Dürwade, Hjortwatt, Hydewatt, Heldewatt, Hundewatt, Oxenwatt, Bögwatt, Bredewatt. Unbestimmt lasse ich Meddewade an der Trave in Holstein. Das Wort weddel, widel, wedel bedeutet auch Durchgangsstelle eines Gewässers. Beispiele dafür bieten die Ortschaften Hammweddel, Langwedel, Springswedel, Wedel, Nutzwedel, Borgwedel; alle liegen am Wasser. Später sind an solchen Stellen Dämme geschüttet und Brücken gebaut worden. Vielleicht finden wir in Nydam die Bezeichnung des Dammes. Nach der Brücke, dänisch bro, sind benannt Brügge an der Eider, Poppenbrügge, Sorgbrück, Gladebrügge, Vorbrügge, Soltbrück, Bro auf Alsen, Stolbro, Foldingbro. Ob vielleicht früher die Brücken durch einen Schlagbaum oder eine Klinke gesperrt werden konnten? Klinken und Holtenklinken liegen an der Süderbeste; eine Straße Klinke befindet sich in Kiel vor der Schevenbrücke.

Zu erwägen würde sein, ob in dem Worte fahren eine seichte Stelle eines Gewässers zum Durchfahren angezeigt ist oder ob eine Fähre einst hier bestand: Fahren in der Propstei, Fahrstedt bei Marne, Fahrenstedt am Langsee. Das Grundwort fähre kommt vor in Altenfähre, Neuenfähre, Lexfähre, Herrenfähre. Die Insel Föhr soll von einer Fähre den Namen haben. Die slavische Bezeichnung für Fähre ist brode: Lütjenbrode, Großenbrode und Brodten.

Aber nicht bloß quer durch und über die Au ging der Verkehr; auch längs der Au gingen Fahrzeuge, wird uns doch bezeugt, daß einst Vicelin zur Flucht vor den Wenden den Wasserweg gewählt, bis er die Elbe erreichte. Wo Personenverkehr stattfand, da mußte auch Warenverkehr möglich sein; es mußten Ladestellen entstehen, und diese lagen bei der Ansiedelung oder gaben den Anlaß zur Entstehung einer solchen. Der alte Name dafür ist wahrscheinlich hude. Hude soll Hüteplatz bedeuten; es braucht aber der Name nicht notwendig auf eine Hüteweide beschränkt zu werden. Alle Ortschaften auf hude liegen in unserem Lande an einem Gewässer, so Flemhude, Dockenhuden, Grönhude, Hohenhude, Hude, Pahlhude, Sude (einst Otteshude), Tesperhude, Winterhude. Später wurde die

Ladestelle Stapelplatz genannt; die Deutung von Stapelholm, Norder- und Süderstapel als Ladeplatz wird aber von Sach bestritten. Von ihm wird auch bezweifelt, daß die Dörfer Groß- und Kleinrheide nach einer Reede für Wasserfahrzeuge benannt sind; dann müßte zur Erklärung dieser Namen wohl an ried, friesisch reid = Schilf oder Reth, zu denken sein.

Habe ich vorhin auf Bauwerke der Menschen an den Flußläufen hingewiesen, so darf ich hier nicht übergehen steg, wehr und mühle. Ein Hof Stegen liegt an der Alster, Vormstegen ist ein Stadtteil von Elmshorn. Achterwehr findet sich an der Eider und Steinwehr am alten Eiderkanal. Die Wassermühlen sind erst im Mittelalter entstanden; der Name ist enthalten in Mölln, Allmühle, Altenmühle, Bimöhlen, Demühlen, Gremsmühlen, Neumühlen. Der frühere Name für Mühle ist quern. Ursprünglich war quern nur die Handmühle, die sich in jedem Hause vorfand; nachher entstanden größere Betriebe für einen weiteren Bezirk, und da konnte der Name quern zur Ortsbezeichnung Verwendung finden. Der Name kommt wahrscheinlich vor in Quern in Angeln und in Quarnbek bei Kiel.

Das Ufer findet sich als Grundwort in Auufer bei Wilster; gönne ist das jenseitige Ufer: Övelgönne an der Ostsee und Övelgönne an der Elbe.

Eine Wasseransammlung wurde oft lak genannt; Beispiele dafür sind Averlak, Eddelak, Ecklak und Curslak. Der Wassertümpel wird noch an vielen Stellen Saal oder Soll genannt; den Namen enthalten Mucksal, Lehmsal, Langensaal, Schierensöhlen und vielleicht auch Sühlen bei Segeberg. Kurz hinweisen muß ich auf rönne = Wasserlauf in Rönne bei Kiel, auf loop in Loop bei Neumünster, auf graben in Landgraben bei Schönkirchen, Heidgraben bei Ütersen.

Die Lage am Meer finden wir ausgesprochen durch hafen in Heiligenhafen und Lemkenhafen, in Steinberghaff und Ohrfeldhaff; die Lage an einer schmalen Wasserstraße = sund bezeugen die Namen Ekensund und Missunde. Ein abgetrennter Teil des Meeres ist das Noor: Alnoor bei Gravenstein. Wik in seiner zwiefachen Bedeutung als Wohnstätte oder Bucht hat bereits im vorigen Abschnitt Erwähnung gefunden.

Die Wohnstätten auf ort liegen auf Vorsprüngen am Wasser, so Friedrichsort, Möltenort, Orth auf Fehmarn, Westerort, Warwerort, Ording in Eiderstedt hieß einst Orden. Vorspringende Landspitzen heißen auch nes und nis: Blankenese in Holstein, Arnis in Schleswig, Warnitz einst Warnäs, Olpenitz einst Ulpenäs.

Der inselartige Charakter des Landes wird angedeutet in holm: Holm in Schleswig, Bordesholm, Süderholm, Holm bei Wedel, Bokholm, Westerholm, Bokelholm, ferner in werder und warder: Billwerder, Ochsenwerder, Kirchwerder, Finkenwärder, Warder bei Segeberg, Warder

bei Nortorf. Ebenfalls bezeichnen ö und oog die Insel: Aarö, Süderoog, Norderoog.

An einst von Wasser durchtränkte Gegenden des Landes erinnern uns die Ortsnamen auf brook: Langenbrook, Neuenbrook, Weddelbrook, auf siek: Kluvensiek, Lehmsiek, Kirchdorf Siek, auf moor: Haßmoor, Rumohr, Kurzenmoor, auf moos: Langmoos, Bagmose, auf wisch: Rethwisch, Haferwisch, Jarrenwisch, auf kjär: Kokjär, Rohrkarr (einst Rorkjär), Brokjär, Jordkiär.

Von slavischen Ortsnamen wird gedeutet Preetz als Ort am Flusse, Plön als Burg im Wasser, Lanken als Sumpf oder Wiese, Sahms (einst Sabenitz) als Froschloch.

Die Bestimmungswörter zu dieser großen Gruppe von übertragenen Ortsnamen sind vorwiegend Eigenschaftswörter, Gattungs- oder Stoffnamen; sie geben also hervortretende Merkmale oder in besonderer Weise auftretende Gegenstände an, die zur näheren Bestimmung Veranlassung gaben; die Eigennamen sind nicht häufig vertreten.

Zu der zweiten Gruppe der übertragenen Ortsnamen zähle ich alle diejenigen, welche nicht auf das Wasser oder auf die Lage am Wasser hinweisen, sondern sich auf das Land, dessen Beschaffenheit und Bebauung beziehen.

Der gewöhnliche Name für jegliche Erhöhung in unserem Lande ist berg, barg, bargen: Segeberg, Hamberge, Schönberg, Bargen, Bielenberg. Als Höhenbezeichnung kommt ho vor in Itzehoe, einst Ekeho. In den Elbmarschen findet sich als Ausdruck für Höhe die Endung kop in Grevenkop und Elskop. Ferner bedeutet lieth eine Anhöhe: Lieth in Dithmarschen, Hohenlieth bei Eckernförde, die Lieth bei Kellinghusen. Klint in Lohklint und Möensklint, klev und kliff in Klern weisen hin auf den steilen Abhang. Besonders am Rande der Geest liegen die Ortschaften auf don, so Michaelisdonn.

Die meisten Namen für Vertiefungen des Bodens sind, weil mit Wasser angefüllt, schon vorher angeführt worden. An dieser Stelle ist noch zu erwähnen thal, dal in Blumenthal, Hasenthal, Besenthal. Wendisch doll und dolje bedeutet Thal; Perdöl = vor dem Thale.

Die ursprüngliche Bezeichnung für die Ebene ist das Wort feld, das später den Sinn des bebauten Landes annahm. Bei der starken Bewaldung in früherer Zeit dürfen wir schließen auf eine große Zahl von Ortsnamen, die eine Waldbezeichnung in sich aufgenommen haben. Da fallen uns zunächst alle Namen auf wald und wohld auf, z. B. Buchwald, Wohlde, Schönwohld, Westerwohld. Bei uns kommt stattdessen auch oft der Name holz und holt vor, so in Seeholz, Holtsee, Holzbunge, ferner das alte loh in Oldesloe, Lohe bei Heide, Lohe bei Üterfen. Das Grundwort Horst (ursprünglich das Nest) bedeutet eine Ansiedelung im Walde: Havighorst, Ekhorst, Elmenhorst. In Sundewitt, Jernwith,

Handewith findet sich with in der Bedeutung von Wald. Das nordische skov = Wald wird oft in schau umgewandelt: Lührschau. Eine Bezeichnung für den Hain ist lund in Schafflund, Toftlund. Das alte harug im Sinne von Ansiedelung im Walde ist enthalten in Fiesharrie, Regenharrie, Großharrie und Kleinharrie. Im Widerspruch damit steht es nicht, wenn gesagt wird: harge bedeutet ähnlich wie loh ein Waldheiligtum oder einen heiligen Wald. Auch die Form hag bedeutet ursprünglich Wald; der Hagen als Einfriedigung ist davon abgeleitet; hag als Wald ist wahrscheinlich in Schönhagen, Manhagen. Im Nordischen bedeutet tere den Baum, das Holz, und so erklärt man Treia als Holzau.

Um Land zum Anbau zu gewinnen, wurde der Wald gerodet; die Endung rade, rode, rod, rott findet sich in vielen Namen, so in Raade, Osterrade, Rödding (einst Rodung). Ortsnamen auf brande, brand zeigen an, daß das Holz des Waldes zum Ziegelbrennen und Kohlenbrennen stark benutzt worden ist. Die Bezeichnung der Holzkohle geschieht oft durch kal und kalten, so wahrscheinlich in Kaltenhof und Kaltenkirchen. Im späteren Mittelalter entstanden in den Waldgegenden zahlreiche Glashütten, die auch bedeutend zur Lichtung des Waldes beitrugen. Mancher Ortsname erinnert noch an diese Thätigkeit: Hütten, Oldenhütten, Rumohrhütten, Hüttenwohld.

Das zum Ackerbau bestimmte Land wird bezeichnet mit braken in Braken, Brokenlande. Feld ist das zum Anbau geeignete Land: Felde, Hamfelde, Bargfeld. Das einst als Weide oder zur Holzgewinnung dienende Außenland der Gemeinde hieß mark, wahrscheinlich in Eschmark und Brunsmark. Der Ausdruck kamp bedeutete in früherer Zeit bei den Niederdeutschen das eingefriedigte Land; Beispiele: Bothkamp, Kampen, Hoffkamp. Die Einfriedigung des angebauten Bodens zeigt auch garden an; darnach ist wahrscheinlich Gaarden bei Kiel benannt. Im Norden bedeutet gaard den Hof, so in Westergaard. Der Wall zur Einfriedigung des Marschlandes heißt dik oder deich: Neuendeich, Altendeich, Klevendeich, Krummendiek. Das durch den Deichbau in neuerer Zeit gewonnene Land ist der koog: Kronprinzenkoog. Das Saatfeld, welches mehreren zur gemeinsamen Benutzung diente, hieß esch; das Wort kommt vor in Tornesch, Eesch, Esch. Lee, früher läth, ist das offene, freie Feld — in Fröslee; auch släte soll gleich Ebene sein, so in Tandslet. Heide ist das nicht urbare Land, später oft von Heidekraut, Gestrüpp und gar Wald bewachsen. Beispiele: Kremperheide, Harkesheide, Bargteheide, Heide.

Um einzelne Gebäude, die der Bevölkerung zum Schutz oder zur Gottesverehrung dienten, siedelten sich im Laufe der Zeit die Menschen an. So ist die Burg ein Sammelpunkt für Ansiedler geworden, und mancher Ortsname erinnert noch daran, wenngleich die Burgen alle bis auf wenige Reste verschwunden sind. Mit der Einführung des Christentums kommen lateinische oder griechische Namen für die Stätten der

Gottesverehrung in unser Land. **Münster** findet sich in Neumünster und Münsterdorf, **kirchen** in Schönkirchen, Neukirchen, Neuenkirchen, Landkirchen, **kapelle** in Kappeln, **klause** in Klaustrup und Klues. **Pfaffe** und **mönk** treten als Bestimmungswörter auf, ebenso **Bischof**, oft abgekürzt auf bis in Bisdorf auf Fehmarn (Biscopesthorp) und Biskop bei Wilster (Biskopeskop).

Zum Schluß erlaube ich mir, anzudeuten, wie in Zukunft nach meiner Ansicht sich die weiteren Arbeiten über Ortsnamen zu gestalten haben, wenn das Ziel, eine Sammlung der Deutung von Ortsnamen herzustellen, erreicht werden soll. Es dürfte sich erstens empfehlen, die Grundwörter zur Grundlage in der Anordnung der Namen zu benutzen. Über diese, die ja in vielen Wörtern wiederkehren, sind wir am sichersten orientiert, während die Bestimmungswörter lange nicht in demselben Maße mit Sicherheit erforscht sind. Zweitens halte ich es für zweckmäßig, wenn wir als Einheit der weiteren Forschungen den Kreis, die Landschaft oder das Kirchspiel benutzen, und innerhalb dieses kleinen Gebietes auch versuchen, die Bestimmungswörter zu erklären. Sehr oft treten die Grundwörter auch als Bestimmungswörter auf. Außerdem ist es notwendig, nach der ältesten überlieferten Schreibung der Ortsnamen zu suchen, wozu viel Zeit und Mühe erforderlich ist. Kenntnis der Gegend und Kunde von der Aussprache des Namens im Munde des Volks ist ebenfalls ein wichtiges Hilfsmittel. Dann wird sich hoffentlich herausstellen, daß eine große Zahl von Ortsnamen in jedem Kreise mit Wahrscheinlichkeit zu deuten ist; eine zweite Gruppe wird als unsicher zu bezeichnen sein, und endlich würde sich eine dritte Klasse aussondern, bei der die Deutungsversuche bis dahin vergeblich gewesen sind, und die den berufenen Sprachforschern zur Beurteilung unterbreitet werden müßte.

Klaus Groth.

Ein Erinnerungsblatt zum 24. April. *)

Von Anna Petersen.

Meine erste Erinnerung an Klaus Groth datiert etwa zwei Jahrzehnte zurück. Es war an einem schwülen Sommertage, als Theodor Horstmann, der bekannte Rezitator, auf der Durchreise zu Klaus Groth in mein elterliches Haus kam. Am Abend während eines aufziehenden Gewitters las Horstmann uns bei offenem Fenster mit lauter, mehr und mehr anwachsender Stimme sein Gedicht „De Flot“ vor. Ich sehe noch den scharfgeschnittenen Kopf mit den voll herabhängenden schwarzen Locken, die auf uns Kinder begreiflicherweise tiefen Eindruck machten, sich gegen das Stahlblau des Himmels abheben. Das ungewohnte

*) Mit freundlich gewährter Genehmigung abgedruckt aus der „Gegenwart“ 1899, Nr. 27.

Temperament und das „Sich-ganz-hingeben" packte uns Kinder. Wir sahen mit Schaudern die Flut höher und höher steigen:

„Un jümmer höger — Wagg an Wagg
As Tünns int Trünneln, Slagg an Slagg,
Un Stöt un Pallschen gegen Rügg,
Un Schum un Solt bet int Gesich."

Dann mit laut erhobener, dröhnender Stimme:

„Dat is vœrbi! Dat is de Flot!
Dar's nix to hœpen, as de Dod." — —

Mit den Worten „Flot" flammte ein greller Blitz auf, gleichzeitig prasselte ein Donner herunter, der das Haus erzittern ließ, ein zweiter folgte und ein dritter, jedesmal wie eine gewaltige Begleitung bei den Höhepunkten jeder Strophe einsetzend. Seitdem lese ich das Gedicht nie, ohne das Rollen des Donners und die ihn noch übertönende Stimme Horstmanns in den Ohren klingen zu hören. — Am nächsten Tage sandte uns Horstmann aus Kiel ein kleines Album mit Bildern, in dem außer einem plattdeutschen Gedichte Horstmanns Klaus Groth eigenhändig zu unserem Jubel „Matten Has" als Gruß an „de lütten nüdlichen Gœren" geschrieben hatte.

Ein oder zwei Jahre später, in Eckernförde, wohin wir durch die blühende Landschaft Schwansen unsere gewohnte Sonntagswanderung gemacht hatten, lernten wir „endlich" unseren Dichter von „Lütt Matten de Has" und dem stets mit gleichem Jubel begrüßten „Ick sprung noch inne Kinnerbüx" persönlich kennen und schlossen mit ihm auf der tiefblauen Förde schnell eine Freundschaft, die nach Kinderart glühend und schwärmerisch war — und, was mich angeht, auch geblieben ist. Im Laufe der nächsten Jahre galt ein schon lange vorher herbeigesehnter Ausflug regelmäßig Kiel und hier unserem Freunde. Das Bild dieser Besuche ist, vom ersten Tage an bis zum letzten Besuch in diesem Jahre, immer dasselbe geblieben. Entweder fanden wir seine große, hagere Gestalt auf seine „Poort" gelehnt, oder er wanderte, die Arme auf den Rücken gelegt, langsam vor der „Kajüte," seinem reizenden, behaglichen Arbeitsstübchen im Erdgeschoß, umher. Lora, dieser klügste aller Papageien, mit dem sein Herr stets vertraulich Zwiesprache zu halten pflegte, saß nachdenklich auf seiner Stange und knurrte seinen Ärger vor sich hin über die Vögel, die dann und wann über sein Revier hinwegflogen.

Nach der Begrüßung, bei der Groths große, freundliche Augen aufleuchteten und einen ungemein liebenswürdigen, ja geradezu zärtlichen Ausdruck annahmen, wurde zuerst die schöne Blutbuche bewundert, die auf dem köstlich frischen Rasen stand, und hier und da in das Nest einer Drossel oder eines Rotkehlchens gelugt. Mit gleicher Regelmäßigkeit wurde sodann eine Flasche schweren roten Weines, den Groth mit Vorliebe zu trinken pflegte, von einem Schränkchen geholt, und wenn dann die Unterhaltung in das alte, behagliche Fahrwasser geraten, dann sprudelten die in ihrer Frische so köstlichen Bemerkungen und Anekdoten hervor. Leider ist vieles im Laufe der Zeit meinem Gedächtnis entschwunden. Das, was ich nachstehend zu berichten vermag, entstammt zum größten Teil dem Sommer 1895, wo ich während eines längeren Aufenthalts in Kiel ein kleines Relief von Groth machte.

Er hatte eine ungemein lebhafte und fesselnde Art des Erzählens. So sprach er nie in indirekter Rede, sondern führte die Personen, von denen er erzählte, stets redend ein. Dabei nahm seine ganze Haltung und Stimme etwas von dem Charakter der redenden Person an, wenngleich er die Stimmhöhe nur unmerklich wechselte. Während des Erzählens waren die Brauen hochgezogen, und die auffallend langen, schlanken und feinen Hände erhöhten durch lebhafte Gebärden die Dramatik der Erzählung, die beim Wechsel der redenden Personen mit „sä ik"

und „seggt he“ eingeleitet wurde. Lora wurde auch bei dieser Gelegenheit ins Gespräch gezogen und gab seine Teilnahme durch ein behagliches Knurren und leises „Schnacken“ zu erkennen. Bezeichnend für dieses köstliche Verhältnis ist folgender kleiner Vorfall:

Eines Morgens, als ich vor dem Modellierbrett saß, kam eine Dame, die sich in nicht gerade geistreichen Phrasen über Kunst erging und mich mit thörichten Fragen in einige Verlegenheit brachte. Groth saß ganz still dabei. Als sie fort war, sagte er ganz trocken: „Na Lore, wat hett se seggt? Gar nix hett se seggt! Ja, was die Leute sich denken, was Kunst ausüben ist! Wir wissen, was es ist, — arbeiten ist es! Da kam auch 'mal so eine zu mir, — ja — und redete von Stimmung und solchem Unsinn. Kennen Sie meinen Orgeldreier? fragte ich sie. — Ja, gewiß. — Wissen Sie, in was für einer Stimmung ich den gemacht habe? Ich hatte die fürchterlichsten Gesichtsschmerzen und lag auf dem Fußboden, weil ich nicht ruhig sitzen konnte, aber ich hatte das Gedicht im Kopf und mußte es machen. So lag ich da mit den rasendsten Schmerzen und schrieb. So entstand das Gedicht.“

Im Anschluß daran erzählte er mir dann die Entstehung einiger anderer Gedichte: „Min Jehann, das lag mir lange Zeit im Sinn, ich wollte die Sehnsucht nach der Jugend schildern. Ich machte eine ganze Reihe von Gedichten, aber es wurde immer etwas ganz anderes (ich habe leider vergessen, welche Gedichte es waren). An einem heißen Sommermittag ging ich im Garten spazieren. Da wußte ich auf einmal, jetzt hatte ich es, ich wußte, es mußte etwas werden. Ich griff ein Stück Papier und einen Bleistift aus der Tasche, stellte mich an ein offenes Fenster, ich hatte keine Zeit durch die offene Thür ins Haus zu gehen, und schrieb und schrieb, bis das Gedicht fertig war. Als ich dann hineinging, um es abzuschreiben, fühlte ich etwas über meine Knie krabbeln. Ich glaubte, es seien wohl Ameisen an der Stelle gewesen, wo ich gestanden — ja — und als ich nachsah, waren es Schweißtropfen, die in die Stiefel liefen. — Ja, das ist nu Dichten, und die Leute denken, es ist nichts als Vergnügen, — nein, eine Arbeit ist's!

Als wir vom Dichten auf die Dichter kamen, sprach er u. a. von **Theodor Fontane**, mit dem er sich nicht recht hatte verstehen können: „Er besuchte mich, und wir gehen zusammen an den Hafen spazieren. Ich denke, er soll sich recht über die Natur freuen, aber er fängt an, zu fragen — über Uniformen. Ich sage: Ich kenne keine Uniformen und will auch keine kennen. Dann fragt er nach den Schiffen, nach den Zeichen, nach allem. Ich wußte nichts, und er sprach sein Erstaunen aus. Ja, sag' ich, kennen Sie alle Blumen? Kennen Sie alle Vögel? — Nein. — Ja, das brauche ich als Dichter, das andere brauche ich nicht. — Da fragte er nicht weiter.“

Ein andermal sprachen wir von dem **Bokelmann**schen Bild in der Nationalgalerie, und er erzählte: „Ich wollte mit meinem Freunde Th. gerade eine Reise machen, da hielt ein Wagen vor der Thür. Ein Mann mit hektisch gerötetem Gesicht sprang heraus und gab seine Karte ab, darauf stand: „Bokelmann, Maler, Ehrenmitglied der Wiener Akademie usw.“ Ich kannte den Mann nicht, aber ließ ihn vor. Er kam herein und sagte: Sie müssen mir sitzen, ich will Sie für die Nationalgalerie malen. — Mich für die Nationalgalerie? — Ja, da gehören Sie hin, sagte er ganz ernst. — Ich — segg ik — das wußte ich garnicht, daß ich irgendwo hingehöre. — Ja, haben Sie Zeit? — Nee, sag' ich, ich will gerade verreisen. — Haben Sie nicht eine Stunde Zeit? — O ja, noch etwas mehr. — Na, dann können wir gleich anfangen, ich habe alles mitgebracht. — Er holte aus dem Wagen Staffelei und alles herbei, wir suchten das Zimmer auf, das am meisten Licht hatte, und dann sagte er: Nun stellen Sie sich 'mal hin! — Na,

da ging's los. Nach einer Stunde kam Th. und sagte in seiner trockenen Weise nur: Ja, das ist er! — Vokelmann reiste gleich ab und wir auch. Im nächsten Jahre schrieb er mir: Die Skizze gefällt mir nicht, Sie müssen mir sitzen. Ich habe gemerkt, daß Sie auch am Halse leiden, gehen Sie mit mir nach Ems und sitzen Sie mir. — Ich ging zu ihm nach Düsseldorf und saß ihm geduldig. Der Mann malte mit einer Liebe — — —. Da hab' ich was von der Malerei gelernt. Ich fragte, und er beantwortete alles. An meinen Stiefeln malte er mehrere Tage. Lieber Freund, sag' ich, da kann mein Schuster Hansen mir ja schneller ein paar neue machen. — Ja, sagte Vokelmann, man muß aber auch sehen, daß es Ihre Stiefel sind. — Ja, das war ein begabter Mann! — Er stammte aus der Gegend von Bremen, sein Vater war Lehrer auf dem Lande. Nur im Winter kamen ein paar Kinder zum Unterricht für die Konfirmation; „sonst," erzählte Vokelmann, „waren wir allein. Als Knabe schon zeichnete ich alles, was ich sah, und ich sagte meinem Vater, ich will Maler werden. — Nee, sä de, min Jung, das sind brotlose Künste. Du sollst Kaufmann werden, versprich mir, daß Du nicht mehr zeichnen willst. Ich versprach es und wurde Kaufmann und hielt getreu mein Versprechen. So stand ich drei Jahre hinter dem Ladentisch und drehte Tüten und verkaufte Sirup. Dann starb mein Vater. Ich kam als Commis in eine Hartgummifabrik. Da mußte ich den ganzen Tag auf dem halbdunkeln Boden sitzen und aufpassen, wie verpackt wurde; etwas anderes hatte ich nicht zu thun. Da hatte ich nun eines Tages einen Bleistift in der Hand, und ich mußte zeichnen, was ich sah: den Boden, die Leute, und so zeichnete ich jetzt immer den ganzen Tag. Eines Tages kam der erste Buchhalter, um meine Bücher nachzusehen. Da lag in dem einen eine von meinen Zeichnungen. Wer hat das gemacht? fragte er. Ich hatte das Gefühl, ich stände vor meinem Vater, und sagte ganz kleinlaut: Ich hab's gethan! — Woher haben Sie das, haben Sie noch mehr? — Ich zeigte. — Sie müssen Maler werden. Gehen Sie nach München! — Ich war sprachlos, aber ich ging; ich hatte etwas Vermögen." Ein Jahr ist er dort gewesen, dann malte er ein Porträt, das man ihm für eine größere Summe abkaufen wollte, dann die „Testamentseröffnung." Da stand in der Ausstellung ein Kind aus seiner Heimat davor und sagte: Sieh' 'mal, das ist Tante U., und das ist der, und das ist der. — Das mußt Du nicht immer sagen, Kind! sagte ein Herr. — Aber sie sind es ja doch! — Es waren auch alles Porträts. — Jedes Bild verkaufte er von der Staffelei weg für große Preise. Ich war später einmal vier Wochen bei ihm und hab' ihn sehr lieb gewonnen als Freund, — ja — das war ein Mann!"

Zum 70. Geburtstage bekam Groth etwa 200 Telegramme, die alle gebunden aufbewahrt sind. „Kommt da der Postbote," erzählte er, „und bringt wieder einen ganzen Haufen, und das eine, sagt er. möchte ich dem Herrn Professor selbst geben. Ich mache die Depesche auf, gebe sie meinem Sohn und sag': „Kiek mal," segg ik, „das ist 'mal nett von Willem! — ich hab' einen Schwager, der Wilhelm heißt. — „Was?" seggt he, „Du bist wohl dwallerig, Papa, die ist ja vom Kaiser!" —

Das erste, wenn ich kam, war an jedem Morgen, daß er mir ein Glas Wein einschenkte: „Trink', Kind, das thut gut!" An einem Tage ging es ihm nicht gut, und ich wollte gleich wieder fortgehen. „Nein, Kind, bleib' nur hier. Meine Zeit absitzen muß ich doch, ob Du hier bist oder nicht, und in Gesellschaft ist's mir lieber als allein." Wir unterhielten uns sehr lebhaft, und als ich fortging, meinte er, es habe ihm gut gethan, daß ich dagewesen sei. An jenem Tage erzählte er u. a. von Geibel. Groth neckte ihn gern: „Du, sag' 'mal, Emanuel," sagte er eines Tages, „wie kommt es, daß Du noch nicht mehr Auflagen erlebt hast? Bodenstedts Mirza Schaffy hat ja nun wohl die 100. Auflage erlebt." — „Das

kommt (mit Pathos), mein lieber Klaus, das will ich Dir sagen, weil Bodenstedt ebenso wenig Poesie hat, wie das Publikum, das ihn liest." — Bodenstedt war eines Tages bei der Taufe des Schiffes „Klaus Groth" dabei gewesen und hatte geredet:

„Bei einer solchen Gelegenheit
Kommt man nicht in Verlegenheit,
Drum öffn' ich Herz und Mund weit,
Und trink' auf Klaus Groths Gesundheit."

„Das soll nun Poesie sein!" sagte Groth, „so 'n Unsinn! Seine Reisebeschreibung, das ist ein gutes Buch, dahin passen diese Reimereien! O, diese Spruchdichter! Ist das 'ne Sorte! Goethe, das ist der einzige, der Mann hat alles gewußt, kann man beinahe sagen. Der Westöstliche Divan, in dem steht der ganze Mirza Schaffy schon drin. — Da kommen denn auch noch diese Pastoren und Lehrer und reden und denken, sie wissen was davon, aber garnichts wissen sie davon! Das sag' ich ihnen denn auch: Ich weiß nichts, aber Ihr, Ihr wißt erst recht nichts. — Bei den weisen Pastoren, da fällt mir der Pastor S. ein, ein Kerl, der konnte nicht durch die Thür, so dick war er. Ich war auf Fehmarn. ich war Schulmeister gewesen. Das haben mich die Leute da nachfühlen lassen, daß ich hätte Ohrfeigen austeilen mögen. — — Ja, — ich bearbeitete meinen Quickborn, aber ich sagte keinem Menschen etwas davon. Den ersten Teil schickte ich an Gervinus zur Durchsicht, und der schrieb mir: „Sie brauchen mich nicht. Die Sachen werden sein wie eine Oase in der Wüste." Den Brief schrieb ich ab, schickte ihn mit den Sachen an die Verleger und fand auch bald einen. Dieser Pastor S. nun hatte mich zuweilen besucht, aber mich ganz von oben herab behandelt. Ich war ja nur Schulmeister gewesen. Da schickte ich ihm den Brief mit den Sachen. In einer halben Stunde war er bei mir.: Ist das der berühmte Gervinus? — Kennen Sie einen anderen? — Nein. — Ich auch nicht. — Dann sind Sie in einem Monat ein berühmter Mann. — Wahrscheinlich. — Und davon hab' ich garnichts gemerkt! — Adieu. — Adieu. — Und das sagt der Esel auch noch; fünf Jahre mit mir verkehrt und nichts gemerkt! Ich hab' ihn nie wieder gesehen. — Ja, Kind, ich schimpfe heute. Ich habe Leibschmerzen, sonst bin ich milder. Aber Grund hab' ich eigentlich. Scheußlich haben die Leute mich behandelt, — nichts konnte ich, — nichts, — ja, manchmal dachte ich, pack' nur ein, Du bist ja doch zu nichts nütze!"

Ein andermal empfing Groth mich scheltend: „Hat mir da so ein adeliges Frauenzimmer ihre Gedichte geschickt. — Kriegt sie gleich wieder! Und was für 'n Unsinn! Hat natürlich nichts zu thun; sollte arbeiten! — Und sieh bloß 'mal, was 'ne Handschrift, muß alles anders herum sein als bei anderen Leuten. Und so 'n Format! — Soll ich auch noch Laufereien davon haben? — Das Couvert kehr' ich um, das kriegt sie wieder." — Er erzählte dann von seiner Jugend, und mir ist besonders in Erinnerung geblieben, wie er Weihnachtslieder lernen sollte, und als sein Vater ihm für jedes einen Schilling versprach, lernte er achtzehn in vier Tagen. —

Mit meinem Relief beeilte ich mich nicht sonderlich. Ich änderte wiederholt daran und machte es mit allem Behagen fertig. Ob das zu seinem Besten gewesen, ist mir allerdings sehr fraglich; aber die behaglichen Stunden waren mir so lieb, daß ich sie gern in die Länge zog. Kurz bevor ich mit der Arbeit fertig war, traf ich eines Tages bei Groth auch mit Hermann Allers zusammen. Die beiden waren herzlich befreundet, und Groth besuchte im Winter darauf Allers auf Capri. Als ich in dieser Zeit in Kiel bei seiner Haushälterin fragte, wie es dem Herrn Professor in Italien gefalle, hieß es, er habe nur geschrieben, man solle ihm sofort einen Sack mit Buchweizengrütze schicken. — — Das war alles.

Und es gefiel ihm garnicht! Er war nicht mehr jung genug, um Heimat und die alte Umgebung entbehren zu können. Ganz abgemagert und scheltend kam er zurück. So sah ich ihn auf der Rückreise in München, wo er bei Freunden, die ihn aufs beste pflegten, sich für die lange Reise erholen sollte. Er war aber erst der alte wieder, als er in Kiel in seiner alten behaglichen Kajüte wie früher saß, die obere Hälfte der Thür offen; als er wieder die Drossel in seinem Garten singen hörte und die gewohnten Gesichter um sich sah.

Zum 80. Geburtstag fuhr ich nach Kiel. — Im Garten traf ich eine ganze Reihe von Besuchern, die jedoch alle wieder umkehren mußten, da das Geburtstagskind nicht wohl war. Nur die Deputationen könnten empfangen werden, hieß es. Trotzdem gelang es mir, auf den vertrauten Wegen mich einzuschleichen, und da stand ich zwischen schwarz befrackten Herren, welche die drei neben einander liegenden Zimmer anfüllten. Im letzten Zimmer, alles überragend, sah ich die hohe Gestalt des Dichters. Stehend ließ er all' die Reden, von denen nur dann und wann ein abgerissenes Wort zu uns herüberklang über sich ergehen, wenn es ihm auch recht schwer zu werden schien. Einmal flog sein Auge etwas müde über die — meist ziemlich fremden — Gesichter, und das liebe, gütige Aufleuchten des Blickes begrüßte mich. Mit seinen ditmarscher Landsleuten, die ihm die Grüße seiner Vaterstadt Heide überbrachten, kam endlich auch die Reihe an mich, ihm die Hand zu drücken.

Am nächsten Tage besuchte ich ihn vor meiner Abreise noch einmal, — es sollte das letzte Mal sein. — Er saß, wie immer, allein in der Kajüte, inmitten von Blumen, Büchern, Bildern und Briefen. „Ich habe gerade an Dich gedacht, Kind!" rief er mir entgegen, „es ist gut, daß ich Dich noch 'mal in Ruhe sehe. Es war mir eine wirkliche Freude, als ich gestern Dein Gesicht unter all' den Menschen sah." Dann mußte ich alles sehen, was ihm Freude gemacht hatte, und bald dies, bald jenes herbeiholen. Eine Radierung von Brahms, im Halbprofil, fast silhouettenhaft, hatte ihn besonders erfreut. Ich suchte darnach und ergriff statt dessen eine neue Photographie von ihm selbst. „Nein, Kind, das nicht," sagte er lächelnd, „Klaus Groth, den habe ich nun satt!" Wir tranken noch fröhlich miteinander auf den 90. Geburtstag, noch einmal nahm er, wie er es zu thun pflegte, meine Hand in seine beiden schlanken Hände, und damit schied ich von ihm.

Ein Brief, in dem er mir unmittelbar vor seinem Tode noch einmal für eine kleine Büste dankte, die ich ihm zum Geburtstage gebracht, zeigte noch die ganze Frische und Jugendlichkeit der Empfindung, mit der er sich bis in die letzten Tage über das Kleinste zu freuen vermochte, und die Erinnerung an diese lebenswarme, frische Empfindungskraft und jugendliche Lebensauffassung, mit der er aus dem Leben geschieden, ist es, die den Schmerz über seinen Verlust einem jeden seiner Freunde mildern wird.

Jan Detlv.

En Daglöhnergeschicht.

Vun J. W. Kruse, Kiel.

II.

Wie Dortjn to Hus kam weer, wuß se sülbn ni. Nu seet se wedder in er lütt Behüsung, verstört un verbistert. Wull teinmal leep se von 'e Stuv na de Kœk un wedder trügg. Dat Waschwater weer kolt, dat Für glœf' noch ebn un slep toletz in; dat Huswesen stunn still. Wo weer nu 't egen Hus? Nich mal in dit könnt wi blibn. Un as muß se nu allns mit grötere Lev umfatn,

betracht se ęrn Kram, den se sik mit 'e Jahrn harrn anschaffen kunnt. Se pack rum, wo allns in beste Ordnung weer, se wisch daran rum, as harr se nie sik um den Stoff kümmert. Dar hung de Portrets an 'e Wand, oltmodsche Bilder in runde Papprahms. Ob se de wull mitnęm kunn? Ut en Rahm kekn ęr Kinner. „De künnt uns ni hölpn," dach se bi sik. „Wi uk ni," reep en anner Bild, ęr Swager un Jan Detlv sin Swester, „wi uk ni; wi hebbt sülbn genog un to vęl to sorgn." Un wie ęr Ogn endli an ęr egen Bild, dat se beid in ęr besten Jahrnværstell, behangen blewen, weer ęr mit en Mal klar, se weern to En, se kunn sik sülbn ni mehr hölpen. Jn 'e Stuv weer't dodenstill. Dortjn harr de Hann in 'n Schoot leggt. Se dę nicks, se dach nicks, stump un glikgüldi seegn ęr Ogn op 'n sandstreitn Fotbordn vær sik hin.

Lisen gle en Schattn dærch de Stuv, vær de Buterdær pett sik jemand den Stoff von 'e Föt, de Dær war apenstött un de Husklock mell blickern un drang den Besök. Eer Dortjn sik rech vermünner, stünn Hinnerk Restörp, de Brefbad, in 'e Stubendær. He gröt Dortjn, reet sin Tasch na 'n værn un nestel in sin Papiern. „Hest wat vær uns?" — „Ja, Zeitung und Brief." — „Kriegt wi hüt — ja, ja, is uk wahr, hüt is ja Sünnabend, de „Bad" kummt ja." — Hinnerk Restörp harr beides op 'n Disch leggt. Dortjn verget ganz, dat he hier vær gewöhnli en lüttje Paus in sin Tour mak un bi 'n Tass' Kaffee sin Niigkeitn, de he bi weglang opfungn, to'n bestn gev. Se bod em keen Stohl un keen Kaffee an. Hinnerk kunn sin Klag æwer de Hittn un de Loperi von Hus to Hus ni anbringn. „Wat mag de denn hem?" knurr he butn ünner't Fenster lang, denn pilger he wider, un Dortjn seet wedder alleen. Se lang na ole Gewohnheit na den „Ditmarscher Boten." „Wat 's dat, en Breef?" Ęr schot dat Blot na 'n Hartn. „En Breef," sä se langsam — dat weer ęr so wat Ungewohntes, dat se em gliks mit ęr Unglück in Tosamenhang broch. Ęr krumm Finger grabbeln dat stive Couvert von 'n Disch. „Nę," sä se un smet em wedder hin, „ik fat em ni an, Jan Detlv kann em bręken. He kummt so wie so vundag ja fröher to Hus." Dat letzte sä se, as se ut 't Fenster to Süden na 'n Himmel kek. Butn trock en stark Gewitter op. De Sünn har sik wegstękn, de erstn Droppn flogen gegen de Rutn.

Na 'n lütte halve Stünn stunn dat Gewitter æwer Husendiek. Starke Släg gungn hier un dar dal, de lütt Daglöhnerkat duck sik ünner de dre Pappelböm, as muß 't jeden Ogenblick inslan. Jn starken Strom leep dat Water an de knupperigen Stämm dal un ut de Dackæs in 'n weken Sand ünner Dortjn ęr Fenster. Se slog 'n Kœkenschœrt æwer 'n Kopp un stell rasch Ammer un Waschbalje ünner de Æs. As se um de Eck kiken wull, ob dat Schur noch ni bald værœwer weer, prall se gegen Jan Detlv an. He harr keen drögen Drat an 'n Liv. „Man gau rin — kumm, dat du di ni erst verköhlst, ik heff di all Tüg torech leggt." As Jan Detlv sik umtrock, full ęr den Breef in. Wo weer he noch blęvn. — „Hier, — Jehann, wi hebbt 'n Breef kręgn."

De Breef weer von Jœrn ut Amerika. He schreev allerlei, von sin Farm, wat 'n Bushel Wetn goll, von sin Behstand, von 'e Küll in letzten Winter un so wider. Möhsam bokstabeer Jan Detlv dat bilüttns rut. Jœrn weer sin Lęvdag keen Held von 'e Fedder węn, 't weer œwerhaupt 'n Wunner, dat he schreev, un Jan Detlv sin Ogen harrn nog to don, den Krittelkram tosam to bringn. Dortjn hör nip to, awer as de letzte Sid kem, kreeg se den Kopp hoch. Jœrn schreev: Und nun noch Eins, liebe Eltern. Wenn Jhr Lust habt, dann kommt nur rüber nach uns. Arbeiten braucht Jhr hier nicht, und zu leben haben wir genug. Trina und ich möchten Euch noch gern einmal sehen. Also überlegt Euch und dann schreibt. Jch schicke Euch dann das Geld — — — — — —

In 'e Stuv weer't wedder still. Jan Detlv harr den Breef op 'e Knee liggn, sin Hand leeg drop, mit de anner bög he de Brill achter't Ohr rut. Sin Fru keek em an, as müß he toerst wat seggn, un he lur, wat se wull seggn war. Awer keen een schin dat rechte Wort finn to könn. „Ja," sä Jan Detlv endli un hal deep Luf, „he sitt dar gut. Ik wull — — —" wider keem he ni. — „Wat wullst du?" — Jan Detlv sin Boß gung deep. „Moder," sä he — un as müß he sin Dortjn en bẹt værbereitn op dat, wat he seggn wull, lä he sin Hand op ẹr — „wat meenst du darto?" — „Wonẹm to, Jehann?" — „Gott, Moder, du weets doch, wat he schriff." — „Na Amerika!" schreeg Dortjn op, „nu un nimmer ga ik dar hin. Un wenn's mi uk ut Hus rutdrägn schüllt — Jehann, bedenk doch, wo schüll wi dar hin kam, wo schüll wi Jœrn finn mank de wildfremdn Minschen. Nu un nimmer." — „Dar heft du recht, Moder," keem dat wedder deep ut Jan Detlv sin Boß, „na't Grot Hus heff wi dat neger." Darmit weer nu Dortjn vullständi wedder in't Ween kam, un denn weer ni mehr mit ẹr to rẹdn. Bi't Lẹsen weer dat Jan Detlv so wẹn, as keem hier Hölp vœr ẹrn Kummer, awer he leet gliks den Gedankn wedder falln. „Denn lat 't gan as 't will, wi künnt dar ni gegen an."

De Dag ging to Enn — in 'e Stuv war't düster — de Maan gung op un lẹ sin Schin dœrch de dre Pappelböm œwer twe bleeke, ole afharmte Gesichter dar binn in 'e Kamer.

Un as disse Dag keem nu en ganze Reeg von Dag', een jüs so as de anner. In de lütt Daglöhnerkat weer 't Unglück introckn. Dar weer nicks passeert, awer dat Unglück lur in 'e Ecken, um œwer de beidn hertofalln. Dat Erste, wat dat mit sik broch, weer en quälende Unruh. Dortjn ẹr Kraft weer lahm leggt. Se drog to swar an Sorgn un Gedanken. Mitünner düch ẹr, se wull na't Nawershus gan un ẹr Hart utschüttn. Awer wat wussn de davon. De harrn sülbn ẹr Plag. Denn meen se, dat kunn noch wedder gut warn. Wosückn wuß se uk ni. Abens keem denn ẹrn Mann to Hus, jüs so verdretli as se, jüs so trostlos.

So ging de Summer hin. De Felder warn leddi, de lüttn Lüd kregn ẹr Kantüffeln op, un de Bur far se to Hus. Anfang Oktober gung't Döschen los. Jan Detlv leep Dag vœr Dag na sin Burn. De Stövmæhl gung, dat Korn war scheept, un Peter Jakobs harr wedder sin Plag mit 'e grote Pachtsumm.

Ensdag broch Hinnerk Reſtörp en inschrẹbn Breef an Jan Detlv. Jœrn harr twe Frikartn schickt. Wat nu? In't Dörp weern twe Parti. De en meen, wat de beidn oln Lüd dar wulln. Schließli kunn dat Dörp ẹr denn uk doch noch ernärn, wenn se denn dörchut ni mehr kunn. De annern sän: Jan Detlv kunn ja garni bẹter don as reisen hin. Dat weer doch sin egn Sœn, de war em gut behandeln; un na Amerika gung doch allns na to. Wenn ẹr dat badn war, se wussn wull, wat se dẹn. — „Wat meent He darto?" frog Jan Detlv sin Bur. — „Jan Detlv," sä he, „wenn mi de Hann ni bunn weern, ik leet em warafti ni lopn. Ik wull jüm beidn ni hungern latn, un schulln wi uk dat letz Brot deeln. Awer wat schall ik? Ik weet sülbn ni, wo wi afblivt dit Vœrjahr. He mut dat sülbn wẹtn." — — — — — — — — — — — —

Veertein Dag nadœr weer bi Jan Detlv Auktschon. To Südn ünner de Wand, wo he so fakn sin Sicht haart harr, stünn ẹr bẹtn Kram. Mitnẹhm kunn se nicks. Allns war dür betalt. Jedereen wull noch sin Groschn bidrẹgn, dat se doch ni leddi un los ankeem. Dortjn leet sik ni seen. Keen Minsch kunn ẹr dat verdenkn; denn wenn dat letzte Stück ut Hus dragen ward un in fremde Hann kummt, is een to Mod, as war en Stück von't Hart mit wegrẹtn. Se wull ni seen, wukeen mit ẹr Spinnrad afgingn, 'keen Klock un Kœkengeschirr wegdrog; se seet op'e großmächdige Reiskist un ween. — — — — In Schummern gungn

Jan Detlv un Dortjn ton letztn Mal dœr't Dörp von er Hus na Peter Bur fin. De lüttn Katn stunn still un ducki in Nebel un Grau. Keen Minsch mehr butn, narms Licht: Husendiek sleep. Jan Detlv stütt sik op sin Eken; den wull he mitnehm. Dortjn krop bi em an, se fror.

Bi Peter Jakobs schull noch en betn Abschied fiert warn. Red war da ni. Awer as de Bur mit sin oln Daglöhner anstött un sä: Na, lat jüm dat gut gahn op'e anner Sid — dat kem em von Hartn. Jan Detlv stött kräfti an, uk mit sin Fru. „Moder," sä he, „wenn wi man erst achter Hamborg sünd, denn segg wi: Adjüs Cuxhaven! un denn schast man sehn, kam wi wull œwer." Warafti, Dortjn lev uk rein en betn op. Er gru vör de Reis, awer Jœrn wedder to sehn, dat munter er Hart doch op. So ging de Abnd rasch hin.

Morgens Klock halvi dre fahr Peter Jakobs sin Sœhn de beidn ut Dörp rut. He schull er na de Bahn bringn. Dat Dörp sleep noch. Still un week rull de Wagn dör de Felder un verswunn in Morgennebel. —

De ersten veertein Dag na de Afreis' war vel œwer de beidn snackt. De meistn durn œwer er un meen', dat neem keen gut Enn. De Amerikaner sünd grotharti, se hebbt dat rikli vel mit'n Mund. Man harr uk Bispile, datt Kinner ni gut bi de Öllern weern, wenn se uk noch so nett schreebn, un kunn dat mit Sprickwörter beleggn. De gans Klokn dachn sik hitzi, man harr dat œwerhaup ni lidn muß, dat so'n ole Lüd noch op 'e Wannerschaft ging'. Awer se weern nu weg, un all nagrad beruhig man sik — dat Dörp kem wedder in't ole Spor, un allns ging sin ordnungsmäßigen Gang. Dat Værjahr kem, un de Bur trock wedder mit 'e Plog to Fell, de Jungs kregn fri ut 'e Sommerschol un gung mit Hü un Hott achteran. Fritz Binner muß Per dribn bi de Drillmaschin un konstruer wedder sin Sünnklock. Peter Bur weer aftrocⁿ, an sin Stell quäl sik anners een mit 'e Pachtsumm un de Sorgn. Von Jan Detlv war ni mehr snackt. So 'n Dörpschaf is en sonnerbar Ding. Dat kümmt een so vœr as en grote Familie, wo een den annern kennt mit all sin Umstänn, sin Freud un sin Plag. Wer da tohört, föhlt sik gemütli, un wer uttreckt, is bald fremd un vergetn. De Stell, de he innahm hett, slutt sik, sin Arbeit deit en annern un an sin Herd warmt sik anner Lüd Hann. — — — — — — — — — — — — — —

Na twe Jahr passeer in Husendik, woran keen Minsch dacht harr. Erst war allerlei munkelt, noch ganz unbestimmt un twifelhaft. De hüslichsten Lüd, de sonst knapp von 'e Hoffsted kem, makn Warf bi'n Nawer, um to hörn, ob 't wahr weer. Keen Minsch wuß wat Gewisses, bet denn toletz Hinnerk Reftörp dat Fragen un Koppschütteln en Enn mak un vœr gewiß ut Warfen mitbroch: Jan Detlv un Dortjn kamt wedder! Wat weer't 'n Opregung in 'e Familie. Dat ganze Dörp weer enig, se schulln mit Freud un grote Fierlichkeit wedder opnahm warrn. — Sünndags na Pingsten fahr Peter Bur sin Sœn wedder na de Bahn. He harr sik in't Dörp as Daglöhner sett un muß bi anner Lüd sin Brot etn. Vœr em weer dat 'n Ehr, de beidn wedder to haln, de he domals rutföhrt harr ut Dörp un ut 'e Heimat. Bi em schulln se uk de erste Tid wahn. In sin lütt Behüsung weer en leddi Losement, twe Fenster na 'n Garn rut un veer kahle Wänn. Mehr kunn he ni beedn. Awer wat da fehl, dat bröch dat Dörp rikli tohop. De Burn sorgn vœr Kantüffeln un en Tonn Weetn, vœr Törf un Brennholt, de lüttn Lüd brochn, wat se man jiggens entbern kunn an Putt un Pann un annere Kleenigkeitn. De Frunslüd stürn dat allns torech, de Stuv war mit Sand utstreit, un as toletz noch en Grano vœrt Fenster stunn un de nie Klock von de Wand all de Herrlichkeit œwerseeg, weer de Stuv utstürt, as kem dar en Brutpaar. En Brutpaar kem dar frili nich. Wo seegn de beidn oln Lüd ut! Jan Detlv weer

noch grauer un stiwer warn. Knapp kunn he von 'n Buwagen rünnerkam. Un nu Dortjn! Se lach un ween in een Atn, as Bullmach Klas Hansen er rafbær. De Burn ging op Jan Detlv to un gebn em de Hand, enige snacken en paar Wör, de meistn wüssn ni rech, wat se seggn schulln. De Fruns stunn um Dortjn herum. Se harrn sik den Empfang as 'n Fest dach, nu stunn mehr Trur as Freud op er Gesichter. „Lat uns ringan," sä Klas Hansen; darbi lä he Dortjn er Hand in Jan Detlv sin un föhr de beidn in er nie ole Heimat. De Sünn schin dær't Fenster op den wittn Fotbordn. Se grüß de beidn Oln so fründli, as wull se seggn: „nu is allns wedder gut. nu lat den Frędn wedder int Hart trecken." Jan Detlv stunn merrn in 'e Stuv un keek sik langsam na alle Sidn um, denn lä he sin Kopp op Dortjn er Schuller, hal deep Luf un sä: „Gott lov, Moder, wi sünd wedder to Hus." — — — — — — — — — — —

So wit weer allns gut. Awer wenn du en oln Boom noch umplantn deist, weg von sin Stęd, wo he grot warn is, in en noch so gudn Bordn: he kann ni wedder fast wuddeln, he welkt hin. Du plantst em wedder an sin ole Stęd un hęgst un plęgst em, datt he nu wedder to sik fülbn kam schall, denn will't uk hier ni mehr. Nu weets du't, dat weer en dumm Stück un harr ünnerbliebn muß. Awer nu is't to lat.

De beidn Oln kunn ni wedder to Gang kam. Jan Detlv harr ja Arbeit genog, mehr, as he don kunn. Se harrn uk so lębn kunnt, wenn se't annęm wullt harrn. Awer Jan Detlv wull ken Gnadenbrot ętn. He muß wat wirkn. So kræpel he as Daglöhner bi'n Bullmach wedder to Fell, he stunn wedder op't Ręgenschępelstück as domals un dösch wedder in'n Winter. Von Amerika war keen Wort seggt. Wenn se em frogn, wie't dar gan harr, sä he blots: wi kunn't ni mehr utholn.

Gegen Værjahr bleev Dortjn dot. Jan Detlv muß noch enmal op'e Wannerschop. Sin Schwestersæhn nem em to sik un plęg em in Lev un Geduld. Awer uk sin Stunn kem, en sware Stunn. He harr geern seen, dat de Dod em mitnahm harr, as he Dortjn hal. He dę dat ni. Un in Jan Detlv wak wedder de Gedanke op. De harr em drückt Jahre lang, de drew em æwer't Water. Toletz war he em æwer un beręd em, datt he sin Lębn von sik smeet, dat weer de Gedanke an't Grot Hus.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

5. Na Möörn!

In Möörn*) is dat mal fröhjahrs so'n drög' Węder weß, un dat hett mit de Saat un mit dat Gras' gar ne ut de Stę' wullt. [1])

Nu hebbt se höört, de Möörner, dat de Apteeker in 'e Stadt Unwęder to verköpen hett.

Do schickt se 'n Knech hen, de schall vör hunnert Mark Unwęder hal'n.

In de Apteek kricht he nu vör sin hunnert Mark so'n ganz lütt Schach'l. [2])

*) Sollte der Name, der Müadn gesprochen wird, mit dem Ton auf dem ü, und den ich mir Mörn geschrieben denke, frei erfunden sein? In Bayern giebt es ein katholisches Pfarrdorf Mörn oder Möhren, doch wie käme ein bayrischer Ortsname in eine holsteinische Geschichte? Bei Bargteheide giebt es eine Häusergruppe Mühren, aber die wird hier auch nicht gemeint sein. Sollte es vielleicht früher in unserer Gegend ein Dorf Mörn gegeben haben, das jetzt nicht mehr vorhanden ist?

Un de Apteeker secht, he schall dat so un so ne apen mak'n, süß[3]) flücht dat Unweder rut.

Nu snurr't un brumm't dat ümmer so in dat Schach'l, un de Knech is se necli,[4]) wa dat Unweder wul utsehn deit, un he mak't dat Schach'l apen.

Do flücht dar so 'n groten gel'n Brummer rut, so 'n as sik sommerda's ümmer up de Köög'[5]) setten doot.

Do löppt de Knech achter em an un röppt: „Na Möörn, na Möörn!" He hett meent, de Brummer schall na Möörn fleeg'n.

As he nu weller to Hus is, de Knech, do ward dat 'n paar Dag darup so ganz grefi[6]) regen, un dat reg'nt un reg'nt ümmerlos' un will gar ne wa' uphol'n.[7])

Do hebbt de Möörner secht, vör hunnert Mark, so vel Unweder harr'n se gar ne nödi hatt. Wenn nu mal weller 'n Drögnis[8]) kööm,[9]) denn wull'n se dar ne mehr an wenn'n[10]) as föfti. Nach Frau Schlör geb. Harms in Griebel.

Anmerkungen: [1]) aus der Stelle gewollt. [2]) Schachtel, im Plattdeutschen sächlich. [3]) sonst. [4]) neugierig. [5]) Kühe. [6]) gräßig = schrecklich. [7]) aufhalten; so sagt man im Plattdeutschen statt „aufhören." [8]) Trocknis = Dürre. [9]) käme. [10]) wenden.

Bilder aus dem Adlerschen Agendenstreit 1797 und 1798.*)

Vorbemerkung.

Die Herzogtümer Schleswig-Holstein zerfielen bis zum Jahre 1773 in verschiedene Landesteile mit besonderen kirchlichen und politischen Einrichtungen und Behörden. Die im Jahre 1542 erlassene Schleswig-holsteinische Kirchenordnung hatte zwar für den größten Teil des Landes amtliche Geltung, war aber thatsächlich überall außer Gebrauch gekommen, besonders seit durch das Schleswig-holsteinische Kirchenbuch von 1665 (Olearius) und den Generalsuperintendenten Stephan Klotz die plattdeutsche Sprache der alten Kirchenordnung verdrängt worden war. Seitdem wurden in den einzelnen Landesteilen verschiedene Agenden gebraucht. Der Königliche, der Großfürstliche, der Glücksburgische, der Plönsche Landesteil und außerdem das dänische Nordschleswig hatten ihre eigenen Ritualen.

Schon der im Jahre 1747 verstorbene Generalsuperintendent des Königlichen Anteiles Georg Johannes Conradi hatte den Entwurf eines neuen Kirchenrituales für Schleswig-Holstein hinterlassen, über welchen bis zum Jahre 1761 unter Mitwirkung des Generalsuperintendenten Struensee verhandelt wurde. Von 1761 bis 1789 ruhen die Verhandlungen. In diese Zeit fallen die an den Namen Struensee sich knüpfenden politischen Unruhen, und als diese vorüber waren, wurden die Verhandlungen über den Conradischen Entwurf wieder aufgenommen, wiederum unter Mitwirkung des inzwischen alt gewordenen Generalsuperintendenten Struensee, des Vaters des unglücklichen Ministers. Struensee hatte selbst einen

*) Selbstverständlich kommt für unsere Zeitschrift nicht die kirchliche, sondern nur die kulturgeschichtliche Seite dieser Angelegenheit, die vor hundert Jahren lebhafte Bewegung hervorrief, in Frage, und da die Bilder, die unter obigem Titel ab und zu geboten werden sollen, völlig objektiv gehaltene Auszüge aus den Akten des Schleswiger Archivs bieten, die noch niemals gedruckt worden sind, so hofft die Schriftleitung, ihren Lesern durch diese Veröffentlichung einen Dienst zu erweisen. Diese Hoffnung wird um so berechtigter sein, je mehr die Erfahrung gelehrt hat — noch neulich wieder bei den „Nachrichten aus den Herzogtümern" —, daß gerade derartige Mitteilungen aus alten Quellen besonders beliebt sind.

Entwurf ausgearbeitet, welcher noch vorhanden ist, aber inzwischen war an die Stelle der früher herrschenden und von Struensee vertretenen Orthodoxie der Rationalismus getreten und beherrschte die regierenden Kreise wie die Geistlichkeit. Vor dieser Richtung fanden natürlich die alten, auf dem Boden der Orthodoxie stehenden Ritualen keine Gnade, und man ging nunmehr daran, eine Agende im Geiste des Rationalismus vorzubereiten. Mit der Ausarbeitung wurde im Jahre 1790 der Pastor und Konsistorialrat Schwollmann in Schleswig beauftragt, welcher im November 1791 den Entwurf einer „allgemeinen Liturgie" und des „Handbuches der Evangelien und Episteln mit Erläuterungen" vorlegte. Diese Entwürfe atmen ganz den trocknen und geschmacklosen Geist des vulgären Rationalismus. Mit Recht rügen die Kopenhagener Hofprediger, welche die Entwürfe begutachteten, diese Geschmacklosigkeiten. Als Beispiele derselben führe ich an:

Luther:	Schwollmann:
Ps. 90, 9: Unsere Jahre gehen hin wie ein Geschwätz.	Schnell wie bei süßem Gespräch eilt unserer Jahre Ende herbei.
Joh. 2, 3: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?	Warum willst du mir vorschreiben, was ich thun soll, meine gute Frau?
Jac. 5, 7: So seid nun geduldig, liebe Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn.	Habt Geduld, meine Brüder, die Lehre Jesu wird sich bald mehr ausbreiten.

Der Schwollmannsche Entwurf wurde denn auch nicht angenommen, dagegen durch Schreiben der Königl. deutschen Kanzlei vom 18. Oktober 1794 der Generalsuperintendent für Schleswig (seit 1792), J. G. Chr. Adler, beauftragt, den Entwuf einer neuen Liturgie zu verfassen, diesen mit seinem Kollegen, dem Generalsuperintendenten Callisen, durchzugehen und dann zu näherer Resolution über den Erfolg zu berichten. Am 7. und 16. Juli 1796 überreichen die beiden Generalsuperintendenten den von Adler verfaßten, von Callisen begutachteten und schließlich gebilligten Agendenentwurf, welcher unterm 25. November 1796 die Allerhöchste Genehmigung erhielt. Zugleich wurde „dem Konsistorialrat Schwollmann zur Belohnung und Abfindung (er beanspruchte 400 Thaler Entschädigung für angeschaffte Bücher) der Titel eines Ober-Konsistorialrates mit dem Range eines wirklichen Justizrates und unentgeltlicher Ausfertigung der Bestallung allergnädigst ertheilt." Das Konfirmationsdekret wurde am 2. Dezember 1796 erlassen und dem Generalsuperintendenten Adler das besondere Wohlgefallen Sr. Majestät über die von ihm bewiesene Thätigkeit, seinen Eifer und seine Einsicht ausgesprochen. Indem ich die Einzelheiten der über die Einführung der Agende geführten Verhandlungen einer späteren Darstellung vorbehalte, bemerke ich, daß die Agende in beiden Herzogtümern auf den Widerstand vieler Gemeinden stieß und daß infolge desselben die Einführung niemals ganz durchgeführt worden ist. Der Widerstand richtete sich fast ausschließlich auf die durch die Agende eingeführten neuen Perikopen. Die Gemeinden waren gewohnt, daß jeden Sonntag über das Sonntagsevangelium gepredigt wurde, und empfanden es als einen Eingriff in ihre religiöse Überzeugung, wenn andere Texte benutzt wurden. Besonders heftig war der Widerstand in Eiderstedt, Ditmarschen und Pinneberg, jedoch kamen auch anderswo Ausschreitungen vor und eine große Erregung der Gemüter ging durch das ganze Land. Wenn auch in besserer Form als der Schwollmannsche Entwurf, so stand doch die Adlersche Agende durchaus auf dem Boden des Rationalismus und erregte dadurch bei den bewußt Orthodoxen großen Anstoß, während die Gemeinden im ganzen nur den neuen Formen sich widersetzten. Aus diesem Streite sind nachstehend einige Bilder nach den Akten mitgeteilt.

Kiel, im Juni 1899. Mau.

Albersdorf (A. XVIII, N. 400c, fol. 110 ff.)

Unter dem 30. August 1797 wandte sich der Hauptpastor Johann Jakob Rink in Albersdorf mit einer 6 Folioseiten umfassenden Eingabe an Se. Majestät den König und

beklagte sich bitter über die Unannehmlichkeiten, welche ihm aus der teilweisen Einführung der neuen Agende erwachsen wären. „Der allergrößte Theil des Kirchspiels ist schrecklich aufgebracht und glaubt, weil wie sie sagen, Seele und Seligkeit dabei verloren gehen können, so müsse man schlechterdings hierin Nichts nachgeben. — — Man sagt mir im Hause sehr bittre Injurien und Insolenzen, selbst in der Kirche sind auffallende Aeußerungen des Unwillens geschehen." Aus einer Anzahl Dorfschaften sind die dringendsten Aufforderungen gekommen, zur alten Ordnung zurückzukehren. — „Kurtz, der der Heerde Hirte seyn soll, wird jetzo wie der Wolf und mit gleichen Augen angesehen und befehdet." Da außerdem die Prediger in Ditmarschen einen großen Teil ihrer Einkünfte von dem guten Willen ihrer Gemeinde zögen, so drücke ihn diese Feindschaft doppelt schwer. Die Gemeinde drohe, und eine Bauerschaft habe am 10. Trin.-Sonntage durch 2 Delegierte und 6 Delegierte von vier anderen am 11. Trin.-Sonntage ihm gleichsam befohlen, alls Neue abzuschaffen, er habe es aber nicht thun zu dürfen geglaubt. Der Grund von diesem allen liegt theils in dem Mangel an Aufklärung, theils darin, daß nicht alle Prediger und selbst Pröpste nicht den Anfang mit der neuen Liturgie gemacht. Die Gemeinden halten daher die Neuerungen für ein Werk des Predigers und es sei daher zu hoffen, daß ein allerhöchst bekannt gemachter Befehl alles ordnen und die Gemeinden beruhigen werde."

Der Landvogt Heinrich Christian Boie äußert in seinem Berichte vom 2. Oktober 1797, daß er die neue Agende studiert habe und das Land glücklich preise, „das diesen bedeutenden Schritt zur besseren Erkenntnis und Gottesverehrung zu thun bestimmt ist." Aber die allmähliche Art der Einführung, nach welcher das Neue „mehr einschleichen als befohlen und aufgedrungen werden," habe die Aufmerksamkeit der Gemeinden erregt und Beunruhigung verursacht. „Ein öffentlich bekannt gemachter Königlicher Befehl der Einführung würde dumpfes Murren veranlaßt, aber auch den lauten Ausbruch unterdrückt haben." Das Meiste hänge nun von der Vorsicht der Prediger ab. In St. Michaelisdonn, Eddelack, Wöhrden, Marne sei alles ruhig und in Brunsbüttel „würde ohne den halbklugen Trunkenbold Peter Krämer alles in seinem Geleise geblieben sein." In Meldorf sei man noch zurück und das zurückhaltende Verhalten des „würdigen, nur oft zu ängstlichen Propsten" wirke auf das Ganze nicht günstig. „Am schlimmsten ist es da, wo beide Prediger, an Einsicht und Denkungsart verschieden, nicht in Eintracht denselben Weg gehen. Das dürfte in Albersdorf beinahe der Fall sein, wo der ältere Prediger, ein gelehrter, mit den Fortschritten auch der Religionserkenntnis bekannter Mann, diese von trockner Dogmatik zu scheiden und sie auf das, was nur Noth ist, zurückzuführen versteht, der jüngere, ein halber Weltmann, seinen ungleich weiter vorgerückten Kollegen zu begreifen und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen kaum den Sinn hat. Pastor Rink hatte längst vor Einführung der neuen Agende seine sehr ungebildete, durch einen ehemaligen, nur an den Buchstaben klebenden alten Geistlichen an bloße Formeln gewöhnte Gemeine mit Glück zum Nachdenken zu leiten und unbefohlen manche zweckmäßige Neuerung zu versuchen angefangen, ohne daß deswegen je Beschwerde geführt worden wäre. Auch jetzt würde es ohne alle Beschwerde geblieben sein, wenn nicht in dem benachbarten Kirchspiel Tellingstedt einige unruhige Köpfe andere zu einer Supplik um Abwendung von Neuerungen verführt hätten. — — Ich will es dahingestellt sein lassen, ob auch nicht P. Rink bei mehrer Kenntnis der Bauern Köpfe und besonders seiner Gemeinde, deren Genossen man bei ihrer Roheit auch ein grobes Wort weder übel nehmen, noch sich davon schrecken lassen darf, auf eine anständige Weise sich hätte etwas zurückziehen und sich Angst und Verdruß hätte ersparen können. Pastor Rink ist ein schwächlicher, hypochondrischer Mann, der nicht genug versteht, den Bauern im Bauer zu sehen und den rohen Haufen, wie er genommen werden muß, zu nehmen. — — Was ich gleich gedacht, hat sich gefunden, daß der berüchtigte, auch in Glückstadt hinlänglich bekannte Prozeßgänger Detlef Paulsen in Österade und ein sehr schlechter Mensch in Bunsoe, Namens Johann Jakob Curds, denen an Wahrheit und Religion wohl wenig gelegen ist, an der Spitze stehen."

Der Landvogt ist der Ansicht, daß „auch in Albersdorf die Hitze nach und nach sich abkühlen und vernünftigern Vorstellungen Platz machen wird."

Von dem Propsten Heinrich Johann Voß in Meldorf liegen zwei längere Berichte vor. Der eine ist am 4. September 1797 an den Generalsuperintendenten Callisen, der andere am 30. Oktober 1797 an den König gerichtet.

In dem ersten Berichte äußert der Propst, daß er nach seiner genauen Kunde der Ditmarscher und ihrer Verhältnisse die jetzt bei Einführung der neuen Agende entstandenen Schwierigkeiten vorhergesehen habe. Am wenigsten Unruhe sei da entstanden, wo die Prediger sofort die neue Agende in allen Hauptteilen eingeführt hätten. Wo aber die Prediger „nur einen geringen Anfang mit einzelnen Theilen der Agende gemacht haben, ist große Gährung und Unruhe entstanden, die sich vorzüglich gegen die Prediger in manchen unangenehmen Aeußerungen und Auftritten thätig gewiesen haben."

Bei der letzten Spezialvisitation sowohl, als auch sonst hat der Propst „einen beinahe

allgemeinen Widerwillen gegen die neue Einrichtung erspühret; aus verschiedenen Gemeinden sind nicht nur einzelne, sondern im Auftrage eines großen Theils der Gemeine Abgeschickte zu mir gekommen und haben einen außerordentlichen Widerwillen dagegen geäußert und von mir die mir unmögliche Verfügung verlangt, den Predigern aufzugeben, wie sie sich ausdrücken, nichts Neues einzuführen, sondern es völlig beim Alten bewenden zu lassen."

„Alles, was sie gegen die neue Einrichtung einwenden, kommt im Ganzen darauf hinaus: Die Formulare wären viel zu hoch in ihren Ausdrücken gestimmt und nach ihren Begriffen ihnen in Vielem unverständlich — man wolle eine neue Lehre einführen und ihnen den alten wahren Glauben an Gott, Jesum und den h. Geist nehmen — in den Formularen und Gebeten würde Christus blos als Exempel und Muster, als göttlicher Lehrer, aber nicht als Versöhner genannt — bei der Taufe wären die gewöhnlichen Fragen weggelassen — bey Austheilung des h. Abendmahles geschehe keine ordentliche Einsegnung, das Kreutz werde weggelassen und die Worte der Einsetzung würden nicht gesungen, sondern nur hergebetet und der ganze sonst gewöhnliche Altardienst fiele beinahe völlig weg. — Das alte von Christo selbst wörtlich zu beten anbefohlene Vaterunser wäre abgeschafft, wenigstens würde es selten gebetet und dagegen ein neues V. U., das für sie viel zu hoch gestimmt, könnten sie nicht recht verstehen und nicht mit Andacht nachbeten, der gewöhnliche Kirchensegen fiele weg — und mit einem Wort: sie sähen voraus und befürchteten gewiß, daß man ihren Glauben und ihr Christentum, worauf sie doch zu leben und zu sterben wünschten und worin sie auch ihre Kinder wollten erzogen haben, nehmen wollte."

Die Schuld wird den Predigern gegeben, weil keine Königliche Verfügung bekannt gemacht sei und die Prediger selbst höchst ungleichmäßig vorgingen. Der Propst befürchtet nicht gerade offene Empörung, aber doch eine Entfremdung der Gemeinden von ihren Predigern und Gottesdiensten.

In dem zweiten, an den König gerichteten Berichte vom 30. Oktober 1797 spricht sich Propst Voß rücksichtlich der Albersdorfer Vorgänge wesentlich im Sinne des Landvogtes Boie aus, teilt aber dabei mit, daß es auch in anderen Gemeinden, namentlich in Windbergen, unruhig sei. — „Insonderheit haben Abgeschickte aus Windbergen im Auftrage eines großen Theiles der Gemeine sich gegen mich und andere geäußert, nie würden sie sich gegen ihren geliebten König auflehnen, aber auch nie würden sie, wenn ihr Prediger mit der Einführung der neuen Agende fortfahren sollte, die Kirche und den öffentlichen Gottesdienst besuchen, nie nach der neuen Einrichtung das h. Abendmahl empfangen und nie ihre Kinder mit ihrem guten Willen nach der Agende taufen lassen. Man könne ihnen wohl in weltlichen Dingen befehlen, auch mit dem äußerlichen Gottesdienste eine neue Einrichtung machen, aber nie, was ihren Glauben beträfe, welcher nach ihrer Meinung hierbey in Gefahr sei, Veränderungen machen und nie könnte sie sich überreden, daß ihr theurer König das von ihnen verlangen würde, ja, die Agende wäre blos ein Werk der Prediger. Sie wünschten also um ihrer Ruhe und ihrer und ihrer Kinder Glückseligkeit willen sehnlichst, daß das Rituale nicht eingeführt würde, sondern daß es bei der alten Einrichtung bleiben möchte."

Die Gemeine soll auch vor einiger Zeit, als der Prediger angefangen, statt die bisherige Collecte zu singen, das nach der neuen Agende vorgeschriebene Gebet vorzulesen, sogleich die Kirche verlassen haben.

Der Propst bittet endlich um einen bestimmten für die Oeffentlichkeit bstimmten Königlichen Befehl zur Einführung der Agende.

Der Generalsuperintendent J. L. Callisen berichtet am 12. November 1797, daß er dem Albersdorfer Vorgange kein Gewicht beilege, auch keine weiteren Unruhen befürhte, dagegen wünschen müsse, daß zur Beruhigung der dort und anderswo erregten und beunruhigten Gemüter etwas geschehe. Entweder solle man den Predigern die Freiheit geben, die neue Agende nur als Vorschlag zu behandeln, oder es solle die letztere durch öffentliche Bekanntmachung überall eingeführt werden.

Das Glückstädter Oberkonsistorium hält in seinem abschließenden, alle bisherigen Aeußerungen zusammenfassenden Berichte vom 20. November 1797 das ungleichmäßige Verfahren der Prediger für einen besonders schlimmen Uebelstand und empfiehlt, von allen Visitatorien Berichte einzuziehen, wie weit es mit der Einführung der neuen Agende gekommen, welche Wirkung sie gehabt und wie etwanigen Unzuträglichkeiten abzuhelfen sei.

Eine Verfügung der Königl. Deutschen Kanzlei ist nicht ergangen.

In min Heimat — —

Ditmarscher Platt.

In min Heimat dor steit een Hus alleen,
As Tüg noch ut öllere Tid.
Ünnern Gewel dor but de Lünken un Spreen.
Dat Moos grönt twüschen de Stänners
un Steen.
Dat Ganze is fründli un blid.

In min Heimat dor steit een Hus alleen,
Noch but na de ole Ort.
Nu fahrt de Bewahner all Tegelsteen,
Bald rit se dat Dack un dat Fack vuneen;
Ik weet ni, walang as dat wohrt,

Den steit dar en Sloß, en halve Fabrik,
Mit Finstern un Doern na de Strat.
Un todämmt ward denn de Graff un de Dik,
Denn kriggt dat faken een anner Schick;
Wat ward dat een Pracht un en Stat!

Un dat ole Hus mit sin Makligkeit,
Dat ward vun Erdboden rak.
Doch mit em swinnt dat Glück un de Freid.
Dat Hus ward terbraken — de Steen ward
verstreit.
Dat Hus is — de plattdütsche Sprak.

Heinrich Carstens jun.

Fragen und Mitteilungen.

1. Herr J. J. Callsen in Flensburg sendet zu den in Nr. 2 der „Heimat" gebrachten „Mitteilungen und Fragen" 2, 3 und 4 folgende Bemerkungen:

Zu 2. Den Feuersalamander habe ich in Schleswig-Holstein nie angetroffen. Er ist mir einige Male für unsere Schulsammlung gebracht worden, aber immer aus Aquarien, woher mir auch entflohene Sumpfschildkröten zugestellt wurden. Sollten die bei Lottorf im Brunnen gefundenen „Salamander" vielleicht Wassermolche (Triton) gewesen sein, die uns Kindern unter dem Namen „Waterveerbeen" sehr bekannt waren?

Zu 3. Die Drosseln wurden hier noch vor wenig Jahren in der Umgegend massenhaft gefangen. Man sah ganze Bündel bei den Wildhändlern hängen. Sie scheinen jetzt weniger eingebracht zu werden, wohl weil diese Vögel leider abnehmen. Nur die Amsel macht eine Ausnahme. Die hat sich hier in der Umgebung seit Jahren merklich vermehrt. Man trifft sie auf jedem Spaziergange, und in Anlagen und Gärten ist sie ein regelmäßiger, oft recht zutraulicher Gast, über den schon die Gärtner als eine Plage in den Erdbeeren Klage führen. Die Stare haben sich seit Jahren besonders stark vermehrt, gehören fast zu den Hausvögeln, werden aber in Kirschen und Beeren oft lästig.

Die kleinen Singvögel nehmen, wie mir scheint, seit Jahren zu, vielleicht auch dadurch, daß man mehr und mehr sich bestrebt, sie gegen Raubzug zu schützen, mit Nistkästen zum Brüten und Unterschlupf zu versehen und im harten Winter zu füttern. Das Verschwinden der Knicke, das auch hier in der Umgegend — gottlob aber noch in beschränktem Maße — vorkommt, kann noch keinen merkbaren Einfluß üben, höchstens den Zug in die Nähe der Stadt verstärken, wo sie in den alten Dornhecken oder den zunehmenden Anpflanzungen sich ansiedeln. Interessant ist dabei die Beobachtung, wie die Zahl der Vogelnester zunimmt, je näher man den Wohnungen und dem täglichen Verkehr kommt. Zur Winterzeit habe ich in den durchsichtigen Hecken, Büschen und Bäumen auf kurzen Strecken von Haus zu Haus nicht selten 10 und mehr alte Nester (freilich wohl nicht von einem Jahre) gefunden und mitunter an Stellen, an denen man es nicht erwarten sollte. So z. B. fand ich vorigen Winter in einem Gartengebüsch unmittelbar an der Straße, in nächster Nähe einer Schule, ein mit der Hand zu erreichendes Nest, in dem die Brut richtig groß gezogen worden war. Ebenso sah ich einem jungen Ahornbaume mit noch dünner Krone an der Apenrader Chaussee, ferner vor einem Hause, wo täglich Scharen von Kindern spielen, und gar neben der Hauptthür des Tivoli — an der Straße — in eben solchen Bäumen ein Nest, und in beiden waren die Jungen groß gezogen worden. Die Tierchen müssen sich in der Nähe der Menschen sicher fühlen!

Zu 4. Der Hamster ist mir in Schleswig-Holstein unbekannt.

Zu den Mitteilungen 2 und 4 bemerkt in gleichem Sinne Oberlehrer Rohweder in Husum:

„Ich bin fest überzeugt, daß der Feuersalamander in Schleswig-Holstein nicht heimisch ist. Das bei Kiel gefundene Exemplar ist sicherlich als Gefangener hierhergeführt und seinem Besitzer entflohen. Die in hiesiger Gegend nicht seltenen Kamm-Molche (Triton cristatus = Molge palustris) werden hier „Wassersalamander" oder kurzweg „Salamander" genannt. Die Lottorfer „Tüze" werden wohl dieselben Tiere sein. — Vor einigen Jahren erhielt ich aus einem „Sielzug" in Eiderstedt eine lebende Sumpfschildkröte (Emys lataria); ein paar Monate später fand man an dem Ufer desselben Wasserlaufs eine von Krähen zerhackte Clemmys picta (Heimat Nord-Amerika)! — Die Geschichte vom „Hamster im öst-

lichen Holstein" wiederholt sich nach meinen Erfahrungen jedesmal, wenn sich die Wasserratte hier oder dort einmal in unliebsamer Weise durch ihre Wühlereien bemerkbar macht. Durch Zeitungsnotizen veranlaßt, habe ich mir zweimal die betreffenden Tiere schicken lassen: die ostholsteinischen Hamster waren gemeine Schermäuse.

3. **Magnussen.** Von der Familie des Künstlers geht uns folgende Berichtigung einiger nebensächlicher Irrtümer zu, die in dem Abschnitt über den älteren Magnussen enthalten sind: Der Aufenthalt in Barbusson und in Paris, wo Magnussen in Coutures Atelier malte, war 1852 vor seiner ersten Verheiratung; nachdem er schon drei Jahre in Rom gewesen war und dann den schleswig-holsteinischen Krieg als Freischarenführer und danach in der Armee mitgemacht hatte. — 1864 war er im Winterfeldzug der Überbringer der von Hamburg gesandten Liebesgaben bis zu den Vorposten im Sundewitt. Endlich 1870 ging er als Führer einer Krankenträger-Abteilung von Hamburg aus mit nach Frankreich und wurde in Meaux vor Paris Inspektor des Lazaretts.

Bücherschau.

Gustav Falke: „Mit dem Leben." Verlegt bei Alfred Janssen, Hamburg. Eleg. gb. 3 M. — Falke ist einer der größten und tiefsten, wenn nicht gar der größte und tiefste Lyriker, den wir haben. Sein neues Gedichtbuch ist ein prächtiges Werk, das ich jedem für stille, einsame Feierstunden wünsche. Es sind alles einfache, schlichte Verse, die aber in so graziösem Tanzschritt, in so einschmeichelndem Rhythmus fließen, daß sie einem, auch wenn sich die Worte längst losgelöst haben, immer noch in den Ohren klingen wie ein verklungenes Lied glückseliger Kindertage. Die Leute zwar, die jeden Vers an den Fingern skandieren, um den Dichter wütend oder gar mitleidig anzuschauen, wenn nach ihrer Meinung in einer Zeile ein Versfuß fehlt, die mögen das Buch ungelesen lassen. Wer aber sein Ohr künstlerischen Feinheiten offen zu halten weiß, wird staunen, immer wieder staunen über den sich an den Gedankeninhalt und an den Klang jedes einzelnen Wortes anschmiegenden Rhythmus. — Man ist in unserer Zeit gegen Lyrik so mißtrauisch geworden. Man findet ja auch gar zu leicht entweder seichtes, plattes Epigonentum oder den Schmutz und die wüste Verworrenheit unserer Hypermodernen: Lyrik für die dieser Art huldigenden Lyriker. Wenig echte, gottbegnadete Dichter wandeln, unbekümmert um das Schreien aller Parteien und Richtungen von ragender Sängerburg in die Volksseele hinein. Falke ist so einer; er wird einst seinem Volk viel, sehr viel werden, ihm tief ins Herz hineinwachsen. Man öffne nur Ohr und Herz seinen Weisen! Es sind wunderbare Stimmungsbilder, deren Hintergrund unsere norddeutsche Heimat bildet, Liebeslieder von tiefer Glut und zartem Schmelz und Verse voll liebenswürdig lächelnden, oft satirischen Humors.

In demselben Verlag erschien in derselben Ausstattung und zu demselben Preis ein neuer Roman von Falke: „Der Mann im Nebel," ferner „Ein Katzenbuch," Gedichte zu Speckterschen Illustrationen. (Preis 50 Pf.) W. Lobsien.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig: B. G. Teubner, 1899. Preis des Bändchens 1,15 M. — 3. Bändchen: **Bau und Leben des Tieres.** Von Dr. Wilh Haacke. II und 140 Seiten, 8°. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. — Der Inhalt dieses, wie auch der beiden folgenden Bändchen bildet den in eine stilistisch-flüssige Form gegossenen Extrakt aus Vorträgen, die in Vereinen, welche die Förderung der Volksbildung erstreben, vor zahlreicher Hörerschaft gehalten worden sind. Anschaulichkeit in Wort und Bild, liebevolle Versenkung in die Materie, Berücksichtigung der Verhältnisse des praktischen Lebens: das sind die Grundpfeiler, auf denen der stoffliche Aufbau ruht. — Nachdem der Verfasser an der Hand einer Wanderung durch die Lüneburger Heide ein Bild von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des tierischen Lebens entrollt hat, betrachtet er das Tier im Rahmen seines Wohnorts überhaupt, lehrt die Tiere als Glieder der Gesamtnatur, Bau Leben im Lichte der organischen Harmonie.

5. Bändchen: **Luft, Wasser, Licht und Wärme.** Acht Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie von Prof. Dr. R. Blochmann. Mit zahlreichen Abbildungen. VI und 137 Seiten, 8°. — Eine vortreffliche Einführung in das Gebiet der Chemie, unter Berücksichtiguug der alltäglichen Erscheinungen!

10. Bändchen: **Unsere wichtigsten Kulturpflanzen.** Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde von Dr. K. Giesenhagen. VI und 114 Seiten, 8°. — Nachdem Verfasser Bau und Leben entwickelt hat, widmet er seine Arbeit der Betrachtung unserer Getreidepflanzen: Die Getreidepflanzen als Produkt der Kultur. Die älteste Angabe über den Anbau des Weizens bei den Chinesen. Der Getreidebau bei den alten Ägyptern. Älteste Nachrichten über den Getreidebau in Europa. Getreidebau der alten Germanen. Germanischer Getreidebau im frühen Mittelalter. Entwickelung des deutschen Getreidebaues in der neueren Zeit. Die Krankheiten der Getreidegräser (Brand, Rost, Mutterkorn). Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 5. Mai 1900.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Püppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

X. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

am

Dienstag, den 5. Juni, nachm. 3 Uhr,

in Burg a. F. (Kaisersaal).

Tagesordnung.

I. Geschäftliches.
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
3. Wahlen für den geschäftsführenden Ausschuß. (Zu wählen sind: der Schriftleiter und der erste Beisitzende.)
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.

II. Vorträge:
1. „Amalie Schoppe, geb. Weise, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn.“ (Lehrer Voß in Burg a. F.)
2. „Über Märchenforschung, besonders im östlichen Holstein.“ Vortrag und Mitteilung neuentdeckter Volksmärchen von Professor Dr. Wisser in Eutin.

III. Mitteilungen:
1. Vorführung des Silberschatzes der Bürgerkompanie in Burg a. F. und Mitteilungen über diese mehr als 400 Jahre alte Brüderschaft. (Dr. med. Reinecke in Burg a. F.)
2. Biologische Mitteilungen über die in Norddeutschland im Aussterben begriffene Wassernuß (Trapa natans). Mit Demonstrationen. (Barfod-Kiel.)

Nach Schluß der Versammlung wird gegen $4^1/_2$ Uhr unter Führung des Komitees eine Besichtigung des fehmarnschen Museums, ev. der Kirche und der St. Jürgens-Kapelle in Burg a. F., vorgenommen werden.

Nachdem gemeinsames Festessen in Wissers Hotel.

Am Abend gemütliches Beisammensein daselbst.

Für Mittwoch ist eine Wagenfahrt nach dem Osten der Insel (Niendorf, Klausdorf, Bitzdorf, Cathrinenhof, Staberdorf, Staberhof, Meeschendorf und Sahrensdorf) geplant. Bei dieser Gelegenheit werden, falls das Wetter einladend ist, die Steinaltergräber bei Cathrinenhof und Staberdorf, sowie die Ruine Glambeck besichtigt.

Gäste, auch Damen, sind herzlich willkommen.

Anmerkung:

a. Vorherige Anmeldungen zur Teilnahme am Festessen und an der Wagenfahrt (ev. Nachricht darüber, ob Hotel- oder Privatlogis in Aussicht genommen ist) sind dringend erwünscht und werden von Lehrer Voß in Burg a. F. und vom Schriftführer, Lehrer Barfod in Kiel, entgegengenommen.

b. Abfahrt des Dampfschiffes „Fehmarn" von Kiel nach Burgstaaken (ohne Orth anzulaufen) am Dienstag, den 5. Juni, 9 Uhr morgens.

Abfahrt des Dampfschiffes „Verein" von Heiligenhafen nach Burgstaaken am Dienstag, den 5. Juni, 12 Uhr mittags.

Abfahrt des Dampfschiffes „Fehmarn" von Burgstaaken nach Neustadt und Lübeck am Mittwoch, den 6. Juni, 2 Uhr nachmittags.

Abfahrt des Dampfschiffes „Verein" von Burgstaaken nach Heiligenhafen am Mittwoch, den 6. Juni, 2 Uhr nachmittags.

Ermäßigter Fahrpreis für die ganze Dampfertour (Dampfschiff „Fehmarn") Kiel-Burgstaaken-Neustadt 6 ℳ.

Ermäßigter Fahrpreis für die Dampfertour Heiligenhafen-Burgstaaken hin u. zurück 2 ℳ.

An Bord des Dampfschiffes „Fehmarn" ist auch eine Rundreisekarte für die Route Kiel, Burgstaaken, Lübeck, Eutin, Kiel erhältlich für 11,80 ℳ. (Schiff und 3. Klasse Bahn).

Das Festkomitee in Burg a. F. ladet die Mitglieder des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde zu zahlreicher Beteiligung an der Generalversammlung hierdurch freundlichst ein. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte

hat im Jahre 1899 und 1900 erscheinen lassen:

1. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. XXVIII. Band. Kiel, 1899. 8°. — Inhalt: v. Hedemann, Die ältere Geschichte der Kirche zu Westensee. — A. Ipsen, Die letzte Tagung der schleswig-holsteinischen Landesversammlnng auf schleswigschem Boden, Juni — Juli — August 1849. — G. Schröder, Todesurteile aus einem Oldenburger Stadtbuche des 16. Jahrhunderts. — P. Hagen, Briefwechsel zwischen H. C. Boie und J. B. Köhler. — D. Detleffen, Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stör. — Nachrichten über die Gesellschaft.

2. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. Register zu Band I—XX, angefertigt von Dr. Karl Friese, Bibliothekar an der Königl. Universitäts-Bibliothek in Berlin. Kiel, 1899. 8°.

3. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. XXIX. Band. Kiel, 1900. 8°. — Inhalt: R. Hansen, Der dithmarsische Chronist Johann Russe und seine Vorgänger. — G. Schröder, Nachrichten über die Stadt Neustadt in Holstein im Mittelalter. — H. Jellinghaus, Holsteinische Ortsnamen. — Kleinere Mitteilungen und Nachträge: R. Haupt, Das Kreuzhaus. — J. Claussen, Briefe an den Grafen Ludwig Moltke 1761—67. — O. Volbehr, Wiederaufhebung der Ehrlosigkeit durch den Prorektor der Universität Kiel. — P. Platen, Zur Frage nach dem Ursprung der Rolandsfäulen. Besprochen von C. Rodenberg. — Nachträge und Verbesserungen.

Mitteilung.

Der Graf von St. Germain. (Vgl. den Artikel über das Christianspflegehaus S. 108.) Über den Grafen v. St. Germain teilt Herr Pastor Nissen in Eckernförde aus dem dortigen Kirchenbüchern folgendes mit: Im Totenregister des Jahres 1784 steht eingetragen: Gestorben den 27. Februar beerdigt den 2. März: „der sich so nennende Graf von St. Germain und Weldona, weitere Nachrichten sind nicht bekannt worden, in hiesiger Kirche still beygesetzt." Dazu in der Kirchenrechnung vom Jahre 1783/84: Eingenommen an „Gebühren" für Begräbnis-Öffnung: Am 1. März 1784 „für den allhie verstorbenen Grafen von St. Germein, ein Begräbniß-Stelle in der hiesigen St. Nicolai-Kirche in das Begräbniß sub № 1 auf 50 Jahre Verwesungs-Zeit . . . . 10 Rthlr.
Und für Eröffnung desselben . . . . 2 „
zus. 12 Rthlr."

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 5. Mai 1900.

Die schleswig-holsteinische Armee im Frühling 1850.

Von v. Osten.

Im Frühling 1850, als Schleswig-Holstein sich genötigt sah, den Kampf gegen Dänemark selbständig, also ohne fremde Hülfe wieder aufzunehmen, traten zwei Umstände ein, durch welche die Wehrkraft unserer kleinen, mutigen Armee in einem bedeutenden Grade geschwächt wurde: die Abberufung der preußischen Offiziere und die neuen Anordnungen des Generals v. Willisen.

I.

Bei der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark, 1848, standen dem Prinzen Friedrich von Noer, der zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmt war, anfangs nur 3000 Mann zur Verfügung, die nach dänischem Kommando eingeübt waren. Die Anzahl der Offiziere betrug kaum 30, weil die gebornen Dänen fast alle von der Erlaubnis Gebrauch machten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Zwar wuchs die Stärke der Armee durch eingezogene Reserven und durch viele Freiwillige, die aus allen Gegenden des engeren und weiteren Vaterlandes zusammenkamen, rasch zu 7000 Mann heran; aber was sollte der Prinz bei dem Mangel an Führern beginnen, diese ganz verschiedenen Truppenmassen zu ordnen und kriegstüchtig zu machen?

Die Schleswig-Holsteiner fühlten sich daher dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen zu besonderem Danke verpflichtet, weil er ihnen recht bald gegen 50 tüchtige Offiziere sandte, die sich der Aufgabe unterzogen, Einheit und Gleichmäßigkeit in der jungen Armee herzustellen. Auf Anordnung des Prinzen wurden die preußischen Exerzier-Regeln zu Grunde gelegt und alle militärischen Übungen nach preußischem Muster ausgeführt.

Nachdem die deutschen Bundestruppen, die in dem großen „Völkerfrühling" in Schleswig eingerückt waren, infolge des Waffenstillstandes von Malmö die Herzogtümer wieder verlassen hatten, legte Prinz Friedrich sein Kommando nieder. Mit Genehmigung der preußischen Regierung wurde jetzt — am 27. September 1848 — der General v. Bonin von der provisorischen Regierung zum kommandierenden General über die gesamte schleswig-holsteinische Streitmacht ernannt. Der neue Oberbefehlshaber und sein ausgezeichneter Stabschef Hauptmann v. Delius waren nun mit rastlosem Eifer bemüht, alle Truppengattungen weiter auszubilden, um im Falle der Wiedereröffnung des Kampfes mit einer musterhaft geschulten und kampfesmutigen Armee ins Feld rücken zu können.

Dennoch konnte die „gemeinsame Regierung" [1]) bei dem Hinblick auf die

[1]) Auf die provisorische Regierung folgte am 22. Oktober 1848 die sogenannte gemeinsame Regierung, von Dänemark und Preußen gemeinsam eingesetzt.

Kriegsrüstungen sich einer gewissen Besorgnis nicht erwehren. Die preußischen Offiziere mit Einschluß des Generals waren nämlich mit wenigen Ausnahmen nur auf unbestimmte Zeit beurlaubt und konnten jeden Tag ohne weitere Verhandlung wieder zurückberufen werden. Es kostete Preußen also nur ein Wort, um Schleswig-Holstein in große Verlegenheit zu setzen.

Höchst bedrohlich gestaltete sich daher die Sachlage am 10. Juli 1849, als die preußische Regierung mit Dänemark den für Schleswig-Holstein so ungünstigen Waffenstillstand von Berlin abgeschlossen hatte. Unsere „Statthalterschaft" [1]) war nicht geneigt, die Bestimmungen dieses Vertrages anzuerkennen, und begab sich daher ins Hauptquartier zum General v. Bonin, um zu fragen, ob er sich nach dem Abzuge der deutschen Reichstruppen stark genug fühle, den Kampf gegen die an Zahl weit überlegene dänische Armee allein fortzusetzen. Der General erwiderte, daß er nach den Schlachten bei Kolding und Fridericia jedenfalls einer kurzen Ruhezeit bedürfe, um den Verlust an Offizieren und Mannschaften zu ersetzen. „Es ist aber mehr als wahrscheinlich," fügte er hinzu, „daß Preußen alle seine Offiziere zurückziehen wird, falls Schleswig-Holstein auf die Wünsche Sr. Majestät nicht eingeht." Die Statthalterschaft zog es daher vor, sich ruhig zu verhalten, beschloß aber, soweit es ihr unter den äußerst schwierigen Verhältnissen möglich war, die Armee zu stärken, damit sie imstande sei, Dänemark selbständig die Spitze zu bieten.

Bei diesem Streben mußte sie ihr Augenmerk besonders darauf richten, sich in militärischer Hinsicht von Preußen unabhängig zu machen, also einen eigenen General und ein eigenes Offizierkorps zu erhalten. Sie bat daher die preußischen Offiziere, sich an ihren König zu wenden, um ihre militärischen Verhältnisse bestimmt zu regeln. Nun hatten freilich die Offiziere große Neigung, in unserer Armee zu bleiben, wo sie nicht nur einen höheren Rang bekleideten und ein höheres Gehalt bezogen, sondern auch Gelegenheit hatten, den Krieg kennen zu lernen; sie trugen aber Bedenken, gänzlich in den Dienst der Herzogtümer zu treten, weil sie im Falle eines ungünstigen Friedens um ihre Zukunft besorgt waren. Der König hatte ihnen nämlich bisher keine Bürgschaft gegeben, daß sie später in ihrem Vaterlande wieder eine Anstellung finden würden.

Der General erhielt auf zwei Gesuche die Antwort, daß seiner unbedingten Entlassung nichts entgegenstehe, sein Abschied unter Vorbehalt des Rücktritts aber nicht zu genehmigen sei. Auch ein Gesuch der Statthalterschaft in dieser Angelegenheit blieb ohne den gewünschten Erfolg. Von den übrigen preußischen Offizieren hatten einige auf ihr Ansuchen schon früher einen bestimmten Urlaub auf zwei Jahre erhalten, andere baten um ihre förmliche Entlassung ohne weiteren Vorbehalt; die meisten aber — 35 an der Zahl — konnten sich zu diesem Schritt nicht entschließen, sondern hielten es für geraten, mit dem General v. Bonin zugleich die Herzogtümer zu verlassen. [2])

Die Verhandlungen mit anderen Offizieren zogen sich so in die Länge, daß erst im Frühling 1850 der Personenwechsel eintreten konnte. Am 8. April nahm der so beliebte General v. Bonin mit bewegtem Herzen von der Armee, deren Ruhm er begründet, und von dem Lande, das er liebgewonnen hatte, Abschied. Der preußische Generalleutnant a. D. v. Willisen, der nur als militärischer Schriftsteller, nicht als praktischer Feldherr berühmt, dazu mit der Armee, mit

[1]) Auf die gemeinsame Regierung folgte am 26. März 1849 die Statthalterschaft (Obergerichtsadvokat W. Beseler und Graf F. v. Reventlou, Propst des Klosters Preetz), eingesetzt von der deutschen Zentralgewalt.

[2]) Unter diesen befand sich auch der Major v. Wrangel, der „Trommler von Kolding."

Land und Leuten ganz unbekannt war, trat an seine Stelle. Ebenso wenig fand sich ein genügender Ersatz für die übrigen Offiziere, die sich fast alle durch hervorragende Tüchtigkeit ausgezeichnet hatten und bei ihren Truppenteilen in hoher Achtung standen. — Unter den neu eintretenden Offizieren aus anderen Ländern waren recht viele unfähige, die mit schleswig-holsteinischen Soldaten nichts Ordentliches anzufangen wußten, und auch die tüchtigen mußten doch erst die neuen Einrichtungen kennen lernen, ehe sie mit Entschiedenheit und Sicherheit auftreten konnten.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß dem ganz fremden General in der ersten Zeit weder ein Stabschef noch ein Souschef zur Seite stand, da der so befähigte Hauptmann v. Blumenthal[1]) und der ebenso tüchtige Oberleutnant v. Treskow nach Preußen zurückgekehrt waren. Zum Stabschef berief General v. Willisen den bayrischen Oberst v. d. Tann, der seine Dienste wieder anbot, diesen tapferen Haudegen, den wir so gern an der Spitze einer Brigade gesehen hätten, der aber nach einem dunklen Gefühl, das sich in uns regte, für seinen jetzigen Posten nicht geeignet war. — Und nun der neue Souschef Major von Wynecken? Wäre er doch in Hannover geblieben!

Die Zurückberufung der preußischen Offiziere war für Schleswig-Holstein ein harter Schlag.

II.

Aber auch die neuen Einrichtungen, die von dem Oberkommando getroffen wurden, waren mit Bezug auf die Wehrkraft von höchst nachteiligen Folgen.[2])

Kaum hatte General v. Willisen die Führung übernommen, als er schon mit der Ansicht hervortrat, daß die ganze Armee von Grund aus umgeformt werden müsse. Gegen die Statthalterschaft, die anfangs ihre Einwilligung dazu nicht erteilen wollte, berief er sich auf seine militärischen Erfahrungen. Die Offiziere hielten es aber für sehr bedenklich, jetzt das Werk Bonins, das sich im Jahre 1849 doch bewährt hatte, zu zerstören, ohne zu wissen, ob noch Zeit vorhanden sei, etwas Neues zu schaffen.

Die neuen Anordnungen bezogen sich teils auf die Einteilung und Gliederung der Armee, teils auf das neue Kommando.

Die Armee, die der General antraf, hatte drei Infanterie-Brigaden zu je 5 Bataillonen und eine Jäger-Inspektion, die aus 5 Korps bestand. Sieben Bataillone und das erste Jägerkorps hatten die Feldzüge beider Kriegsjahre, drei Bataillone und drei Jägerkorps nur den Feldzug von 1849 mitgemacht. Die Bataillone Nr. 11 bis 15 und das fünfte Jägerkorps waren zwar noch nicht auf dem Schlachtfelde gewesen, aber doch im Jahre 1849 genügend eingeübt worden.

Aus den älteren, besonders den 25- bis 30jährigen Mannschaften und jungen Rekruten sollte für den Kriegsfall eine vierte und fünfte Brigade, bestehend aus den Bataillonen Nr. 16 bis 23 und dem 6. und 7. Jägerkorps, gebildet werden.

Uniform und Waffen für die Bataillone und Korps waren fertig, die Offiziere schon bestimmt, die Aufmachung der Stammrollen fast vollendet. In kurzer Zeit konnten diese beiden Brigaden als Reserve einberufen und eingekleidet sein, ohne daß die übrigen Truppenteile eine Störung dadurch erlitten.

Der Plan des Generals v. Willisen, der jetzt zur Ausführung gelangte, lautete: „Die Armee bildet, wenn sie auf den Kriegsfuß gesetzt wird, nicht 23 Ba-

---

[1]) Der frühere Stabschef Hauptmann v. Delius wurde am 23. Mai 1849 bei Fridericia von einer Kugel getroffen und mußte drei Tage später seiner Wunde erliegen.

[2]) Bei diesem Abschnitt habe ich benutzt: „Generalleutnant v. Willisen und seine Zeit." 1851. Verfasser ungenannt.

taillone und 7 Jägerkorps, sondern nach wie vor 15 Bataillone und 5 Jägerkorps. Die Mannschaften der 4. und 5. Brigade werden nach ihrer Einberufung gleichmäßig unter die schon bestehenden Bataillone und Korps verteilt, sodaß die Kriegsstärke dieser Truppenteile von 900 Mann auf 1300 Mann erhöht wird. Jedes Bataillon hat wie früher vier Kompanien; aber je zwei Kompanien bilden jetzt eine Abteilung, die in der Gefechtsstellung von einem Hauptmann kommandiert wird.

Durch diese neue Einteilung wurden viele Arbeiten des verflossenen Winters gänzlich nutzlos. Die Kammern für Uniform und Waffen der 4. und 5. Brigade wurden aufgelöst, ihre Vorräte den alten Truppenteilen zugeteilt, die Waffenröcke der neuen Einteilung gemäß umgeändert, die alten Stammrollen kassiert und in größter Eile neue angefertigt. Bei dem Ausbruch des Krieges war noch keine dieser Arbeiten beendet. Eine große Anzahl der Reserven wußte daher bei der Einberufung garnicht, für welches Bataillon oder Korps sie bestimmt war. Die Leute irrten hin und her, bis sie bei irgend einem Truppenteile, der noch nicht die vorschriftsmäßige Stärke hatte, Aufnahme fanden.

Auf solche Weise erhielten denn die Bataillone und Korps endlich eine Verstärkung von etwa 400 Mann. Da die neu eintretenden Kameraden aber teils nur sehr wenig, teils noch garnicht in den Waffen geübt waren, so wirkten sie auf dem Exerzierplatze störend ein und riefen öfters eine große Unordnung hervor.

Die Sache würde sich übrigens weniger ungünstig gestaltet haben, wenn der Zuwachs an den altgedienten Soldaten eine feste Stütze gefunden hätte. Diese aber, die Bonin wegen ihrer trefflichen Haltung und Tüchtigkeit immer gelobt hatte, fühlten sich jetzt selber unsicher, weil sie — umlernen mußten.

Der General hatte nämlich die bisher ordnungsmäßige Aufstellung in drei Gliedern abgeschafft und dafür die zweigliedrige Aufstellung eingeführt. Da mit dieser Neuerung auch Änderungen im Kommando verbunden waren, so verlor das alte Exerzier-Reglement in mancher Hinsicht seine Gültigkeit und seinen Wert. Als Ersatz für das Abgeschaffte gab aber der Oberbefehlshaber keine festen Regeln, sondern nur kurze Grundzüge und überließ es dem einzelnen Major oder Hauptmann, nach diesen Andeutungen selber eine Norm zu entwerfen. Große Verwirrung entstand jedesmal, wenn ein Bataillon in der Gefechtsstellung, d. h. in zwei Abteilungen exerzierte, weil keine näheren Bestimmungen über das Verhältnis des Majors zum Abteilungskommandeur und des Abteilungskommandeurs zum Kompagniechef getroffen waren.

Es mußte daher vom Morgen bis zum Abend fleißig exerziert werden, um das Alte zu verlernen und das Neue zu erlernen. Noch kurz vor der Entscheidungsschlacht wurde alle Zeit mit militärischen Übungen ausgefüllt, obgleich es notwendig gewesen wäre, die Gegend genau zu erforschen und geeignete Stellen zu verschanzen.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß Versetzungen von Offizieren von einem Bataillon zu einem andern, von einem Bataillon zu einem Korps, von einem Korps zu einem Bataillon an der Tagesordnung waren, so wird der geneigte Leser sich ein Urteil darüber bilden können, in welchem Zustande sich die schleswig-holsteinische Armee im Frühling 1850 befunden hat.

Der ungenannte Verfasser des Buches: „Generalleutnant v. Willisen und seine Zeit" sagt mit Recht: „Der innere Halt, welchen Bonin der Armee geschaffen, der Stolz des Offiziers und des Soldaten zu seinem Korps, mit welchem er verwachsen, war erschüttert." S. 28. Die Prophezeiung des früheren preußischen Kriegsministers v. Strotha begann in Erfüllung zu gehen: „Wenn Willisen an

Bonins Stelle das Kommando übernommen hat, **dann sind die Herzogtümer verloren, er wird sie ruinieren.**" [1])

Der General v. Willisen hätte, eine recht bedeutende Reserve im Rücken lassend, 15 gut eingeübte Bataillone und 5 Jägerkorps dem Feinde entgegenführen können; nach seinem neuen Plan zog er ohne Reserven mit 15 an Zahl freilich stärkeren, aber **ungeordneten** Bataillonen und 5 **ungeordneten** Korps in Schleswig hinein.

Dennoch gingen die Schleswig-Holsteiner (27000 gegen 38000 Mann) mit Begeisterung in den Kampf und errangen am 25. Juli bei **Jdstedt** in den ersten Morgenstunden so bedeutende Vorteile, daß eine gänzliche Niederlage der dänischen Armee in Aussicht trat. Nur Mangel an Umsicht, Mut und festem Entschluß macht es erklärlich, daß der Oberkommandeur zu derselben Zeit die Schlacht verloren gab, als es sich darum handelte, den Sieg festzuhalten und weiter zu verfolgen. — Ein dänischer Generalstabs-Offizier äußerte später: „Den gänzlichen Rückzug der Schleswig-Holsteiner haben wir uns niemals erklären können." [2]) — Professor Dr. **Jansen** urteilt wohl nicht zu hart, wenn er sagt: „Willisen war ein Mann von jener Unklarheit des Urteils und Schwäche des Willens, die von bewußtem Verrat nur in den Beweggründen, nicht in den Wirkungen verschieden ist." [3])

Wilhelm Jensen.

Von **W. Peper** in Preetz.

In dieser Zeitschrift, die allen Natur- und Kulturverhältnissen der Heimat liebend nachgehen will, muß eine knappe Skizze von dem künstlerischen Schaffen eines Dichters, der ein Sohn Schleswig-Holsteins ist, insofern eine besondere Gestalt gewinnen, als sie nicht nur die Gesamtbedeutung des Mannes ins Auge faßt, sondern auch den inneren Beziehungen desselben zur Stammesheimat teilnehmend nachspürt.

In unserm Lande hat die Dichtkunst späte, aber um so köstlichere Blüten gezeitigt, deren Schönheit nicht zum wenigsten darin beruht, daß der Hauch der Heimaterde ihnen voll entströmt. Schleswig-Holstein hat für alles Empfangene der deutschen Dichtung überreichen Dank und schwerwiegende Gaben dargeboten, als der starke, tiefe Quell übermächtig hervorbrach und Groth, Hebbel und Storm gleichzeitig emporwuchsen, jeder eigen- und andersartig, jeder fest in sich geschlossen, jeder in seiner Eigenart unerreicht in der nachklassischen Zeit. Am tiefsten senkt Groths Poesie ihre Wurzeln in Heimaterde; auch bei Storm ist das Autochthone vorherrschend. Hebbels Dichtung dehnt sich dagegen weit hinaus, wenn auch der Dichter selbst zeitlebens scharfkantig die Züge der Stammeseigenart an sich trug. Auch bei dem Vierten, den wir in die Reihe stellen können, bei Wilhelm Jensen, ist das Verhältnis zur Heimat nicht so innerlich, nicht so allherrschend wie bei jenen beiden. Allerdings weisen, oft seltsam gemischt, seine Dichtungen vielfach die Züge nordischen Temperaments auf. Wie wechselreiche Wolkenstimmung der Heimat liegt über seinen Schöpfungen vielfarbig wechselnder Stimmungshauch; eine Neigung für das Absonderliche, für das Vergangene und Vergilbte, für die Querköpfe, für die harten, knorrigen Naturen, für einsiedlerische, trotzige Re-

[1]) Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre 1849—1850. Von Rudolf Schleiden. Seite 361.

[2]) Geschichte Schleswig-Holsteins von Werner Fröhlich. S. 171.

[3]) „Die Heimat," Juli- und Augustheft 1891. S. 153.

signation verraten den Niederdeutschen. Auch seine Stoffe entnimmt er vielfach dem heimatlichen Boden und seiner Geschichte: „Der Herr Senator,“ „Aus meiner Vaterstadt,“ „Die persianischen Häuser,“ „Aus Lübecks alten Tagen,“ „Aus den Tagen der Hansa.“ „Luv und Lee,“ „Die Erbin von Helmstede,“ „Späte Heimkehr,“ „Heimkunft.“ Allerdings greift er hinein in alle Zeiten und Zonen, mit Vorliebe in das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und den Südwesten Deutschlands. Von seinem tiefen Heimatempfinden aber giebt das Gedicht „Herbstwiederkehr“ Zeugnis, das der Poet seiner Jugendheimat und dieser Zeitschrift als Gruß gesandt hat. (Vgl. „Heimat“ 1899, Nr. 1, S. 23.)

Ein Blick auf den Entwicklungsgang eines Dichterlebens läßt zugleich am klarsten hineinschauen in das Werden und Wachsen seiner Werke. In Jensens Charakter ist die Art des Niederdeutschen scharf ausgeprägt, sein grüblerisches, zum Sinnieren und Träumen neigendes Wesen, die innere Abgeschlossenheit, die herbe Zurückhaltung mit welcher der Norddeutsche sein Urteil den Dingen entgegenzustellen pflegt. Die kühle, klarsichtige Nüchternheit, die auch ein Erbteil unseres Stammes ist, wird freilich bei ihm vom Poetengemüt vollständig überrankt. Ein starker friesischer Zug liegt in ihm. Obgleich in Heiligenhafen geboren (15. Februar 1837), ist er friesischer Abkunft; sein Vater war ein Jugendfreund von Uwe Jens Lornsen. Dem inneren Hinneigen zu seiner Nordseeheimat giebt der Dichter oft starken Ausdruck, so in den hartumrissenen, ergreifenden Schilderungen in „Heimkunft,“ den Gestalten der Bina Fredden und des scharfkantigen Friesenpastors Lokke Harring, der Darstellung der grauen, stürmenden Herbstflut. Gern steigt der geheimnisvolle, herzberückende Zauber der See lebendig aus seinen Dichtungen hervor; am ergreifendsten malt er aber die friesische See mit ihrem glimmernden, nebelumhauchten, wildstürmenden Flutenspiel.



Wilhelm Jensen.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen,“ Lipsius & Tischer, Kiel.)

Ein scharfes Auge für das Naturleben, ein grübelnder Drang, die Beziehungen der Dinge zu verstehen, ist schon dem Kinde eigen gewesen und hat die Studien des Jünglings geleitet. Das eifrig betriebene Insektensammeln des Knaben verrät sich noch in den Naturschilderungen in „Luv und Lee.“ Wie fein sind die Linien des kleinen „Herbstbildes“ im „Skizzenbuch“:

In Feldeseinsamkeit am Buchenhain,
Der weit auf blauen Meeresspiegel blickte,
Wo schwarz am blätterdürren Rain
Die Brombeertraube niedernickte —
Wo leis im linden Sonnenlicht
Der Wind durch gelbe Stoppeln zog,
Um blasses Blumenangesicht
Ein schwingenmüder Falter flog —
Ins Blau vom roten Hagdornzaun
Stieg eine Eiche, hoch und braun,
Drin sang, wie lächelnd so der Sommer schied,
Ein kleiner wilder Vogel noch ein Lied —“

Die kleinen Städte Ostholsteins bieten mit ihrem Interieur ihm noch oft den Hintergrund für die künstlerischen Schöpfungen seiner Mannesjahre, z. B. in den zeitlich so weit auseinander liegenden Erzählungen „Der Herr Senator,“ „Westwardhome“ und „Luv und Lee,“ in welchen sich die Ereignisse entwickeln zwischen allerlei Charakteren, kernhaften Vollnaturen, wunderlichen Querköpfen und idyllisch harmlosen Kleinstädtern. Freilich ist dabei das Bild kleinstädtischer Medisance und

Philiströsität wie der harten Querköpfigkeit oft ironisierend übertrieben. Von einer dieser Städte schreibt er in einem Briefe: „Immer aber umgab mir die alte Stadt, ich weiß nicht weshalb, ein eigener, geheimnisvoller Zauber. Von ihrer Schönheit konnte er eigentlich nicht herrühren; es muß irgend eine Saat aus ihr früh in die Kinderseele hineingefallen sein."

Nicht wenig wirksam war die Anregung, welche die alte Hansestadt Lübeck, wo er eine Reihe von Gymnasialjahren verlebte, in seine Knabenphantasie senkte. Immer wieder kehren seine Schöpfungen zu Lübecks Geschichte zurück, von der Erzählung „Aus Lübecks alten Tagen" an bis zu seinem ergreifendsten, vielleicht auch dauerndsten Werke, dem Novellenkranz „Aus den Tagen der Hansa."

Von Lübeck siedelte der Jüngling nach Kiel über, wo er nach Beendigung seiner Schulzeit zunächst Medizin und Naturwissenschaften studierte, seinem feinen, die Welt gerne mystisch behandelnden Naturgefühl folgend, das ihn auch später noch so oft zu den intimen, aber die künstlerische Komposition manchmal arabeskenhaft überwuchernden Naturschilderungen seiner Dichtungen geführt hat. Sein herb abwehrendes Wesen hielt damals manchen von ihm fern und trug ihm viel Verkennung ein; wie Näherstehende ihn wertschätzten, zeigt eine Äußerung, die Professor v. Jürgensen, später in Tübingen, zu dem ihm befreundeten Klaus Groth that: „Wilhelm Jensen ist ein treuer Freund. Lassen Sie sich nicht stören durch Manieren."

Das Fachstudium trat in Kiel, Breslau und Würzburg aber immer mehr vor den Poetenneigungen zurück, und Emanuel Geibel, der ihn in das damals reichbewegte geistige Leben Münchens berief, gewann ihn gänzlich für die Dichtung. 1868 übernahm er die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung"; 1869 leitete er, nachdem auch seine erste Gedichtsammlung erschienen war, die „Norddeutsche Zeitung" in Flensburg, wo sein übermächtiges, stets feurig vorbrechendes Vaterlandsgefühl sich scharf und erfolgreich äußern konnte. Die dort entstandenen „Lieder aus Frankreich" gehören zu dem Trefflichsten der Kriegslyrik jener Zeit.

Nach vierjährigem Aufenthalt in Kiel (1872—76) fanden er und seine Dichtung eine neue Heimat in der Südwestecke Deutschlands. Beim Scheiden übergab er dem von ihm verehrten Klaus Groth einige noch aus dem Elternhause stammende Lorbeerpflanzen und Rhododendren, die unser Altmeister treu gepflegt hat. An der Seite einer schönen, feinsinnigen, besonders für Malerei hochbegabten Frau, welche er 1863 aus Wien heimgeführt hatte, verlebte der Dichter in seinem rebenumrankten Hause an der Dreisam, von welchem aus er auf die tannendüstren Schwarzwaldwände blicken konnte, in Freiburg schaffensfreudige Jahre im Kreise heranblühender Kinder; eine Tochter vermählte sich mit einem Manne aus deutschem Fürstenhause. Gegenwärtig lebt der Dichter in München-Schwabing. Die nahe Bekanntschaft mit oberrheinischem Land und Leben bot ihm Anregung zu mancherlei Schöpfungen. Hier spielen ganz oder in einzelnen Teilen „Götz und Gisela," „Der Pfeifer von Dusenbach," „Um den Kaiserstuhl," „Der Teufel in Schiltach," „Die Heiligen von Amoltern," „Am Ausgang des Reichs," „Unter der Linde." Den Chiemgau erblicken wir im wenig gelungenen „Hunnenblut" und den reizvoll schlichten „Glocken von Greimharting."

Es ist hier nun nicht der Ort, vergleichende und abschließende Untersuchungen anzustellen über Jensens Stellung und allgemeine Bedeutung in der deutschen Litteratur der Gegenwart. Dazu bedürfte es weiterer Vorerörterungen über die Höhe des kritischen Standpunktes und die Eigenart der angewandten künstlerischen Maßstäbe. Vorerst wird einmal jeder Dichter aus seiner Persönlichkeit heraus mit eignem Maße zu messen sein. Der Raum reicht hier auch nicht aus, eine eingehende Darstellung seiner dichterischen Gesamtthätigkeit zu geben.

Wenn Jensens Bedeutung auch wesentlich auf seinen Novellen und Romanen beruht, so ist doch, wie das jede Seite seiner Werke verrät, das lyrische Empfinden in ihm so mächtig, daß wir in seinen Liedergaben („Aus wechselnden Tagen," „Stimmen des Lebens," „Gedichte," „Vom Morgen zum Abend," „Um meines Lebens Mittag," „Im Vorherbst" u. a. Sammlungen) viele eigenartige und tiefempfundene Schöpfungen, formfeine und stimmungsreiche Gedichte finden, wenn auch seine Lyrik nicht überall wie bei Storm aus dem tiefinnersten Erleben herauswächst. Unter seinen erzählenden Gedichten sind zu nennen: „Vor Sonnenwende," „Die Insel," „Der Holzwegtraum" und manche scharfumrissene Zeichnung im „Skizzenbuch."

Die Kunstform des Drama ist im allgemeinen seiner Eigenart nicht sehr zusagend, weil Stimmungen und Einzelmotive zu oft die Architektonik der Komposition durchbrechen. Doch sind auch hier beachtenswerte Schöpfungen: „Der Kampf fürs Reich," „Das prächtige Lustspiel," „Der Wasunger Krieg," „Juana von Kastilien," „Dido."

Einen weiten, hochsteigenden Weg nahm Jensen als Novellen- und Romandichter. Schon die Erstlingsarbeiten deuten seine seltsame, wirkungsvolle Eigenart an. So wirkte (nach seiner eignen Äußerung) die Novelle „Die Liebe der Stuarts" frappierend auf einen Kritiker wie unsern Altmeister Klaus Groth, der auch „Magister Timotheus" und „Aus Lübecks alten Tagen" mit vollster Anerkennung öffentlich besprach. Seitdem erschien eine Fülle von Novellen und Romanen, zu viel, um alle gleichwertig sein zu können oder in intimer Kleinarbeit an allen Stellen die Vollendung Stormscher Novellen zu zeigen; aber auch das Unbedeutendere steht immer hoch über dem Durchschnittsmaß unserer Belletristik; überall zeigt sich der wirkliche Dichter von reicher Phantasie und leidenschaftlich bewegter Gestaltungskraft.

Besonderen Reiz werden für uns diejenigen Erzählungen haben, die auf schleswig-holsteinischem Boden erwachsen sind. Unter diesen zeigt „Heimkunft" besonders stark Jensens Eigenart in ihren Vorzügen und Schwächen, z. B. die weit ausholende Komposition, die Stimmungsgewalt, die scharfe Charakterzeichnung. Der Inhalt ist folgender: Jan Harring, früherer Leutnant in der schleswig-holsteinischen Armee, kehrt nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Australien nach Bosau am Plöner See zurück, wo er sich in Buschmanier einführt. Er nimmt dann seinen Aufenthalt in einer nahen Kleinstadt. Von dem scheinbar Heruntergekommenen wenden sich die früheren Freunde verächtlich ab, bis auf eine Nachricht von Jans ungeheurem Reichtum der Tanz um das goldene Kalb beginnt. Die Kleinstadtkreise sind dabei mit übertreibender Ironie gezeichnet. Im Hause des Bankiers, wo wir der äußerlich so feinedlen Hausfrau und dem kalten, eleganten Ehepaare Altmann begegnen, ergreift ihn eine Neigung zur taufrischen, schönen Tochter. Mit seiner Koketterie wird er herangezogen; als er, um zu prüfen, vom Verluste seines Reichtums spricht, verschließt man ihm schnöde die Thür. Im Hause eines friesischen Bauern auf Amrum findet seine tief empfindende, ungelenke Natur resignierende Ruhe. Bei dem harten, eckigen Friesenpastor Bokke Harring lebt er dann auf einer kleinen Hallig. Mit tiefer Kraft malt uns der Dichter dabei das Friesenland und -volk. Hier lebt auch Bina Fredden, die ihrem vor Jahren im Meere umgekommenen Bräutigam Treue halten will. Um sich selber vor der aufkeimenden Liebe zu Jan zu retten, schreitet sie in starrem Trotz bei Ebbezeit dem Wasser entgegen; doch gelingt es Jan, sie in der Nacht auf einen kleinen Halligfleck zu retten. Den Höhepunkt bildet die erschütternde Zeichnung der herbstlichen Sturmspringflut, welche auch die beiden Menschenherzen zusammenführt.

Von schlichterer Zeichnung ist die Erzählung „Der Herr Senator." Hier durchflechten auch die Reflexionen nicht so stark die Entwicklung.

Detlev Gundermann, ein self made man, ein stolzer Charakter, ist der eigentliche Leiter des Stadtwesens in einem kleinen ostholsteinischen Küstenort. Als der Bürgermeister stirbt, ist er in Gefahr, Fälschungen entdeckt zu sehen, die er in schwerer Not begangen hat. Man wählt seinen Sohn Folkart zum Bürgermeister. Als dieser die Entdeckung macht, will er den Verdacht auf sich selber lenken und sich töten. Dode, angeblich die Nichte des Senators, in Wirklichkeit die Tochter einer Frau, die er einst liebte, trägt eine tiefe Neigung zu Folkart im Herzen. Aus dem scheinbar immer stärker aufwachsenden Haß zwischen beiden flammt, als beide von Todessehnsucht an die Au getrieben sind, die tief innen lebende Neigung auf. Um den Vater zu retten, will seine Tochter Tina, eine feste nordische Mädchennatur, sich opfern und den ungeliebten Mann nehmen. Ihr Opfer kommt zu spät, aber des Vaters Andenken bleibt unangetastet. Das idyllische Kleinstadtleben, das Naturwalten sowie der Charakter des Senators finden besonders vertieften Ausdruck.

Am bekanntesten ist bei uns wohl die Novelle „Die persianischen Häuser." Hier zeigt sich auch deutlich die Art, wie bei Jensen sich an Erinnerungen des für allerlei „nugae et curiositates" schwärmenden Knabenlebens wie an einen Kristallkeim die Gestalten seiner Dichtungen ansetzen. Ein von dem Knaben in einem alten Hause der Fischerstraße in Kiel gefundenes Pastellbildchen und ein dem Medizinstudenten in die Hand fallendes Sonett Paul Flemmings rufen im Dichtergemüte jene schöne Erzählung aus Paul Flemmings Leben wach.

Das alte tom Kyle ersteht vor uns. Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, Adam Olearius, Paul Flemming wandeln vor unsern Augen. Agnete Burenäus, Tochter des poeta laureatus und Bürgermeisters, neigt in stiller Liebe zu dem herrlichen Dichterjüngling. Da führt eine gemeine Intrigue sie auseinander. Bei der Teilnahme an der moskowitischen Gesandtschaft lernt der Dichter in Reval Elsabe Niehusen, das Urbild des in Kiel gesehenen Pastellbildchens, kennen. Das Werden und Wachsen einer tiefen Neigung zwischen beiden ist in zartlieblicher, oft mystisch traumhafter Weise dargestellt. Als Paul Flemming in Hamburg sterbend und verlassen liegt, eilt Agnete, still entsagend, an sein Sterbelager.

Den Hang Jensens für das Rätselhafte zeigt besonders die Erzählung „Die Wunder auf Schloß Gottorp," die uns an den Hof des Statthalters Landgrafen Karl von Hessen führt, der samt seinem Hofe durch den vielgenannten Grafen St. Germain irregeführt wird durch Vortäuschung magischer Offenbarungen. Dorette Eggen, die Schwestertochter des Friesen Pidder Sövenbruder, durch die der Graf ohne ihr Wissen den Statthalter täuscht, wird vom Junker Kay von Sehestedt geliebt; nachdem er die Geflüchtete auf Sylt gefunden hat, führt er sie als seine Hausfrau heim. Das bei Jensen mehrfach auftretende Motiv, daß das Verhängnis durch die Reihe der Geschlechter hindurch die Lebensschicksale in unheimlicher Wiederholung gleich gestalte, tritt hier stark hervor, nicht minder die feinspielende ironische Darstellung menschlicher Beschränktheit.

Der Raum reicht hier nicht, alle auf Schleswig-Holstein sich beziehenden Dichtungen näher zu zeichnen. Nur ein Werk möge noch kurz skizziert werden. Gleich ausgezeichnet durch farbenvolle Schilderungen, durch den Ausdruck trotzigen Deutschbewußtseins, durch packende Konturen und prachtvolle Gegensätze und Parallelen der Charaktere entrollen uns die drei Erzählungen „Aus den Tagen der Hansa" Bilder des deutschen Mittelalters, deren Komposition an Freytags „Ahnen" erinnert; die Fäden sind aber bei Jensen kunstvoller und fester ineinander ge-

schlungen. Die erste Erzählung „Dietwald Wernerkin“ führt uns den Ahnherrn des Geschlechts vor. Dietwald rettet auf dem Ritt nach Lübeck Elisabeth von Holstein, die Tochter Gehrts des Großen und des eisernen Heinrich Schwester, vor einem Überfall; ihr Bild verläßt ihn nicht wieder. In Lübeck gewinnt er des gedankenkühnen Bürgermeisters Johann Wittenborg Gunst. Im Dienste Lübecks geht er nach Wisby, wo der falsche, kühne Dänenkönig Waldemar Atterdag, als Kaufmann verkleidet, Witta Holmfeld zum Verrat an der Stadt verführt. In Venedig trifft der eiserne Heinrich Dietwald Wernerkin und sendet ihn heim, damit er Elisabeth als Königin von Norwegen zu ihrem Lande geleite. Unterdessen ließ Johann Wittenborg im Kampfe mit Waldemar die Flotte der „Dudeschen Hansa“ vor Helsingborg zu Grunde gehen, betrogen von Ingeborg, der nixenhaft schönen Tochter Waldemars; in Lübeck wird er gerichtet. Waldemar trifft mit Heeresmacht den Zug Elisabeths und Dietwalds und will sie veranlassen, einander anzugehören; sie entsagen.

Ein Urenkel Dietwalds, Osmund Werneking aus Wismar, bildet den Mittelpunkt der zweiten, im 15. Jahrhundert spielenden Erzählung. Osmund rettet Lübeck vor einem Anschlage Christians; er wird nach Bergen geschickt zum dortigen Hansenhof. Zwei Töchter Erichs von Pommern, des königlichen Wiking, greifen in das Lebensschicksal Osmunds ein, beide ihn liebend: die dunkle Tove Sigburgdatter und die goldblonde, nordische Vilma Oldigson. Mit prachtvoll markanten Strichen ist der Überfall des Hansenhofes durch die Vitalienbrüder und die Nordmannen geschildert, bei welchem Tove, entsagend und sich selber opfernd, Osmund und Vilma rettet.

Gleiche Komposition zeigt die dritte Erzählung aus dem 16. Jahrhundert „Dietwald Werneken.“ Der Kaufherr Dietwald, ein Freund Marx Meiers und des so tragisch endenden Jürgen Wullenweber, zieht nach Dorpat, wo Folka Wulflam, die wildkühne Enkelin des Wiking Visimar, eine Herzensneigung zu ihm faßt. Dietwald begiebt sich nach Nowgorod, wo er die letzten Trümmer der Hansenmacht wieder aufzurichten strebt; dort findet er in verlorner Einöde Elisabeth Warendorp, seines Geschlechtes Anverwandte. Die Lerche und das Goldkreuz der ersten Erzählung verflechten sich wieder in die Ereignisse. Bei dem vernichtenden Überfall durch die Russen ist es Folka Wulflam, die Dietwald und Elisabeth entsagend und mit namenloser Kühnheit rettet.

Unter den humoristischen Erzählungen Jensens mögen „Der Teufel in Schiltach“ und die Sommergeschichten genannt werden. Andere Novellen, welche sich weiter Beliebtheit erfreuen, sind „Die braune Erika,“ „Trimborn und Cie,“ „Lübecker Novellen,“ „Frühlingssturm,“ „Nordlicht,“ „Ein Ton,“ „Unter der Linde,“ sowie die Sammlungen „Aus stiller Zeit“ und „Neue Novellen.“

Die vollste Kraft entfaltet der Dichter in seinen historischen und kulturhistorischen Erzählungen, wie überhaupt seine großen Romane vortreffliche Zeitbilder sind. An die geschichtlichen Daten pflegt sich der Dichter trotz der vielfachen historischen Einlagen nicht viel zu halten; er bietet vielmehr ein farbenfreudiges Phantasiegemälde, welches aber die Kulturverhältnisse und kleinen Züge der Zeit mit plastischer Vortrefflichkeit zeichnet. Durch „Karin von Schweden“ begründete er recht eigentlich seinen Ruhm. „Die Juden von Köln,“ „Minatka,“ „Versunkene Welten“ folgten, ebenso die Romane „Aus dem 16. Jahrhundert,“ „Um den Kaiserstuhl.“ Auch „Aus schwerer Vergangenheit“ ist zu nennen. „Vom römischen Reich deutscher Nation“ malt mit feinem Humor das Zeitalter Friedrichs des Großen; „Nirwana“ schildert wuchtig die französische Revolution. Der Roman „Am Ausgang des Reichs“ giebt in der Schilderung des Hofes von Karl Theodor von Pfalzbaiern ein feinzügiges Bild des schillernden, vermorschten Kulturlebens,

das vor dem Sturmhauch der Franzosenzeit zusammenbricht. Der charakterlose, feine Ästhetiker und Lebenskünstler Karl Theodor, sein Gegenstück, der riesige Lord Fitzgerald, der edle Karl Theodor v. Dalberg, der vaterlandsglühende, schrullige Reichsfreiherr Bodo v. Sinsburg, die Gestalten aus dem Volke Verena und Arnulf gruppieren sich zu einem farbenbewegten kulturhistorischen Gemälde.

Von den größeren Romanen mögen noch Erwähnung finden „Flut und Ebbe," „Nach hundert Jahren," „Vom alten Stamm," „Metamorphosen," „Drei Sonnen," „Die Namenlosen," „Sonne und Schatten," „Barthenia," „Über die Wolken," „In der Fremde," „Runensteine," „Die Kinder vom Ödacker," „Jenseit des Meeres," „Doppelleben." An kleineren Erzählungen schrieb der Dichter u. a. „Diana Abnoba," „Eddystone," „Das Asylrecht."

In der Gesamtheit seiner Schöpfungen tritt uns Jensen als stimmungsmächtige und gestaltungsfreudige Poetenpersönlichkeit entgegen. Seine Dichtung ist noch eine duftreiche Nachblüte der Romantik. Weder der philosophische, systemerprobte Denker noch der moderne Litterat mit Tendenz- und Problemenhascherei zeigt sich bei ihm. Weder die Darstellung der tiefen Kämpfe unserer Zeit noch die Entfaltung einer starken Weltanschauung mit religiösen, philosophischen, ethischen und sozialen Weit- und Tiefblicken liegen innerhalb der Grenzen seiner künstlerischen Thätigkeit. Leider hat sich der Dichter nicht gewahrt vor einer Zeitkrankheit, dem Versinken in Pessimismus („Tagebuch aus Grönland" u. v. a.), über dessen graue Öde und sonnenlose Lebensanschauung ihn freilich sein künstlerisches Empfinden oft wieder emporheben muß:

„Halt' bereit
Neue Schwinge,
Daß sie dich hinüberbringe
Zur Erinn'rung schöner Zeit!"

Eine leise Schwermut, die Neigung zur Tragik, zur Resignation ist aber doch vorherrschend.

Das, was den Dichter macht, die Fähigkeit, mit feinem Ohr, mit scharfem Auge ins Leben zu lauschen und zu spähen, die Kraft, die Ideen zu verbildlichen, Gedanken und Wirklichkeit sich durchdringen zu lassen, besitzt Jensen in reichem Maße. Vor allem hat er eine tiefe Liebe und ein feines Verständnis für alle wahrhaften und innerlich geläuterten Naturen. Sein Pessimismus verhindert aber auch das Spiel des feinen, freien, herzwarmen Humors, obgleich der Dichter anfangs Dickens' Spuren folgen zu wollen schien („Magister Timotheus"); er wird aber zu bald bitter und schwer, zur Satyre oder düsterer Resignation übergehend.

Es giebt eine moderne Poesie, die den Humor, die überhaupt die Stimmung schroff und erbarmungswürdig scheut. Bei Jensen überspielt die Stimmung alles; das helle Licht der Wirklichkeit wird gern von dämmerigen Traumarabesken umrankt, spielt gern durch farbige Scheiben in halbdunkeln Räumen, so daß die Naturdinge beseelt erscheinen. Die innere Beseelung der Charaktere ist allerdings nicht immer in demselben Maße lebensvoll; hierin übertrifft ihn Storm, dessen Einfluß in seinen Erstlingswerken wahrnehmbar zu sein scheint, der aber in Gestaltenreichtum und farbiger Kleinmalerei wieder hinter Jensen zurücksteht. Wollte man unter den Malern nach Künstlern suchen, die unserm Dichter geistesverwandt sind, so müßte man vielleicht an Moritz Schwind oder an Böcklin denken.

Als Sittenschilderer, als Dichter der großen historisch-phantastischen Romane mit ihren prachtvollen geschichtlichen Weitblicken ruft er unwillkürlich Vergleiche mit Freytag und Riehl wach, deren historische Dichtungen allerdings klar verraten, daß jene Männer zugleich in hervorragender Weise Forscher und Gelehrte waren. Jensens leidenschaftliche Lust am Fabulieren gestaltet dagegen die Ereignisse viel konfliktreicher, macht vergilbte Chroniken lebendig; das einzelne Menschen-

schicksal ist ihm das Wertvollste. Dabei greift er in späteren Produktionen oft schon zu starken Abenteuerlichkeiten und Seltsamkeiten und zeigt vielfach Vorliebe für dunkle, unerquickliche Zustände.

Eine künstlerisch rund und klar geschlossene Form fehlt bei vielen Dichtungen; historische Seitengänge und breite Stimmungsmalereien durchbrechen oft die Architektonik seiner Romane, entschädigen allerdings durch ihren dichterischen Eigenwert.

Durch diese weitausladende Art der Darstellung, durch die realistische Breite der Details wird zuweilen die psychologische Vertiefung der Charaktere in den Hintergrund gedrängt. Das Einzelne bei ihm aber wirkt stets durch den Zauber der Wortmelodie, den plastisch malenden, reichbewegten Stil, das klare Farbenleuchten der Bilder, die edlen Linien der Zeichnung, durch die Sprache, die alle Töne findet von der Wucht der Leidenschaft bis zur weichen Resignation.

So nennen wir in Jensen einen Poeten unser eigen von starker Sonderart, der niemals dem Modegeschmack sich anpaßte und trotzdem eine breit sich dehnende Wirkung erzielte. Vor den Neigungen eines unkünstlerischen Naturalismus bewahrte ihn schon seine starke Eigenart; auch in seinen seelischen Analysen tritt der moderne Zug zum Krankhaften und zu den düstern Seiten selbst da nicht brüsk hervor, wo er widrige Entwicklungen schildert, wie in „Luv und Lee."

Als Besonderheiten Jensens könnte man noch die vielfachen Parallelen in Ereignissen und Charakteren nennen (z. B. „Aus den Tagen der Hansa"), auch das häufige zweite Aufleben vergangener Ereignisse („Späte Heimkehr"). Von den alten Novellisten aber, die nur erzählen wollten, die ihre Dichterpersönlichkeit ganz zurückhielten, unterscheidet sich Jensen auf das stärkste; seine oft träumende, oft ironisierende Reflexion begleitet alles und mischt die Empfindungen oft so sehr, daß überall wohl starke, tief erregende Eindrücke wirksam werden, daß aber nicht immer der volle Klang einer einzigen mächtigen Stimmung erreicht wird.

Manches unter den Werken unseres Dichters wird im Wechselgange der litterarischen Bewegungen in den Hintergrund treten; das Vollwertige jedoch, das dauernd ein wertvolles Bestandstück der deutschen Nationallitteratur bleiben wird, sowie das fernere Schaffen des noch in voller Poetenkraft stehenden Dichters verdienen in besonders reichem Maße das Interesse der Schleswig-Holsteiner, die die innerlichste Eigenart ihres Landes und Stammes so vielfach aus seinen Werken in feinen Zügen und lebensvollen Farben können hervorleuchten sehen.

Das Christians-Pflegehaus in Eckernförde.

Von Heinrich Lund in Kiel.

I.

Wer vor hundert, ja, noch vor fünfzig Jahren einen Eckernförder Bürger nach den Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt gefragt hätte, dem wäre gewiß zunächst das Christians-Pflegehaus genannt worden. Heute ist der Name dieser Anstalt verschollen; kaum nimmt ihn noch ein alter Eckernförder gelegentlich einmal in den Mund. Die Voraussetzungen, denen das Pflegehaus seine Entstehung verdankte, haben sich im Laufe eines Jahrhunderts gründlich verändert; die Ansprüche, die es befriedigte, die Wirkungen, die es ausübte: alles liegt in der Vergangenheit, und keine Fäden reichen in die Gegenwart hinüber. Doch war es einst eine segensreiche Einrichtung, und wenn man sich in seine Geschichte vertieft, so entrollt sich dem Auge ein interessantes Kulturbild. Allerdings fließen die Quellen für die Geschichte der Anstalt nur reichlich, soweit es sich um

ihre Blütezeit handelt; für die letzten Jahre versiegen sie fast ganz. Doch vermag hier die mündliche Überlieferung noch manches zu ersetzen.

Das Pflegehaus war bestimmt für Unteroffiziere und gemeine Soldaten, die im Kriege oder in der Garnison dienstuntüchtig geworden waren, — also sowohl für wirkliche Invaliden als auch für abgedankte Soldaten, ebenso aber auch für deren Frauen und Kinder. Diese Zweckbestimmung führt vor unserm Geiste eine hinter uns liegende Zeitperiode herauf: die Tage, in denen die Werber das Land durchzogen. Alle, die sich verleiten ließen, das Handgeld zu nehmen, waren dem Kalbfell verfallen, so lange die Kraft irgend reichte; an eine Entlassung war nur zu denken, wenn Dienstuntauglichkeit dazu zwang. Die Einrichtung des durch Werbung ergänzten stehenden Heeres bestand in Dänemark seit Einführung der Souveränität im Jahre 1660. Um diese zu erhalten und zu befestigen, vor allem gegen den Adel, genügten die früheren Heere nicht mehr, die nur für die Dauer eines Krieges geworben wurden. Allerdings gab es neben dem stehenden Heere auch eine Landwehr, anfangs als besondere Truppe, später mit den geworbenen Mannschaften vereinigt, deren Glieder auf 6, später auf 12, unter Umständen sogar auf 18 Jahre verpflichtet waren; hier war aber Stellvertretung gestattet, und ein Stellvertreter konnte mehrmals nacheinander immer aufs neue zugelassen werden: so gab es also auch hier viele, die unter der Muskete grau wurden.

Der Soldatenstand war verachtet; die Verteidiger des Vaterlandes waren die Parias der Gesellschaft. Kein Wunder, denn was sich damals in den Kasernen zusammenfand, war eine zuchtlose Bande, nur durch eiserne Disziplin zu regieren. Man sah es gerade als einen Segen der Werbungen an, daß durch sie das Land von „Saufbrüdern und Herumtreibern“ befreit wurde. Eine Zeit lang bestand sogar die Anordnung, daß unverbesserliche Diebe, Bettler, Verbrecher ohne weiteres zwangsweise in die Armee hineingesteckt werden konnten. Und die Gutsbesitzer ließen zur Landwehr mit Vorliebe solche ausheben, die ihnen irgendwie unbequem wurden; hatten sie doch auch das Recht, einen nach Ablauf seiner 12 Jahre entlassenen Landwehrmann, der nicht die ihm angebotene Katenstelle bereitwillig annahm, aufs neue wieder zur Armee zurückzuschicken, damit er noch 6 Jahre diene. Es läßt sich leicht ermessen, welche Fülle von Widerwillen und Haß, von Unsittlichkeit und Trunksucht, von Gleichgültigkeit gegen Recht und Pflicht, von moralischer Verderbnis jeder Art sich in der Armee ansammelte. Der dänische Geschichtsschreiber Suhm erzählt: Einmal fragte ich die alte Witwe eines Kätners: Wie viel Söhne habt Ihr, Mutter? — Ich habe 7 Söhne gehabt, aber die sind, gottlob! alle tot. — Warum gottlob? — Weil sie Soldaten werden sollten! —

Die Berufssoldaten durften sich aus naheliegenden Gründen verheiraten. So gab es also neben den Unteroffiziersfrauen auch Frauen der Gemeinen und Soldatenkinder genug. Ihr Los war traurig. War der Mann in der Kaserne, so mußte er seine karge Löhnung mit seiner Familie teilen; war er zur Übung oder zur Revue auswärts, so hatte sie nichts. Allerdings war sowohl den Soldaten als auch ihren Angehörigen Nebenerwerb gestattet, doch war dieser selbstverständlich nicht lohnend. Die Kinder wuchsen, trotzdem es hin und wieder Garnisonschulen gab, in entsetzlicher Verwilderung auf.

Aber die Not in der Kaserne oder in den Quartieren war nur das Vorspiel einer größeren. War der Soldat dienstuntauglich geworden, so entließ man ihn, und dann hatte er garnichts, sondern vermehrte mit seiner Familie die Zahl der fahrenden Leute, der Landstreicher, die noch vor hundert Jahren eine schier unerträgliche Plage des Landes waren. Man sammelte wohl hin und wieder für die ins Elend gekommenen Landesverteidiger, indem man Becken für sie an die Kirchthüren stellte; auch wird berichtet, daß die Landesherren hie und da mit

zeitweiligen Unterstützungen eingriffen, wo die Not zu groß erschien. Doch hören wir auch, daß die Hülfe immer nur Einzelnen zu teil ward und vielfach nicht den Bedürftigsten und Würdigsten, sondern denen, die sich anzudrängen verstanden. Auch Regiments-Invalidenkassen, von denen später berichtet wird, vermochten nur karge Pensionen zu bieten; die Mehrzahl war auf die Landstraße angewiesen und fand ihr Ende im Gefängnis, im Armenhause oder hinter einem Zaun.

Wichtig wurde es, daß man in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Kriegshospitalskasse errichtete, um dem Elend zu wehren. Es wurde ein Kapital für diesen Zweck zusammengebracht und stetig vermehrt. Jeder Offizier mußte bei seiner Beförderung eine Summe beisteuern; dazu kamen noch andere Einnahmequellen, z. B. das Recht, in Dänemark Lotterien einzurichten und die Einkünfte daraus zu beziehen. Doch scheint die Verwaltung der Kasse nicht energisch gewesen zu sein; wir hören später, daß das zuletzt genannte Recht gar nicht mehr ausgeübt, sondern stillschweigend an die Verwaltung des Waisenhauses überlassen wurde, schwerlich deswegen, weil man dieser Einnahme nicht bedurft hätte, sondern wohl nur aus großer Gleichgültigkeit gegen das Elend.

Christian VI., von streng religiöser, pietistisch gefärbter Sinnesrichtung, suchte in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in der Behandlung der Veteranen praktisches Christentum zu bethätigen. Er ließ Unteroffiziere und Gemeine, die auch zu leichtem Dienst in den Garnisonregimentern, die er für sie einrichtete, nicht mehr tauglich waren, samt ihren Weibern und Kindern auf einem vor Kopenhagen gelegenen königlichen Gehöfte, das der Kriegshospitalskasse überlassen worden war, unterbringen. Doch wird der Aufenthalt auf diesem „Ladegaard" als ungemütlich geschildert: die Zimmer waren eng, niedrig und schmutzig, die Luft schlecht und das Ganze durchaus unzureichend. Es bestand noch ein kleineres Pflegehaus in der Stadt selber, auch ein paar Garnisonschulen waren vorhanden; doch waren alle diese Einrichtungen so beschränkt, so elend, daß bei einer unter Friedrich V. angeordneten Untersuchung der damit beauftragte General zornig schrieb: „Was habt Ihr anderes, als Euren verfluchten Ladegaard, einem alten Soldaten zu bieten!"

Die Untersuchung wurde durch die philantropische Bewegung veranlaßt, die damals durch Europa ging und die trotz der mit ihr verbundenen Phrasenhaftigkeit doch großen Segen gestiftet hat. Als durch die ungeschminkten Berichte des Generals das Elend aktenmäßig festgestellt war, sann man auf Abhülfe, und bei Gelegenheit einer Heeresreorganisation im Jahre 1764 wurde eine Einrichtung vorgeschlagen und ein Jahr später ausgeführt, die alle ähnlichen Veranstaltungen anderer Länder übertraf, vor allem Preußens, das doch sonst in militärischen Dingen voranging. Das war das Pflegehaus.

Aus den Einkünften der Lotterie wurden 50000 Thlr. entnommen als Vergütung für die dauernde Abtretung der vorhin bezeichneten Gerechtsame an das Waisenhaus; für diese Summe wurde ein Haus in der großen Königsstraße in Kopenhagen gekauft und auf diesem Grundstück 1765 ein Pflegehaus errichtet. Am 12. September 1765 wurde es zunächst mit 20 Kindern eröffnet. Es erhielt nach dem Gründer den Namen Friedrichs-Pflegehaus.

Die Bestimmungen für diese Anstalt, die im wesentlichen bis zu ihrer Auflösung maßgebend gewesen sind, lauten wörtlich nach der vom König approbierten Vorstellung des General-Kriegs-Direktors folgendermaßen:

1. Wäre einer Anzahl unvermögender Invaliden, die nicht mehr ihr Brot verdienen oder von der ihnen bis dahin gereichten Pension subsistieren können, für die übrige Zeit ihres Lebens Quartier und anständige Verpflegung zu verschaffen.

2. Wäre eine Anzahl kümmerlicher und sich wohl aufführender Soldatenwitwen gleichfalls mit lebenswieriger Verpflegung zu begnadigen.

3. Wären auch darin arme, verlassene Soldaten-Waisenkinder bis in ein gewisses Alter aufzunehmen und ihnen eine christliche Erziehung und Verpflegung zu geben.

4. Wären auch darin große Informationssäle einzurichten, um diejenigen Soldatenkinder, deren Eltern den für jedes Kind allergnädigst bewilligten täglichen Sechsling angenommen haben, unentgeltlich im Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden.

5. Wären darin abgesonderte und bequeme Kranken- und Siechstuben, wie auch solche Gelegenheiten einzurichten, wo erforderlichenfalls Züchtlinge und Wahnwitzige eingesperrt werden könnten.

6. Wären alle dabei gehörigen Ober- und Unterbeamte darin einzulogieren.

Zum vierten Punkt wird hinsichtlich des allergnädigst bewilligten täglichen Sechslings eine Erläuterung nötig sein. Dieser wurde allen Soldatenkindern von der Taufe bis zum fünfzehnten Jahre gereicht, wenn die Eltern sie schon in der Wiege an die Armee verkauft hatten. Das geschah durch Unterschreiben eines Kontrakts, durch den der Knabe gezwungen wurde, nach vollendetem fünfzehnten Jahre in die Armee einzutreten. Der Sechsling galt als Handgeld.[1]) Die auf diese Weise „geworbenen" Kinder mußten bis zu ihrer Einkleidung ein rotes Halstuch tragen, wie alle Knaben, die durch die sogenannte Schillingswerbung im voraus in den Machtbereich des Heeres getreten waren, damit sie jeder Werber sofort als schon geworben erkennen konnte.[2]) — Wollten die Eltern eines Soldatenkindes über ihr Kind nicht in dieser Weise verfügen, so verloren sie die Versorgungsansprüche für die Kinder, auch wurde ihnen — zeitweilig wenigstens — die Berechtigung abgesprochen, ihre Kinder umsonst in die Schule schicken zu dürfen; unzweifelhaft haben sie auch unter vielen Schikanen zu leiden gehabt. Denn das Gefühl für das Unwürdige dieses Handels war nicht allgemein verbreitet. In einer gleichzeitigen Schrift heißt es: „Alle braven Dänen werden Gott und dem Könige danken für eine so heilsame Einrichtung." —

Doch verlor die Sache, entweder aus Gründen der Humanität oder der schweren Durchführbarkeit halber ihre Bedeutung; seit 1772 sind derartige Kontrakte nicht mehr abgeschlossen worden. Von dieser Zeit an wurden im Falle großer Bedürftigkeit auch Soldatenkinder, deren Eltern noch lebten, ohne jene Bedingung ins Pflegehaus gebracht. —

Übrigens schien es, als ob die Anstalt bald nach ihrer Gründung schon wieder eingehen sollte. Der König Friedrich V. starb und sein Nachfolger, der geistesschwache Christian VII. hatte anfangs keine Neigung, das Werk seines Vaters fortzusetzen. Doch wurde die Stimmung bald wieder günstig, und am 10. Dezember 1767 konnte man die Einrichtungsarbeiten als abgeschlossen ansehen. Das Stift erhielt jetzt nach dem neuen Könige den Namen Christianspflegehaus. Für die 5000 Thaler aus der Lotteriekasse waren Bau und Ausstattung bezahlt worden;

[1]) Anfangs war es ein Schilling, der vom 5.—9. Jahre gereicht wurde; die Änderung der Bestimmung stammt aus dem Jahre 1764.

[2]) Die Schillingswerbung war der gröbste Unfug, der bei der Werbung vorkam. Um billig Soldaten zu bekommen, warb man schon Knaben an. Für einige Schillinge wußte man sie zu überreden; hatten sie das Handgeld genommen, so mußten sie in einem bestimmten Alter eintreten. Allerdings war das Risiko groß: der Knabe konnte dienstuntüchtig bleiben, er konnte fortlaufen oder sich anderweitig anwerben lassen. Doch war andererseits die Werbesumme gering, und um das Risiko zu verringern, mußte ein Kontrakt vor Zeugen abgeschlossen werden, und der Knabe war verpflichtet, bis zu seinem Eintritt die rote Halsbinde zu tragen.

nun verkaufte man den Ladegaard und brachte die Pfleglinge dieses Hofes sämtlich ins neue Stift; ebenso vereinigte man die zweite Pflegeanstalt und die meisten Garnisonschulen mit dieser Anstalt. Die Zahl der Pfleglinge war anfangs auf 300 festgesetzt, stieg aber bald auf 500. Die Aufsicht wurde durch Einteilung in Kameradschaften erleichtert; die Uniform war grau mit roten Aufschlägen. Alle Pfleglinge mußten sich nützlich beschäftigen; anfangs wurde Weberei und Schusterarbeit, später das Spinnen bevorzugt.

Im Jahre 1775 scheinen ungünstigere Zeiten für das Pflegehaus gekommen zu sein. Es mußte die Gebäude verlassen, die eigens für seine Zwecke erbaut worden waren, und sich 10 Jahre lang mit dem allgemeinen Krankenhause in die Räume einer Kaserne teilen. Da wurde 1784 der Landgraf Karl von



Landgraf Karl von Hessen.
(Nach einem Steindruck, Zeichnung von C. C. A. Böhndel 1830.)

Hessen, Schwager des Königs und Statthalter von Schleswig-Holstein, nach Kopenhagen berufen, um wieder einmal eine Hauptveränderung der dänischen Armee vorzunehmen. Er wünschte die Kasernen wieder für das Militär zu benutzen; da man dann aber weder Pflegehaus noch Krankenhaus glaubte unterbringen zu können, schlug man ihm vor, eine neue Kaserne im Rosenborger Garten zu erbauen. Die Kopenhagener haben Ursache, dem Landgrafen dankbar zu sein, daß er ihnen den herrlichen Park gerettet hat. Er erbot sich nämlich, dem Pflegehause ohne die geringste Entschädigung eine Anzahl von Gebäuden, die er in der Stadt Eckernförde besaß, zu überlassen. Nachdem Graf Schimmelmann auch das Krankenhaus anderweitig untergebracht hatte, war die Kaserne also wieder frei; der dänische Fiskus hatte die Summe von 700000 Thalern gespart, die sonst für den Neubau

der Kaserne hätten verwendet werden müssen, und der Rosenborger Garten brauchte nicht verkleinert zu werden.

Die Gebäude, die dem Landgrafen von Hessen in Eckernförde gehörten, waren Eigentum des bekannten Kanzleirats Otte gewesen. Dieser Mann, dem auch die Güter Kriesebyh und Bienebek gehörten, hatte durch seinen Unternehmungsgeist einen Aufschwung der Stadt herbeigeführt. Ihm gehörten die meisten der 30 Schiffe, die Eckernförde damals in See hatte; er hatte am südlichen Eingange der Stadt außer einer Färberei und mehreren Strumpfwirkereien eine Anzahl von Fabriken und Manufakturen eingerichtet, die Plüsch, Fries, Manchester, wollene Zeuge, Amidam und vor allem die heute so sehr gesuchten Fayencen lieferten. Die Gebäude bildeten eine Doppelreihe; die nach Osten liegenden enthielten ganz oder vorzugsweise die Fabriken, die westlichen die Beamten- und Arbeiterwohnungen.

Nach Ottes Tode in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gingen seine Fabriken und Manufakturen ein; nur die Fayencefabrik bestand noch eine Zeitlang. Doch war die Ware schon in den letzten Lebensjahren Ottes wegen Mangels an Geld schlechter geworden, und bald mußte auch diese Fabrik geschlossen werden. — Die Gebäude aber kaufte der Landgraf Karl. Er beabsichtigte, wie berichtet wird, „nützliche und große Unternehmungen für das Land darin zu beginnen." Vor allem sollte sein Liebling, der bekannte Abenteurer Graf von Saint-Germain, seine geheime Kunst in der Herstellung verbesserter Färbestoffe beweisen. Doch wird aus der Sache nicht viel geworden sein, trotzdem der Graf nach Eckernförde übersiedelte. Wie es scheint, lief das Ganze auf eine gewöhnliche Färberei hinaus. Und als Saint-Germain, trotz des Lebenselixirs, das er zu besitzen vorgab, im Jahre 1784 in Eckernförde gestorben war,[1]) scheint der Landgraf seine Pläne aufgegeben zu haben, und die Gebäude mögen ihm eine Last gewesen sein. Daß er sie dem Pflegehaus unentgeltlich überließ, verdient darum keine geringere Anerkennung.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

6. Em schall de Kęhl foortsen af.**)

Dar sünd mal 'n paar Dachlöners weß, de hebbt Kohl stęl'n wullt.

Nu węt se,[1]) de Preester hett je so'n schön'n Kohl. Un do gat se 's abens hen un sni't sik den Kohl af.

As se dar nu bi sünd to sniden, do seggt se een to'n annern: „To den Kohl, dar höört je uk 'n fett Schap too."

Nu węt se, dat de Preester uk je fett Schap hett, wo he ęr een vun afftan kann. Un do geit de een hen un schall dat Schap hal'n, un de anner schall wiltdes[2]) de Kohlköpp vun een deel'n.[3])

[1]) Er liegt in Eckernförde begraben, nicht, wie Wilhelm Jensen in seinem Roman „Die Wunder auf Schloß Gottorp" sagt, in Schleswig.

*) Zu dem Märchen des vorigen Heftes (Na Möörn!) teilt mir Herr Lehrer Karstens in Moorrege bei Ütersen mit, daß dasselbe mit einer unwesentlichen Abweichung im Inhalt (der Schalk von Apotheker packt dem Burschen einen Bienenstock in seinen Korb) auch in seiner Heimat Ditmarschen erzählt wird. Als Ort wird statt Möörn der Name Hohn genannt. Herr Bürgermeister Langenheim in Eutin ist geneigt, in Möörn eine Entstellung aus Mölln zu sehen.

**) Bei einem Besuch, den ich kürzlich auf einer Märchenfahrt dem alten Marcus Hinrich Frank in Lensahn machte, von dem ich bis jetzt 65 Geschichten habe, hatte ich das Glück, einen zweiten Erzähler dort zu entdecken, den 60jährigen Hans Lemke, der

As he dar nu bi is to deel'n, do secht he ümmer: „Dat is min'n Kopp, un dat is din'n Kopp, dat is min'n Kopp, un dat is din'n Kopp."

Do kümmt de Köster dar verbi — dat is dich an'n Kirchhoff weß — de höört dat.

Do löppt he hen na'n Preester un secht, he schall gau [4]) mit em kam'n, de jüngs Dach is kam'n, de Engeln sünd al up'n Kirchhoff un deelt sik de Dodenköpp vun een.

„Ja," secht de Preester, „ik heff man so vel Jich [5]) in 'e Been'n, denn muß du mi dregen."

Do nimm't de Köster em up 'n Nacken un bricht mit em los'.

As he dar nu mit em ankümmt bi den annern, do meent dee je, dat he mit dat Schap kümmt, un do secht he: „Smit em [6]) man dal. Em schall de Kehl foortsen [7]) af."

Do smitt de Köster den Preester vun Liv' un nei't ut. [8])

Awer do kann de Preester noch vel duller lop'n as de Köster.

Nu hett de Preester so 'n stiv' hirschlellern Büx [9]) anhatt, de hett sik ümmer so streken. [10]) Un so as he löppt, secht de Büx ümmer: „Giff di, giff di!"

Do secht de Preester: „Ne, geben doo 'k mi ne, un wenn 'k mi uk dot lop."

Nach Wilh. Harms in Altenkrempe.

Anmerkungen: [1]) wissen sie. [2]) währenddes. [3]) auseinander teilen. [4]) eilends, schnell. [5]) Gicht, auch zur Bezeichnung von Rheumatismus. [6]) Das männliche Geschlecht erklärt sich aus der Vorstellung, daß es ein Hammel ist. [7]) sofort. [8]) wörtlich: näht aus = reißt aus. [9]) steife hirschlederne Hose. [10]) gestrichen.

Ein Beitrag zur Beantwortung der von J. J. Callsen in Nr. 4 der „Heimat" gestellten Fragen betr. Ortsnamenkunde.

Von Joh. Langfeldt, Lehrer in Flensburg.

1. Brunde (im Volksmunde Brunn), Ksp. Ries, 1203 Brunnæ; Brunde, Ksp. Skjolde, Bjerge Harde (Fühnen), 1597 Brond (D. M. VI, 4); Brunn, B. Gotl. (Schweden); Brunna, Upl. (Schweden); Brunnar (Isl.); Brönd b. Norburg (Alsen); Baldersbrønde zw. Kopenhagen und Roskilde.

2. Brundberg, Hof und Anhöhe im Ksp. Loitkirkeby; Brunberg, Hof im Ksp. Leck; Brøndberg (Jütland), 1452 Broubergh (D. V.); Brunsberg, Haus im Ksp. O.-Lügum; Braunsberg in Ostpreußen, 1370 Brunsbergh (H. R. II). — Brunby, Haus im Ksp. Feldstedt und Hünengrab im Ksp. Egwatt; Brønhoffue 1550 (D. M. VI, 4) auf Fühnen; Bornhöved in Holstein; Bröns' Höhe auf Sylt (einer Sage zufolge liegt hier ein König dieses Namens begraben); Brynsby, Grabhügel im Ksp. Jels, wo ein König Bryn begraben sein soll; Brønshøj auf Amager, 1193 Brunshogæ (Kj. D. I, 3). — Brunholt 1340 [(Ries-

mir dann bei ‚Marß Hinnerk' 35 zum Teil recht lange Geschichten erzählt hat', so daß aus der kleinen Wohnung nicht weniger als 100 Geschichten stammen. Unter L.s Geschichten befindet sich auch die oben mitgeteilte. Nach L. findet das Auseinanderzählen der Kohlköpfe und das Abhäuten des Hammels in der Totenkammer statt. Un as de Köster mit den Preester andregen kümmt, do hett de een sik dat Hamelfell öwerhängt. dat de Kopp na vörn too apen steit. Un dat sücht je so schruteri ut, do meent se, dat de Dööwel dat is. Das ist natürlich nicht richtig. Bei Ankunft der Geistlichkeit kann nur der Zählende allein da gewesen sein. Ebenso ist auch der Hammel noch nicht da gewesen. Denn der Zug, daß der Küster mit dem Priester auf dem Nacken für den Hammelträger gehalten wird, darf in der Geschichte durchaus nicht fehlen. Brauchbare Züge sind außer der Totenkammer, die auch in einer Eutiner Fassung vorkommt, daß der Küster vergessen hat, die Turmuhr aufzuziehen, und daß er das noch spät abends nachholen will, ferner daß er zum Priester sagt: he mutt henkam'n un beden de Doden to Rau, de sünd mank er Köpp verbistert, und endlich daß nicht der Priester, sondern der hinter ihm her laufende Küster de stiv' hirschlellern Büx an hat, deren „Giff di!" den Priester so in Angst setzt.

Harde); Brunholt (Island). — Brundlund, Schloß bei Apenrade, nach 1411 erbaut; Brundelund, Ksp. Rustrup. — Brunsholm, adel. Gut im Ksp. Esgrus, vom J. 1446 (D. F.) sicher bezengt; Brnnsholm. Ksp. Bergenhusen; Brønsholm bei Kopenhagen. — Brunsnis, Ksp. Broacker, Fl. Stadtrecht 1284: Brunznes (ob Bruneranse 1423 im D. F. I, 310 für Brunenase verschrieben steht?); Brunznæs 1231, Konunglef auf Ärö, mutmaßlich das hentige Ksp. Marstal; Brunsnäs, V. Götl. (Schweden). — Bruntofte a. Falster, 1231 Brunætoftæ; Brunstoft bei Tyrstrup, gehörte 1563 zu den Einkünften des dortigen Pfarrers. — Brunswik b. Kiel; Braunschweig, 1373 Brunswyk (HR. II).

Brunok, untergeg. Kirche in der ehem. Edomsharde, 1523 Brunocke (D. F. II, 165). — Brunotterkoog in der Wiedingharde, 1618 eingewonnen; Bruns Odde, Häuser im Ksp. Rodenäs. — Brunlid, V. Gøtl. (Schweden). — Brunastadir (Island); Brønsted bei Fredericia. — Brunhem, V. Gøtl. (Schweden); Brunnæm c. 1400 (Æ. A. R. I, 20), jetzt Brøndum, Slet-H.; brunnum 1231 (V. J.), jetzt Brounum, Hindborg-H. Salling; Brynnwm 1522 (G. J. T.), jetzt Bryndum (Jütl.) u. v. a. O. in Jütland. — Bruneslef 1085, jetzt Brønderslev in Dänemark. — Brunby auf Seeland, 1231 Brunbu; Brunsbo, V. Gøtl. (Schweden); Brunby, V. Manl. (Schweden); Brundby bei Horsens und Tisted (Jütl.). — Brunsbüll, Ksp. Sterup, adel. Hof, schon 1397 gen.; Brunsbøl in Dänemark, 14. Jahrh. Brunesbul, Brundesbul; Brunsbüttel a. d. Elbe, 1447: Brunßbuttel (D. F. I, 533). — Brunsgaard, Hof im Ksp. Skrave; Bruntetenßgarde 1518 (D. F. II, 133, 418) im Ksp. Bordelum. — Brynstorp, Ksp. Skærbæk, Hvidding-H., Anfg. 16. Jahrh. (R. O.); Bronstrup 1491 (G. J. T.); Brunstorp 1470 (D. F. I, 575) in Holstein; Brøndstrup, Ksp. Skamby, Skam-H. (Fühnen), 1677 Bronstrup (D. M. VI, 4); Broustrup bei Grenaa, Brunstorp 1624 (Schonen), Bruntorp V. Gotl. (Schweden). — Brunshaab b. Viborg. — Brunemølle b. Skanderborg.*)

Ich habe die genannten Orter, deren Anzahl sich bei weiterem Umblick beträchtlich vermehren ließe, in zwei Gruppen geteilt. Der ersteren gehören diejenigen an, in deren Name brunn als Grundwort auftritt. Wir werden sie, vielleicht mit Ausnahme von Brönd, zu den ältesten Ansiedelungen zählen dürfen. Brunn ist ohne Zweifel auf das altnord. brunnr (dän. brond, schwed. brunn, mittel- und niederdeutsch brunn, brunne, burn, born, hochdeutsch Born, Bronnen), Born, Quelle zurückzuführen. Im jütischen Dialekt bez. nach Feilbergs Wtb. ist brond eine große Vertiefung auf dem Felde, wo sich im Frühjahr Wasser ansammelt, oder eine niedrig gelegene Stelle, die winters unter Wasser steht. Das isländ. Brunnar (Pl.) würde eine Mehrheit von Bronnen bezeichnen (vgl. Kålunds Bidrag til en hist.-topogr. Beskrivelse af Island). Das schwed. Brunna ist gleich brunnr, in Brunn ist das a abgestoßen. Baldersbronde bezeichnet die dem Balder geweihte Quelle.

Weit schwieriger gestaltet sich die Frage, wohin ein großer Teil der Namen, in denen das fragliche Wort als Bestimmungswort auftritt, zu rechnen sei. So weit ich sehe, sind hier nämlich drei Auslegungen möglich. 1. Das Bestimmungswort = brunnr (s. o.), 2. das Bestimmungswort = altnord. brún Rand, norw. brun Kante, Abhang, Vorsprung, 3. = Personennamen Brun, Bruno (altnord. brûnn, ahd., mhd., altengl. brûn = braun oder altnord. brûn Augbrane — also der mit außerordentlich starken Augbrauen — oder vielleicht altnord. brunja Brünne, Panzer — also der Panzergekleidete). Vor allem wird zur Entscheidung der Frage die Flexion ins Auge zu fassen sein, da das Bestimmungswort im Genitiv steht. Was brunnr anlangt, so geht der Genitiv anf —s aus; bei brún lautet er bruna, das dänisch zu æ, e abschleift und dann meistens ganz wegfällt; was Brun betrifft, welcher Name im Nordischen schon im 11. Jahrhundert nachweisbar ist, so kommt es in drei Formen vor: Brun — Bruni — Brunær. Die erste und letzte haben im Gen. —s, die mittlere —a, das dänisch zu æ, e wird.

Geht der Genitiv auf —s aus, so kann brunnr oder Brun zu Grunde liegen, endet er auf a, æ, e oder ist er ganz abgeschliffen, so ist an brún oder wieder an Brun (i) zu denken. In den meisten Fällen wird daher die Eigentümlichkeit der Lage den Ausschlag geben müssen.

Bezüglich derjenigen Grundwörter, die die eigentliche Wohnstatt des Menschen bezeichnen, ist man schon lange zu dem Ergebnis gekommen, daß deren Bestimmungswörter in der Regel einen Personennamen enthalten (so bei bo, bu, by, büll, büttel, torp, sted, lev u. a.)

Es würden demnach hierher gehören folgende: Brunby usw., Brunastadir und Brønsted, Brunhem usw., Bruneslef, Brunsbüll, Brunsgaard, Bruntorp usw., die jungen Brunshaab und Brunsmølle selbstverständlich, wahrscheinlich auch Brunok (= Brun Ockens Kirche,

*) H. = Harde; D. M. VI, 4 = Dansk Magasin VI. Række, 4. Band; D. V. = Diplomatarium Vibergense; H. R. = Hanserecesse; Kj. D. = Kjobenhavns Diplomat.; D. F. = Diplom. Flensb.; Æ. A. R. = Ældste Arkiv Registr.; V. J. = Valdemars Jordebog; G. J. T. = Gamle Jyske Tingsvidner; R. O. = Ribe Oldemoder.

vgl. Heimreichs Nordfr. Chr. 182), Brunotterkoog (= der Koog bei Bruns Odde; Odde Landspitze, altnord. oddr, altengl., altsächs., fries. ord, ahd., mhd. ort, das von der ältesten Bedeutung der Spitze und Schneide an Waffen seine mannigfachen neueren Bedeutungen entfaltet hat, vgl. Brüster Ort), Bruntetensgarde (= Brun Tetens Gaard — Hof) und vielleicht auch Brunsnis (= Bruns Näs, vgl. das gegenüberliegende Holnis ? Halfdans Näs, 1463 Holdenæs).

Fragen und Mitteilungen.

1. **Der Kuckuck auf Sylt.** Im Anfange des Juni-Monats 1893 war ich einige Tage auf Sylt. Am Morgen nach meiner Ankunft machte ich einen Spaziergang nach der Strandhalle, die zu so früher Jahreszeit natürlich noch wenig fremde Besucher hatte. Auf meinem Wege dorthin hörte ich zu meiner Verwunderung ganz deutlich den Kuckucks-Ruf. Den Locktönen nachgehend sah ich auch sehr bald den sonst ja recht scheuen Vogel auf den Drähten der nach Westerland gehenden Telegraphenleitung sitzen, fortwährend seinen Ruf wiederholend. Er ließ mich so nahe herankommen, daß ich Figur und Zeichnung genau erkennen und mich überzeugen konnte, daß es wirklich unser Cuculus canorus war. Der Kuckuck ist in seinem Vorkommen zur Sommerszeit bekanntlich an das gleichzeitige Vorhandensein von Insektenfressern gebunden, in deren Nester er seine Eier legt. Nun kommen aber auf Sylt jene Insekten fressenden Singvögel, die gewöhnlich die Pflege-Eltern des jungen Kuckucks spielen müssen, als Grasmücken, Nachtigallen usw., nur sehr vereinzelt oder garnicht vor. Wo findet also hier der Kuckuck Nester, in die er seine Eier legen kann? Ich war deshalb geneigt, das Vorkommen des von mir wahrgenommenen Kuckucks für die zufällige, vereinzelte Erscheinung eines vielleicht vom Festlande verflogenen Exemplars zu halten. Am Anfange des Juni war freilich die Wanderzeit des Kuckucks längst vorüber, der Schluß der 5—6 Wochen dauernden Legezeit aber noch nicht; doch ein Bewohner Sylts, dem die Pflege der dort damals unternommenen Strandpflanzungen und Nadelholzkulturen oblag, bestätigte mir auf Befragen meine eigene Wahrnehmung mit dem Zusatze, daß der Kuckuck in jedem Jahre auf Sylt erschiene und über Sommer dort bliebe. Auf mein weiteres Befragen, welchen Vögeln dort er denn seine Eier anvertraue, erhielt ich die Antwort: das dürften wohl zumeist die Haubenlerchen, Alauda cristata, sein, in deren Nestern habe er wenigstens schon einigemal unzweifelhafte Kuckuckseier gefunden. Nun gehört die auf Sylt sehr häufig vorkommende Haubenlerche ja freilich zu den Körnerfressern, allein auch von ihr dürfte wohl gelten, was bei vielen ihrer Verwandten zutrifft, daß sie ihre Jungen zum Teil mit Insekten füttert. Dann könnte auch der junge Kuckuck, den sie ausgebrütet hat, von ihr mit passender Nahrung versorgt werden. Im Interesse unserer speziellen Heimatskunde wie wohl auch in dem der Naturgeschichte der Vögel überhaupt wäre es gelegen, über die hier berührte Frage weitere Forschungen anzustellen und sichere Nachrichten zu sammeln. Es käme also darauf an, sicher festzustellen: 1. ob seitdem und noch jetzt das Vorkommen des Kuckucks auf Sylt wahrgenommen ist, 2 ob genauere Beobachtungen über die Nährmütter des jungen Kuckucks dort gemacht worden sind. Der herannahende Frühling würde sogleich zu solchen Forschungen Gelegenheit bieten.

Prof. Dr. W. Seelig, Kiel.

In dem „Verzeichnis der Vögel der nordfriesischen Inseln von J. Rohweder," das einer im Jahre 1880 von E. F. v. Homeyer herausgegebenen Beschreibung seiner Reise nach Helgoland, Sylt usw. als Anhang beigegeben ist, heißt es von Cuculus canorus: „Häufig auf Nordstrand, Pellworm und Föhr; kaum minder zahlreich auf Amrum, Sylt und Röm. Auf den erstgenannten Inseln werden mehr die Nester der Busch- und Rohrvögel, auf den letzteren die der Pieper, Lerchen und Steinschmätzer von ihm zur Brut benutzt." — Nach einer Mitteilung des Verfassers hat sich in den letzten zwanzig Jahren hierin nichts geändert.

2. **Nutt, butt, jippsteert.** Zu dem Ratespiel „Nutt, butt, jippsteert" (Jahrgang 1898 Nr. 4, S. 94 und 1899 Nr. 1, S. 28) bemerke ich, daß das Spiel auch in Dithmarschen bekannt ist und „hutt, putt, nippstiert" heißt; nutt bedeutet 1, putt 2 und nippstiert 3. (Vergl. auch Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 35.) In Osdorf im Dänischenwohld heißt das Spiel wie oben: „nutt, butt, jippsteert." In der Gegend von Hohenwestedt zählt man bis 9, also: Nutt, putt, jipp, stiert, pard, pag, Hings, Tæt. Die Formel wird in Kellinghusen auch angewendet bei einem Greifspiel. Ein mit einem Stock bewaffneter Spieler versteckt sich, und wer in die Nähe des Versteck kommt, erhält Schläge. Die Mitspieler rufen dann:

„Putt, putt, Jippsteert,
De Düwel sitt op'e Füerherd."

H. Carstens.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 5 Juni 1900.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Einzahlung der rückständigen Beiträge.

Allen Mitgliedern, die ihre Beiträge noch nicht gezahlt haben, wird die Juli-Nummer unter Nachnahme zugesandt werden.

X. Generalversammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

am

Dienstag, den 5. Juni, nachm. 3 Uhr,

in Burg a. F. (Kaisersaal).

Tagesordnung.

I. Geschäftliches.
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2 Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
3. Wahlen für den geschäftsführenden Ausschuß. (Zu wählen sind: der Schriftleiter und der erste Beisitzende.)
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.

II. Vorträge:
1. „Amalie Schoppe, geb. Weise, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn." (Lehrer Voß in Burg a. F.)
2. „Ein Mahnwort zur Rettung der schleswig-holsteinischen Volksmärchen." Vortrag und Mitteilung neuaufgefundener ostholsteinischer Märchen von Professor Dr. Wisser in Eutin.

III. Mitteilungen:
1. Vorführung des Silberschatzes der Bürgerkompanie in Burg a. F. und Mitteilungen über diese mehr als 400 Jahre alte Brüderschaft. (Dr. med. Reinecke in Burg a. F.)

2. Biologische Mitteilungen über die in Norddeutschland im Aussterben begriffene Wassernuß (Trapa natans). Mit Demonstrationen. (Barfod-Kiel.)

3. Albumblätter von Fehmarn aus dem Jahre 1821. (Rektor Eckmann in Ellerbek.)

Nach Schluß der Versammlung wird gegen 4½ Uhr unter Führung des Komitees eine Besichtigung des fehmarnschen Museums, ev. der Kirche und der St. Jürgens-Kapelle in Burg a. F., vorgenommen werden.

Nachdem gemeinsames Festessen in Wissers Hotel.

Am Abend gemütliches Beisammensein daselbst.

Für Mittwoch ist eine Wagenfahrt nach dem Osten der Insel (Niendorf, Klausdorf, Bitdorf, Cathrinenhof, Staberdorf, Staberhof, Meeschendorf und Sahrensdorf) geplant. Bei dieser Gelegenheit werden, falls das Wetter einladend ist, die Steinaltergräber bei Cathrinenhof und Staberdorf, sowie die Ruine Glambeck besichtigt.

Gäste, auch Damen, sind herzlich willkommen.

Anmerkung:

a. Vorherige Anmeldungen zur Teilnahme am Festessen und an der Wagenfahrt (ev. Nachricht darüber, ob Hotel- oder Privatlogis in Aussicht genommen ist) sind dringend erwünscht und werden von Lehrer Voß in Burg a. F. und vom Schriftführer, Lehrer Barfod in Kiel, entgegengenommen.

b. Abfahrt des Dampfschiffes „Fehmarn" von Kiel nach Burgstaaken (ohne Orth anzulaufen) am Dienstag, den 5. Juni, 9 Uhr morgens.

Abfahrt des Dampfschiffes „Verein" von Heiligenhafen nach Burgstaaken am Dienstag, den 5. Juni, 12 Uhr mittags.

Abfahrt des Dampfschiffes „Fehmarn" von Burgstaaken nach Neustadt und Lübeck am Mittwoch, den 6. Juni, 2 Uhr nachmittags.

Abfahrt des Dampfschiffes „Verein" von Burgstaaken nach Heiligenhafen am Mittwoch, den 6. Juni, 2 Uhr nachmittags.

Ermäßigter Fahrpreis für die ganze Dampfertour (Dampfschiff „Fehmarn") Kiel-Burgstaaken-Neustadt 6 M.

Ermäßigter Fahrpreis für die Dampfertour Heiligenhafen-Burgstaaken hin u. zurück 2 M.

An Bord des Dampfschiffes „Fehmarn" ist auch eine Rundreisekarte für die Route Kiel, Burgstaaken, Lübeck, Eutin, Kiel erhältlich für 11,80 M. (Schiff und 3. Klasse Bahn).

Das Festkomitee in Burg a. F. ladet die Mitglieder des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde zu zahlreicher Beteiligung an der Generalversammlung hierdurch freundlichst ein.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Sprickels.** (Vgl. „Heimat" 1900, Nr. 4, S. XIV.) a. Schreiben des Herzogs Friedrich an den Landvogt von Stapelholm, Adolf Vagt zu Süderstapel. Ehrsamer lieber Getreuer. Wir werden glaubhafft berichtet, waß maßen itziger Zeit bey unsern Underthanen im Stapelholm, den Eingesessenen zu Seeth eine anklebende Krankheit, die Springkeln genant im Schwange gehen auch täglich fast zu und überhandt nehmen sollen nach Mangel und weniglicher Verhütung und Vorsorge. Damit nun die benachbarte Dorffschafften mit solcher Seuche nicht infiçiret, auch durch derselbigen Unterthanen an diesen Örtern viel Ab- und Zureisens selbige Krankheit nicht weiter gebracht oder außgebreitet werden möge, So befehlen wir Dir hiermit gnädiglich, den Eingesessenen der Dorffschaft Seth und wo sonsten solche Seuche grassiren möchte unsertwegen alsoforth ernstlich zu untersagen und zu gebieten, daß sie Zeit währender solcher Krankheit so wohl unseres Hofes und dieser Örter als auch der benachbarten Kaspeln sich allerdings äußern und enthalten sollen.

d. d. Gottorp. 21. März. 1621. (Mitgeteilt von Willers Jessen in Eckernförde.)

b. Sprickels ist offenbar dieselbe Krankheit, die der Dithmarscher Sprenkeln nennt, d. i. ein Fieber mit einem Ausschlag, eine Art Fleckfieber. De blauen Sprenkeln heißt es, wenn der Ausschlag bläulich oder vielmehr schwarz erscheint. (S. Pastor Wolf in Wesselburen: „Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs. 2. Nachtrag S. 333.)

H. Carstens.

2. **„Opn Rat."** Eine eigenartige Sitte hat bis zum Anfang der siebziger Jahre in Meinsdorf bei Plön bestanden. An den Sommerabenden versammelte sich die große Mehrzahl der Bewohner auf dem Dorfplatz (opn Rat), wo die Alten Kriegserinnerungen austauschten und die Jungen sich sonst die Zeit vertrieben. Jeder „Alte" hatte seinen besonderen Stein zum Sitz, der ihm als Ratsherrn allein zukam. Diese in größter Regelmäßigkeit stattfindenden Sitzungen dehnten sich wohl zuweilen bis in die Nacht hinein aus. Kein Fremder passierte den Platz, ohne nach seinem „Woher" und „Wohin" befragt zu werden.

Ob auch in andern Dörfern dieser sogenannte „Rat" regelmäßig getagt hat?

Meels. H. Reese.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 6. Juni 1900.

Jahresbericht über Landeskunde.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

(Fortsetzung von „Heimat," 9. Jahrg., S. 116 ff.)

Areal. Die Eindeichung des neuen Kooges in dem Winkel zwischen Friedrichs VII.-Koog und dem Kronprinzenkoog (549 ha), für die, wie im vorigen Bericht erwähnt, vom preußischen Landtage 1898 die nötigen Gelder bewilligt waren, ist im Jahre 1899 ohne allzugroße Störungen durch Hochwasser ausgeführt; dadurch sind — nach Abzug der Deiche, Wege und Gräben — 480 ha für dauernde Besiedelung gewonnen, nämlich die früheren Sommerköge Alter Steert-, Neuer Steert- und Rathjensdorfer Sommerkoog (151,78 ha und 70 ha) und das Vorland in der südöstlichen Spitze der Ditmarscher Bucht. Der neue Koog wird den Namen Kaiserin Auguste Victoria-Koog führen.

In Aussicht genommen ist die Schlagung von Sommerdeichen um das Vorland zwischen Friedrichs-Koog und Kaiser Wilhelms-Koog, so daß dort zwei Sommerköge gewonnen werden.

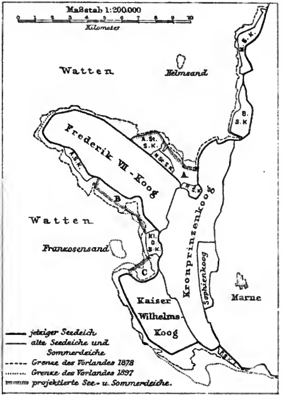
Auf der Skizze ist der Kaiserin Auguste Victoria-Koog mit A, die beiden projektierten Sommerköge mit B und C bezeichnet. Die Eindeichung des Kooges B ist 1900 in Angriff genommen worden. (Vgl. folgende Seite.)

Für die Beförderung des Landanwuchses an der schleswigschen Westküste bei der Hamburger Hallig und an dem Verbindungsdamm nach dem Festlande sind für das laufende Jahr 40000 Mark in den Etat eingestellt. Zum Schutze der Halligen und für den Bau von Lahnungen sind seit 1896/97 1265000 Mark von der Regierung aufgewandt; hier werden jedenfalls noch weitere Mittel für den Küstenschutz von Hooge und Nordmarsch nötig sein.

Auch der Uferschutz der älteren Marschen hat manche erhebliche Aufwendungen erforderlich gemacht, so in der Wilstermarsch und auf Föhr. Die Verstärkung der Deiche Föhrs wird voraussichtlich im laufenden Jahre beendigt, wofür 362000 Mark als vierte (letzte) Rate in den Etat eingestellt sind. — Vom Abbruch bedroht ist nach wie vor die Nordwestecke des Wesselburner Kooges, wo die ihren Strom weiter südlich verlegende Eider bei jeder Ebbe am Ufer nagt. 1899 sind wieder auf Rechnung der Landschaft Norderdithmarschen große Steinmassen an der bedrohten Stelle versenkt und Dämme errichtet, wozu 1400 Kubikmeter Steine gebraucht wurden. Das „Hundsknüll" genannte Vorland an der Nordwestspitze des Kooges hat fast die Hälfte seiner ursprünglichen Größe verloren.

Schiffahrts-Straßen. Die seit 50 Jahren fast stetig zunehmende Größe der Schiffe stellt immer neue Ansprüche an die Schiffahrtsstraßen, an Flußmündungen und Häfen. Die Korrektion der Unterelbe ist im Jahre 1899

fortgesetzt. Bei Finkenwärder, Pagensand und Park ist eine vollständig neue, 200 m breite und bei niedrigem Wasser 6 m tiefe Fahrrinne hergestellt, so daß der Schiffsverkehr, der bei der schmalen, wenn auch tiefen alten Fahrrinne vielen Gefahren ausgesetzt war und häufig zu Strandungen führte, viel ungefährdeter vor sich geht. Die Fortsetzung der Korrektion zunächst bis nach Nienstedten durch große hamburgische Staatsbagger wird vor Ende 1900 kaum vollendet sein. Der Altonaer Leitdamm auf der Nordseite der Rinne soll bis zur Höhe des gewöhnlichen Niedrigwassers erhöht werden. An ihm bricht sich die aus dem Köhlbrand, der beinahe rechtwinklig zum Elbstrom läuft, herauskommende kräftige Ebbestrom und wird durch den Leitdamm in das nunmehrige Fahrwasser gelenkt, während er sich sonst erst etwa bei Neumühlen brach. Der Altonaer Hafen hat dadurch ein bedeutend ruhigeres Fahrwasser erhalten. Die Korrektionsarbeiten am Südufer bei Park und Pagensand sind bereits fertig gestellt, große Steinwälle, sogenannte Stackbauten. Ehemals an der alten Rinne gestrandete Schiffe liegen jetzt schon ganz abseits vom Strom in seichtem Wasser. Auch bei Finkenwärder sind, um die Strömung vom Ufer fernzuhalten, bedeutende Uferbauten ausgeführt, so daß vor dem jetzigen Finkenwärder Seedeich das Vorland auf sturmflutfreie Höhe gebracht ist. Erwähnt werden mag noch, daß bei den



Neue Köge in Süderdithmarschen.*)

Sommerköge:

P. S. K. Platenrönner Sommerkoog.
Kl. D. S. K. Klein-Diecksander "
A. S. K. Altfelder "
A. St. S. K. Alter Steert- "
N. St. S. K. Neuer Steert- "
R. S. K. Rathjensdorfer "
B. S. K. Barlter "
M. S. K. Meldorfer "

*) Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Frdr. Vieweg & Sohn in Braunschweig der Zeitschrift „Globus" (1898, S. 360) entnommen.

Baggerarbeiten zwei gewaltige fossile Knochen aus einer Tiefe von 7 m zu Tage gefördert wurden: ein Oberschenkelknochen (vom Mammut?) 22 kg schwer, 78 cm lang und 90 cm im Umfang, und ein kleinerer von 9,5 kg, 43 cm lang.

Für die Fischerei fehlte es seit längerer Zeit an einem genügenden Schutzhafen an der Elbe. In den Staatshaushalt von 1899 waren 190000 Mark für die Anlegung eines solchen Hafens bei Schulau eingestellt, der 90 Seefischerfahrzeugen ein sicheres Winterquartier bieten soll. Die Gemeinde Schulau und der Kreis Pinneberg tragen die übrigen Kosten (für Landfläche und Bohlwerk).

Der Husumer Hafen leidet an der schmalen Schleuse, die für größere Schiffe keinen Raum bietet. Der Hafen ist fiskalisch; da die Regierung die Notwendigkeit des Umbaus anerkannt hat, so wird voraussichtlich bald Abhülfe geschaffen werden.

Mißlich sind die Hafenverhältnisse auch in Elmshorn. Die Ausbaggerung der Krückau, die an Verschlämmung leidet, ist zur Hebung des Schiffsverkehrs ein dringendes Bedürfnis.

Mit der Vertiefung der Haderslebener Föhrde ist begonnen. Da der Hafen nur eine Tiefe von 3,2 m unter dem mittleren Wasserstande der Ostsee hat, während der benachbarte dänische Hafen Kolding 5—5½ m tief ist und daher manchen Verkehr an sich zieht, so soll eine mittlere Tiefe von 5,3 m geschaffen werden. Die Kosten sind auf 900000 Mark veranschlagt; in drei Jahren soll die Baggerung beendet sein.

Die Vertiefung des Fehmarnsundes ist seit längerer Zeit ein Wunsch der benachbarten Häfen gewesen. Seitdem die Zufahrtsrinnen zu den Häfen von Burgstaaken, Orth und Heiligenhafen von den unterhaltspflichtigen Gemeinden auf 4 bis 4,50 m vertieft sind und der Verkehr durch den Sund seit der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals wegen der Schleppzüge von Hamburg nach der Ostsee viel reger geworden ist, soll die Tiefe der Rinne bis auf 5 m unter Mittelwasser gebracht werden bei einer Breite von 60 m. Dafür sind im Jahre 1899 32700 Mark ausgeworfen.

Ein ebenso wichtiges Unternehmen wie die Elbregulierung für Hamburg ist die Vertiefung der Trave für Lübeck. Am 1. Mai 1899 wurde von der Bürgerschaft in Lübeck einstimmig die Vertiefung des Travefahrwassers von 5,5 m jetziger Tiefe auf 8,5 m angenommen. Zunächst soll die Tiefe nur auf der Plate vor Travemünde 8,5 m, im Travemünder Hafen 8 m, von dort bis zur Stadt 7,5 m betragen. Die Kosten sind auf 4½ Millionen Mark veranschlagt, im Vergleich mit den Regulierungskosten der Swine und des Pregels keine hohe Summe, da die Trave von Lübeck ein Wiesenfluß ohne erhebliches Gefälle und ohne Geröll und Sand ist. Die beiden letzten Regulierungen fanden 1850—54 und 1879—83 statt; zuerst wurde die Trave auf 4 m Wassertiefe bei 35 m Sohlenbreite und einem wasserhaltenden Querschnitt von 180 qm gebracht für Schiffe bis zu 50 m Länge, 8 m Breite und 3,60 m Tiefgang, das zweite Mal auf 5,35 m Tiefe für Schiffe bis zu 70 m Länge, 9 m Breite und 5 m Tiefgang. Bei der zweiten Regulierung wurde der Schwartauer Bogen durch einen Durchstich beseitigt; jetzt wird auch die scharfe Krümmung bei Gothmund durch die Ausführung eines Durchstichs vom großen Avelund bis Gothmund wegfallen, der allein 1470000 Mark kosten wird. Bei der krummen Insel gegenüber der Kochschen Werft in Lübeck ist ein Umschlagshafen in Aussicht genommen, wo der Umschlag von den Seeschiffen auf die Kanalschiffe von Bord zu Bord geschehen kann. Endlich werden oberhalb der Seebadeanstalt in Travemünde Seedämme errichtet werden, um die Versandung der Fahrrinne auf der Plate vor Travemünde zu verhüten. Für Lübeck ist das Unternehmen aller Achtung wert.

Der Elbe-Trave-Kanal ist infolge der beiden milden Winter 1897/98 und 1898/99 soweit vorgeschritten, daß die Eröffnung am 16. Juni stattfinden wird. Fertiggestellt sind die Schleusen bei Lauenburg, auch die neue Eisenbahnbrücke für die Hamburg-Lübecker Bahn bei Genin, wo der Kanal einen andern Lauf hat als die demnächst eingehende Stecknitz. Die Brücke ist ohne Störung des sehr bedeutenden Bahnverkehrs erbaut, indem zuerst für das eine Geleise, das so lange gesperrt war, dann für das andere der Bau ausgeführt wurde.

Der Kanal wird sicher auch viele Lustreisende anziehen, da das Gelände besonders von Berkenthin bis Mölln manche hübsche Punkte bietet.

Eine kurze Skizzierung des Kanals wird den Lesern willkommen sein.

Die Länge des Kanals beträgt 64,25 km. Von der Elbe, deren Normalwasserstand 4,66 m beträgt (höchster 1876 9,40 m, niedrigster 3,01 m), steigt der Kanal durch die Schleuse bei Lauenburg auf 8,85 m und bleibt in dieser Höhe 9,45 km bis zur Witzeezer Schleuse. Überbrückt wird er auf dieser Strecke durch die Büchen-Lauenburger Bahn (eine 12 m hohe Brücke). Dann steigt er durch die Witzeezer Schleuse auf 12 m und behält diese Höhe 29,8 km bis zur Donnerschleuse nördlich vom Möllner See (Brücke der Hamburg-Berliner Bahn etwa 10 m hoch und der Lübeck-Büchener Bahn 11 m hoch). Von der Donnerschleuse an senkt sich der Kanal nach der Trave; 4,1 km unterhalb derselben liegt die Behlendorfer, 3,30 km weiter die Berkenthiner, noch 4,80 km weiter die Crummesser und endlich nach 5,10 km die letzte, die Büssauer Schleuse. Von dort bis zur Mündung in die Trave nördlich von Lübeck beim Burgthor sind noch 6,10 km. Bei Berkenthin kreuzt die Oldesloe-Hagenower Bahn auf einer fast 23 m hohen Brücke den Kanal, bei Genin die Lübeck-Hamburger Bahn (11 m hoch) und dieselbe Bahn noch einmal dicht vor Lübeck (7 m hoch). Das Mittelwasser der Trave liegt 0,15 m unter Null, während der höchste Wasserstand (am 13. November 1872) 3,11 m, der niedrigste — 1,65 m betrug. Die Wassertiefe des Kanals beläuft sich auf 2,0—2,50 m, die Sohlenbreite auf 20 m.

Es ist zweifellos, daß die Bedeutung des Kanals für Lübeck recht groß ist; es war aber auch Zeit, daß die alte Hansakönigin etwas that, um ihre Handelsverbindungen zu erhalten und zu erweitern; für den Holzhandel, dessen Ausdehnung dem Fremden schon auf einer Eisenbahnfahrt von Schwartau nach Lübeck auffällt, ist der Kanal von ganz besonderem Werte.

Für den Verkehr auf dem Lande ist durch Anlage neuer Bahnen in den letzten Jahren gesorgt worden; es sind fast sämtlich Kleinbahnen mit geringerer Spurweite, die lokale Bedürfnisse befriedigen sollen und daher zum Teil recht bedeutende Umwege machen, bevor sie ihr Ziel erreichen, da sie möglichst viele Ortschaften berühren. Die St. Michaelisdonn-Marner Sekundärbahn ist bis in den Friedrichskoog verlängert um 12,7 km (eine schon längere Zeit als Zuckerrübenbahn benutzte Strecke), die Neustadt-Oldenburger Bahn um 20,2 km bis Heiligenhafen, auf Alsen sind 51 km Kleinbahnen erbaut; im Frühjahr 1899 sind eine Kleinbahn von Hadersleben nach Christiansfeld 20 km, von Hadersleben über Woyens und Gramm nach Rödding 54 km, von Apenrade nach Gravenstein 32 km und die Sekundärbahn Hollenbek-Mölln 12 km, die Mölln mit der Linie Kiel-Berlin verbindet, 1899 eröffnet worden.

Ethnographisches. Der Untersuchungen über die dänische und deutsche Bevölkerung in Schleswig giebt es aus dem letzten Jahrzehnt verschiedene; die neueste ist die von Langhans in Petermanns Mitteilungen 1899, S. 37, mit Karte, beruhend auf den Volkszählungen, den Reichstagswahlen, dem Verhältnis der dänischen und deutschen Gottesdienste und manchen sonstigen Erkundigungen. Nach der amtlichen Statistik von 1890, die gewiß nicht überall das Richtige

trifft, waren in Hadersleben-Sonderburg 88,4 % Dänen, in Apenrade-Flensburg 27,5 %, in Tondern-Husum 25,8 % Dänen, nach den Wahlen von 1898 dagegen Dänischgesinnte resp. 71,9, 18,5 und 14,6 %. Die Zahl der Deutschen nimmt von Jahr zu Jahr zu, besonders durch den Übergang von Höfen aus dänischen Händen in deutsche; bis Ende 1899 sind ca. 200 Höfe an Deutsche übergegangen. Am thätigsten ist in dieser Beziehung der deutsche Ansiedlungsverein in Rödding; während 1890 im Kirchspiel Rödding nur 6,4 % Deutsch als Muttersprache angaben, wurden 1899 1489 Deutsche gegen 8856 Dänen ermittelt, also 14,4 % Deutsche. So ist im nördlichsten Schleswig eine deutsche Insel im Entstehen. Ähnlich wirkt die Scherrebeker Kreditbank: in Scherrebek und Roager hat die Zahl der Deutschen sich sehr vermehrt. Dasselbe ist im Kirchspiel Hvidding durch die Eisenbahngrenzstation und die Quarantäne der Fall gewesen. Infolgedessen hat sich die Zahl der Gemeinden, in denen neben den dänischen auch deutsche Predigten gehalten werden, bedeutend gehoben; in den Propsteien Hadersleben, Törninglehn, Apenrade, Sonderburg und Nordtondern wurden 1890 nur deutsche Predigten in 7, nur dänische in 87, gemischte in 25 Kirchen gehalten; 1898 waren die entsprechenden Ziffern 7, 56 und 56.

Langhans' Karte sei den Lesern der „Heimat" bestens empfohlen.

Über ältere ethnographische Verhältnisse bringt das sorgfältige Buch von Sach: „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung," 1. und 2. Abteilung, Halle 1896 u. 1899, eine Masse Stoff, zu dem allerdings die nötigen kartographischen Skizzen fehlen.

Von anderen Untersuchungen erwähne ich eine von Sigurd Nygaard über dänische Personen- und Ortsnamen in der „Dansk Historisk Tidsskrift" VII, 1 (Kjøbenhavn 1897—99). Ihre Ergebnisse sind folgende: In den mit Personennamen zusammengesetzten Städtenamen finden wir zwei Lagen, eine ältere mit urnordischen Personennamen, zusammengesetzt mit den Endungen —lev und —sted, und eine jüngere, zusammengesetzt mit —torp, —bölle und —röd. Die älteren Namen, die den Urdörfern angehören, sind älter als das Jahr 1000, die anderen gehören Ausbauten (mit torp und bölle) oder Rodungsplätzen an.

Die holsteinischen Ortsnamen behandelt Jellinghaus in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" Bd. 29 (1899), S. 205—327. Da Ortsnamen zu den ältesten Urkunden für die Geschichte des Landes gehören, so ist die Zusammenstellung derselben eine höchst erwünschte Arbeit. Mitglieder unseres Vereins können sich an ihrem Teil durch Sammlung alter Flurnamen in dieser Hinsicht verdient machen.

Dabei seien die Leser der „Heimat" auf die beiden anderen Zeitschriften, die die Geschichte und Landeskunde fördern, aufmerksam gemacht, auf die eben erwähnte „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" und auf die „Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte" (Jahresbeitrag für jene 6 Mark, für diese 3 Mark). Der letztere hat ein für sämtliche Forscher auf dem Gebiete der Provinzialgeschichte unentbehrliches Hülfsmittel geschaffen: Pastor Witts „Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte," die für jedes Gebiet auch die Arbeiten über Profangeschichte aufzählen.

Von Spezialarbeiten über einige Teile des Landes erwähne ich außer den in der „Heimat" unter „Bücherschau" besprochenen noch Detleffens Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen (Kreis Steinburg) und Schröder, Nachrichten über die Stadt Neustadt in Holstein im Mittelalter („Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. 28, resp. 29).

Über Feldeinfassungen und Durchlässe in Ostholstein berichtet O. Schwindraz-

heim in einem durch 12 Figuren erläuterten Artikel in den „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin," Heft 4. 1899. Der lesenswerte Aufsatz wird in der „Heimat" abgedruckt werden.

Nachtrag. Dr. Eugen Traeger, Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten. Mit 10 Abbildungen und Skizzen. Hobbing & Büchle, Stuttgart 1900. 48 S. 8°. 1,20 Mark.



Die Inseln und Watten Schleswigs in der Husumer Bucht.
Nach der Reymannschen Karte gezeichnet von Eugen Traeger.*)

Der Verfasser, dessen unablässigen Bemühungen es vor allem zu verdanken ist, daß der preußische Staat für die Erhaltung der Halligen zu sorgen begonnen

*) Aus dem oben besprochenen Werke „Die Rettung der Halligen" mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von Hobbing & Büchle in Stuttgart entnommen.

hat, berichtet in dieser Schrift zunächst über die Rettungsbauten bei den Halligen. Als im Frühjahr 1896 vom preußischen Landtag 1 320 000 Mark bewilligt waren, wurde zuerst die Hallig Oland der Schauplatz des regsten Lebens. An der Südwestkante der Insel wurde eine 820 m lange Steindecke hergestellt zum Schutze des Ufers und von Oland bis zum Festlandsufer bei Fahretoft ein Damm von 4600 m in gerader Linie angelegt, teils Erd-, meistens Buschdamm; als aber im Januar 1898 bei dem Priele, der etwa in der Mitte das Watt durchschnitt, schon 1000 m weggerissen waren, wurde der Damm mit einem Knie 100 m weiter nördlich verlegt, so daß er etwa folgende Gestalt hat:  Die Ausbesserung allein kostete etwa 100 000 Mark. Ein zweiter Damm, ungefähr 3500 m lang, führt von Oland nach Langeneß in stumpfem Winkel, da er das alte Tief kreuzt, durch das sonst das Dampfschiff Husum-Wyk verkehrte. Traeger beschreibt die Herstellung der Erd- und Faschinendämme genauer; da er sich eine eingehende Kenntnis des Wattenmeeres erworben hat, so giebt er verschiedene sehr beachtenswerte Winke über die Sicherung der Dämme und die Anlegung von Buhnen.

Was geleistet ist, genügt noch nicht; es muß mit dem Inselschutz energisch fortgefahren werden. Geplant ist vom Staate zunächst die Anlage von Buhnen usw. auf Langeneß und Nordmarsch; dabei erhebt Traeger manche Einwände gegen die Art und Weise, wie man die zahlreichen Priele dieser Halligen behandeln will. Ferner ist projektiert ein Damm von 5500 m von dem Festlande nach Appeland-Gröde mit Seitenarm nach Habel, der Uferschutz Grödes durch Steindecken, sowie ein Damm vom Festlande nach Nordstrandischmoor von 6500 m Länge, der wegen der Wattenströmungen wohl recht schwierig und kostspielig werden wird. Außer diesen Staatsprojekten schlägt Traeger eindringlich noch andere Bauten vor, da erst der vollständige Abschluß der nötigen Bauten nach etlichen Dezennien, vielleicht nach 50 Jahren, reichliche Entschädigung für die aufgewandten Gelder bringen wird. Traeger empfiehlt vor allem die Sicherung der schönen Hallig Hooge und deren Verbindung mit Pellworm und Norderoog, dann einen Damm von Pellworm nach Süderoog und von dem Festlande nach Nordstrand.

In einem zweiten Artikel bespricht Traeger die dithmarscher Bucht, wo die Zukunft noch manche Landanschwemmung bringen wird. Die sorgfältige Beobachtung der Wattenströmungen bei der Erbauung von Buhnen ist auch hier notwendig. Von besonderem Interesse ist die Geschichte der kleinen Insel Trischen (etwa 11 km westlich vom Friedrichskoog). Seit 1854 bildeten sich dort anfangs kleine grüne Inselchen, 1872 war es eine reichlich 16 ha, 1894 103 ha große Insel mit bedeutendem Quellerwuchs, die 1894 sogar 129 ha umfaßte. An dem Westrande bildete sich nach und nach eine Sanddüne, deren höchster Punkt 1897 schon 4,75 m über Cuxhavener ordinärer Flut betrug. In den letzten Jahren ist das grüne Land fast ganz mit Sand überflutet und zur Weide untauglich geworden. Wie hier im Kleinen, so werden sich in ähnlicher Weise in früheren Jahrhunderten die großen Dünen am Rande der tiefen Nordsee bei Blauortsand, St. Peter und Ording, auf Amrum, Sylt und Röm gebildet haben.

Traegers Schrift sei allen Lesern der „Heimat“ angelegentlichst empfohlen.

Christian Kortholt, Professor der Theologie in Kiel.

Von H. Eckardt in Kiel.

Unter den Fehmaranern, die sich auf geistigem Gebiet einen Namen gemacht, ist Kortholt in erster Reihe zu nennen. Als Sohn eines Kaufmanns ward Christian Kortholt am 15. Januar 1633 zu Burg a. F. geboren. Er besuchte zuerst die Domschule in Schleswig, setzte dann seine Studien auf dem

Gymnasium in Stettin fort und ging 1653 oder 1654 nach Rostock, um Theologie zu studieren. 1656 ward er Magister und ging dann nach Jena, wo Johann Musäus sein Lehrer war. 1657 ward er Adjunkt der philosophischen Fakultät in Jena. Bis 1663 blieb er in Jena und leistete dann einem Ruf als Professor der griechischen Sprache nach Rostock Folge, wo er Dr. theol. und 1664 professor theologiae wurde.

Musäus hatte allezeit großen Einfluß auf ihn und wirkte bestimmend auf seine Gesinnung und Lehre. Musäus war einer der angesehensten und einflußreichsten Theologen seiner Zeit. Seine Größe bestand darin, daß der Eifer um lutherische Rechtgläubigkeit, der in jener Zeit in einen toten Buchstabenglauben auszuarten drohte, bei ihm durch wahre Herzensfrömmigkeit und durch tiefere philosophische Bildung gemildert war. Daher bewahrte er sich eine für jene Zeit seltene Weite des Blickes, die ihn manche Erscheinungen des kirchlichen Lebens, z. B. den Synkratismus, d. h. die Vereinigung verschiedener Glaubensparteien, Glaubensmengerei, Vereinigungssucht, milde beurteilen lehrte und zugleich befähigte, manchem Gegner, wie dem Deismus und Spinozismus, mit Verständnis entgegenzutreten. Der von Calov geplanten Einführung des Consensus repetitus fidei vere Lutheranae als einer fest bestimmten Formel lutherischer Rechtgläubigkeit hat er sich energisch widersetzt. Rechtgläubige, reine Theologen können nach seiner Meinung garnicht einig sein in allem, was zur Erklärung der Glaubenslehre nötig ist, oder in philosophischen Fragen, die eine Verwandtschaft haben mit einigen Glaubensartikeln. Nach den verschiedensten Seiten hin trat er als gewaltiger Streiter für die christliche Wahrheit auf, gegen Protestanten, Katholiken, gegen Sektierer, wie gegen Spinoza kämpfte er in Wort und Schrift. In allen seinen Schriften zeigt sich in wohlthuender Weise, daß, wenn Rechtgläubigkeit der Erkenntnis und Christlichkeit der Gesinnung nicht immer beisammen sind, letztere das Wichtigste von beiden ist.



Christian Kortholt.
Nach einem Stich von Böcklin.
Aus dem Werke „Alt-Kiel" von H. Eckardt.

Unterm 17. April 1665 erhielt Kortholt den Ruf zur theologischen Professur an der neu errichteten Christiana-Albertina. Er nahm ihn an und blieb bis an sein Lebensende in Kiel; 1675 ward er Professor primarius, 1689 Prokanzler. Berufungen an andere Universitäten lehnte er ab, auch auf das ihm angetragene Amt eines Propsten und Hauptpastors an St. Nikolai in Kiel verzichtete er. Er starb als Rector magnificus der Universität den 31. März 1694.

Kortholt war ein überaus fleißiger Dozent und hat zur ersten Blüte der jungen Hochschule vorzugsweise beigetragen. Auch war er ein eifriger Schriftsteller. Sein Hauptfach war die historische Theologie, und er galt als der hervorragendste

Kirchenhistoriker seiner Zeit. „Nur bei Kortholt oder Bebel in Straßburg glaubte man damals Kirchengeschichte hören zu können," berichtet Frank in seiner Geschichte der protestantischen Theologie, und Schröckh in seiner Kirchengeschichte legt ihm den ersten Rang bei unter den Theologen, die damals um die Kirchengeschichte sich verdient machten. Unter seinen kirchenhistorischen Arbeiten sind zu nennen: „Historische Beschreibung der zehn großen Verfolgungen, so die Christen der ersten Kirchen unter den heydnischen Kaisern erlitten. Rostock 1663. 2. Aufl. 1698." „Öffentlicher Gottesdienst der alten Christen. 1672." „Kreutz- und Geduldspiegel, welcher den Zustand derer ersten Christen, wie nemlich dieselben so grausame Verfolgungen, unerhörter Marter, erschreckliche Lästerungen und Verleumdungen über sich ergehen lassen müssen und welchergestalt sie solcher Trübsal bezeiget, vorstellet. 1674. 2. Aufl. 1693." „De vita et moribus christianis primaevis per gentilium malitiana afflictis liber. 1682." Ein Kompendium der Kirchengeschichte fand sich in seinem Nachlaß und wurde erst 1697 herausgegeben. Im Laufe der Zeit sind diese Arbeiten natürlich längst überholt worden und haben jetzt keine Bedeutung mehr; für die damalige Zeit und noch im 18. Jahrhundert waren sie maßgebend.

Als eifriger Gegner des Katholizismus und Kämpfer für die lutherische Lehre schrieb er unter anderm: „Kohlschwarzes Pabstthum oder nochmaliger Beweis, daß das Pabstthum zu Rom vom Teufel gestiftet sei. Jena 1660." „Römischer Beelzebub oder Beweiß, daß der Pabst zu Rom der Teufel sei. Jena 1660. Kiel 1668," und „Vertheidigung desselben. Rostock 1661. Kiel 1668."

Der Zeitrichtung gemäß schrieb er viele polemische Schriften mancher Art; seine bekannteste dürfte sein: „De tribus magnis impostoribus liber. Kil. 1680. Hamb. 1700." Die drei Betrüger, von denen hier die Rede ist, sind: Cherburg, Hobbes und Spinoza.

Der durch Ph. J. Spener angeregten neuen Richtung in Theologie und Kirche stand Kortholt anfangs sehr sympathisch gegenüber. Speners pia desideria veranlaßten ihn zu der Schrift: „Theophili Sinceri wohlgemeinter Vorschlag, wie etwa die Sache anzugreifen stünde, da man dem in der evangelischen Kirche bisher angerissenen ärgerlichen Leben und Wandel vermittelst göttlicher Verleyhung, abzuhelfen mit Ernste resolviren wolte. Frankfurt 1676." Spener selbst verehrte Kortholt sehr und schätzte ihn als einen tüchtigen, bewährten Theologen. Offen bekannte sich Kortholt nie zum Pietismus und zog sich in späteren Jahren mehr und mehr davon zurück.

Auch auf das Volk suchte Kortholt durch verschiedene Schriften einzuwirken. Populär gehalten ist seine „Treuherzige Aufmunterung zu sorgfältiger Unterweisung der Einfältigen und Unwissenden in der heilsamen Glaubenslehre. 1669. N. A. 1679." und eine „Vorbereitung zur Ewigkeit oder gründliche Anweisung, wie ein Mensch wohl glauben, christlich leben und selig sterben soll. 1671 und 1679."

An der Universität hielt er auch Vorlesungen über praktische Theologie und schrieb 1672 eine Schrift: „Die schwere Bürde des Predigtamtes." Sein Ideal eines christlichen Predigers hat er in dem nach seinem Tode veröffentlichten Werke: „Pastor fidelis sive de officiis ministrorum eccl. Hamburg 1696." ausgeführt.

So spiegelt sich in Kortholt und seinen Schriften das Bild des streitbaren orthodoxen Theologen wider Katholizismus und glaubensfeindliche Philosophie wieder. Einer seiner Hörer, der ihm besonders nahe trat und auch in seinem Hause wohnte, war von 1679—82 der berühmte August Herrmann Francke, der Gründer des Waisenhauses zu Halle.

Kortholt wurde der Stammvater einer ganze Professorenfamilie. Von seinen Söhnen ward Matthäus Nicolaus Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Gießen, Sebastian Professor der Beredsamkeit in Kiel (1675—1760), ein Sohn

des ersteren, Franz Justus (1711—71), war Professor der Rechtswissenschaft zu Gießen, ein Sohn des Sebastian, Christian, Professor der Theologie und Pastor in Göttingen.

Wer eine Geschichte der deutschen Theologie des 17. Jahrhunderts schreibt, wird den Namen Kortholt in erster Linie nennen, und die Christian Albrechts-Universität wird Kortholt stets als einen der hervorragendsten Lehrer ehren. Er hat zwar nur kurze Zeit seines Lebens auf Fehmarn verbracht, aber der Heimatboden ist in gewisser Weise stets bestimmend für die Entwickelung eines Menschen, seine beste Kraft wurzelt in ihm, Eigentümlichkeiten und Charakter des Bodens haften ihm an, und so zeigt sich auch Kortholt als ein echter Sohn Fehmarns.

Das Christians-Pflegehaus in Eckernförde.

Von **Heinrich Lund** in Kiel.

II.

Man begann sofort, die Räume nach den Bedürfnissen der Anstalt zurecht zu bauen, und am 10. September 1785 wurde das Christianspflegehaus von Kopenhagen nach Eckernförde verlegt. Einige alte und kranke Leute, die man nicht transportieren konnte, mußten in Kopenhagen zurückbleiben und wurden der Zivilarmenpflege überwiesen.

Die Oberaufsicht behielt sich der Landgraf vor; er hat sie als Oberdirektor bis an sein Ende im Jahre 1836 geführt.[1]) Doch stand das Stift in allen finanziellen Angelegenheiten unter dem Kriegsministerium, damals General-Kommissariats-Kollegium genannt. Sowohl der Landgraf als auch das hohe Kollegium hatten unabhängig von einander über die Aufnahme ins Stift zu bestimmmen. Die Einberufung der Anwärter erfolgte dann durch die Stiftsdirektion nach Maßgabe des vorhandenen Platzes und nach der Reihenfolge der Aufnahme-Verfügungen. Die Direktion bestand aus dem Direktor, einem Stabsoffizier, der allmählich vom Major zum Obristleutnant aufzurücken pflegte, einem Kapitän, der die Aufsicht über alles zu führen hatte, was Ordnung und Reinlichkeit betraf, dem Hauptprediger von Eckernförde als Seelsorger und Schulinspektor der Anstalt und dem Anstaltsarzt, der über das körperliche Wohlbefinden der Stiftsglieder wachen mußte. Die Zahl der Pfleglinge wurde auf 380 festgestellt, auf 200 Invaliden, 60 Frauen, 80 Knaben und 40 Mädchen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die ganze Geschichte der Anstalt in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen vorzuführen: das würde dem allgemeinen Interesse zu fern liegen. Es möge mir nur gestattet sein, einige besonders wichtige Momente hervorzuheben. Sicher hatten der bald größere und bald geringere Eifer und die verschiedene Befähigung der Direktoren oft einen wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen des Stifts: einen größeren übten aber doch die Zeitumstände aus. Am schlimmsten wirkte am Ende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts die Finanzkalamität Dänemarks. Die Einkünfte des Stifts bestanden, da milde Gaben selten waren, auch die Büchsensammlung, die in Kopenhagen noch manchmal etwas gebracht hatte, hier fortfiel, im wesentlichen aus 12000 Thalern Courant. Von dieser Summe mußte nicht nur der Lebensunterhalt der Insassen und die Besoldung der Angestellten, sondern auch die Unterhaltung der Gebäude bestritten werden. Es ist klar, daß nur bei sparsamster Verwaltung damit auszukommen war. Schlimm wurde es, als während der Kriegszeit die Lebensmittelpreise stark in die Höhe

[1]) Später wurde der Kommandeur der 4. Infanterie-Brigade damit beauftragt.

gingen, unerträglich aber, als infolge der bekannten dänischen Münzumgestaltung dem Stift statt der 12000 Reichsthaler nur 12000 Bankthaler ausbezahlt, die Einkünfte also um fast den dritten Teil verkürzt wurden. Das gab natürlich Zeiten der Not und des Hungers, und die Gebäude verfielen. Einzelne außerordentliche Zuwendungen seitens der Regierung halfen wenig; auch die wichtige Vergünstigung, daß die Summe statt in Zetteln in Silber ausgezahlt werden sollte, konnte nicht genügen. So mußte man sich zu gründlicher Abhülfe entschließen. Im Jahre 1819 wurden die Einkünfte auf 24000 Bankthaler festgesetzt, und bei einer großen Reorganisation im Jahre 1820 bemühte man sich mit Erfolg, noch weitere Mittel herbeizuschaffen. Alle Militärpflichtigen, die einen Stellvertreter hielten, wurden verpflichtet, 10 Thaler an die Anstalt zu entrichten. Diese Besteuerung erschien um so gerechter, als gerade diese Stellvertreter nach Ablauf mehrerer Dienstperioden dem Stift zur Last zu fallen pflegten. Die Summen, die auf diese Weise eingingen, waren nicht gering. Sie machten es möglich, daß die Verwaltung 5 kleinere ungeeignete Gebäude am Südende der Westreihe abbrechen und auf dem Platze in den Jahren 1830—32 ein großes zweistöckiges Gebäude aufführen lassen konnte, das jetzt noch steht. Außerdem wurden überall die lange vernachlässigten Ausbesserungen nachgeholt und das ganze Stift so hergestellt, daß es sich würdig darstellte. Diese Neuordnung brachte weiter eine Verbesserung der Löschordnung, eine Umgestaltung des Schulwesens, des Krankenwesens, eine Erweiterung und Verschönerung des Kirchhofs und eine Reihe anderer Verbesserungen. Ein neues Reglement wurde ausgearbeitet, dessen Bestimmungen sich durch große Umsicht, Sorgfalt und Menschenfreundlichkeit auszeichnen.[1])

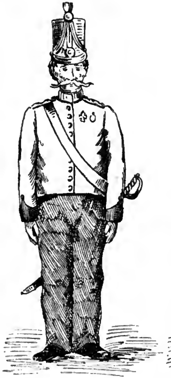
Hinsichtlich der Aufnahme und Entlassung wurden folgende Grundsätze maßgebend. Die Männer mußten im Dienste des Königs verkrüppelt oder sonst ihrer Gesundheit beraubt worden sein; auch konnten sie wegen Altersschwäche aufgenommen werden, mußten dann aber mindestens 20 Jahre treu und gut gedient haben und nicht vermögend sein, sich ihren Unterhalt anderweitig verdienen zu können. Doch ist mir mitgeteilt worden, daß später eine Dienstzeit von 10—11 Jahren genügt habe. — Von den Frauen wurde der Nachweis verlangt, daß sie wirklich mit aufnahmeberechtigten Männern schon verheiratet gewesen seien, als diese noch im Dienste des Königs standen; außerdem kam natürlich die Bedürftigkeit in Betracht. Dieselben Bestimmungen galten in sinngemäßer Anwendung auch für die Kinder; doch konnte man hier neben den Waisenkindern auch solche aufnehmen, deren Eltern noch lebten, vorausgesetzt, daß die Bedürftigkeit nachgewiesen wurde. Kein Kind durfte vor dem sechsten und keins nach dem vierzehnten Jahre aufgenommen werden.

Niemand wurde durch Zwang festgehalten. Jeder Alte konnte, wenn er glaubte, sich selbst ernähren zu können, unter Gewährung seiner früheren Pension entlassen werden; er verschloß sich damit die Möglichkeit eines späteren Wiedereintritts ins Stift nicht. Als Regel galt allerdings, daß die Stiftsinsassen bis zum Tode in der Anstalt blieben. Die Knaben behielt das Stift bis zur Konfirmation. Dann wurden die, welche keine Anlage zur Musik hatten, bei Handwerkern untergebracht; nachdem sie ausgelernt hatten, mußten sie 8 Jahre als Soldaten dienen; waren sie auch dazu nicht tüchtig, so wurden sie Militärhandwerker. Doch konnten alle einen Freipaß bekommen, d. h. aller Verpflichtungen ledig erklärt werden, wenn sie soviel mal 15 Thaler bezahlten, als sie Jahre im Stifte gewesen waren. Die Musikschüler blieben noch 2 Jahre nach der Konfirmation

[1]) Es ist mir von Herrn Hauptpastor Nissen in Eckernförde zur Durchsicht übersandt worden; ich benutze die Gelegenheit, ihm für seine Freundlichkeit bestens zu danken.

in der Anstalt, dann wurden sie an die Regimenter abgegeben. — Die Mädchen mußten ebenfalls zwei Jahre nach der Konfirmation bleiben, um für das Stift zu arbeiten und sich in weiblichen Handarbeiten zu vervollkommnen. Dann wurden sie als Dienstmädchen untergebracht. Die Kinder, die um der Bedürftigkeit ihrer Eltern willen aufgenommen waren, konnten jederzeit zurückgefordert werden. Krüppel, Idioten und dauernd Kranke blieben unter einer Invalidennummer zeitlebens im Stifte.

Die Kleidung der Invaliden bestand aus einem Frack von rotem Tuch mit dunkelblauen Rabatten, Kragen und Aufschlägen und weißen Knöpfen, nebst Weste und Hose von dunkelblauem Stoff; für täglich wurde auch wohl statt des Fracks



Wacht- und Kirchen-Parade.



Invalide ohne Dienst.

eine rote Jacke getragen. Die Kleidung der Knaben war ähnlich, doch kam für den Sommer noch die weiße Hose hinzu. Frauen und Mädchen trugen blaue eigengemachte Kleider mit weißen Brust- und Schultertüchern. —

Die Gebäude, die der Anstalt als Heim gedient haben, sind zur Hälfte noch vorhanden. Der einen Häuserreihe, die jetzt noch am Südeingange der Stadt durch ihre Bauart auffällt, lag eine zweite ähnliche gegenüber, die nach der Sturmflut abgebrochen worden ist. Ein Gang durch diese Doppelreihe wird am besten in das Leben und Treiben in der Anstalt einführen. Ich beginne mit der zerstörten Reihe. Am Südende befand sich ein niedriges, im Anfange der 20er Jahre

erbautes Gebäude, das zur Wache bestimmt wurde. Da das ganze Stift militärisch organisiert war, hatte man nämlich aus den tüchtigsten Invaliden ein Wachkorps von 2 Unteroffizieren und 24 Mann gebildet. Von hier zog am Morgen die Reveille und am Abend der Zapfenstreich durch die mit Linden bepflanzte Straße, die zwischen den Häuserreihen hindurchführte, hinunter und wieder herauf. Hier befanden sich aber auch das Arrestlokal, in dem leichtere, und 3 Gefängnisse oder Cachotte, in denen schwerere Vergehungen abgebüßt wurden; außerdem auch fünf Tollkammern für Wahnsinnige. Darunter wird man meistens solche verstanden haben, die am Säuferwahnsinn litten; anfangs rechnete man auch die dazu, die sich der Anstaltsordnung beharrlich widersetzten.

An das Wachlokal schloß sich das Krankenhaus, über dessen Mängel vom Anstaltsarzt lebhaft geklagt wird. Aus der Zusammensetzung der Stiftsinsassen ergiebt es sich, daß hier in der Regel Pfleglinge vorhanden gewesen sein werden; doch war der Gesundheitszustand nicht schlechter als in der Stadt. „Wenn sie nur Schnaps hatten, war die Gesundheit da!“ heißt es in einem Bericht.



Konfirmations- und Parade-Anzug. Gewöhnlicher Zöglings-Anzug.

Nun folgte ein großes Gebäude mit zwei Stockwerken für die alten Invaliden und die Frauen. Die Geschlechter und Lebensalter waren seit der Reorganisation von 1820 streng geschieden, während früher, wie es scheint, in dieser Beziehung schlimme Zustände geherrscht hatten. Auch in der letzten Zeit scheint — nach mündlicher Überlieferung — hin und wieder eine laxere Praxis geherrscht zu haben. — Die Invaliden hatten oben 5 Schlafsäle und ein großes Versammlungszimmer mit einem Ofen. Auch war dort ein Korrektionszimmer vorhanden, in das durch Direktionsbeschluß Stiftsinsassen bei wiederholten Vergehungen hineingesetzt werden konnten. Hier wurden sie mit Arbeiten beschäftigt und entbehrten der Freiheit. Zank- und Streitsüchtige konnten hier an ihr Bett angeschlossen werden, oder sie mußten auch wohl die Strafjacke tragen. Das war eine Jacke mit Ärmeln, die unten vor der Hand zugenäht wurden; dann schnallte man die Arme mittels Riemen vorne oder hinten zusammen. Die schlimmsten Sünder wurden zu körperlichen Züchtigungen verurteilt; für jedes Geschlecht und für jedes Alter war ein sogenannter Rotting vorhanden. Die Exekution fand in den Zimmern der betreffenden Insassen statt und wurde vom Wachtmeister vollzogen. Das Höchstmaß der Streiche betrug 25. Man wird über diese Art der

Strafe nur gerecht urteilen, wenn man bedenkt, aus was für Elementen die damalige Armee zusammengesetzt war und welche Rolle in ihr der „Gewaltiger“ und sein Profoß spielten und wohl auch spielen mußten.

Im Korrektionszimmer befanden sich übrigens auch behufs Strafverschärfung Straflöcher; wie diese eingerichtet waren, habe ich nicht erfahren können. — Unten in demselben Gebäude befanden sich Schlafsäle für die Frauen, eine Frauenspinnstube, eine Küche, eine Wohnung für die Haushälterin, welche die Küchenverwaltung besorgte, verschiedene Vorratsräume und 4 Speisesäle, je einer für jedes Geschlecht und jedes Alter. In diesen wurden, nachdem durch die Deckfrau gedeckt worden war, die Mahlzeiten eingenommen. Das Mittagessen wechselte nach den Jahreszeiten; zweimal wöchentlich war frische Suppe und Rindfleisch vorgeschrieben. Vor der Mahlzeit mußte bei den Männern ein Knabe, bei den Frauen ein Mädchen ein Tischgebet sprechen.

In diesen Räumen hatten also die Alten ihr Heim. Doch waren sie keineswegs berechtigt, sich der Ruhe hinzugeben, sondern mußten, wenn es irgend ihre Kraft erlaubte, im Stift und für das Stift arbeiten. Die Männer bestellten den Garten, der sich als Küchengarten und als Garten für Genesende an der Ostseite des Stifts hinter den Häusern entlang zog; sie dienten dem Stift als Schneider, Schuster oder Tischler, oder sie arbeiteten gegen Bezahlung für Fremde, indem sie Torf abluden, Kräuter für die Apotheke sammelten, Feuersteine für die Militärverwaltung oder für den Privatgebrauch schlugen, lange Schwefelhölzer schnitzten, Zündschwamm klopften u. dgl. m.; die Frauen spannen, strickten Strümpfe und halfen in den Krankenstuben. Die zuverlässigsten Insassen konnten auch zu besonders bezahlten Ämtern berufen werden, um den eigentlichen Verwaltungsbeamten Hülfe zu leisten. —

Für jede Arbeit gab es übrigens eine kleine Vergütung; alle sechs Tage etwa mußte jeder umsonst arbeiten, dann bekam er nur ein Vesperbrot und eine Flasche Bier. Für die täglichen kleinen Begürfnisse, d. h. wohl vor allem für Schnaps und Tabak, bekam jeder Alte einen Sechsling; es war eine kleine Stiftswirtschaft vorhanden, in der er etwaigen Gelüsten nach Maßgabe seiner Mittel frönen konnte. Wurde Urlaub erteilt, so wurde das Geld zum besten der Musikkasse zurückbehalten; doch war man vorsichtig mit der Bewilligung, weil manche ihn nur deshalb erbaten, um sich umhertreiben und betteln zu können.

Mit den Erzeugnissen der Hausindustrie hausierten die Alten in der Umgegend. Ältere Leute erinnern noch sehr gut, wie die „Valid'n“ durch die umliegenden Dörfer zogen. An einem über die Schultern gelegten Riemen trugen sie einen Kasten mit vielen Fächern, der ihre Waren enthielt. Auch die dadurch erzielten Einkünfte wurden nach Abzug einer Entschädigung für die Invaliden im Interesse der Musikkasse, von der gleich die Rede sein wird, verwendet.

Im letzten Teile des großen Ostgebäudes befanden sich die Wohnungen des Direktors und des ersten Offiziers und hinter ihnen die dazu gehörigen Gärten. Auch waren Ställe für 4 Kühe, für Schweine, Hühner usw. vorhanden.

Die westliche Häuserreihe, die noch heute steht, diente im wesentlichen der Erziehungsanstalt. Allerdings treffen wir, wenn wir nun in umgekehrter Richtung zurückgehen, zuerst die zweistöckige Wohnung des Stiftsarztes und seines Assistenten. Daran schloß sich dann aber das Zimmer der Oberklasse und eine Lehrerwohnung. Dann folgte das Waschhaus; nach dem Durchgang kam dann wieder eine Lehrerwohnung und darauf die Elementarklasse, die sogenannte Normalschule. Bei dieser muß ich einen Augenblick verweilen, denn sie war es, die dem Stift zu einem ganz besonderen Ansehen verhalf. Hier fand die sogenannte Wechselseitige Schuleinrichtung ihre Pflege. Auf diese näher einzugehen muß ich mir diesmal versagen;

die Verarbeitung des reichen Stoffes, der mir dafür zur Verfügung steht, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Hier sei nur soviel bemerkt, daß der König Friedrich VI., ein wohlwollender, aber beschränkter Mann, der im ganzen nur für militärische Äußerlichkeiten Sinn und Verständnis hatte, für eine Schuleinrichtung begeistert war, in der mittels militärisch geordneter Helferdienste seitens der Kinder große Schülermengen durch einen Lehrer unterrichtet werden konnten. Diese aus England und Ostindien auf dem Umwege über Frankreich nach Dänemark gekommene Schuleinrichtung wurde im Pflegehaus durch die Gebrüder Eggers u. a. nach Möglichkeit mit deutschem pädagogischem Geiste erfüllt, so daß hier, wenn auch noch genug Schablonenhaftes nachblieb, doch immerhin die größten pädagogischen Sünden vermieden wurden. Die Elementarschule am Stift wurde die Normalschule für diese Einrichtung und mußte jahrelang von Lehrern aus dem Lande besucht werden. Nach vierzehntägigem Aufenthalt fand eine Prüfung vor einer besonders zu diesem Zwecke eingesetzten Kommission statt; diese stellte alsdann ein Zeugnis aus. Ab und zu kamen auch pädagogische Größen, z. B. Harnisch, Diesterweg u. a., um sich das im Norden strahlende Licht näher anzusehen; ihr Urteil entsprach nicht immer den Wünschen der leitenden Persönlichkeiten. Nach dem Tode Friedrichs VI. verlief die Sache im Sande; doch hat die Einrichtung im Pflegehause bis zu seiner Auflösung bestanden.

Über dem Schulzimmer befand sich der Raum der Arbeitsschule und ein Aufbewahrungsort für Leinenzeug; auch die sog. Altfrau hatte in diesem Gebäude ihre Wohnung. Nun folgt das große 1831 aufgeführte Haus, das neben den Wohnungen für einzelne Offizianten, z. B. für den Musiklehrer, den Gesanglehrer, den Proviantverwalter, vor allem unten die täglichen Wohnzimmer für die Knaben und für die Mädchen und oben die beiden großen Schlafzimmer und den Musiksaal enthielt. In dem Flügel, der von diesem Gebäude nach Westen bis hart an den Bach herangeht, befanden sich seit dem Umbau die Turnräume. Aus diesen, wie aus dem täglichen Zimmer der Knaben führte eine Thür auf den südlich liegenden Spiel- und Turnplatz, auf dem sich auch eine Kegelbahn befand. Hinter der ganzen Reihe lagen wie noch heute Gärten.

Hier wird der Ort sein, einen Blick auf das Tagesleben der Kinder zu werfen. Nachdem es — im Sommer um 5, im Winter um 6 — zum Aufstehen getrommelt hatte, mußten wie die Erwachsenen so auch die Kinder aufstehen, sich waschen und anziehen und ihr Bett machen. Um 6 trommelte es zum Thee und zum Frühstück, um 7 zur Schule. Um 10 mußten die Musikschüler zur Musikschule, die übrigen Knaben und Mädchen zur Arbeitsschule, wo die größeren Mädchen Leinenzeug nähten, die kleineren sowie die unmusikalischen Knaben Strümpfe strickten u. dgl. m. Um 12 Uhr rief die Trommel zum Mittagessen. Nach einer Erholungspause begann um $1\frac{1}{2}$ die Schule; sie währte bis $3\frac{1}{2}$. Von 4—5 wurde von den Knaben geturnt, im Sommer auch im Hafen gebadet oder im Noor geschwommen, während die Mädchen in der Arbeitsschule beschäftigt wurden. Um 5 Uhr wurde Abendbrot gegessen, von 6—7 gings wieder in die Arbeits- und die Musikschule, von 8—9 war Freistunde und um 9 scheuchte der Zapfenstreich alles ins Bett, im Winter schon um 8 Uhr. Mit einigen Abänderungen wird diese Tagesordnung, wie sie uns aus den dreißiger Jahren geschildert wird, bis zur Auflösung der Anstalt gegolten haben.

Ein besonderes Gewicht wurde, wie man sieht, auf die Musik gelegt, da man die für diese Kunst begabten Zöglinge in die Musikkapellen der Regimenter einreihte. Das Musikkorps der Anstalt erfreute sich eines guten Rufes; es wurde auch in der Umgegend begehrt, z. B. bei den jährlich stattfindenden Vogelschießen in benachbarten Ortschaften. Der dritte Teil der bei solchen Ausflügen erzielten

Einnahmen fiel dem Kapellmeister zu, das übrige wurde im Interesse der Kinder aufgespart.

Am Sonntag zog die Jugend unter Führung der Lehrer zur Kirche, wo dem Stifte bestimmte Plätze angewiesen waren. Einmal im Monat mußten die Musikschüler der Anstalt den Chorgesang übernehmen. Sonst war der Tag frei.

An schönen Sommertagen wurden mitunter einige Arbeitsstunden ausgesetzt, und die Kinder gingen in Begleitung ihrer Lehrer oder ihrer Lehrerin, d. h. der Altfrau, die den Handarbeitsunterricht leitete, im Windebyer Gehölz mit voller Janitscharenmusik spazieren; einmal im Jahre pflegte auch ein Tagesausflug nach dem Sehestedter Denkmal gemacht zu werden zur Belebung des Patriotismus. Auch sonst fand unschuldige Freude Förderung; so wurde z. B. auch Tanzunterricht erteilt und das Kegelspiel geübt. In den vierzehntägigen Augustferien war der Besuch nahe wohnender Verwandter gestattet. In den letzten Tagen dieser freien Zeit fand ein Vogelschießen statt, dem am folgenden Tage ein Ball folgte. Die Bewirtung bestand in Punsch, in Sauerbrot, mit Fleisch belegt, und Söfterkuchen. Es wird berichtet, daß sich hier die Anhänglichkeit früherer Zöglinge deutlich gezeigt habe, da sich zu diesem Feste stets entlassene Zöglinge wieder eingefunden hätten. Von anderer Seite wird das Vorhandensein solcher Anhänglichkeit allerdings bestritten unter Hinweis auf den Mangel an Familienumgang. — Auch der Geburtstag des Königs wurde in ähnlicher Weise mit Festessen, Tanz, Kuchen und Punsch gefeiert.

Im allgemeinen wurde streng auf Reinlichkeit und Ordnung gehalten. Ein Wachtmeister führte bei den Knaben, eine Altfrau bei den Mädchen die Aufsicht, ihnen standen Gefreite aus der Reihe der Knaben und Aufsichtsmädchen zur Seite. Zur Beförderung der Reinlichkeit waren für die Knaben sogar zwei Kämmfrauen vorhanden.

Ich habe versucht, die trockene Beschreibung des Stifts, die doch nicht wohl zu umgehen war, durch Einflechtung dessen, was ich über das innere Leben der Anstalt zu sagen hatte, etwas interessanter zu machen; jetzt bitte ich, mir noch einen Augenblick zu folgen, um einen Blick auf das allmähliche Absterben des Stifts zu werfen. Hier verlassen mich die gedruckten Quellen völlig. Die bisherige Darstellung hat sich im großen und ganzen auf solche stützen können, und die nachfolgende Vergleichung mit dem mir von Herrn Hauptpastor Nissen gütigst zur Verfügung gestellten Reglement hat ergeben, daß sie durchaus zuverlässig sind. Während ich aber bisher nur ein paar Einzelzüge der mündlichen Überlieferung entnommen habe, bin ich jetzt durchaus auf diese Quelle angewiesen. Das meiste verdanke ich den freundlichen Mitteilungen eines alten Eckernförders, des Herrn v. d. Lieth, geb. 1826, der als Sohn des letzten Proviantverwalters am Pflegehause (1827—1854) die letzte Periode aus eigener Anschauung kennt. Ich kann nicht umhin, ihm und allen, die meine wiederholten Anfragen stets freundlich beantwortet haben, hier meinen besten Dank auszusprechen.

Bevor ich zu den Einzelheiten übergehe, muß ich kurz auf die Gründe hinweisen, die zu einem allmählichen Eingehen der Anstalt führen mußten, falls man sich nicht zu völliger Umgestaltung entschloß. Sie lagen in der gründlichen Neuordnung des Militärwesens, im Aufhören des Werbens. Die geworbenen Soldaten, die noch in der Armee waren, wird man behalten haben; da aber der Nachwuchs gleicher Art fehlte, so mußte allmählich das Bedürfnis nach einer derartigen Anstalt aufhören, umsomehr, als damit auch die Frauen und Kinder der gemeinen Soldaten allmählich aus der Armee verschwanden. So wird mir denn auch mitgeteilt, daß in den vierziger Jahren die Zahl der Stiftsinsassen bedeutend abnahm, ebenso daß die Ausländer allmählich verschwanden. Schon bei der großen Neuordnung

im Jahre 1820 war darauf Rücksicht genommen worden; man plante, die vorauszusehende Abnahme der Erwachsenen durch reichlichere Aufnahme von Kindern auszugleichen. Mit Rücksicht darauf wurde damals der Name der Anstalt in Christiansstift umgeändert, doch bin ich dieser neuen Bezeichnung außer in dem Reglement nirgends begegnet; sie scheint nicht populär geworden zu sein. Jenem Plane entsprechend soll die Zahl der Kinder auch zu einer Zeit 180 betragen haben (120 Knaben und 60 Mädchen). Doch habe ich auch erfahren, daß zuletzt die Zahl der Kinder gleichfalls abgenommen habe, ohne Zweifel aus dem vorher erwähnten Grunde. Immerhin werden noch für die letzten Jahre folgende Zahlen angegeben: 120 Männer, 50 Frauen, 80 Knaben und 50 Mädchen. Die meisten Männer sollen Unteroffiziere gewesen sein; doch waren immer noch einige Gemeine vorhanden. Aus einzelnen Andeutungen in den gedruckten Beschreibungen des Stifts geht hervor, daß viele von diesen frühere Stellvertreter waren, die mehrmals gebient hatten; nur durch diese Annahme läßt es sich erklären, daß immer noch so viele Aufnahmebedürftige vorhanden waren, da doch die Werbungen schon 1802 aufhörten.

Jetzt ein paar Worte über das Ende. In den Kriegsjahren scheint das Stift von der jedesmaligen Landesregierung unterhalten worden zu sein. Es wird berichtet, daß die Dänen einmal 1848 die Fenster des südlichen Flügels vermauert haben mit Offenlassung einiger Schießscharten, um von hier aus die Kieler Chaussee bestreichen zu können. Es ist aber bei der Absicht geblieben. Nachdem die Dänen nach dem traurigen Ausgange der Erhebung zurückgekehrt waren, fand sich bei ihnen keine Stimmung mehr dafür, im Lande des „Aufruhrs" und in der Stadt des 5. Aprils ein solches Stift zu unterhalten. So folgte denn 1854 die Auflösung des Pflegehauses. Die Beamten bekamen 3/4 ihres Gehalts als Pension, z. B. der Proviantverwalter 325 Rbthlr., der erste Lehrer (Eggers) 200 Rbthlr. Die Invaliden erhielten je 125 Rbthlr. jährlich. Sie zogen nach Kopenhagen, nach Kiel und nach anderen Orten, einige blieben auch in Eckernförde. 50—60 schwache Alte blieben im Ostgebäude unter Aufsicht eines Krankenwärters (Iwers) zurück; ein Oberarzt (Lund) aus Friedrichsort hatte mit seinem Assistenten (Sommer) die Behandlung der Kranken. Die Kinder wurden in verschiedenen Städten in Pflege gegeben, soweit sie nicht in die Lehre, in einen Dienst oder ins Militär eintreten konnten.

In die leerstehenden Gebäude quartierte man zuerst 300—400 Kadetten, später ein Seebataillon, beides nur für kurze Zeit. Dann kam die endgültige Vertreibung der Dänen im Jahre 1864, und damit verschwand auch der letzte Rest des alten Stifts. 1865 wurde es völlig aufgehoben. Die noch vorhandenen Alten kamen in Pflege bei Privatleuten oder ins städtische Armen- und Krankenhaus gegen Bezahlung von ihrer Pension. Die Anstaltsgebäude wurden zur Kaserne umgewandelt und nach Osten hin ein großer Exerzierplatz angelegt. Von 1867—70 lag hier ein Bataillon des Schlesw.-Holst. Inf.-Rgts. Nr. 85. Später wurden die Gebäude für Kranke und für verschiedene Zwecke, auch für Schulzwecke benutzt. Die Sturmflut vom 13. November 1872 nahm die Ostseite der Häuser so sehr mit, daß sie auf Abbruch verkauft werden mußte. Den Baugrund nebst dem Exerzierplatz kaufte die Stadt. Die westliche Hälfte wurde zunächst der Zufluchtsort vieler Obdachloser; einmal scheint die Marine Absichten darauf gehabt zu haben, wenigstens ist 1874 der Bau von 1831 in ihrem Auftrage repariert und geweißt worden; später haben Seminarschule und Präparandenanstalt dort ein Heim gehabt; endlich ist die ganze Reihe verkauft und zu Privatwohnungen eingerichtet worden. — An das Pflegehaus erinnert nur noch der alte Stiftskirchhof am Strande, auf dem Wege nach dem Denkmal; auch dieser führt aber seinen alten Namen nicht mehr: man nennt ihn jetzt den Soldatenkirchhof.

So hat denn das Pflegehaus ein ruhmloses Ende gefunden und sein Gedächtnis hat sich rasch verloren. In meiner Jugend lebte es unter den Eckernförder Jungen nur noch in einem harmlosen Schimpfwort fort: wer einem andern in milder Form seine Mißachtung aussprechen wollte, sagte: „Du büst 'n Valid." Das kommt, wie ich höre, auch heute noch vor, aber selten. Wir werden das Eingehen des Stifts nicht beklagen. Allerdings war es in hinter uns liegenden Tagen eine segensreiche Anstalt; man wird ihm nachsagen können, daß es lange Jahrzehnte hindurch die ihm zugewiesene Kulturaufgabe mit anerkennenswerter Treue gelöst hat, und man möchte wünschen, daß wenigstens eine einfache Gedenktafel an dem noch vorhandenen Gebäude an die Vergangenheit erinnerte. Doch wird niemand von uns jene Verkettung mit einem fremden Volke, der wir die Anstalt verdankten, die Kulturverhältnisse, die ihr Bestehen möglich und wichtig machten, wieder heraufzuführen wünschen. Das beeinträchtigt aber unser historisches Interesse nicht. Jede ernste Arbeit im Dienste des Kulturfortschritts und der Menschenliebe verdient Würdigung und Anerkennung: gerade deshalb habe ich es versucht, das Gedächtnis des Christians-Pflegehauses zu erneuern.

Anmerkung. Vorstehender Vortrag ist auf der Generalversammlung unsers Vereins im Jahre 1898 in Eckernförde gehalten und auf mehrfach geäußerten Wunsch hier abgedruckt worden. Als Quellen habe ich benutzt: 1. Mehrfache Mitteilungen in den Provinzialberichten, vor allem die zusammenfassende Arbeit von H. J. v. Nissen: Geschichte und Beschreibung des Christians-Pflegehauses in Eckernförde. (Neue Schl.-Holst.-Lauenb. Provinzialberichte 1833, 3. Heft, S. 42 ff.) — 2. J. S. N. Panum, Beschreibung des Königl. Christians-Pflegehauses bei Eckernförde. Schleswig 1833. — 3. A. v. Baggesen, Der dänische Staat. 2 Bde. Kopenhagen 1845. — 4. C. F. Allen, Geschichte des Königreiches Dänemark. Kiel 1846. — 5. P. Fr. Rist, Fra Størlet-Tiden. Kjøbenhavn 1884. — 6. Reglement für das Christians-Stift. (Handschrift im Eckernförder Hauptpastorat.) — 7. Schriftliche und mündliche Mitteilungen von verschiedenen Eckernfördern, vor allem von dem früheren Kaufmann D. v. d. Lieth. — Die Bilder sind für die „Heimat" hergestellt worden nach Zeichnungen des früheren Tischlermeisters Ernst Schröder aus Eckernförde, jetzt in Heide.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

7. Min Ohm.**)

Dạr is mạl 'n Bur'n weß, de hett 'n bẹten mêr hatt as de annern Bur'n, un do verklạgt se em bi 'n Herrn, dat hê hexen kann.

Do lett de Herr em kam'n un secht: ‚Na, du kanns hexen?'

*) Zu dem Märchen des Aprilheftes (Na Möörn!) wird mir aus meinem Heimatsdorf Kleuzau bei Eutin mitgeteilt, daß es nach einer dortigen Fassung die Harmsdorfer seien, die sich Unwetter hätten kaufen wollen. Der Knecht habe dem davonfliegenden Sewwer (Maikäfer) nachgerufen: ‚Man ümmer na Harmsdörp too!' Harmsdorf ist ein Dorf bei Lensahn. — Zu dem Märchen des Maiheftes macht mich Herr Johannsen, der Herausgeber des ‚Schlesw.-Holst. Humors', darauf aufmerksam, daß sich die Geschichte von den beiden Kohl- und Hammeldieben auch in Firmenichs ‚Völkerstimmen' (III, 475) findet, in der Mundart des Amtes Trittau. Hier ist sie jedoch entstellt und in unnatürlicher Weise mit dem bekannten Märchen von der ‚klugen Else' (Gebr. Grimm Nr. 34) verbunden. Sie findet sich übrigens — und zwar in besserer Fassung — noch an einer zweiten Stelle bei Firmenich (III, 75), in der Strelitzer Mundart. — Ziemlich stark entstellt erscheint die Geschichte in einer aus Kisdorf bei Kaltenkirchen stammenden Fassung, die mir von Herrn Lehrer Frahm in Poppenbüttel mitgeteilt wird. Diese Fassung enthält indessen auch einen sehr guten Zug: der Küster will die Abendglocke läuten. Der übermütige Schluß (giff di!) fehlt in allen drei Fassungen.

**) Der Erzähler dieser für die Gesinnung der Leibeigenen gegen ihre Herren höchst bezeichnenden Geschichte ist der Tagelöhner Joh. Schütt, derselbe, von dem das Märchen des Februarheftes (De Spitzboof) stammt. Joh. Schütt, geb. 1819 zu Sibstin (Gut Hassel-

‚Nę,‘ secht de Bur, ‚wat schull ik wul hęxen künn'n?‘

Ja, secht de Herr, dat will'e doch êrs mal sên. Hê schall em in ên'n Dach 'n ganz Koppel Hąweln [1]) afmei'n. Wenn hê dat ne kann, schall hê von 'e Burstę'. [2])

Nu geit he je hen na de Koppel den annern Mornt un fang't an to mei'n.

Do kümmt dąr 'n lütten Kêrl bi em an, de secht: ‚Wat schąg't [3]) di? Du süchs je so bedrööv't ut?‘

‚Ja,‘ sech'e, ‚ik schall in ên'n Dach de ganz Koppel afmei'n. Wo schall ik dê wul afkrigen?‘

‚Ja,‘ secht de lütt Kêrl, ‚gą man hen to Hus; de Koppel schall wul afkam'n.‘ [4]) Awer hê schall em anners ne nöm'n as ‚min Ohm.‘

Nu geit he je hen to Hus, un 'sąbens is de Koppel af. [5])

Do geit hê na 'n Herrn un secht: ‚De Koppel is af.‘

Do secht de Herr, wenn hê dat kann, denn schall'e ęr morn uk inföörn, [6]) uk in ên'n Dach. Wenn hê dat ne kann, denn schall hê likes [7]) von 'e Stę'.

Na, den annern Mornt, do geit he je wa' hen na de Koppel un röppt sin'n Ohm.

Do kümmt de lütt Kêrl weller an, un do klągt hê em dat, dat hê de Koppel nu uk inföörn schall in ên'n Dach.

Do secht de lütt Kêrl to em, hê schall na 'n Herrn gąn un em üm 'n Drach Hąweln bidd'n. Hê schall man segg'n, hê hett niks mêr to fręten för sin Pêr.

Nu geit he je hen na 'n Herrn, wat hê man 'n Drach Hąweln hebb'n schall. Un de Herr verlöv't [8]) em dat uk.

As hê nu wa' up de Koppel kümmt, do secht de lütt Kêrl, hê schall henggn un all' de Rêp [9]) hąl'n, de in 'n Dörp sünd. Un denn schall he ęr all' tohop knütten. [10])

Do geit he je hen un hąl't sik all' de Rêp — dat's 'n ganz Foor [11]) weß — un föört dąrmit na de Koppel hen.

Do mutt de Bur up ên'n Enn' anfąten an dat Tauwark, un de lütt Kêrl fąt an 'n annern Enn' an, un de ên geit links üm den Hąweln, un de anner rechs, un as se tosam'n sünd, do treckt se dat all' tohop, wat up'e Koppel is, un do nimm't de lütt Kêrl dat up 'n Nacken un dricht dat na den Bur'n sin Hus hen.

Do geit de Bur na 'n Hoff hen un secht: ‚So, Herr, de Koppel is lerdi.‘ [12])

‚Du heß hier je noch niks bröcht,‘ secht de Herr.

Ja, secht de Bur, hê hett em je 'n Drach Hąweln verlöv't, dat hett hê na sin Hus drąggen, un do is dąr niks nąblęb'n.

Do secht de Herr, denn schall hê em den annern Dach den grötſ'n Boom bring'n, den' hê in sin Holt hett. Wenn hê dat ne kann, schall hê likes noch vun 'e Stę'.

Annern Mornt, do geit he je hen to Holt un röppt sin'n Ohm.

---

burg), beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges einberufen, im zweiten Jahre des Krieges als invalide entlassen, dann Bahnarbeiter bei den ersten Bahnbauten in Schleswig-Holstein, Lauenburg und Hannover, seit seiner Verheiratung (1854) wieder in seiner Heimat, dem Gute Hasselburg, und zwar in den letzten Jahren in Altenkrempe, wo er am 2. April d. J. infolge eines Schlaganfalls gestorben ist. Es war ein aller guter, biederer Mann, der bis an sein Lebensende treu seinen Dienst gethan hat und in den Sielen gestorben ist. Seinen ‚Spitzbof‘ hat er noch gedruckt gesehen und sich darüber gefreut. ‚Söns heff ik je ne, de min'n Nam' up'e Nawelt bring'n künnt; nu kümmt he doch noch up'e Nawelt.‘ — Die (17) Geschichten, die er mir erzählt hat, zeichnen sich aus durch kindliche Einfachheit und markige Kürze des Ausdrucks. Sein Plattdeutsch ist musterhaft. So, gerade so klingt das echte Plattdeutsch. Hinsichtlich des Inhalts zeigen seine Geschichten zum Teil schon ein Hineindringen der Büchermärchen in die echte Volksüberlieferung, im ganzen aber sind sie von hoher Altertümlichkeit. Ehre seinem Andenken!

Do kümmt de lütt Kêrl weller an, un do klągt hê em sin Not, dat he den Herrn den grötſ'n Boom bring'n ſchall, den' hê in ſin Holt hett.

‚O,' ſecht de lütt Kêrl, ‚dat wüwwi [13]) wul krigen.'

Do ſöökt ſe den grötſ'n Boom ut, un de lütt Kêrl ritt em ut de Eer.

‚Ja,' ſecht de Bur, ‚wo kri' [14]) wi em nu man na 'n Hoff hen?'

‚O,' ſecht de lütt Kêrl, ‚tö' [15]) man 'n bęten. Dąr ward wul gliks [16]) Foorwark kam'n.'

Un do wąr't [17]) dat ne lang', do kam't dąr drê grot ſwart Hingſten mit 'n Wągen an un mit ên ǫ̈wri Sęl. [18]) Un do ſmitt de lütt Kêrl den Boom up 'n Wągen, un do föört ſe dąrmit na 'n Hoff hen, vör't Herrenhus hervǫ̈r.

Do frągt de lütt Kêrl: ‚Scha'k [19]) den Boom dąr nu bąben rup ſmiten na 't Hus?'

Nę, ſecht de Bur, hê ſchall em man nedd'n [20]) ląten.

Do kümmt de Herr 'rut un beſücht de Hingſten.

‚Dat ſünd je banni [21]) ſchön Hingſten,' ſech 'e.

‚Ja,' ſecht de lütt Kêrl, ‚kenns' du dê ne?'

‚Nę,' ſecht de Herr.

‚Ja,' ſech 'e, ‚denn will ik di dat ſegg'n. Diſſen, den' ik ünnern Sątel heff, [22]) dat is din ol Ellervąder. [23]) Un den' ik achterbi [24]) heff, dat is din Grotvąder. Un den' ik up Lei' [25]) heff, dat is din Vąder. Un denn heff ik hier noch ên lerdi Sęl, dąr ſchaſt du in.' [26]) Nach Johann Schütt (†) in Altenkrempe.

Anmerkungen: [1]) Hafer. [2]) Bauerſtelle. [3]) was ſchadet dir, alt ſtatt: was fehlt dir. [4]) abkommen = abgemäht werden. [5]) d. h. abgemäht. [6]) einfahren. [7]) gleichwohl, dennoch; vgl. engl. likewise. [8]) erlaubt. [9]) Reife, Stricke, Taue. [10]) zuſammenknoten. [11]) Fuhre. [12]) ledig, leer. [13]) = wüllt wi. [14]) ſtatt krig't. [15]) ſtatt töf = warte. [16]) gleich. [17]) währt. [18]) mit einer übrigen Siele; im Hochdeutſchen gewöhnlich Plural ‚die Sielen', das Sielengeſchirr. [19]) = ſchall ik. [20]) unten. [21]) = unbändig, ſehr. [22]) ein ganz gewöhnlicher Ausdruck für Sattelpferd. [23]) Urgroßvater. [24]) der ſtehende Ausdruck für das Pferd, das ‚hinten bei,' d. h. rechts von dem Sattelpferd geht. [25]) eigentlich: auf dem Leitſeil, der ſtehende Ausdruck für das Pferd, das vorne an der Leine geht. [26]) d. h. nach deinem Tode.

Mitteilungen.

1. **Ei im Ei.** Auf Seite 190 der vorjährigen „Heimat" geſchieht eines Eies im Eie Erwähnung. — Eine Henne unſeres Hühnerhofes legte Anfang April 1899 zwei auffallend große Eier. Das eine Ei enthielt 2 Dotter; das andere Ei, das 73 mm lang, 53 mm breit war und 116 g wog, enthielt beim Öffnen ein kleineres, vollſtändig ausgebildetes, von Eiweiß umgebenes Ei mit harter Schale. Es befand ſich Dotter und Eiweiß darin. Die Länge des kleineren, inneren Eies betrug 56 mm, die Breite 42 mm. Die Schale desſelben wog 71 g, die des äußeren, größeren aber nur 68 g. — Die beiden Schalen befinden ſich im Muſeum des nordböhmiſchen Exkurſionsklubs in Leipa (Nordböhmen).

Leitmeritz in Deutſchböhmen. Heinrich Ankert.

2. **Droſſeln.** Siehe Jahrg. 10, Nr. 2, S. 47 und Nr. 4, S. 95. In der Mitte und dem Ausgange der ſiebziger Jahre kamen in meinem Garten Droſſeln häufig vor, und mein verſtorbener Pflegevater fing ſie ohne Unterſchied der Art; ob Turdus pilaris oder T. musicus — ſeltener kam T. merula vor — alle gingen für Krammetsvögel weg. Dann aber nahm der Durchzug der Droſſeln hier nach und nach ab. Auf eine Anfrage an meinen Onkel in Brunſohe bei Albersdorf, der täglich ſeine 30 Stück gefangen, wie es dort ſtände, ward mir die Antwort: „Auch hier fängt man nichts mehr; ich denke, die Vögel haben einen andern Kurs gewählt; daß ſie ſeltener geworden, glaube ich nicht."

Dahrenwurth bei Lunden. H. Carſtens.

3. **Aus der Tierwelt.** Der Gaſtwirt und Mitjagdpächter Schlüter in Löpthien hat im Sommer 1898 eine gehörnte Ricke zur Stadt gebracht. Allenfalls iſt es bekannt, daß alte Ricken zuweilen aufſetzen; aber immerhin iſt ſolcher Fall höchſt ſelten.

Bookhorſt. Kummerfeld.

Druck von A. F. Jenſen in Kiel, Vorſtadt 9.

Mitteilungen.

1. **Der Rotbarsch, Sebastes marinus L.**, ein sehr seltener Gast in der westlichen Ostsee. Im Januar d. J. wurde vom Fischer Schmidt in Eckernförde, der seine Sprottnetze unter der Küste bei Langholz in der Eckernförder Bucht ausgestellt hatte, ein fast 50 cm großer, in herrlichem Rot prangender Fisch erbeutet, der bisher in Eckernförde unbekannt war. Bei der Verfolgung der Heringe und Sprotten war er wohl dem Netze zu nahe gekommen und hatte sich in den so feinen Maschen mit seinen langen Stacheln verwickelt, die den ersten, niedrigeren Teil der langen Rückenflosse durchziehen und auch in einer Zahl von dreien am Anfang der Afterflosse stehen. Von Herrn Räuchereibesitzer H. Hinrichsen in Eckernförde wurde dieser seltene Gast dem Zoologischen Museum in Kiel geschenkt und dort der interessanten biologischen Sammlung der Fauna der westlichen Ostsee als Sebastes marinus L., Rotbarsch eingereiht. — In den bekannten Verzeichnissen der Ostseefische von Möbius und Heincke, wie von Lenz und von Duncker wird der Rotbarsch nicht aufgeführt, wie er auch im deutschen Nordseegebiet nicht bekannt zu sein scheint; wenigstens findet er in Heinckes Übersicht über die Fische Helgolands und in Marshalls neuerem Werke „Die deutschen Meere und ihre Bewohner (1895)“ keine Erwähnung. Die im Kieler Museum vertretenen Fische dieser Art stammen von der norwegischen Küste, wo der Rotbarsch ein so bekanntes und wichtiges Glied der Meeresfauna ist, daß ihm auch der wissenschaftliche Beiname norwegicus beigelegt worden ist. Der Rotbarsch gehört zu den marinen Nordfischen und ist im nördlichen Teile des Atlantischen Ozeans und in den arktischen Gewässern weit verbreitet. Er ist nach den Angaben nordischer Forscher,[1] unter denen besonders Collett interessante Mitteilungen über ihn veröffentlichte, ein Bewohner großer Tiefen, der daher selten in die Nordsee vordringt und an den Küsten Englands und Dänemarks nur sporadisch vorkommt. Nur vereinzelt sind Exemplare nach Stürmen bei Skagen und im Sunde gefangen worden. In den Belten und in der Ostsee blieb der Rotbarsch unbekannt. Als die Südgrenze seines Verbreitungsgebietes werden die Färöer, an der amerikanischen Seite der 40. Grad n. Br. bezeichnet. Wie die an unsern Küsten nicht seltene Aalmutter (Zoarces viviparus L.) gehört der Rotbarsch zu den wenigen Arten der Fische, die lebendige Junge gebären. Die Jungen des Rotbarsches haben eine Länge von ungefähr 6 mm, stehen noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung, sind aber doch sofort imstande, zu schwimmen nnd für sich zu sorgen. Der Rotbarsch ist ein wichtiger Speisefisch, daher Gegenstand einer bedeutenden Fischerei, die an vielen Stellen der norwegischen Küste mit Schnüren auf einer Tiefe von 200 m und darüber betrieben wird. F. Lorentzen, Kiel.

2. **Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.** Herr Professor Wisser schreibt uns soeben noch, daß das Märchen „Na Möörn,“ wie Herr Ehlers in Husum mitteilt, in dieser Fassung, breiter ausgeführt, vor etwa 20 Jahren in dem in Kellinghusen erscheinenden „Störboten“ gestanden hat.

[1] Winther, Prodromus Ichthyologiae Danicae marinae. Kjobenhavn 1879. Collett, Norges Fiske, Christiania 1875, und Norske Nordhavs-Expedition, Fiske, Christiania 1880.

Nur Zwei Mark monatliche Ratenzahlung

An Herren im Amt liefere ich

J. Nissens Unterredungen.

8 Teile. 1746 Seiten. Elegant gebunden. Statt M. 12,50 zu M. 10,—. (Neueste Auflage der Originalauflage.)

Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere. (In Nr. 1 d. Bl. besprochen.) In Prachtband M. 10,—.

Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder. (In Nr. 1 d. Bl. besprochen.) M. 10,—.

gegen monatliche Ratenzahlungen von M. 2,— aufwärts.

M. Liebscher, Kiel,
Düppelstraße 88.

Für eine deutsche Familie giebt es keine fesselndere und anregendere Lektüre als die reichillustrierte Monatsschrift

Deutscher Tierfreund,

herausgegeben von Dr. Rob. Klee und Prof. Dr. William Marshall.
Verlag von
Carl Meyers Graph. Institut in Leipzig.
Preis M. 1,25 viertelj., Einzelheft 50 Pfg.

Für jeden, der Freude am Tierleben und Interesse an der großen Tierschutzbewegung unserer Tage empfindet, bildet diese nach Inhalt und Ausstattung vorzügliche Zeitschrift eine Quelle edlen Genusses und bildender Anregung. Fern von geschmackwidriger Sentimentalität sucht der **„Deutsche Tierfreund"** durch musterhafte Darstellung aus allen Gebieten des Tierlebens Liebe zur Tierwelt zu erwecken. Ohne in kindliche Ausdrucksweise zu verfallen, ist der „Deutsche Tierfreund" auch für die reifere Jugend ein ausgezeichnetes Bildungsmittel.

A. F. Jensen,

Accidenz- und Buchdruckerei

Vorstadt 9. KIEL, Vorstadt 9.

Anfertigung aller Druckarbeiten für Behörden und Private rasch, sauber, korrekt und zu mässigen Preisen.

Es wird dringend ersucht, Mitgliederbeiträge nicht an meine Adresse, sondern an die unsers Kassirers, Herrn Lehrer Th. Doormann hier, Kirchhofsallee 70, senden zu wollen.

Küster A. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstr 43 a.

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe Unterkleidung Taschentücher.

Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Joh. Eckardt,

Samen-Handlung

(Inhaber: A. Böttcher.)

Markt 18. KIEL. Markt 18.

Preis-Verzeichniss über Gemüse- und Blumensamen etc. ist erschienen und wird auf Verlangen portofrei zugesandt.



Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

Küster Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 43 a.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. — № 7. — Juli 1900.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Bücherschau.

Heimatsschriften. Unter dieser Gesamtüberschrift lassen sich mancherlei Schriften besprechen, die in der letzten Zeit in der Absicht erschienen sind, das Heimatsgefühl zu stärken und die Quellen zu erschließen, die vom Heimatsboden her die Gegenwart erfrischen und beleben können. Daß dieses Bestreben bei unsern Lesern auf freudige Zustimmung rechnen darf, beweist das Dasein und das Gedeihen unsers Vereins, der die gleichen Ziele verfolgt. Mit besonderer Freude machen wir deshalb zunächst auf die Zeitschrift „Heimat" (Berlin SW. 43, bei Georg Heinrich Meyer, monatlich 2 Hefte, vierteljährlich 2 *M.*) aufmerksam, die es sich zur Aufgabe macht, für die Heimatskunst einzutreten, um sie zur gesunden Grundlage einer stolzen Höhenkunst zu machen. In dem ersten Hefte finden wir von unserm Landsmann Adolf Bartels eine kurze, aber klare und überzeugende Darlegung über die Entwickelung und Bedeutung dieser Heimatskunst, und im weiteren Verlauf zeigen diese Hefte überall, sowohl in den Leitartikeln von Fritz Lienhard, wie in den übrigen Aufsätzen, ebenso aber auch in der Auswahl von Gedichten, daß ein lebendiger, frischer Geist das ganze Unternehmen durchzieht, daß wirklich neue, lebenskräftige Gedanken nach Geltung ringen, und daß Wege gezeigt werden, auf denen eine Erneuerung unserer Litteratur und Kunst möglich sein wird. Von unsern Landsleuten finden wir neben Adolf Bartels, von dem u. a. noch eine Auswahl seiner Gedichte und ein Aufsatz über die Schlacht bei Hemmingstedt geboten wird, auch Johannes Kruse und Helene Voigt vertreten, beide mit Gedichten, ersterer außerdem mit einer ergreifenden Geschichte aus dem Schleswig-Holsteiner Volksleben „Der Heiltrank." — Ähnliche Geschichten aus dem wirklichen Volksleben finden wir in zwei Sammlungen, die der Heimatskunst ihre Entstehung verdanken: die erste, „Schleswig-Holsteiner Landleute," von Helene Voigt, ist schon 1898 (bei Georg Heinrich Meyer in Berlin) erschienen und wird manchem Leser bekannt sein, die andere, „Rosmarin und Häckerling, bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen," von Heinrich Sohnrey, ist erst kürzlich erschienen (Leipzig und Berlin SW. 46, Bernburger Str. 3, bei Georg Heinrich Meyer, 1900). Das erstgenannte Buch ist umstehend von anderer Seite besprochen worden; auf das letzte wollen wir hier nachdrücklich hinweisen. Es sind einfache Geschichten, lustig und traurig, wie das Leben

sie giebt, echte Dorfgeschichten, ohne falschen sentimentalen Anhauch, aber auch ohne unschöne Derbheit, — geschrieben von einem Manne, der das Volk liebt und es darstellen will, wie es in seinem besten Kerne ist, mit all' seinen Fehlern und Schwachheiten, aber auch mit allen guten und liebenswürdigen Seiten, an denen die blasierte Gegenwart stolz vorübergeht. — Von demselben Schriftsteller wird ein Jahrbuch für Unterhaltung und Belehrung unter dem Titel „Die Landjugend" herausgegeben, dessen Zweck der Titel bezeichnet. (Berlin SW., Deutscher Dorfschriften-Verlag, 1900.) Hier findet sich Altes und Neues, Gutes und Minderwertiges, Volkstümliches und Gemachtes: es steht viel Gutes darin, aber nicht alles erreicht die künstlerische Höhe, die auch für Jugendschriften gefordert werden muß. Die Geschichte vom Herzog Georg Wilhelm und dem Schäferknaben aus der Lüneburger Heide, die der Herausgeber selber beigesteuert hat, wird wohl am meisten Beifall beanspruchen können. — Wie dieses Jahrbuch der Absicht seinen Ursprung verdankt, den Kindern die ländliche Heimat lieb und teuer zu machen, so sucht die „Kleine Dorf-Zeitung" desselben Herausgebers das gleiche Ziel zu erreichen. Ihren Inhalt bilden jedesmal neben einer religiösen Betrachtung belehrende und unterhaltende Artikel, kurze Zusammenstellungen der Tagesereignisse, Volkstümliches und Lustiges; sie erscheint wöchentlich und kostet 50 Pfg. vierteljährlich. (Deutscher Dorfschriften-Verlag, Berlin SW. 46, Bernburger Str. 3.) — An andere Kreise wendet sich das ebenfalls von Sohnrey herausgegebene Blatt „Das Land," Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande, Organ des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande und der Deutschen Ansiedelungsgesellschaft. (Monatlich 2 Hefte, Preis vierteljährlich 1,50 M.) Da hier bestimmte politische Tendenzen vertreten werden, verbietet sich eine eingehendere Würdigung an dieser Stelle von selbst. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß besonders unter den kleineren Mitteilungen sich mancherlei findet, namentlich an volkstümlichen Erinnerungen und Sagen, was auch unseren Bestrebungen entspricht. — Ein spezielles Gebiet der Heimatskunst pflegen die plattdeutschen Vereine, von denen einer — es ist der Kieler Verein „Quickborn" — unter der Schriftleitung von H. Westphal ein „Plattdütsches Jahrbook för 1900/1901" herausgegeben hat, das uns über die Bestrebungen des Vereins und über sein erfreuliches Anwachsen eingehend orientiert. Etliche Gedichte, „ole Rimels," „spaßige Geschichten," „allerhand Husmittel," ein kurzer, treffender Hinweis auf die soziale Aufgabe der plattdeutschen Sprache und eine Anzahl plattdeutscher Lieder geben ansprechenden Lesestoff; landesübliche Kalendernotizen und ausreichender freier Raum machen das Heft zu einem brauchbaren Taschenbuche, das warme Empfehlung verdient. — Es möge in diesem Zusammenhange auch noch einmal auf das schon früher (in Nr. 2 dieses Jahrgangs) besprochene Buch von Albert Johannsen „Deutscher Humor," 1. Abteilung: Schleswig-Holsteinischer Humor, hingewiesen werden. Nachdem nun das ganze Werk vorliegt, muß anerkannt werden, daß es wohl geeignet ist, gerade die Seite unsers Volkslebens, der es sich widmet, ins rechte Licht zu stellen. Die Sammlung ist vielgestaltig, da möglichst jedem Geschmack Rechnung getragen werden sollte; sie enthält viel Echtes und Schönes und verdient es, bekannt zu werden. Eine bessere Sammlung dieser Art giebt es bis jetzt nicht. L.

Helene Voigt, „Schleswig-Holsteiner Landleute." Bilder aus dem Volksleben. Verlegt bei G. H. Meyer-Leipzig. 2 M. — Die weite, toteinsame Heide, über deren windzerzausten, moosbedeckten Strohdächern die glühende Sommerhitze brütet; die gelben Kornfelder, die im Abendwinde leise hin- und herschwanken wie eine goldwellige See; die grünen Wiesen; die gelbbraunen Äcker der Geest, durch deren traurige Einsamkeit fernher das Läuten der Herdenglocken tönt; die tiefblaue Ostsee, über deren stille Wellen das Morgensonnengold flutet: das ist ein Bild aus unserer Heimat. Die wunderbare, manchem leider so tief versteckte Schönheit weiß Helene Voigt prächtig zu schildern. Mit energischen Strichen zeichnet sie in diese Landschaft ihre Personen hinein. Sie schildert uns Knechte und Mägde, lauter einfache Menschen, in ihrem Hoffen und Entsagen, in ihrem stillen Dulden und ihrer wilden, aufflammenden Leidenschaft. Immer sind es Menschen von Fleisch und Blut, die uns anziehen, fesseln, bisweilen gar hinreißen. — Fast alle Erzählungen sind mit großer Sicherheit komponiert. Die Verfasserin weiß, was sie will, und steuert schnell und sicher auf ihr Ziel los. Wenn sie hält, was sie in diesem Erstlingswerk verspricht, so dürfen wir noch viel Gutes von Helene Voigt erwarten. W. Lobsien.

Briefkasten.

Angenommen: C. R. Schn., Straßennamen; H. C., Jevenstedter Sagen, Topographischer Volkshumor; S. in L., Zur Vorgeschichte des Elbe-Trave-Kanals; Ch. K. in B., Lieder preußischer Soldaten 1864. — Nicht verwendbar die Gedichte: Mein Lübeck, Der rote Hauberg, Der Leuchtturm bei Holtenau. — Über mehrere andere Einsendungen erfolgt direkte Nachricht. — P. L. M. in F. und A. St. in W.: Ohne Einsendung des Manuskripts keine Entscheidung möglich. An baldigen Abdruck ist nicht zu denken.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 7. Juli 1900.

Herzog Friedrich,

geb. den 6. Juli 1829 in Augustenburg, gest. den 14. Januar 1880 in Wiesbaden.

Von P. F. Bruhn.

I.

Die Herzogtümer Schleswig-Holstein standen seit dem Jahre 1460 mit dem Königreiche Dänemark in Personalunion. Der jeweilige König von Dänemark war zugleich Herzog von Schleswig-Holstein. Das Bestreben der Dänen zielte, namentlich von der Regierungszeit Friedrich VI. an, darauf ab, die Herzogtümer mit dem Königreiche zu einem Gesamtstaate zu verschmelzen. König Christian VIII. machte sogar den Versuch, durch Erlaß des „Offenen Briefes" das dem Lande zustehende Erbfolgerecht aufzuheben und das dänische Königsgesetz auch für die Herzogtümer zur Geltung zu bringen. Da erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der noch verstärkt wurde, als die Eiderdänenpartei ans Ruder gelangte und Schleswig mit dem Königreiche vereinigen wollte. Nun erfolgte die Erhebung gegen solche maßlose Vergewaltigung, und der Krieg von 1848 entbrannte. Das Londoner Protokoll regelte endlich 1852 die schleswig-holsteinische Angelegenheit so, daß, um die Integrität des Staates Dänemark zu wahren, die Personalunion mit den Herzogtümern auch nach dem Aussterben des regierenden Mannesstammes bestehen bleiben sollte; zugleich wurde Prinz Christian vom Hause Glücksburg zum künftigen Thronfolger bestimmt. Das Recht des Herzogs von Augustenburg, des nächsten männlichen Erben, fand keine Anerkennung.

Als nun die dänische Regierung am 15. Januar 1859 den holsteinischen Ständen das Thronfolgegesetz zur Bewilligung vorlegte, reichte Prinz Friedrich, der älteste Sohn des Herzogs Christian August von Augustenburg, Protest dagegen ein.

Nach dem Tode des Königs Friedrich VII. am 15. November 1863 trat der Herzog seine Erbrechte an den Prinzen Friedrich ab, und dieser richtete am 16. November vom Schlosse Dolzig aus eine Proklamation an

die Schleswig-Holsteiner, in der er kundgab, daß er als ihr rechtmäßiger Fürst die Regierung übernehme.

Die Dänen hielten den Thronwechsel für den geeigneten Zeitpunkt, ihrem scharfen Vorgehen gegen das Deutschtum in Schleswig die Krone aufzusetzen, indem sie den neuen König Christian IX. nötigten, die schon am 13. November beschlossene Inkorporation Schleswigs am 18. November zu bestätigen.

Die Schleswig-Holsteiner hofften nun auf endliche Erlösung vom dänischen Druck, während die Dänen sich am Ziel ihrer Wünsche wähnten. Das deutsche Volk forderte von den deutschen Regierungen die Anerkennung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein. Die diplomatischen Bemühungen der Großmächte zur Wiederherstellung des Londoner Protokolls erwiesen sich als vergeblich. Fürst Bismarck äußerte im Jahre 1893 an eine Deputation aus Schleswig-Holstein: „Auf dem Frankfurter Bundestag hatte ich Gelegenheit, in den Akten die schleswig-holsteinische Frage kennen zu lernen als einen Wurm, der nicht lebt und nicht stirbt. Man wollte wohl Ergebnisse, aber man war nicht gewillt, für sie einzutreten. Schon damals hatte ich das Gefühl, daß die schleswig-holsteinische Frage nicht gelöst werden könne ohne Schwertstreich. An eine andere Lösung habe ich nie geglaubt. Sie herbeizuführen, konnte mir zwar als Bundesdelegierter in Frankfurt nicht gelingen. Preußen war nicht gekräftigt genug; es stand allein und war nicht stark genug, ohne Bundesgenossen kämpfen zu können."

Jetzt gelang es Bismarck, Österreich für seine Pläne zu gewinnen. Im Bunde mit Österreich unternahm Preußen es, unter Beiseiteschiebung der deutschen Kleinstaaten, denen die Besetzung Holsteins überlassen wurde, das Herzogtum Schleswig vorläufig in Besitz zu nehmen. Es hatte den Anschein, daß es sich nur um Wiedererrichtung der Personalunion handle; daß man am Vorabend größerer Ereignisse stand, war nicht vorauszusehen.

Als die Dänen sich aus Holstein zurückgezogen und Schleswig nach blutigen Kämpfen preisgeben mußten, zweifelten die Schleswig-Holsteiner nicht daran, daß dem befreiten Lande sein rechtmäßiger Herrscher gegeben werden würde. Von großen Volksversammlungen wurde Prinz Friedrich als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein proklamiert.

Der Herzog wandte sich bald nach Ausbruch des Krieges an den König Wilhelm von Preußen mit der Bitte, ihm eine Anzahl von Offizieren zur Verfügung zu stellen, welche die Formation von Truppen durchführen sollten. Der König gab alsbald eine freundliche, ablehnende Antwort und fügte hinzu: „Ew. Durchlaucht bitte ich zugleich, es als den Ausdruck meiner persönlichen Teilnahme anzusehen, wenn ich die Bildung einer solchen Truppe überhaupt widerrate. Sie erscheint mir zwecklos und im gegenwärtigen Augenblick keiner praktischen Anwendung fähig. — — Wenn unvorhergesehene Eventualitäten eintreten, welche weitergehende Maßregeln

nötig machen, so können die deutschen Truppen auf regelmäßigem Wege bis zu jeder erforderlichen Höhe in kürzester Frist verstärkt werden. Das Eingreifen aber durch einen Truppenkörper, dessen Existenz bis jetzt wenigstens auf keinem völkerrechtlich anerkannten Titel beruhen würde, kann zu Komplikationen führen und Verlegenheiten bereiten, welche Sie in Ihrem eigenen Interesse zu vermeiden wünschen werden."

Wohl schmerzte es den Herzog, daß er für sein geliebtes Volk so wenig thun konnte, und daß es ihm nicht vergönnt war, mit den Söhnen seines Landes gegen den Feind zu ziehen; doch erfreuten und ermutigten ihn sowohl die einmütigen Kundgebungen der Liebe und des unbedingten Vertrauens seines Volkes, als auch die Zusicherung der deutschen Fürsten, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Mit freudiger Hoffnung betrat er das Land seiner Väter, aus dem er seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges von 1848 verbannt worden war.

II.

Der Herzog hatte schon als Knabe im elterlichen Schlosse zu Augustenburg, wo er am 6. Juli 1829 geboren wurde und seine Jugendzeit verlebte, von den Bestrebungen der Dänen, die Rechte Schleswig-Holsteins zu unterdrücken, gehört. Bald erfuhr er auch, daß jene Bestrebungen sich gegen das herzogliche Haus richteten. Als er mit seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Christian, bald nach ihrer am 17. Juni 1846 erfolgten gemeinschaftlichen Konfirmation dem Könige als dem Chef des oldenburgischen Gesamthauses vorgestellt wurden, sprach dieser die Hoffnung aus, sie möchten immer gute Stützen des Thrones sein. Er ernannte sie zu Obersten der Kavallerie à la suite, verlieh ihnen aber nicht den Elefantenorden, der ihnen als Hausorden zukam, weil er damals schon das Erbrecht der jüngeren Linie zu beseitigen beabsichtigte. Sie reisten darauf mit ihrem Vater, der Güter zu besichtigen und zu kaufen plante, nach Schweden, und als sie Mitte Juli die Rückreise nach Augustenburg über Kopenhagen antraten, war der „Offene Brief" erschienen. Die feindselige Stimmung zwischen Dänemark und den Herzogtümern erreichte bald ihren Höhepunkt. Vergeblich versuchte der Herzog Christian August, durch die von dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm IV. erwirkte und am 24. März 1848 kundgegebene Bestätigung der schleswig-holsteinischen Landesrechte den Ausbruch der Feindseligkeiten zu dämpfen. Den 26. März verließ die herzogliche Familie Augustenburg. Ihre Hoffnung, bald wieder in ihr geliebtes Stammschloß zurückkehren zu können, erfüllte sich nicht. Prinz Friedrich hat die Stätte seiner Jugend nicht wiedergesehen.

Während der Herzog sich vom Kampfe fernhielt, traten die Prinzen in das schleswig-holsteinische Heer ein. Prinz Christian erwählte das zweite Dragoner-Regiment; Prinz Friedrich wurde dem Stabe seines Oheims, des kommandierenden Generals, Prinzen von Noer, zugewiesen.

Er hat an den Kämpfen bei Schleswig, Friedericia, Idstedt und Missunde teilgenommen und hauptsächlich sich mit der so schwierigen Bearbeitung der Personalien des Heeres beschäftigt.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges besuchten er und sein Bruder die Universität Bonn. Hier studierte er mit Eifer die Rechtswissenschaften und schloß enge Freundschaft mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Friedrich III. Nach Beendigung ihrer Studien unternahmen die Brüder, dem Wunsche ihres Vaters gemäß,



Herzog Friedrich
Aus dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen." (Lipsius & Tischer, Kiel.)

größere Reisen. Sie lernten Belgien und die Schweiz, Frankreich und Italien kennen.

Als Herzog Christian August im Jahre 1853 die Herrschaft Primkenau in Schlesien ankaufte, traten seine Söhne in das preußische Heer ein, Prinz Friedrich in das 1. Garderegiment zu Fuß. Mit Eifer und Pflichttreue versah er seinen Dienst und verkehrte viel am preußischen Hofe.

Im Frühjahr 1856 lernte er in Baden-Baden die Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg kennen und lieben, und schon im Herbste des-

selben Jahres fand die Vermählung statt. Er trat nun aus dem aktiven Militärdienst, lebte im ersten Jahre seiner Ehe in Primkenau und bezog im folgenden das für ihn angekaufte Gut Dolzig in der Lausitz. Die aus seiner Ehe entsprossenen Kinder sind: Auguste Victoria, deutsche Kaiserin, geb. 22. Oktober 1858; Karoline Mathilde, Herzogin Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 25. Januar 1860; Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, geb. 11. August 1863; Luise Sophie, Gemahlin des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, geb. 8. April 1866; Feodora, geb. 3. Juli 1874.

III.

Der Herzog Friedrich stand in voller Manneskraft, als die Zeit gekommen war, seinen Erbrechten Geltung zu verschaffen. Er war, wie ein Zeitgenosse, Dr. Karl Pietschker, über ihn urteilt, „eine milde, ausgleichende Persönlichkeit, die in schlichter Natürlichkeit und herzlicher Freundlichkeit der Rede zum Ausdruck kommt, ja, schon aus seinen blauen Augen voll unversieglicher Herzensgüte einem entgegenleuchtet. Sein herzgewinnendes, Achtung gebietendes Wesen, nicht zum wenigsten in seiner innigen Frömmigkeit begründet, würde dem Thron Schleswig-Holsteins zur Zierde gereicht haben.“ — Es war ihm unmöglich, während der ereignisreichen Zeit seinem Lande fern zu bleiben. Am 30. Dezember 1863 traf er, nachdem Holstein schon von Bundestruppen besetzt und von Bundeskommissaren verwaltet wurde, in Kiel ein. Er hatte zuvor der Landesverwaltung seine Ankunft gemeldet, und diese hatte ihm erklärt, sie müsse in solcher Angelegenheit Instruktionen aus Frankfurt einholen. Am 31. Dezember stellte Österreich in der Bundesversammlung den Antrag, die Kommissare sofort anzuweisen, dem Herzog den Aufenthalt in Holstein zu verbieten. Da die Sache zur Berichterstattung an den schleswig-holsteinischen Ausschuß verwiesen wurde, so kam der Antrag erst am 2. Januar 1864 zur Abstimmung. Mit 9 gegen 7 Stimmen wurde dem Herzog der Aufenthalt in Holstein gestattet. Dieser hatte schon in Kiel seinen Wohnsitz genommen. Als er dort eintraf und im Bahnhofshotel abstieg, wurde er von Tausenden jubelnd begrüßt mit dem Rufe: „Hoch Herzog Friedrich VIII.!“ In kurzen Worten dankte er für den ihm bereiteten Empfang und sprach die Hoffnung aus, daß seine und des Volkes gerechte Sache zum Siege und zur baldigen Anerkennung gelangen werde. Am folgenden Tage richtete der Herzog eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in der er es als seine Pflicht bezeichnete, unter und mit seinem Volke die Sorgen der ernsten Zeit zu tragen. Er schloß mit den Worten: „Ich habe die begründete Zuversicht, daß der gegenwärtige Zwischenzustand nur von kurzer Dauer sein wird, und hege die Erwartung, daß meine getreuen Unterthanen die vom Bunde angeordnete vorläufige Verwaltung achten und Konflikte vermeiden werden.“

Rasch verbreitete sich die Kunde von Herzog Friedrichs Anwesenheit in Kiel durchs Land, und bald erschienen, zunächst aus holsteinischen Städten und Gemeinden, später auch aus Schleswig, Abordnungen, um dem Herzog zu huldigen. In kurzer Zeit trafen über 100 Deputationen in Kiel ein. Wie groß die Begeisterung für den Herzog war, bezeugten die Kundgebungen in Rendsburg am 8. Mai 1864. Aus allen Teilen der Herzogtümer, auch aus Schleswig, waren gegen 40000 Mann herbeigeeilt, um gegen die Wiedererrichtung des Londoner Protokolls zu protestieren. Sie erklärten in einer Resolution: „Wir halten unerschütterlich fest an unserm guten Recht. Getrennt von Dänemark wollen wir ein freies Schleswig-Holstein unter unserm angestammten Herzog Friedrich VIII."

Diese einmütigen Kundgebungen bestärkten den Herzog in seinen Hoffnungen. Dennoch vermied er alles, was als Ausübung von Regierungsrechten angesehen werden könnte. Seine Wirksamkeit beschränkte sich darauf, die vom Bunde angeordnete Verwaltung Holsteins zu unterstützen und bei den deutschen Höfen für die Anerkennung seiner Thronfolge zu wirken. Die Beobachtung der Zustände und Stimmungen des Landes geschah nicht, um diese zu beeinflussen, und sein persönlicher Verkehr mit den Bewohnern stand nicht im Gegensatze zu der angeordneten Verwaltung des Landes. Viele seiner Äußerungen sind ein unwiderlegliches Zeugnis von seiner Liebe zum deutschen Vaterlande, von seiner Dankbarkeit gegen die Befreier Schleswig-Holsteins und von seiner Abneigung gegen partikularistische Tendenzen. So sprach er in Dithmarschen: „Hinfort wird kein Fürst, der über Schleswig-Holstein herrscht, dem natürlichen und schönen Drange zu Deutschland hin wehren wollen; keinem, selbst wenn er es wollte, wird es möglich sein, partikularistischen Tendenzen zu huldigen. Jedes Band, welches uns näher mit Deutschland verknüpft, wird uns willkommen sein, und denjenigen, welche uns aus dem Joche der Fremdherrschaft befreit haben, Opfer zu bringen, welche das Heil Deutschlands erfordert, werden wir uns nie weigern." Und bei einer andern Gelegenheit äußerte der Herzog öffentlich: „Ich darf hoffen, daß das Land mich künftig in den Stand setzen wird, seine Verpflichtungen gegen Deutschland zu erfüllen und die Beziehungen zu derjenigen Macht zu pflegen, die auch in Zukunft die nächste und wirksamste Stütze gegen Dänemark sein wird."

Der Verlauf des Krieges gestaltete sich, wie zu erwarten stand, für die Dänen ungünstig. Schon hatten sie Schleswig und einen Teil von Jütland preisgeben müssen, als ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der vom 12. Mai bis zum 25. Juni dauern sollte. Während dieser Zeit fand eine Konferenz in London statt, bei der außer den kriegführenden Mächten England, Frankreich, Rußland und Schweden vertreten waren. Mit Spannung sah man dem Ergebnis der Verhandlungen entgegen. Die Wiedererrichtung der Personalunion unter günstigeren Bedingungen für die Herzogtümer lehnten die Dänen ab. Über eine Teilung Schleswigs

fand keine Einigung statt. Da erklärten die Bevollmächtigten Preußens und Österreichs in Übereinstimmung mit den Repräsentanten des deutschen Bundes, daß sie jetzt die Trennung der Herzogtümer von Dänemark und ihre Vereinigung zu einem selbständigen Staate verlangten unter der Herrschaft des Erbprinzen von Augustenburg, der nicht nur in den Augen Deutschlands das meiste Recht auf die Regierung habe, sondern auch unbestreitbar die Stimmen der Majorität der Bevölkerung für sich habe.

Da auch dieser Antrag abgelehnt wurde, so nahm der Krieg seinen Fortgang.

Dem Herzog eröffnete die Erklärung der kriegführenden deutschen Mächte eine freudige Aussicht auf einen seiner Sache günstigen endlichen Friedensschluß.

Schon von Anfang des Krieges an hatte der Herzog in der richtigen Erkenntnis, daß das Schicksal der Herzogtümer hauptsächlich von den Entschließungen Preußens abhängig sein würde, sein Hauptbestreben darauf gerichtet, sich mit dem Könige von Preußen und seiner Regierung in Einvernehmen zu setzen. Durch Vermittelung seines Freundes, des Kronprinzen, war es ihm gelungen, sich die Sympathien des Königs zu erwerben. Dagegen machten die nationalen Wünsche und das geschichtliche Recht des Herzogs auf Bismarck, den Leiter der preußischen Politik, keinen Eindruck. Er war trotz der Londoner Erklärung der Meinung, daß es gegen das preußische Interesse sei, einen neuen deutschen Kleinstaat zu errichten, der als Teil des deutschen Bundes gemeinsame Sache gegen Preußen machen könnte. Österreich war jetzt auch nicht für die Anerkennung des Herzogs zu gewinnen, da es einen engen Anschluß der Herzogtümer an Preußen, der doch hätte erfolgen müssen, nicht zugeben wollte. Daher wurde Schleswig-Holstein im Wiener Frieden am 30. Oktober 1864 ungeachtet der früheren Londoner Erklärung nicht unter entsprechenden Bedingungen dem Herzog Friedrich übergeben, sondern an Preußen und Österreich abgetreten.

Zivilkommissare übernahmen jetzt im Namen der Verbündeten die Verwaltung beider Herzogtümer. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners.

Von H. Schümann, Amtsvorsteher in Kaltenkirchen.

a. Aus der Schlacht bei Idstedt.

Angeregt durch den im Jahrgange 1892 der „Heimat" enthaltenen Artikel und im Hinblick auf die bevorstehende Erinnerungsfeier am 25. Juli erlaube ich mir, mit nachfolgenden Erinnerungen aus jener Schlacht vor die Öffentlichkeit zu treten. Zwar vermag ich kein übersichtliches Bild von den Ereignissen jenes Tages zu entwerfen, aber ich glaube, daß durch eine getreue Wiedergabe der Schicksale der einzelnen Bataillone oder auch nur der Kompanien sich das Dunkel erhellen

läßt, das bisher noch immer über diesem Tage schwebt, und der Lösung eines kleinen Teiles dieser Aufgabe will auch die folgende Skizze dienen.

Das 8. schleswig-holsteinische Infanterie-Bataillon, das der Avantgarde zugeteilt war, rückte am 24. Juli mittags aus dem Biwak südlich vom Westergehege, um abends auf Vorposten zu ziehen. Am Nachmittag rückten die Dänen gegen unsere Vorposten, und das Gefecht bei Poppholz und Helligbek begann, das unsererseits vom 1. und 15. Infanterie-Bataillon und 3 Jägerkompanien aufgenommen wurde. Aber bevor noch das anrückende 8. Bataillon mit eingreifen konnte, zogen sich die Dänen zurück. Die 3. und 4. Kompanie des letztgenannten Bataillons gingen abends auf Vorposten, die 1. nnd 2. lagerten sich rechts an der Chaussee zwischen den Heidehügeln; an der Chaussee waren auch unsere Batterien aufgefahren.

Mit Sonnenaufgang des 25. Juli, als wir alarmiert wurden, waren unsere Vorposten schon von den Dänen zurückgedrängt worden, und die Gewehrkugeln schlugen bereits in unsere Reihen. Der Hauptmann Lemmers von der 3. Kompanie, Vertreter des Bataillons-Kommandeurs, eilte herbei und kommandierte von der 1. und 2. Kompanie je die Hälfte in die Kette (was im Zentrum wohl von allen Bataillonen geschah). Die Dänen hielten nun nicht stand und zogen sich zurück, schwer bedroht durch die Kugeln unserer Artillerie. Die Stellung der letzteren mußte jedoch nicht günstig sein, denn nach Abgeben einiger Schüsse fuhr sie nach dem Punkt zurück, wo jetzt das Denkmal steht; aber auch unsere Kolonne, 2. Halbzug der ersten und 4. Halbzug der zweiten Kompanie, zog sich dorthin zurück und nahm Stellung hinter den Hügeln eben östlich von den Batterien. In dieser gedeckten Stellung, in der wir bis gegen 10 Uhr vormittags unthätig standen, hatten wir Muße, die Wirkung der groben Geschütze der Dänen zu beobachten. Wenn die Kugeln eben rechts von uns in eine kleine moorige Wiese schlugen, so flog das Moor haushoch in die Luft, und die Kugel war stecken geblieben; schlugen sie vor uns auf, so erhoben sie sich wieder und brummten über unsere Köpfe hinweg, um etwas hinter uns nochmals aufzuschlagen und wie ein Pflug eine Furche zu ziehen, wohl auch sich wieder erhebend. Die Dänen versuchten es auch wacker mit Granaten (Zeitzündern). Mit Geheul flogen diese über unsere Köpfe hinweg und platzten meistens hinter uns, bisweilen auch vor uns; nur einigemal platzte eine gerade über uns. Dabei wurde unserm Leutnant gerade in dem Augenblick, als er und der Hauptmann in gebückter Stellung über den Hügel lugten, ein Stück hinten aus der Lende gerissen. Der Hauptmann geleitete den Verwundeten, der, sich auf ihn stützend, noch forthumpeln konnte, hinter den Wall zum Verbandplatz. Im Geiste sehe ich noch jetzt den Hauptmann hinter dem Wall auslugen — zur Kolonne kam er nicht wieder! Unvergeßlich bleibt mir der Anblick eines von einer Kanonenkugel vom Pferde gerissenen Ordonnanzdragoners. Nahe bei unserm Halbzug war er gefallen; ich und mein Hintermann sollten ihn zum Verbandplatz bringen, was aber unmöglich war. Auf dem Rücken liegend, quollen seine Eingeweide aus dem Leibe, seine Stimme klang hohl, starr sah er zu uns empor und rief: „Helft mir von der Pein!“ — Aber was thun? Guter Kamerad, wir konnten nichts thun! Stumm verließen wir ihn, und nach kurzem hatte er ausgelitten; er war still! Ich habe viel nach seiner Person herumgefragt, und wenn mir recht berichtet worden ist, soll er aus oder bei Bornhöved herstammen.

Gegen 10 Uhr stellte unsere Artillerie das Feuern ein, weil ein Munitionswagen durch eine Granate in die Luft gesprengt und die übrige Munition verschossen war. Bald danach fuhr sie zurück; wir folgten. Nördlich vom Westergehege fuhr sie auf einer hügeligen Koppel nochmals auf, kehrte aber, ohne einen

Schuß abgegeben zu haben, nach der Südseite des Geheges zurück; wir folgten und nahmen dort Stellung. Als nun einige Kanonen kleineren Kalibers an uns vorbeirasselten, gingen auch wir unter dem Hauptmann Jung von der 1. Kompanie wieder vor und nahmen Stellung in der Kette im Gehölz westlich vom Langsee. Da kam ein Leutnant vom 4. Jägerkorps und bat den Hauptmann Jung um Hülfe im Gehege nördlich vom Langsee. Unser Halbzug mußte sich sammeln und wurde nach dorthin abgegeben. „Wer aber führt den Zug?" fragte der Hauptmann. Es war nämlich kein Offizier mehr da. Die Leutnants Stölting, Schnobel, Jenner und der vierte, dessen Namen ich nicht erfahren habe, weil er erst am Abend vor der Schlacht zur Kompanie gekommen war, waren alle verwundet, und der Hauptmann Bauer — wo war der? — Ein Sergeant Seemann erbot sich zum Führer, ebenfalls der Jägerleutnant, der auf die Dänen äußerst erbittert war, denen er bereits so nahe gewesen, daß sie ihm durch einen Kolbenschlag den Schirm seines Käppis auf die Nase gebogen hatten. Im Laufschritt ging's über die Brücke am Westende des Langsees, und jenseits kommandierte der Leutnant: „Nun rechts und links auseinander und mit Hurra vorwärts!" Wir stürmten nun die Anhöhe im Walde hinauf, mein Hintermann und ich am linken Flügel der Kette hatten aber bald alle andern aus dem Gesichte verloren. Unterdes rückte die dänische Garde westlich von uns ungestüm vor; wir schossen unsere Kugeln in deren Masse hinein, aber vergebens — sie stürmte an uns vorbei der Brücke zu, über die wir gekommen waren. Jetzt waren wir auch dem Feuer der Unsrigen ausgesetzt, und mein Nebenmann erhielt bald einen tötlichen Schuß in den Rücken. Es hatte nun den Anschein, als ob mein Hintermann und ich allein im Gehölze wären. Wir gingen deshalb zurück, der Brücke zu; aber die Dänen waren bereits da, der Rückzug war uns abgeschnitten, wir mußten weiter nach Osten. Am Langsee fanden wir in der Niederung Sergeant Seemann mit 10—12 Mann von unserm Halbzug und 5 oder 6 Jäger, die ebenfalls nicht fortkonnten. Der Sergeant riet, Deckung zu suchen, denn wir hofften noch, der Sturm der Dänen werde zurückgewiesen werden. Aber es kam anders. Etwa zehn Minuten lang war links von uns ein furchtbares Gewehrfeuer, denn hier standen die Unsrigen vom 8., 13. und 14. Bataillon, sowie viele Jäger, aber alle schon in Unordnung. Sie hielten dem geordneten Ansturm der Garde nicht stand, und als die Schüsse aus immer geößerer Entfernung zu uns herüberhallten, entdeckte eine Kette vom 13. dänischen Bataillon, das das Gehölz durchzog, unsere kleine Kolonne. Jeder Widerstand war nutzlos; wir mußten uns ergeben und wurden in der Richtung nach Stolk abgeführt.

Dieser eben erwähnte Angriff der dänischen Garde hatte den allgemeinen Rückzug unserer Armee zur Folge, es war der Durchbruch im Zentrum.

Vom Johannisfest.[1])

Von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen.

Am 21. Juni erreicht das Sonnenlicht und damit das Wachstum in der Pflanzenwelt seinen Höhepunkt, von da an nimmt beides allmählich wieder ab. Die Zeit der Sommer-Sonnenwende war daher ein Hauptfest unserer heidnischen Vorfahren. In späterer Zeit verlieh die christliche Kirche diesem Naturfest einen christlichen Charakter, indem sie den Geburtstag Johannis des Täufers dahin ver-

[1]) Die nachstehenden Ausführungen beschränken sich auf das Vereinsgebiet.

legte, ohne sich dabei genau an den bestimmten Tag zu halten. Auf den ursprünglich heidnischen Charakter des Johannisfestes weisen mancherlei Brauch [1]) und Glaube hin.

Die Johannisnacht gehörte zu den heiligen Zeiten Wodans, der auch dann gleichwie in den zwölf heiligen Nächten seinen Umzug hielt. Die spätere christliche Zeit verwandelte diese Umzüge in die Züge und Tänze der Hexen, die außerdem in der Mainacht stattfanden. „Wer es versteht, kann in dieser Nacht die Hexen erkennen. Zu dem Zwecke muß man sich auf einem Kreuzwege unter eine Egge setzen, deren Zinken man nach außen gerichtet hat. Man muß sich hüten, einen Laut von sich zu geben, sonst wird man von den Hexen umgebracht. Dieses Wagestück unternahm einst ein Neugieriger. Er sah einen wunderlichen Zug herankommen, lauter verwachsene Personen oder solche mit roten Triefaugen. Die erste fuhr ein schiefgeladenes Fuder Heu, das mit Mäusen bespannt war, eine andere ritt auf einem Gänserich, eine dritte auf einer Katze, die ein rotes Kopftuch vor den Augen hatte. Noch andere ritten auf Besenstielen, einige sogar auf Flöhen und ähnlichen Plagegeistern der Menschheit. Sie kamen alle an ihn heran, und auf jede Zinke setzte sich eine. Dann begannen sie ihn auf alle erdenkliche Weise zu quälen, doch er blieb standhaft und gab keinen Laut von sich. Darum konnten sie ihm nichts anhaben. Aber es wurde ihm eine lange, bange Stunde, bis sie ihn verließen." (Haseldorfer Marsch.)

Müllenhoff berichtet: [2]) „Zwei junge Knechte wollten gerne die Hexen erkennen. Sie gingen in der Johannisnacht auf eine Wiese und wälzten sich nackend im Tau. Sonntags darauf gingen sie in die Hüttener Kirche (sie dienten da in der Nähe) und sahen nun, daß jede Frau, die eine Hexe war, eine Milchbütte auf dem Kopfe hatte."

In der Johannisnacht darf man keine Wäsche draußen lassen, weil dann der Krebs fliegt und sich daran setzt. Wer solche Wäsche wieder trägt, wird sich damit eine krebsartige Krankheit zuziehen. (Kaltenkirchen, Kreis Segeberg.)

Nach der Schrift „Am Urdsbrunnen" [3]) erklärt sich dieser Glaube daraus, daß die Sonne zu der Zeit im Zeichen des Krebses steht. [4])

Wer in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr geboren ist, wird ein Hellseher. (Kaltenkirchen.)

In der Johannisnacht trieben früher die jungen Leute allerlei Scherze und Neckereien. Bei Brunsbüttel pflegten die Knechte den Mädchen, denen sie nicht wohlgesinnt waren, hinter ihrem Fenster oder auf der Weide, wo sie die Kühe melken mußten, einen Strohmann auf hohem Windelbaum zu errichten. Die Mädchen verließen daher am Johannismorgen die Lagerstatt sehr frühzeitig oder entbehrten gänzlich des Schlafes, um diesen Schimpf rechtzeitig zu entfernen.

Schütze berichtet: [5]) „Der Mutwille des jungen Volkes in der Johannisnacht äußert sich auf manche Weise. Man steckt dem, den man necken will, einen großen Busch aufs Haus, den man Banner nennt, oder schleppt ihm schwere Sachen: Bretter, Bänke, Wagen, vor die Thür. Den Kühen, welche noch nicht gemolken sind, setzt man Kränze auf, daher die Mägde früh aufstehen müssen, um diesem Schimpf zuvorzukommen. Man macht durch Zusammenknüpfen des langen Grases auf Fußsteigen Fallstricke und untersägt die Klampenstege, damit die Übergehenden in den Graben fallen."

---

[1]) Einen interessanten Bericht über das Johannesbier in Norderditmarschen findet man in „Am Urquell," Bd. I, S. 87—88.

[2]) Müllenhoff, Sagen usw., Nr. 290.

[3]) „Am Urdsbrunnen," Bd. IV, Nr. 1, S. 5.

[4]) Zu vergl. „Heimat" 1892, Heft 12.

[5]) Schlesw.-Holst. Idiotikon V, S. 193—149.

Aus der besonderen Bedeutung dieses Zeitpunktes im Naturleben wird es erklärlich, daß das Volk dem Feste einen zauberischen Einfluß auf die Pflanzenwelt zuschreibt. Während im allgemeinen die Regel gilt, daß Arzneikräuter vor Johanni gepflückt werden müssen, sind manche der Meinung, daß dies am besten am Johannistage geschieht. Sollen die Kräuter aber zur Zauberei dienen, so ist nur dieser Tag zum Beschaffen geeignet.

Eine alte handschriftliche Aufzeichnung aus Ulzburg giebt Anweisung, Eschen- oder Wundholz zu schneiden: Es muß Johannistag morgens vor Sonnenaufgang mit einem Schnitt von unten auf geschnitten werden, und wenn einer sich gehauen oder geschnitten hat, so speiet man bloßen Speichel darauf und streichet mit diesem Holz darüber her, so heilet es ohne Pflaster und ohne Schmiere.

Über die „Johanniswurzel" teilt Professor Handelmann in „Am Urquell" (I, S. 187) eine Abschrift von einem alten Manuskripte aus dem Kreise Rendsburg mit: „Wer dieselbe bei sich trägt oder im Hause hat, kann nicht bezaubert werden. Nimm eine Johanniswurzel und lege sie unter das Tischtuch, daß es niemand siehet; wenn dann ein Zauberer in der Gesellschaft ist, wird er alsobald bleich und kann vor Angst nicht bestehen. Wenn jemand beschrieen wird, es sei Mensch oder Vieh, daß ihm das Herz zittert oder die Zähne wackeln, der nimm ein Stück von dieser Wurzel, leg sie auf Kohlen und damit geräuchert. Es blühet diese Wurzel dreimal, als am h. Osterabend, am h. Christabend und am h. Johannistag und kann dann gegraben werden." — In Hamburg wird am Johannistag die Knolle von Orchis maculata L. („Kuckucksblom." E.) als „Johannishand" zum Kauf angeboten. Sie gilt als glückbringend namentlich im Vortemonnaie. (Knuth, Flora v. Schl.-Holst., XXV.)[1]

Verbreitet ist der Glaube an das „Johannisblut," das am Johannistage in den Knospen oder in den Wurzeln des Johanniskrautes, Hypericum perforatum L. („Gottesgnadenkrut") enthalten ist. Aus den Blättern und Knospen dieser Pflanze läßt sich in der That ein rötlicher Saft pressen, und Schütze[2]) bezeichnet diesen als das Johannisblut. Er berichtet: „Der gemeine Mann aus Hamburg und Altona sammelt diese Knospen und hält sie für glückbringend. Knaben verkaufen sie, in Gläsern gesammelt."

Meine alte Nachbarin weiß dagegen von dem Johannisblut in den Wurzeln zu melden,[3]) doch bezeichnet sie Hieracium Pilosella L., das gemeine Habichtskraut, als die betreffende Pflanze.

Auch in Müllenhoffs Sagen (Nr. 302) wird von dem Johannisblut in den Wurzeln einer Pflanze erzählt: „Zu Klostersande bei Elmshorn lag früher zwischen dem Pilger- und dem Kuppelberge die sogenannte Hexenkuhle. Man sieht hier oft an gewissen Tagen, namentlich am Johannistage, mittags zwischen 12 und 1 Uhr alte Frauen wandeln, die auf den Pilgerberg wollen, um in dieser Stunde ein Kraut zu pflücken, das allein da wächst. Dies Kraut hat in seiner Wurzel Körner mit einem purpurroten Safte, der das Johannisblut heißt. Die alten Frauen sammeln dies in blechernen Büchsen und bewahren es sorgsam auf. Aber nur, wenn es in der Mittagsstunde gepflückt wird, kann es Wunder thun. Mit dem Schlage eins ist seine Kraft vorbei."

Am Johannistage wurde früher der „Johanniskranz" aus allerlei Blumen gebunden und dann unter den Boden gehängt.

---

[1]) Zu vergl. „Am Urquell" III, S. 232.

[2]) Schlesw.-Holst. Idiotikon.

[3]) In „Am Urdsbrunnen" (Bd. IV, Nr. 1, S. 5) heißt es: Am Johannistage findet man bei Sonnenaufgang an der Wurzel des Johanniskrautes einen Blutstropfen. Auch Reling und Bohnhorst erwähnen, daß der rote Saft in der Wurzel als Johannisblut bezeichnet wird.

Schütze. berichtet darüber:[1]) „Die Mädchen vieler Dörfer binden den Johanniskranz, einen großen Kranz aus Johanniskraut, „Stah up un gah weg" (Veronica officinalis L., Gebräuchlicher Ehrenpreis. Eschenb.), Flieder (Sambucus nigra L. Eschenb.), Kamillen und hängen ihn auf der Landdiele auf bis zum Winter. Dann wird er völlig getrocknet an einen sichern Ort gelegt, und wenn im Hause eine Maladie, Geschwulst usw. entsteht, wird von den Kräutern des heiligen Kranzes genommen und äußerlich und innerlich gebraucht."

Bekannt und verbreitet ist das „Johannikrutstęken." In diesem Falle versteht man unter Johanniskraut die großen, dickblättrigen und saftreichen Sedum-Arten. Man pflückt die Stengel der Pflanze am Johannistage und steckt sie unter den Boden. Jeder Stengel bezeichnet eine bestimmte Person. Alle Stengel, die weiterwachsen, verheißen den betreffenden Personen weitere Lebensdauer, alle Stengel, die bald vergehen, verkünden baldigen Tod.

In ähnlicher Weise müssen die Stengel Auskunft geben, ob zwei Liebende ein Ehepaar werden oder nicht. Am Johannisabend stecken die Mädchen zwei Stengel unter die Bodendecke. Nähern die Stengel sich beim Weiterwachsen, so kann die Fragerin auf sichere Erfüllung ihres Herzenswunsches hoffen, dagegen ist es ein ungünstiges Zeichen, wenn sie sich beim Wachsen weiter von einander entfernen. Diesen Brauch nennt man bei Brunsbüttel „Brut- un Brögamupstęken."

In Wiemersdorf bei Bramstedt pflanzte man am Johannistage auch zwei Kohl- oder Rübenpflanzen in ein Loch, um aus der Annäherung oder Entfernung der beiden Pflanzen das zukünftige Schicksal zweier Liebenden zu erkennen.[2])

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

8. De Köni un de Ent.**)

Dąr is mąl 'n Köni weß, de föört mąl spazêr'n in't Holt.

Do dröppt hê dąr so 'n smuck Dêrn, de geit bart.[1])

Do frągt hê ęr, worüm as se bart gąn deit.

Ja, sech' se, se hett 'n Stêfmudder, de gifft ęr kên Schooh un Strümp.

Do secht hê, denn will hê ęr Schooh un Strümp köpen, wonęb'n[2]) as se wąn'n deit.

[1]) Schlesw.-Holst. Idiotikon V, S. 193—194.

[2]) Der zuletzt erwähnte Brauch wurde in der Haseldorfer Marsch anders gehandhabt und war nicht an einen bestimmten Tag gebunden. Man spaltete einen Grünkohlstengel und zog durch diesen Spalt eine andere Grünkohlpflanze. Wenn dann beide Pflanzen wuchsen, so galt es den Liebenden als ein gutes Zeichen.

*) Nach der Mitteilung des Herrn Ehlers in Husum ist es nicht, wie im Juniheft S. XXIII irrtümlich angegeben ist, die Geschichte ‚Na Möörn,' sondern die Geschichte von den beiden Kohl- und Hammeldieben, die breiter ausgeführt vor etwa 20 Jahren in dem Kellinghusener „Störboten" gestanden hat und zwar in der Fassung, in der sie mir auch aus Poppenbüttel (s. S. 134) mitgeteilt worden ist. Hiernach zählt der eine Dieb im Totenhaus an der Kirche gestohlene Pfeffernüsse und sagt immer: ‚Dat sünd min, un dat sünd Adam sin.'

**) Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 21 (Aschenputtel) und Nr. 13 (Die drei Männlein im Walde). Vgl. auch Nr. 11 (Brüderchen und Schwesterchen) mit den Anmerkungen dazu in Bd. III (S. 21) und Nr. 135 (Die weiße und die schwarze Braut). Ein Märchen, in welchem die in eine Ente verzauberte Schwester nach dem Schicksal des gefangenen Bruders fragt (Grimm Nr. 135), ist mir von Frau Lemcke aus Sagan erzählt worden. Ein anderes, wesentlich desselben Inhalts, aber im einzelnen stark abweichend, befindet sich in dem handschriftlichen Nachlaß Müllenhoffs; es ist ihm mitgeteilt worden von Advokat Griebel in Heide.

In dat un dat Hus, sech' se.

Do sticht hê af un nimm't er Mat.[3]) Un as hê er Mat nam'n hett, föört hê wider.

Nu köfft hê er je Schooh un Strümp un föört darmit na er Hus hen.

As de Olsch rut kümmt, do secht hê, hê bring't Schooh un Strümp. Un woken[4]) as de Schooh passen doot, de schall sin Fru ward'n.

Nu hett de Olsch noch 'n rech Dochter hatt, de is so häßli weß.

As de Köni dat nu secht vun de Schooh, do röppt se er Dochter rin un secht, se schall de Schooh mal anpassen.

De Dochter de paßt de Schooh je an; se sünd er awer to lütt.

Do secht de Olsch: ‚Och, Herr Köni, min Dochter hett man so 'n dick Strümp an. Ik will mit er na de anner Stuv' gan un er dünner Strümp antrecken. Denn ward se wul passen.'

Nu geit se je mit er na de anner Stuv', un do nimm't se 'n Meß[5]) un snitt er Dochter de Hacken dal,[6]) un do quält se er de Schooh an.

Do gat se wa' rin, un do secht de Olsch: ‚So, Herr Köni, de Schooh de paßt.'

Wat schall hê do segg'n? Hê hett dat Woort je êmal spraken, un do mutt hê dar je bi blib'n.

As hê nu mit er wechföörn will, mit de rech Dochter — un de Olsch mutt hê uk je mitnem'n —, do fragt hê er, wat se noch mêr Döchter hett.

Ja, sech' se, se hett noch ên Stêfdochter, de is in 'e Kök.

Ja, secht de Köni, denn schall dê uk mit un geb'n er Swester dat Gelei'.

Och, secht de Olsch, dat is so 'n ol swart Aschenpüstersch,[7]) dê kann se gar ne sên laten.

Eenerlei, sech 'e, lat er wesen as s' will, mit schall se.

Nu kricht de Stêfdochter je vun de rech Dochter er Tüch[8]) an, un do föört se uk je mit.

As se nu ünnerwegens sünd, do flücht dar ümmer 'n Vagel baben[9]) er, de sing't ümmer: ‚Blut im Schuh, Blut im Schuh!'

‚Wat sing't de Vagel?' fragt de Köni.

‚O, Herr Köni,' secht de Olsch, ‚de Vagel sing't Sinksank, un wi föört unsen Gank.'

De Vagel blifft awer ümmer bi: ‚Blut im Schuh, Blut im Schuh!'

Do secht de Köni to den Kutscher, hê schall mal still hol'n.

De Kutscher hölt je still, un do secht de Köni to de Stêfdochter, se schall er Schooh mal uttrecken.

Se treckt er Schooh ut: dar is niks in.

Do secht hê to de anner, sê schall er Schooh uk mal uttreck'n.

‚Gott, Herr Köni,' secht de Olsch, ‚de sitt je so schön, laten S' er dê doch an.'

‚Ja,' sech 'e, ‚se kann er naher je wa' antreck'n.'

Hê is sik dat al mooden weß.[10])

Do mutt de rech Dochter er Schooh uk je uttrecken: do sünd se ganz vull Bloot.

Do smitt de Köni er bei'[11]) vun 'n Waggen raf, de Olsch mit samms er Dochter, un do föört he mit de anner wech.

De Olsch schelt er na, se schall er dat Tüch weller geben, wat se ankregen hett.

Dat will 'e er wul wa' henschicken, secht de Köni. Nak[12]) kann he er je doch ne mitnem'n.

Un darmit föört hê mit er wech, na sin'n Sluß hen, un nimm't er to 'n Fru. —

Na 'n Jars Tit[13]) kümmt se in Wuch'n un kricht 'n lütt'n jung'n Prinzen.

Do kam't de Olsch un er Dochter mal un wüllt er besööken — de Köni is ara' ut weß — un de Olsch sett sik bi de Königin hen, vör't Bett.

Nu is dat 'n ol Zauberersch[35]) weß, de Olsch. Un as se dąr nu so sitten deit, do föölt un pul't[14]) se so lang' bi de Königin rüm, bet se ęr to 'n Ent[15]) verzaubert[35]) hett. Un do kricht se de Ent fąt un dricht mit ęr rut un smitt ęr na 'n Slußgrab'n rup. Un ęr Dochter mutt sik bi den Prinzen in't Bett henlegg'n.

Nu swümm't de Ent den Dąch öwer up 't Water. Abens kümmt se dör 't Gǫ̈tellock[16]) na de Kǫ̈k rin.

In 'e Kǫ̈k hett den Kǫ̈kenjung sin Bett stąn, achter de Tripp. Un de Kǫ̈kenjung is al to Bett weß, hê hett awer noch wąk't.

Do secht de Ent:

,Kǫ̈kenjung, wat mąks du?
Slöpps du oder wąks du?
Dat lütt Klöckschen,[17]) kling't dat noch?
De lütt Vągel, sing't hê noch?'

De Königin hett 'n lütt Klock mitnąm'n ut 'n Hus', de hett ümmer klung'n, un 'n lütten Vągel, de hett ümmer sung'n. Dąrüm hett de Ent dat secht:

,Dat lütt Klöckschen, kling't dat noch?
De lütt Vągel, sing't hê noch?'

Un toletz secht se noch, de Ent:

,De lütt Sǫ̈n, wen't hê uk vęl?
De Herr Köni, grämt hê sik uk vęl?'

De Kǫ̈kenjung, as dê dat höört, do ward hê bang. Un hê swicht boomstill[18]) un secht niks.

Do krüppt[19]) de Ent wa' ut 't Gǫ̈tellock herut.

Annern Abent geit dat wa' ębenso. De Ent kümmt weller dör 't Gǫ̈tellock na de Kǫ̈k rin un secht:

,Kǫ̈kenjung, wat mąks du?
Slöpps du oder wąks du?
Dat lütt Klöckschen, kling't dat noch?
De lütt Vągel, sing't hê noch?
De lütt Sǫ̈n, wen't hê uk vęl?
De Herr Köni, grämt hê sik uk vęl?'***)

De Kǫ̈kenjung is awer weller bang' un secht kên Woort.

***) Frau Block erzählte so:

,Wat makt dat lütt Klöckschen, kling't se (!) noch?
Wat makt de lütt Vagel, sing't he noch?
Wat makt de lütt Sön, wen't he uk vęl?
Wat makt de Herr Köni, grämt he sik uk vęl?'

Gerade so fragt die Ente den Koch in der Grimmschen Sammlung III, S. 21:

,Was machen meine Mädchen, spinnen sie noch?
Was macht mein Glöckchen, klingt es noch?
Was macht mein kleiner Sohn, lacht er noch?'

Worauf der Koch antwortet:

,Deine Mädchen spinnen nicht mehr,
Dein Glöckchen klingt nicht mehr,
Dein kleiner Sohn weint allzusehr.'

Das ,kling't se noch' ist natürlich daraus zu erklären, daß der Erzählerin ,de Klock' vorschwebte. — Die ursprüngliche Lesart war übrigens nicht ,kling't dat noch' — das dat ist viel zu schwer —, sondern, da der Vers ohne Zweifel Jahrhunderte alt ist, ,kling't it noch' oder ,kling't et noch.' Da aber von der mnd. Form it oder et (= hochd. es) in dem jetzigen Plattdeutsch, wenigstens in unserer Gegend, nur noch das bloße t übrig geblieben ist (z. B. ik heff 't ne seen), so trug ich Bedenken, et zu schreiben. Zu sprechen ist aber jedenfalls ,kling't et noch?'

Do secht de Ent: ‚Een'n Abent kam ik nu noch weller. Wenn ji mi denn kên Bloot winn't,[20]) denn bliv' ik 'n Ent.' Un darmit krüppt se wa' ut 't Göteloc herut.

Annern Mornk denkt de Kökenjung: ‚Dat muß du den Köni doch segg'n.' Un hê fragt den Bedênter, wat hê man[21]) mal na 'n Köni schall.[22])

Do secht de Bedênter, dat kunn den Köni am Enn' ne passen. Hê schall em dat man segg'n, hê will dat wul bestell'n.

Ne, secht de Kökenjung, hê mutt den Köni dat sülb'n segg'n.

Do geit de Bedênter na 'n Köni un fragt em, wat de Kökenjung man mal rin kamen schall.[22])

Ja, secht de Köni, hê schall[23]) man rin kam'n.

Do geit de Kökenjung je rin un vertell't em dat all'.

Do secht de Köni: ‚Dat 's goot, min Jung, dat du mi dat sechs. Nu schaß[24]) du hüt Abent in **min** Bett slapen, un ik will in **din** slapen.'

Na, 'sabens, do mutt de Kökenjung in den Köni sin Bett slap'n, un de Köni lecht sik in den Kökenjung sin Bett.

Sin'n Sewel nimm't hê mit.

Do kümmt de Ent weller dör 't Göteloc un secht:

‚Kökenjung, wat maks du?
Slöpps du oder waks du?'

Do secht de Köni: ‚Ik slap ne, ik wak.'

Do secht de Ent:

‚Dat lütt Klöckschen, kling't dat noch?
De lütt Vagel, sing't hê noch?
De lütt Sön, wen't hê uk vel?
De Herr Köni, grämt hê sik uk vel?'

Do secht de Köni:

‚Dat lütt Klöckschen kling't ne mêr,
De lütt Vagel sing't ne mêr,
De lütt Sön wen't so vel,
De Herr Köni grämt sik noch vel mêr.'

Un do nimm't he sin'n Sewel un haug't[25]) too, un haug't de Ent 'n Lock in 'n Foot.

Do steit sin Fru vör em.

Do kümmt[26]) hê up un nimm't er mit na sin Stuv'. Un do geit hê na de Slapstuv', wo de anner in Bett licht mit den lütten Prinzen.

Do secht de Olsch: ‚Gott, min Sön, du kunns je doch slap'n. Dat is je dull' nog,[27]) dat wi beiden hier rümmer woogt[28]) mit dat Lütt.'

De lütt Prinz hett je ümmerlos wen't. De anner hett je kên Such[29]) hatt.

Do secht de Köni, hê kann doch ne slap'n.

Un do sett hê sik bi er dal un fang't allerhand Snack mit er an.

Toletz secht hê to de Olsch, se is je so old word'n un hett allerhand höört un belev't — wat so 'n[30]) vör Straf hebb'n möt, de anner Lü' in Tier'n verwanneln doot.

‚Gott, min Sön,' sech' se, ‚so 'n möt je so 'n harr[31]) Straf hebb'n. De möt splidderna̧k in 'n Tunn', de mit Nagels utslagen is, un denn mutt dar 'n blinn' Pêrd vör, un denn möt se dar so lang' in rödert[32]) ward'n, bet se dot sünd.'

‚So,' secht de Köni, ‚nu heß du din Ordel sülb'n spraken.'

Un do lett hê den annern Dach 'n Par Tunn's mit Nagels utslagen, dar kam't de beiden splidderna̧k in, de Olsch un er Dochter, un do 'n Paar blinn'

Pêr vör. Un do secht hê to de Foorlü', se schüllt man allerwȩgens röwer jagen, wo dat am dullß'n stött,[33]) un kên'n Grab'n schon'n,[34]) so lang' bet se dot sünd.

Do sünd se dot röbert word'n.

Un do hett de lütt Klock weller klung'n, un de lütt Vagel hett weller sung'n, un de lütt Sön hett ne mêr wen't, un de Köni is uk weller vergnög't weß.

Nach Frau Block in Kröß bei Oldenburg i. Holst.****)

Anmerkungen: [1]) barfuß. [2]) gesprochen wonȩm'n (statt wonȩb'n) oder wonȩmp (statt wonȩb'nt) = woeben = wo. [3]) Maß. [4]) wer, hier dat. fem. [5]) Messer. [6]) die Hacken hinunter. [7]) plattdeutsch für Aschenbrödel, die in der Asche herum püstert (mit dem Feuerpüster). [8]) Zeug, Kleidung. [9]) über ihnen. [10]) eigentlich: er ist sich das schon (ver)muten gewesen = er hat das schon vermutet. [11]) beide. [12]) nackend. [13]) Nach Verlauf eines Jahres. [14]) zupft. [15]) Frau Block spricht Ȩnt, nicht Ent. [16]) = Göte-Lock, Gosse. [17]) Glöckchen. [18]) schweigt baumstill. [19]) kriecht. [20]) Blut gewinnt = abgewinnt. [21]) nur. [22]) Im Plattdeutschen gewöhnlich statt darf. [23]) soll. [24]) sollst. [25]) So in der Gegend von Oldenburg und Lensahn statt hau't. [26]) kommt auf, plattdeutsch statt steht auf. [27]) toll genug statt schlimm genug. [28]) eigentlich: herum wogen, d. h. sich unruhig bewegen, sich auf alle Weise bemühen, das schreiende Kind zu beruhigen, ein klassischer Ausdruck. [29]) Sucht, Substantiv von saugen; sie hat nichts zu saugen gehabt. [30]) solche (Menschen). [31]) harte. [32]) gerädert. [33]) am tollsten stößt. [34]) hier: an keinem Graben vorbeifahren. [35]) Die alten plattdeutschen (mittelniederdeutschen) Formen toveren (= zaubern) und toverer (fem. toversche) sind in unserer Gegend durch die hochdeutschen so völlig verdrängt, daß selbst alte Leute sie nicht mehr kennen. Doch ist es mir, als ob ich das Wort tovern (gesprochen toowern) kürzlich doch noch irgendwo einmal gehört hätte. Möglicherweise war es auf Fehmarn. In ‚Zauberersch' ist übrigens das letzte r stumm: ‚Zaubereſch.'

Mit Gott!

„Nu gah „mit Gott," min söten Jung!"
Sä Moder, as ik von ȩr gung;
Un jümmers, wenn ik wedder keem
Un nösen wedder Affschied neehm,
Denn drück se mi de Hand so warm
Un lä mi üm de Nack ȩr'n Arm
Un sä: „Nu gah „mit Gott," min Sœhn,
Ik will to Em ok för di bȩd'n."

Wa geit de Tid! Ik weet nich mehr,
Wann ik toletz di Moder weer.
Bald sünd min eegen Kinner grot
Un gaht to anner Lüd in Brot.
Un kann ik se ok sünst nix gȩb'n
As gude Mitgiff för dat Lȩb'n,
Min Moder-Arv, dat bleef se stahn,
Dat is de Bȩd: „mit Gott" to gahn.

Kiel. Karl D. Andresen.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Wie viele geborene Schleswiger kämpften bei Idstedt in unserm, wie viele im dänischen Heere?** Antwort: In unserm Heere mutmaßlich etwas mehr als 6900, im dänischen allerhöchstens 980. — Zu diesem Resultat gelangen wir auf folgendem Wege:

1. mit Bezug auf das schleswig-holsteinische Heer. Nach Riese[1]) stammten von 415 (419)[2]) bei Idstedt gefallenen oder an dort empfangenen Wunden später gestorbenen[3])

****) Frau Stina Block, geb. Pohlmann, geb. 1821 zu Johannisthal bei Oldenburg i. Holst., in frühester Jugend nach Kröß bei O. gekommen, später verheiratet mit dem Kutscher Block in Putlos bei O., nach dem Tode ihres Mannes seit etwa 15 Jahren wieder in Kröß, bei ihrem Schwiegersohn. — Ihre sehr altertümlichen (12) Geschichten hat sie zum Teil von ihrem Vater gehört. ‚Awer de meerßen hett min Unkel mi vertell't, Jochen Land, wenn he abens mit de Pip kööm. Ja, de is noch mit in 'n Krieg weß, de hett dat in Stralsund (Schill, 1809) mit dörmakt.' Jochen Lands Schilderung der Vorgänge in Stralsund werde ich bei Gelegenheit mitteilen. Aufmerksam gemacht auf Frau Block bin ich durch einen früheren Schüler, Herrn Dr. Burchardi, einen Neffen des Herrn Gutsbesitzers Burchardi auf Georgenhof bei O.

[1]) Namentliches Verzeichnis der Toten und Invaliden der schleswig-holsteinischen Armee usw. Kiel 1852.

[2]) Aus Riese S. 336 ergiebt sich letztere Zahl, doch scheint hier ein Rechenfehler vorzuliegen.

[3]) Der Kürze wegen werden wir diese letzteren in der Folge unter der Bezeichnung „Gefallene" mit begreifen.

Unteroffizieren, Spielleuten und Gemeinen des schleswig-holsteinischen Heeres 108, also reichlich der vierte Teil, aus dem Herzogtum Schleswig. Da nun die Schleswiger auf alle einzelnen Truppenteile, mochten diese größere oder geringere Verluste erlitten haben, ziemlich gleichmäßig verteilt waren, und da die Stärke des schleswig-holsteinischen Heeres in der Position bei Idstedt [1]) (die detachierten Truppen mitgezählt) ohne die Offiziere 26 382 Mann betrug, so gelangen wir zu dem Resultat von 6866 Schleswigern der oben bezeichneten Soldatenklassen. Da endlich von 29 bei Idstedt gefallenen Offizieren 3 geborene Schleswiger waren, die Gesamtzahl der Offiziere aber sich auf 460 belief, so dürfen wir 48 schleswigsche Offiziere annehmen. Somit würden sich also für unser Heer im ganzen 6914 schleswigsche Idstedtkämpfer ergeben.

2. mit Bezug auf das dänische Heer. Hier sind wir angewiesen auf die Angaben von Cohen, Krigen i Aarene 1848, 1849, 1850 og de Faldnes Minde. Odense 1851, welche ziemlich vollständig und zuverlässig zu sein scheinen. Doch muß unser Verfahren jetzt ein anderes sein als unter 1., weil im dänischen Heere die weit überwiegende Mehrzahl (gegen 88 %) der Schleswiger drei Bataillonen, dem 10., 12. leichten und dem 13. Linien-Bataillon, angehörte, welche über den Durchschnitt hinaus bei Idstedt geblutet haben, während diejenigen Truppenteile, welche keine oder verhältnismäßig geringe Verluste erlitten haben, wie die Reiterei, die Artillerie, die ganze Umgehungsbrigade (unter Oberst Schepelern) das 4. Linien-Bataillon, das 3. Reserve-Bataillon, offenbar nur ganz vereinzelt Schleswiger [2]) in ihren Reihen zählten. — Zunächst haben wir die mutmaßliche Zahl der Kämpfer [3]) derjenigen Truppenteile festzustellen, welche bei Idstedt einen Verlust an Schleswigern erlitten haben, was geschieht, indem wir von den im genannten dänischen Generalstabswerk III, Bilag 5 die Stärke der kombattanten Armee nach der Liste vom 15. Juli bezeichnenden Zahlen 1 % wegen der Vermehrung des Krankenbestandes bis zum 24. Juli abrechnen. Das Weitere zeigt dann folgende Tabelle:

	Gesamtstärke [4]) bei Idstedt.	Gefallene [4]) überhaupt.	Gefallene [4]) Schleswiger.	Zahl der schlesw. Idstedtkämpfer. [4])
10. Linien-Bataillon . . .	922	22	14	587
12. leichtes „ . . .	1029	39	5	132
13. Linien- „ . . .	1039	39	4	107
3. „ „ . . .	967	27	1	36
5. „ „ . . .	1008	34	1	30
1 Verst. Jägerkorps . . .	1041	55	1	19
Summa .	6006	216	26	911

Unter den Gefallenen aller übrigen Truppenteile des dänischen Heeres, sowie unter denen des Offizierkorps finden wir keinen einzigen Schleswiger. Das schließt natürlich die Möglichkeit nicht aus, daß hier Schleswiger sich unter den Kämpfenden befunden haben; ja, von einem Offizier, dem Oberanführer General v. Krogh, wissen wir, daß er im Herzogtum geboren war. Groß aber wird ihre Anzahl nicht gewesen sein. Um eine allerdings sehr unbestimmte Schätzung derselben vorzunehmen, verfahren wir folgendermaßen: Wir rechnen aus, daß von 30 354 Unteroffizieren, Spielleuten und Gemeinen der zuletzt bezeichneten Truppenteile 581, d. i. jeder 52. Mann, gefallen sind, sowie vom gesamten, 792 Köpfe starken Offizierkorps 48, d. i. jeder 16,5te. Wäre unter jeder der beiden Kategorien ein gefallener Schleswiger, so würden wir auf 52, bezw. 16 oder 17 Kämpfer schließen. Da wir nun unter beiden Rubriken keinen finden, so treten wir dem dänischen Interesse sicherlich nicht zu nahe, wenn wir als Grenze nach oben die Zahlen 51, bezw. 16 annehmen. Das Resultat würde demnach sein 911 + 51 + 16 = (allerhöchstens) 978 oder in runderer Zahl 980 schleswigsche Idstedtkämpfer im dänischen Heere gegenüber reichlich 6900 im schleswig-holsteinischen Heere. — Selbstverständlich halte ich diese Zahlen nur für annähernd dem wirklichen Sachverhalt entsprechend.

Flensburg, im Juni 1900. H. Hansen.

2. **Unio pseudolitoralis** Cless. ist ein unserer Teichmuschel (Anodonta mutabilis Cless.) nicht unähnlicher Süßwasserbewohner, der insofern die Beachtung der Leser unserer „Heimat" verdient, als er bis jetzt nur in der Tapsau bei Hadersleben überhaupt gefunden worden ist. Mehr interessiert vielleicht aber noch der Umstand, daß

[1]) Zu vergl. u. a. das dänische Generalstabswerk: „Den dansk-tydske Krig i. A. 1848" usw. III [21] Bilag 1.

[2]) Es geht dies aus den späteren Verlusten des Jahres 1850 an Gefallenen, sowie namentlich aus der Liste der an Krankheiten Verstorbenen hervor. Die wenigen Schleswiger in diesen Truppenteilen scheinen nach gewissen Andeutungen teilweise erst nach der Schlacht bei Idstedt ausgehoben zu sein.

[3]) Unteroffiziere, Spielleute und Gemeine.

[4]) Ohne die Offiziere.

diese Muschel neben der eigentlichen Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera Schm.) wertvolle Perlen liefert. Die Entdeckung dieses Thatbestandes verdanken wir bayrischen und sächsischen Soldaten, die, von Haus aus mit der Perlenfischerei vertraut, auf die genannte Unio-Art und ihre Perlenproduktion beim Baden in der Tapsau aufmerksam wurden. Sie fischten so eifrig, daß sie große Mengen an Perlen erbeuteten, die sie auf dem Rückzuge in Hamburg an dortige Juweliere verkauften. Leider wurde dadurch die kaum entdeckte Muschel fast gänzlich ausgerottet. Diese Angelegenheit ist wichtig genug, daß sie näher untersucht werde, und darum erlaube ich mir, folgende Fragen an unseren Leserkreis zu richten:

1. Was ist z. Zt. über das Vorkommen der Unio pseudolitoralis zu berichten?
2. Ist Schonung des jetzigen Bestandes am Platze?
3. Wo kommt die Muschel sonst noch vor, vielleicht in der Nähe der Tapsau?
4. Giebt es bei Hadersleben eine Au unter dem Namen „Aller"? In Lampert, Das Leben der Binnengewässer (Leipzig, 1899) wird nämlich des Vorkommens der in Rede stehenden Muschel auch in dieser Au erwähnt.
5. Wer liefert mir die Muschel (lebend in feuchtes Moos verpackt oder nur die Schalen) und Perlen in jeder Menge im Kauf oder im Tausch gegen Mineralien?

Gleichzeitig erkläre ich mich zum Bestimmen bereit.

Kiel, am 9. Juni 1900. Barfod, Friedrichstr. 66 III.

Na buten.

Nu blöht wedder buten, wa smuck antosehn,
Goldregen un blaue un witte Syreen.
Un de Appelbom kreg een ganz sneewitte Huw,
Un du sittst dar binn in de dumpige Stuw?

Wo lisen weegt sik de Saat in den Wind!
Büst du krank? De Luft is so warm un gelind.
Schast sehn, du warst buten so flügg as een Duw,
So komm doch herut ut de dumpige Stuw! J. F. Ahrens.

X. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw. zu Burg auf Fehmarn am 5. und 6. Juni 1900.

Zum ersten Male seit seinem zehnjährigen Bestehen unternahm unser Verein eine Meerfahrt: Es galt dem Besuch der „meerumschlungensten Insel unserer meerumschlungenen Heimat," dem schönen, fruchtbaren Eilande Fehmarn und seinen biedern Bewohnern! War es im Interesse des Ganzen wohlgethan, zur Tagung der Generalversammlung einen Ort zu wählen, der schwer zu erreichen ist wegen seiner Lage abseits von unseren Hauptverkehrsstraßen? Der geschäftsführende Ausschuß glaubt diese Frage bejahen zu müssen; denn er durfte auf Grund der in den Vorjahren gewonnenen Erfahrung auf zahlreichen Besuch unserer Mitglieder aus dem gesamten Vereinsgebiet überhaupt nicht rechnen. Leider ist es immer so gewesen, daß nur der Versammlungsort und seine nächste Umgebung die größere Zahl der Teilnehmer stellte; so war es in Meldorf, Eckernförde und Husum. Wo aber ein Wille ist, da ist auch ein Weg, da wäre also auch der Weg nach Fehmarn gefunden; und keiner hätte die Reise dorthin zu bereuen gehabt. Abgesehen davon, daß unsere auswärtigen Gäste von seiten der Inselbewohner die gastlichste Aufnahme gefunden haben, war den fremden Besuchern Gelegenheit geboten, eine Insel kennen zu lernen, über deren Größe, Bodenbeschaffenheit usw. die irrigsten Vorstellungen die Köpfe unserer Landsleute beherrschen, weil sich nur selten Gelegenheit zum Besuch dieses Eilandes bieten dürfte. Was nun die Wahl Fehmarns rechtfertigte, ist vor allem der Umstand, daß hier wie kaum anderswo der Boden für unsere Vereinsbestrebungen geebnet und bestellt ist und zwar als eine Frucht der rührigen Thätigkeit, die der „Verein für fehmarnische Altertümer" seit etwa drei Jahren hier entfaltet und mit der Gründung eines Museums in Burg besiegelt hat. Darum allein schon glaubten wir dem Inselvölklein unseren Besuch schuldig zu sein. Es hat uns nicht gereut. Zahlreich war der Besuch der Versammlung aus Stadt und Land; reich gedeckt war der Arbeitstisch mit Vorträgen und Mitteilungen. Uns auswärtigen Gästen werden die beiden Tage unvergeßlich bleiben. Schöner konnte sich unsere Pfingst-

fahrt nicht gestalten: eine Reise zu Wasser nach Fehmarn, herzliche Aufnahme dort, anregende Versammlung, gemütliches Beisammensein und zum Schluß eine Wagenfahrt durch den Osten der Insel in frischer Morgenluft, bei lachendem Sonnenschein auf staubfreien Pfaden durch saftstrotzendes Grün, Besuch sehenswerter Altertümer als beredte Zeugen alter Zeit. Herzlichen Dank allen denen, die für unser geistiges und leibliches Wohl so vortrefflich gesorgt haben: den Referenten, den gastfreien Bewohnern und nicht zuletzt dem Ortskomitee! Wann wird die Zeit kommen, da unsere Generalversammlung eine Landesversammlung wird? Wer hilft mit, dies Ziel zu erreichen? Wer giebt uns Vorschläge, die der Erwägung und Beherzigung wert wären? —

Nach Ankunft der letzten Gäste mit den Dampfern von Kiel und Heiligenhafen eröffnete unser Vorsitzender, Rektor Peters-Kiel, die etwa 200 Personen, Damen und Herren, Mitglieder und Gäste, zählende Versammlung am Dienstag kurz nach 3 Uhr im „Kaisersaal" zu Burg. In seinem Eröffnungsworte betonte er, daß unser Verein ein Weniges dazu beitragen möchte, daß unserm lieben deutschen Volke das Innen- und Gemütsleben nicht verloren gehe, daß es erhalten bleibe und gekräftigt werde. Das thut unserer Zeit not. Redner will kein Klagelied anstimmen in dem Sinne, als ob die Welt mit jedem Tage schlechter werde. Nichts wäre verkehrter als das. Angesichts des gesteigerten Verkehrs zu Wasser und zu Lande, der Fortschritte in der Technik an der Wende unseres Jahrhunderts verbirgt sich in den dadurch bedingten Segnungen eine Gefahr, nämlich die, daß der Mensch für sich selbst verloren gehe, daß sein Innenleben leide. Dies war nicht zu befürchten in jenen Tagen, wo der ehrsame Bauernstand von ehedem nichts wußte von Konkurrenz, die Maschinen nicht kannte, sich sein eigenes, Freud und Leid mit ihm teilendes Gesinde hielt und nicht wie heute, namentlich hier in Fehmarn, auf die zweifelhafte Mithülfe der unser Land überschwemmenden „Monarchen" angewiesen war; wo der ehrsame Handwerkerstand nichts wußte von der Konkurrenz der Maschinen und den Schleuderpreisen der Fabrik. Wir bringen die alte Zeit nicht wieder zurück, wollen auch die großen Fortschritte behalten und uns freuen, daß es so weiter geht. Bei allen Kämpfen ums liebe Dasein wollen wir aber vor dem Kampf um die idealen Güter unseres Volkes nicht zurückschrecken. Unser Verein steht mit im Vordertreffen und erstrebt sein Ziel durch Förderung der liebevollen Betrachtung der Natur, Sammeln alter Volksüberlieferung, Studium der Geschichte und Landeskunde. Reicher Beifall lohnte den Redner, dem sich als zweiter Herr Bürgermeister Lafrenz aus Burg anschloß, indem er namens der Bewohner aus Stadt und Land die erschienenen Gäste herzlich willkommen hieß und allen genußreiche Tage wünschte.

In Erledigung der Tagesordnung erstattete zunächst unser Rechnungsführer, Lehrer Th. Doormann-Kiel, seinen Kassenbericht, aus dem wir Folgendes hervorheben: Einnahmen und Ausgaben des Vereins für das verflossene Geschäftsjahr 1899 balanzieren mit 5531,44 M. Unter den Einnahmen befindet sich außer den regelmäßigen Mitgliederbeiträgen eine einmalige Unterstützung von der Provinzialkommission für Kunst und Wissenschaft im Betrage von 300 M. Von den Ausgabeposten seien hervorgehoben: Druck der „Heimat" 2423,60 M., Expedition der Hefte 1178,10 M., für Umschläge 133,08 M., für Druck der Adressen 91,55 M., an Porto und Reisegeldern 211,22 M., Honorar des Vorstandes 420 M., Honorar an die Mitarbeiter 358 M., für Klischees 158,30 M., ein Trauerkranz für unser verstorbenes Ehrenmitglied Klaus Groth 15 M. Auf Grund der von den Herren Lehrern Hinckelmann und Suhr revidierten und als richtig befundenen Rechnung wird dem Kassenführer Entlastung erteilt. Mit Rücksicht auf die reichhaltige Tagesordnung verzichten Schriftleiter und Schriftführer auf ihre Berichterstattung. Unser bisheriger Schriftleiter, Rektor H. Lund-Kiel, wurde in voller Würdigung seiner Verdienste um die Herausgabe der Monatsschrift einstimmig wiedergewählt. An Stelle des auf seinen Wunsch zu Ende dieses Jahres aus dem Vorstande scheidenden Rechnungsführers, Lehrer Th. Doormann, der lange Jahre dem Vorstande angehört hat, jetzt aber wegen Übernahme anderer Pflichten genötigt ist, sein Amt niederzulegen, wurde Lehrer Fr. Lorentzen-Kiel zum Kassenführer erwählt. Rektor Eckmann-Ellerbek wurde aufs neue mit dem Amt eines Beisitzenden betraut und der in der Versammlung anwesende Lehrer Feil-Kiel zum Mitrevisor ernannt.

Nach Verlesung eines Grußes von unserem Mitgliede Herrn Ankert in Leitmeritz (Böhmen) erhielt zunächst Lehrer Voß-Burg a. F. das Wort zu seinem Vortrage: „Amalie Schoppe, geb. Weise, eine Jugendschriftstellerin und Dichterin von der Insel Fehmarn." In freier, schwungvoller Rede entrollte Referent ein Bild des wechselvollen Lebens der Amalie Schoppe, feierte sie als Jugend- und Romanschriftstellerin, als Wohlthäterin, als Freundin eines größeren Dichterkreises, vor allem aber als Gönnerin unseres landsmännischen Dichters Friedrich Hebbel. Der Vortrag wird s. Zt. in der „Heimat" erscheinen, desgl. das „Mahnwort zur Rettung der schleswig-holsteinischen Volksmärchen", das unser rühriges Mitglied Professor Dr. Wisser aus Eutin an die Versammlung richtete. Beide Redner ernteten lebhaften Beifall für ihre Ausführungen, Posessor

Wisser namentlich auch für die Mitteilung einiger von ihm neu aufgefundener ostholsteinischer Märchen, von denen hoffentlich die kernigsten in ihrem ureigensten Gewande unserem Schriftleiter zur Verfügung gestellt werden. Besonderes Interesse erheischten noch die 139 Geschichten, die ehedem unserem bedeutendsten Sagen-, Märchen- und Liedersammler Karl Müllenhoff nebst anderem Material als Manuskript zugegangen waren, von ihm aber aus mehreren Gründen nicht mit in seine Sammlung: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (1845)" aufgenommen worden sind. Die Manuskripte hat Professor Wisser aus Berlin erhalten.

Der Unterzeichnete legte der Versammlung mehrere in seinem Aquarium zum Keimen und Wachstum gebrachte, in Formol präparierte Wassernüsse (Trapa natans) mit dem Bemerken vor, daß diese Pflanze noch vor etwa hundert Jahren in unserer Provinz vorgekommen ist, nun aber bei uns und auch an anderen Stellen Norddeutschlands (z. B. in Westpreußen) völlig ausgestorben sei. Unser Ehrenmitglied Callsen in Flensburg hat Nüsse aus dem Hechtmoor in Satrup (Angeln) erhalten. Referent verzichtete mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit zu Gunsten der noch folgenden, auf fehmarnische Verhältnisse Rücksicht nehmenden Mitteilungen auf Darbietungen einiger interessanter biologischer Erscheinungen, versprach aber in der „Heimat" auf diese Angelegenheit zurückzukommen und daselbst auch zum Forschen nach dem subfossilen Vorkommen der Wassernuß in unserer Provinz anzuregen. Hauptlehrer a. D. Callsen-Flensburg teilte zur Ergänzung mit, daß die Wassernuß auch auf Laaland gefunden worden ist, berichtete über Nachforschungen in Schweden, erinnerte an das Vorkommen der eßbaren Nüsse in Pfahlbauten und legte zum Schluß der Versammlung eine aus China stammende Wassernuß (Trapa bicornis) vor, die nur zwei abwärts gekrümmte Stacheln besitzt und einem Ochsenkopf ähnlich sieht. Rektor Blunck-Kiel hatte einen aus den Früchten der Wassernuß hergestellten Rosenkranz mitgebracht, der aus der Gegend des Lagomaggiore stammt.

Dr. med. Reinecke-Burg a. F. führte der Versammlung im Anschluß an einige Mitteilungen über die mehr als vierhundert Jahre alte Brüderschaft der Bürgerkompagnie in Burg den reichen Silberschatz in Gestalt eines Prunkbechers, einundzwanzig großer und sechs kleiner Becher vor. Auch über diesen Gegenstand wird die „Heimat" ausführlich mitteilen und voraussichtlich noch einige Abbildungen hinzufügen.

Zum Schluß verlas Rektor Eckmann-Ellerbek die Inschrift mehrerer Albumblätter aus den Jahren 1812—1815, die von Bewohnern der Insel Fehmarn einem in die weite Welt ziehenden Jüngling zum bleibenden Andenken gewidmet worden sind. Referent überwies das Album dem Museum für fehmarnische Altertümer, das nach Schluß der Versammlung und des gemeinsamen Festessens in „Wissers Hotel" unter der sachkundigen Leitung der Herren Lehrer Voß und Dr. med. Reinecke besichtigt wurde. Die reichhaltige, in etwa 2½ Jahren zum größten Teile durch Schenkung erworbene Sammlung ist in einem früheren Klassenzimmer untergebracht. Schon ist der Raum beengt, so daß bereits ein zweites Zimmer demnächst zur Verfügung gestellt werden wird; hoffentlich erhält die Sammlung später einmal einen Platz, der dem Werte der in ihm aufzustellenden Schätze entspricht. Ein feuchtfröhlicher Kommers vereinigte alsdann noch über die mitternächtliche Stunde hinaus zahlreiche Bewohner aus Stadt und Land, zum Teil mit ihren Damen, und ihre Gäste. Wie bei Tisch ermangelte es auch hier nicht der Redner. Durchschlagenden Erfolg erzielte dann noch Professor Dr. Wisser durch Vortrag einiger ausgewählter Märchen seiner reichhaltigen Sammlung. Noch sei erwähnt, daß bei Tisch ein Glückwunschtelegramm einlief, unterzeichnet von Rohweder und Voß in Husum.

Am anderen Morgen standen vierzehn Wagen, die in liebenswürdigster Weise von Bewohnern Fehmarns gestellt worden waren, zur Verfügung, und hinaus fuhr die Gesellschaft kurz nach acht Uhr in die frische Morgenluft, zu beiden Seiten die gesegneten Fluren der Insel im hellen Sonnenschein, über Bisdorf, Cathrinenhof, Staberdorf, Staberhof, Meeschendorf und Sahrensdorf, besichtigte das Steinaltergrab auf dem Hinrichsberg, der höchsten Erhebung der Insel (27 m), sowie die Ruine Glambek, und dann ging's nach Burgstaaken, wo eine gemeinsame Frühstückstafel alle Teilnehmer an der Wagenfahrt bis zur Abschiedsstunde vereinigte. Auf verschiedenen Wegen traten die auswärtigen Teilnehmer die Rückreise an: über Heiligenhafen, über Neustadt und über Lübeck.

In mehr als einer Hinsicht zählt diese Versammlung zu den hervorragendsten Veranstaltungen dieser Art während des zehnjährigen Bestehens unseres Vereins. Ja, es fehlte nicht einmal an einer Ansichtspostkarte, die jedem Gaste eingehändigt wurde: Eine Ansicht von dem nach Entwürfen des Herrn Architikt Carl Voß in Kiel zu erbauenden Rathauses in Burg, mit dem Ausdruck: „Gruß von der X. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde."

Kiel, am 11. Juni 1900. Der Schriftführer: Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung. L. = Lehrer.)

161. Andresen, L., Dänschendorf pr. Petersdorf a. F. 162. Asmussen, Pastor, Osterlinnet b. Gramm. 163. Bielenberg, Pastor, Burg a. F. 164. Dreesen, Hamburg. 165. Drews, Hauptlehrer, Landkirchen a. F. 166. Franck, Gutsbesitzer, Wallnau a. F. 167. Frieben, Zahntechniker, Neumünster. 168. Dr. Griebel, prakt. Arzt, Neustadt i. H. 169. Hammer, L., Landkirchen a. F. 170. Hänel, Getreidehändler, Eutin. 171. Hanssen, Hofpächter, Bungsberghof b. Eutin. 172. Harms, Bauervogt, Griebel b. Bujendorf. 173. Heiberg, Schriftsteller, Herausg. d. Halbmonatsschrift „Niedersachsen," Schleswig. 174. Henning, Pastor, Petersdorf a. F. 175. Jakobsen, Fabrikant, Flensburg. 176. Jaspersen, Kaufmann, Kiel. 177. Jensen, L., Hornholz b. Flensburg. 178. Ketelsen, L., Eppendorf b. Hamburg. 179. Klinker, L., Dätgen b. Nortorf. 180. Lahann, Tischlermeister, Husum. 181. Prof. Dr. Lorentzen, Heidelberg. 182. Lorentzen, Oberlehrer, Schulpforta b. Naumburg. 183. Limburger, Inspektor, Kl.-Nordsee b. Achterwehr. 184. Lucht, Amtsrichter, Burg a. F. 185. Mackeprang, Landmann, Meeschendorf pr. Burg a. F. 186. Mahlstedt, Bürgermeister, Eutin. 187. Meyer, L., Lütjensee. 188. Nissen, Hofbesitzer, Kiel. 189. Dr. Röthe, Oberlehrer, Magdeburg. 190. Otto, L., Bannesdorf pr. Burg a. F. 191. Petersen, L., Gnutz pr. Nortorf. 192—199. Präparanden: Carstens, Diekgräf, Eisenberg, Henningsen, Hink, Kretschmann, Osterhof, Wilkens in Oldesloe. 200. Quitzau, L., Ostermarkelsdorf pr. Burg a. F. 201. Schinfeldt, Meiereipächter, Burg a. F. 202. Schmidt, L., Oldsum a. Föhr. 203. Dr. Schwarck, Hutzfeld b. Eutin. 204—221. Seminaristen: Bahnsen, Christiansen, Hansen, Hansen, Iversen, Lornsen, Malcha, Matthiesen, Möller, Reese, Weber, sämtlich in Tondern; Dahl, Feldhusen, Hamann, Koppelmann und Plogstedt in Ratzeburg; Braun und Schlüter in Eckernförde. 222. Siemen, L., Kiel. 223. Stegemann, L., Burg a. F. 224. Voß, Hausmakler, Altona. 225. Freiherr v. Weber-Rosenkranz, Rosenkranz pr. Gettorf. 226. Wegner, Hamburg. 227. Werner, Postmeister, Burg a. F. 228. Westphal, Langenfelde b. Hamburg. 229. Wilder, Landwirt, Sahrensdorf a. F.

Zur Nachricht.

1. Die Mitgliederzahl beträgt z. Zt. etwa **2500.**
2. Die Jahrgänge 1891, 1892 und 1895 sind vergriffen.
3. **Die Jahrgänge 1893, 1894, 1896 und 1897 werden unsern Mitgliedern für 1,20 Mk. pr. Band portofrei nachgeliefert;** die Jahrgänge 1898 und 1899 können zum Preise von 2 Mk. pr. Band portofrei bezogen werden.
4. **Geschmackvolle Original-Decken** liefert unser Expedient zum Preise von 60 Pf. das Stück.

Kiel, am 12. Juni 1900.

Der Schriftführer:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Anzeigen.

Es wird dringend ersucht, Mitgliederbeiträge nicht an meine Adresse, sondern an die unsers Kassirers, Herrn Lehrer Th. Doormann hier, Kirchhofsallee 70, senden zu wollen.

Küster A. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstr 43a.

Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

Küster Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 43a.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 8. August 1900.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Bücherschau.

Praxis der Aquarienkunde (Süß- und Seewasser-Aquarium, Aqua-Terrarium). Von Dr. E. Bade, Herausgeber der „Blätter für Aquarien- und Terrarienfreunde.“ Magdeburg: Creutz, 1899. Mit 165 Textabbildungen, 11 schwarzen und 1 Farbtafel. VIII u. 192 S. 8°. — Hoffentlich liegt die Zeit nicht mehr allzufern, wo die Goldfischglocken oder gar die noch übler berüchtigten Schusterkugeln aus der Welt verschwunden sind; diese sind und bleiben ein „Kerker“ für ihre Insassen. Aus hier nicht näher zu erörternden Gründen wird der Naturfreund und Liebhaber — freilich zumeist unbewußt — zum Tierquäler. Umgekehrt nötigt die nervöse Hast des täglichen Lebens den, der nicht völlig im Gewühl und Gewoge, in der Dunstatmosphäre der Großstadt ersticken will, trotzdem er es sich gefallen lassen muß, von der Hochflut menschlichen Wandels getragen zu werden und nicht oder nur selten Zeit findet, am Born der jungfräulichen Natur Erholung, Frieden und Erkenntnis zu schöpfen, sich in seiner Häuslichkeit ein „Stückchen Natur“ zu schaffen. Darum Heil jenen Vereinen, wie „Triton,“ „Isis,“ „Nerthus,“ „Sagittaria“ und wie sie alle heißen mögen, welche bemüht sind, ihren Mitgliedern durch Austausch und Verbreitung von Erfahrungen und Belehrungen mit Rat und That zur Seite zu stehen, und besonders Anfängern über die ersten Schwierigkeiten hinweghelfen: auch sie erfüllen ein Stück „sozialer“ Aufgabe! Die Einrichtung, vor allen Dingen die zweckmäßige Besetzung der Behälter mit Pflanzen und Tieren und die Pflege derselben, erfordern eine Summe von Kenntnissen, Geduld und Ausdauer; dafür gewährt aber das Aquarium seinem Besitzer die nicht hoch genug zu schätzende Freude, die Natur auf frischer That zu belauschen. Man muß eben nicht alles Heil vom goldschimmernden Kleide des sonst doch recht langweiligen Goldkarpfens erwarten! Was man aus Tümpeln und Teichen herbeiholt, das bringt Leben und schafft Freude! Aber es bedarf der rechten Anleitung. Das alte, in seiner Art vortreffliche Werkchen von Graefe ist heute längst vergessen. Wir haben keine Ursache, dies zu beklagen; denn neues Leben ist aus dieser Ruine erblüht in solchen Werken, welche sich die mancherlei hübschen Errungenschaften neuerer Zeit, besonders die reiche Fülle ausländischer Tiere und Pflanzen, welche in den letzten Jahren mit großem Erfolge eingeführt worden sind, ihren Zwecken dienstbar

gemacht haben. Unter diesen Werken nimmt das vorliegende von Dr. Bade eine der ersten Stellen ein und nicht zum mindesten deshalb, weil es nicht mit einem erfahrenen Liebhaber, sondern mit dem Anfänger rechnet. „Aus der Praxis für die Praxis“ lautet die Devise. Darum wird auf die Beschreibung der Flora und Fauna verzichtet; vor allem wird gezeigt, wie man mit geringen Mitteln und durch persönliches Geschick sich sein Aquarium herrichten kann. Wer dann durch Erfahrung auf der Leiter seiner Wissenschaft und Liebhaberei eine Anzahl Sprossen erklettert hat, der kann aus größeren Werken [Zernecke, Bade, Lachmann („Das Terrarium“), Hoffmann („Das Seewasser-Aquarium“)] vor allen Dingen Kenntnis der Biologie der Tiere und Pflanzen schöpfen. Der vielseitige, das ganze Gebiet der Aquarien-Kunde umfassende Inhalt wird vielleicht am besten durch die Zusammenstellung der Überschriften gekennzeichnet: 1. Einleitung. 2. Das Aquarium und seine Herstellung. 3. Das Aqua-Terrarium. 4. Heizbare Aquarien. 5. Hilfsapparate und deren Herstellung. 6. Die Wasserdurchlüftung. 7. Schlammkästen und Schlammecken. 8. Das Entfernen der Schmutzteile aus der Schlammecke. 9. Die Scheibenreinigung. 10. Pflanzenscheren. 11. Sonstige Hilfsapparate für Süßwasser-Aquarien. 12. Welche Hilfsapparate sind unbedingt zur Pflege des Aquariums nötig? 13. Hilfsapparate für Seewasser-Aquarien. 14. Der Felsen und seine Herstellung. 15. Die Bodenschicht der Aquarien. 16. Das Wasser der Aquarien. 27. Das Bepflanzen der Behälter. 18. Die Pflanzen des Aquariums. 19. Pflanzen für das Aqua-Terrarium und zwar für den Terrarienteil. 20. Die künstliche Befruchtung bei den Pflanzen. 21. Besonders zu empfehlende Wasser- und Sumpfpflanzen. 22. Der Wert der Wasserpflanzen für das Aquarium. 23. Die Fische des Süßwasser-Aquariums. 24. Welche Fische sind dem Anfänger für die Aquarienliebhaberei zu empfehlen? 25. Die Gewöhnung heimischer Fische an das Aquarium. 25. Die Fütterung der erwachsenen Fische im Aquarium. 27. Die Fütterung der Brutfische im Aquarium. 28. Über die Fortpflanzung der Fische. 29. Schutzvorrichtungen gegen das Herausschnellen der Fische aus dem Aquarium. 30. Sonstige höhere Tiere des Süßwasser-Aquariums. 31. Niedere Tiere des Süßwasser-Aquariums. 32. Die Schnecken und Muscheln des süßen Wassers. 33. Größere niedere Wassertiere als Fischfeinde. 34. Unschädliche niedere Wassertiere z. T. Fischfutter. 35. Die Bewohner des Aqua-Terrariums. 36. Die Aufstellung eines Seewasser-Aquariums. 37. Der Mehlwurm und verwandte Futtertiere und ihre Zucht. 38. Der Fang von Daphnien usw. als Futtertiere für Süßwasserbewohner. 39. Der Transport der Aquarien- und Terrarientiere. 40. Trübes Wasser im Süßwasser-Aquarium. 41. Veralgte Aquarien. 42. Die Bodenreinigung eines eingerichteten Aquariums. 43. Das Dichtmachen rinnender Stellen. 44. Die sogen. Staub- oder Fettschicht auf Aquarien. 45. Mikroskopische Untersuchungen für den Aquarienliebhaber. 46. Die Fischfeinde und die Krankheiten der Fische im Aquarium. 47. Hydra und Tubifex im Aquarium. 48. Krankheiten der Reptilien und Amphibien. 49. Das Überwintern der Terrarientiere. — — Eine schätzenswerte und für Werke dieser Art jedenfalls originelle Beigabe ist der „Monatskalender.“ Die Ausstattung des Buches mit zahlreichen Abbildungen erhöht seinen Wert um ein Beträchtliches. Das Werk kostet geheftet 3 M., gebunden 4 M., jedenfalls kein zu hoher Preis. Barfod.

Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, übersichtlich dargestellt von H. H. v. Osten. Garding 1900. Verlag von H. Lühr und Dircks. — Die 44 Seiten umfassende kleine Broschüre, welche den allen Lesern der „Heimat“ bekannten Lehrer a. D. v. Osten, einen alten Kampfgenossen von 1848—50, zum Verfasser hat, führt uns in knappen Zügen ein Lebensbild des Herzogs Friedrich VIII. im Rahmen der damaligen Zeitgeschichte vor Augen. v. Osten hat als Hauptquelle das 1897 aus Professor K. Jansens Nachlaß von Karl Sammer herausgegebene Werk „Schleswig-Holsteins Befreiung“ benutzt, daneben Henriei, Sybel, Treitschke, Evers „Auguste Victoria,“ Berichte aus Tageszeitungen und ist außerdem in der glücklichen Lage, die Lebens- und Leidensgeschichte des Herzogs und seines Volkes selbst mit durchlebt zu haben. Der Wert der kleinen Schrift liegt darin, daß ein jeder sich durch ihre Lektüre in kurzer Zeit ein richtiges Bild des Herzogs und der damaligen recht verwickelten politischen Verhältnisse zu verschaffen in stand gesetzt wird. Eine so liebevoll ins Einzelne gehende, den geheimsten Regungen des Herzens nachspürende Charakteristik des Herzogs, wie sie bei Jansen und Sammer S. 103—112 und in der neuesten von K. Sammer herausgegebenen Schrift „Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, ein Lebensbild. Wiesbaden 1900“ — gegeben wird, darf man selbstverständlich in unserer kleinen Broschüre nicht erwarten. Ein solches Material konnte nur dem Sohne des alten Sammer zur Verfügung stehen, der als Minister und Vertrauter des Herzogs nicht nur den gesamten Briefwechsel in seinem Besitz hatte, sondern auch mündlich seinem Sohne manches mitzuteilen in der Lage war, was andere niemals erfahren konnten.

Dr. Gloy.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 8. August 1900.

Herzog Friedrich.

Von P. F. Bruhn.

IV.

Die gemeinsame Regierung der Herzogtümer führte zu Unzuträglichkeiten und befriedigte die Bevölkerung nicht. Die Mehrzahl der deutschen Bundesfürsten wünschte die Anerkennung des Herzogs Friedrich. Diese erfolgte aber nicht, weil die preußische Politik die Annexion des Landes erstrebte. Bismarck erklärte am 20. Dezember 1865 im preußischen Landtage, daß er einen selbständigen Staat Schleswig-Holstein besser als die Personalunion mit Dänemark, aber die Annexion doch für das beste halte.

Die Forderungen, die preußischerseits an den Herzog gestellt wurden, falls ihm die Regierung überlassen würde, brachten ihn in eine äußerst schwierige Lage, da sie derart waren, daß er befürchten mußte, sie nicht vor seinem Lande vertreten zu können.

In den sogenannten Februarbedingungen verlangte Preußen hauptsächlich die Einordnung der gesamten Wehrkraft des Landes in das preußische Heer, das Recht zur Anlage eines Nord-Ostseekanals, die Abtretung der Stadt Sonderburg, der Festung Friedrichsort und des Kieler Hafens, die Verwaltung der Posten und Telegraphen und den Anschluß Schleswig-Holsteins an den Zollverein.

Österreich, dem diese Bedingungen zuerst vorgelegt wurden, lehnte sie ab.

Der Kronprinz schrieb am 24. Juli 1865 an Max Duncker: „Wollte man rasch nach unsern vorjährigen Siegen die Angelegenheiten der Herzogtümer ordnen, so könnte man bald mit dem Herzog Friedrich einig werden, vertraulich die Lebensfrage für Preußen mit ihm abmachen und dann seine Kandidatur betreiben. — — Wie unter den gegebenen Verhältnissen, d. h. wie sie heute liegen, und abgesehen von meinen Ihnen bekannten Gründen für Einsetzung Herzogs Friedrich, jemals eine Annexion der Elbherzogtümer durch Preußen zugestanden werden könnte, kann ich mir nur im Falle eines siegreich geführten Krieges mit dem Kaiserstaat denken. — — Sie meinen, ich sollte auf Herzog Friedrich wirken, daß er

die Bedingungen vom 22. Februar annehme. Glauben Sie aber, daß er so abhängig von meinen Ratschlägen ist und nicht vielmehr, durchdrungen von seinen Rechtsansprüchen, wie auch von der großen Zahl seiner Anhänger gestützt, eher sich durch Militärarrestation aus dem Lande tragen läßt, als nachzugeben? Und nun soll ich ihn veranlassen, jene Bedingungen anzunehmen, nachdem Bismarck mir am 18. Juni sagte, selbige seien so redigiert, daß sie unannehmbar für den Herzog Friedrich würden? Man will ja einen Krieg, um den inneren unhaltbaren Zwist beizulegen. Dies ist doch ziemlich klar. Und wenn Herzog Friedrich wirklich nachgäbe, und wenn er noch stärkere Bedingungen annähme, man würde es bei uns schon verstehen, die Dinge so zu betreiben, daß neue Komplikationen erständen, um Krieg zu bekommen."

Wie stellte sich nun der Herzog zu jenen Bedingungen?

Er hatte schon vertraulich dem Könige von Preußen am 29. April 1864 ähnliche, wenn auch nicht so weitgehende Zugeständnisse gemacht und am 20. Juni desselben Jahres an König Wilhelm geschrieben: „Ich wage zu hoffen, daß Ew. Majestät die Überzeugung gewonnen haben, daß nicht partikularistische und selbstsüchtige Tendenzen, nicht Sympathien für andere Mächte mich leiten. Meine Versprechungen vom 29. April habe ich Ew. Majestät mit freudigem Herzen erteilt, weil ich die volle Überzeugung habe, daß jedes Band, welches die Herzogtümer, wie auch die übrigen deutschen Staaten an Preußen knüpft, zum Heile dieser Staaten wie ganz Deutschlands gereichen wird. Die Erweiterung des Einflusses Preußens wird nur dazu beitragen, die Macht Deutschlands zu vermehren und die Einzelstaaten sicher zu stellen. Dieser Überzeugung, welche ich von jeher besessen habe, werde ich auch in Zukunft stets treu bleiben."

Da des Herzogs persönliche Anschauungen im wesentlichen nicht von den Februarbedingungen abwichen, so wies er sie nicht zurück. Die Einschränkungen, die er für wünschenswert hielt, waren nicht derart, daß sie ein Einvernehmen als unmöglich erscheinen ließen.

V.

Während Preußen eine endgültige Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zurückhielt, um sich auf diplomatischem Wege für eine Annexion sichere Stützen zu verschaffen, gab Österreich seinen Widerspruch gegen die Einsetzung des Herzogs auf. Als von preußischer Seite die Entfernung des Herzogs aus dem Lande gefordert wurde, sicherte Österreich ihm seinen Schutz gegen jeden Zwang. Herzog Friedrich verblieb in den Herzogtümern, auch nachdem König Wilhelm in einem eigenhändigen Schreiben ihn aufforderte, die Schwierigkeiten der Lage durch seine persönliche Entfernung aus Holstein zu vermindern. Der Herzog nahm in Nienstedten bei Hamburg Sommeraufenthalt, gestattete jedoch nicht, daß eine

geplante große Massendemonstration am 6. Juli, seinem Geburtstage, ausgeführt wurde.

Je deutlicher die Annexionsbestrebungen Preußens hervortraten, desto mehr wurde von seiten Österreichs auf Anerkennung des Herzogs gedrungen.

Auch der Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865, durch den Preußen die Verwaltung in Schleswig, Österreich die holsteinische übernahm, ohne daß dadurch die gemeinsamen Rechte auf das ganze Land aufgehoben wurden, konnte kaum als eine Verbesserung der vorläufigen Landesregierung angesehen werden. Während Preußen in Schleswig die Volksstimmung für den Herzog unterdrückte, wurde sie in Holstein durch Österreich begünstigt.

Da richtete Frankreich am 28. Mai 1866 eine Einladung an die europäischen Mächte zur Beschickung eines Kongresses in London. Es hieß darin: es handle sich hauptsächlich um eine diplomatische Lösung der Frage der Elbherzogtümer und um eine Reform des deutschen Bundesvertrages. Der Kongreß kam nicht zustande, weil der Deutsche Bund seine Beteiligung ablehnte mit der Begründung, daß er Bundesreformen als eine innere Angelegenheit Deutschlands betrachte. Österreich erklärte, daß die Frage der Herzogtümer nach dem Bundesrecht und in Übereinstimmung mit dem Recht der Herzogtümer geregelt werden müsse. Wenn die Verständigung mit Preußen nicht erreicht werde, so sei die Regelung den Beschlüssen des Bundestages zu unterwerfen. Es habe zu gleicher Zeit durch das Organ des kaiserlichen Statthalters in Holstein die Zusammenberufung der Stände dieses Herzogtums befohlen, um ihre Meinung einzuholen. Da Österreich die Einberufung der Stände in Holstein eigenmächtig vollzog, um die Anerkennung des Herzogs zu fördern, so hielt Preußen solches Vorgehen für einen Bruch des Gasteiner Vertrages, der die Regelung der Erbfolge nach gemeinschaftlichem Einverständnisse festsetzte.

Am 7. Juni überschritten preußische Truppen die Eider, um in allem Frieden Garnisonen auch nach Holstein zu legen, wie dies in gleicher Weise Österreich fortan für Schleswig freistehe. Die österreichische Besatzung rückte indes am 12. Juni aus Holstein. Gleichzeitig verließ Herzog Friedrich das Land. Die Ereignisse drängten jetzt zu einer Entscheidung. Österreich stellte beim Bunde den Antrag: Da Preußen durch die Besetzung Holsteins den Gasteiner Vertrag gebrochen, durch Ergreifung der Regierungsgewalt den Wiener Frieden verletzt und zum Schutze vermeintlich gekränkter Rechte den Weg der Selbsthülfe betreten habe, so beantrage Österreich die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der dazu zählenden preußischen Korps, die Aufstellung von Ersatzkontingenten und die Ernennung eines Bundesfeldherrn.

Am 14. Juni war die entscheidende Sitzung des Bundestages. Die Majorität stimmte für den österreichischen Antrag. Da erklärte der

preußische Gesandte den Bundesbruch als vollzogen und seine Thätigkeit am Bundestage für beendet.

Der nun ausbrechende Krieg nahm für Preußen einen günstigen Verlauf, und im Prager Frieden vom 23. August 1866 übertrug Österreich alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen.

Der Herzog hatte, infolge der feindseligen Stimmung Preußens gegen ihn, seinen Aufenthalt in Süddeutschland, zumeist in Baden, genommen. In einer Proklamation an die Schleswig-Holsteiner vom 17. Juni 1866 dankt er dem Volke für die ihm erwiesene Liebe und Treue und spricht die Hoffnung auf den Sieg seiner gerechten Sache aus. Sofort nach der Bekanntmachung des Annexionsgesetzes richtete der Herzog seine letzte Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in der er erklärte, daß, da ein blutiger Kampf die Verfassung Deutschlands gesprengt und des Landes Recht niedergeworfen habe, er die Gewissen seiner Landsleute nicht beschweren und alle von den Verpflichtungen entbinden wolle, die durch Eide, Gelöbnisse oder Huldigungen gegen seine Person übernommen worden seien. Er schloß seine Ansprache mit den Worten: „Eure Treue und Liebe machten mir die Prüfungen dieser Jahre leicht. Die Zeit und die Wandlungen derselben werden das Band der Liebe und des Vertrauens, welches zwischen uns besteht, nicht lockern. Für alle Zeiten werde ich mit dem Glück oder Unglück Schleswig-Holsteins mit allen Fasern meines Herzens verwachsen bleiben." Auf Grund des Prager Friedens wurde mit Zustimmung des preußischen Landtages am 24. Dezember 1866 das Annexionsgesetz erlassen und kraft Königlichen Patentes vom 12. Januar 1867 die Einverleibung der neuen Provinz Schleswig-Holstein in die preußische Monarchie am 24. Januar vollzogen. Am 28. Februar 1867 erklärte der Herzog dem Könige von Preußen: „Indem Ew. Majestät durch das Patent vom 12. Januar dieses Jahres sowohl mein und meines gesamten Hauses Recht als das Recht meines Landes beiseite gesetzt haben, habe ich diese Rechte, wie hierdurch geschieht, gegen diese und jede künftige Verletzung zu verwahren."

VI.

Dem Herzog Friedrich waren die letzten Jahre eine Zeit schwerer Prüfung gewesen. Mit freudigen Hoffnungen hatte er sein Heimatland betreten. Dann war eine Zeit banger Erwartung gekommen, und endlich mußte er seinen Wunsch, ein selbständiges Schleswig-Holstein im engen Anschluß an Preußen zu errichten, aufgeben und dazu noch mannigfache Verunglimpfungen durch seine Feinde erfahren.

Er zog von Baden nach Gotha, dessen Fürst ihm in alter Freundschaft zugethan war. Seine Gemahlin verließ mit den Kindern Kiel am 24. Mai 1867. Nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs Christian August, am 11. März 1869 übernahm er die Herrschaft Primkenau. Als im folgenden Jahre der Krieg mit Frankreich ausbrach, war Herzog

Friedrich sofort entschlossen, für die Sache Deutschlands einzutreten. Er schrieb an den Obersten du Plat: „In einem solchen Augenblicke müssen alle innern Fragen, die Deutschland bisher bewegt haben, in den Hintergrund treten. — — Je schmerzlicher es die Schleswig-Holsteiner berühren mußte, daß sie im Jahre 1864 nicht aktiv teilnehmen konnten an der Befreiung der Herzogtümer von der Dänenherrschaft, desto freudiger werden sie jetzt mit eintreten für die Verteidigung deutschen Bodens gegen Frankreich."

König Ludwig von Bayern ernannte Herzog Friedrich auf dessen Bitte zum Generalmajor à la suite. Als er dem König Wilhelm mitteilte, daß er sich freue, an dem Kriege für Deutschlands Ehre und Recht teilnehmen zu können, erwiderte dieser, daß er mit lebhafter Befriedigung diesen Entschluß billige.

Der Kronprinz, in dessen Gefolge der Herzog sich befand, war ihm unter allem Wechsel der Verhältnisse ein treuer Freund geblieben, und König Wilhelm, mit dem er am 24. August im Hauptquartier zu Ligny zusammentraf, begegnete ihm mit herzlicher Freundlichkeit. „Anfangs wurde er," wie Dr. Pietschker erzählt, „wegen seiner bayerischen Uniform mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet; doch ward es je länger je mehr aus seinem Auftreten und gelegentlichen offenen Aussprachen jedermann klar, daß er ein Fürst von geradem Sinn und von deutsch-nationalem Empfinden ist, der in dieser großen, herrlichen Zeit, in der wir leben, seinen Schleswig-Holsteinern vorangeht auf dem Wege, auf dem es gilt, manches zu vergessen und auf manchen persönlichen Wunsch zu verzichten zum Besten des Gesamtvaterlandes. Seine leutselige, ritterliche Persönlichkeit ist stets herzlichster Sympathie derer, die sich ihm nahen, zum voraus gewiß, und dieses Vertrauen zu den Mitmenschen, ein wahrhaft fürstlicher Zug seines Wesens, offenbart sich in seiner aufrichtigen Menschenfreundlichkeit."

Der glorreiche Krieg, in dem das deutsche Volk in Waffen, die Schleswig-Holsteiner mit eingeschlossen, in gewaltigen Kämpfen den Erbfeind besiegte, ließ den Herzog seine eigenen Angelegenheiten als kleinlich und gering erscheinen. So sprach er, wie Gustav Freytag mitteilt, bei der Schlacht von Sedan: „Eine solche Stunde ändert die Gedanken des Menschen und legt neue Pflicht auf." Freytag fügt hinzu: „Dem redlichen Herrn, welcher von seinem guten Recht gegenüber Preußen fest überzeugt war und sich als Opfer einer selbstsüchtigen Politik betrachtete, soll hier zum Andenken nachgesagt sein, daß es nicht berechnende Klugheit war, welche ihm den Verzicht auf das eingab, was er für sein höchstes von den Ahnen empfangenes Recht hielt, sondern die Begeisterung eines treuen Deutschen über den Sieg seiner Landsleute und der Gedanke, daß an diesem großen Tage auch er für Deutschland sein Liebstes zum Opfer bringen müsse."

Wie die gewaltigen Kämpfe und die Errungenschaften des Krieges auf den Herzog wirkten, so übten sie auch ihren Einfluß auf das schleswig-

holsteinische Volk. Selbst diejenigen, die nur widerwillig und mit Groll im Herzen preußische Unterthanen wurden, fühlten sich nun beglückt in dem Gedanken, zum geeinigten deutschen Vaterlande zu gehören. Da die anfangs gefürchtete preußische Herrschaft sich als gerecht und mild erwies, so brach sich die Erkenntnis immer mehr und mehr Bahn, daß die Wohlfahrt des Landes durch sein Verhältnis zu Preußen eher gefördert als gehemmt würde.

Als Herzog Friedrich, dem des Landes Glück mehr galt als persönlicher Ehrgeiz, erkannte, daß das schleswig-holsteinische Volk sich in den neuen Verhältnissen glücklich fühlte, war auch er einer Aussöhnung mit Preußen nicht abgeneigt. Ein gütiges Geschick fügte es so, daß er es mit freudigem Ausblick in die Zukunft thun konnte. Im Frühjahr 1878 war des Kronprinzen von Preußen ältester Sohn, Prinz Wilhelm, bei dem Herzog Ernst von Gotha zu Gaste und sah hier die beiden ältesten Töchter des Herzogs Friedrich. Er faßte eine tiefe Liebe zu Prinzessin Auguste Victoria, und es gelang seiner Festigkeit und der Freundschaft seiner Eltern mit dem Herzog, alle der Verbindung entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Als nun auch Kaiser Wilhelm den Herzog bat, er möge seine Stellung zur preußischen Krone klären, war er, dessen schwerste Bedenken schon geschwunden waren, auch dazu bereit. Er entschloß sich, nach dem Wunsche des Kronprinzen zu erklären: „Schleswig-Holstein gehört jetzt völkerrechtlich anerkannt und in fester Verbindung zum Deutschen Reiche, und die Macht Sr. Majestät des Kaisers und Königs sichert diese Zusammengehörigkeit. Was ich darüber hinaus erstrebte, habe ich immer dem nationalen Gedanken untergeordnet. Um so weniger würde ich in Zukunft, wo uns, wie wir hoffen, noch ein innigeres Familienband als bisher verknüpfen wird, es vor meinem Gewissen rechtfertigen können, das damals nicht Erreichte unter Gefährdung des Wohles und der Ruhe Preußens und des deutschen Reiches und in Gegnerschaft zu demselben zu erstreben.“

Nun sah er mit freudigem Herzen dem nahen Abschluß der Verhandlungen über die bevorstehende Verlobung entgegen. Die Freude und Genugthuung, die Verbindung seiner geliebten Tochter mit dem einstigen Erben der Kaiserkrone zu erleben, wurde ihm leider nicht zuteil.

Seine erschütterte Gesundheit erforderte es, in Wiesbaden einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Auf der Reise kehrte er in Gotha ein und fuhr von hier am 12. Januar nach Wiesbaden ab. Schon am 14. Januar 1880 verschied er infolge einer Herzlähmung, ohne daß jemand ein so rasches Ende vorausgesehen hätte.

Groß war die Trauer seiner Angehörigen und seiner vielen Freunde, und mit tiefem Schmerze beklagte die schleswig-holsteinische Bevölkerung den so frühzeitigen Tod des geliebten Herrn, der in guten und in bösen Tagen so treulich zu ihnen gestanden hatte.

Die Verlobung und Vermählung der Tochter des so schwer geprüften und so plötzlich abgeschiedenen Herzogs Friedrich fand in allen deutschen Ländern, besonders aber in Schleswig-Holstein, freudige Teilnahme. Wie groß die Festfreude war, das bewies der Jubel der Bevölkerung, das bewiesen die vielen sinnigen Gaben, die der einstigen Kaiserin als Gruß aus dem Heimatlande zugingen. Vor solcher Freude wichen alle partikularistischen Bestrebungen, und jeder Schleswig-Holsteiner erkannte mit Stolz seine Zusammengehörigkeit zu Preußen und zum deutschen Kaiserreich an.

Als am 24. März 1898 in Schleswig-Holstein die Feier zum Andenken an die vor 50 Jahren erfolgte Erhebung gegen dänische Vergewaltigung stattfand, herrschte allgemeine Freude darüber, daß die damals begonnene Bewegung einen herrlicheren Ausgang fand, als unsere Väter derzeit vermuteten.

Von mehreren Seiten wurde der Gedanke angeregt, daß dem Herzog Friedrich, der in schweren Zeiten für seine und seines Volkes Anschauungen litt und stritt, und der frei von Selbstsucht und Ehrgeiz seine liebsten Hoffnungen zum Heile des deutschen Vaterlandes aufzugeben imstande war, ein sichtbares Zeichen getreuen Andenkens errichtet werden müsse.

Die Anregung fand im Lande freudige Zustimmung, und ein Komitee nahm die zur Ausführung des Planes erforderlichen Vorarbeiten in die Hand. In diesen Tagen wird das Standbild des Herzogs Friedrich vollendet sein und in Kiel seinen Platz finden.

Benutzte Schriften:

Schleswig-Holsteins Befreiung von Jansen und Samwer. — Begründung des deutschen Reiches von Sybel. — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg. — Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris von Dr. Karl Pietschker. — Kaiser Wilhelm und sein Reich von Eduard Simon. — Das Leben Max Dunckers erzählt von R. Haym.

Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners.

Von H. Schümann, Amtsvorsteher in Kaltenkirchen.

b. Aus der Gefangenschaft.

Nach der Gefangennahme am Langsee brachte man uns nach Stolk, wo es noch an mehreren Stellen brannte. Hier hatten unsere Jäger den dänischen Dragonern arg zugesetzt; denn auf der Straße und links von ihr lag es voll toter Pferde, Waffen und Montierungsstücke aller Art und dazwischen in großer Anzahl die erschossenen Dänen. Hier wurde auch unsere Bedeckung gewechselt; wir erhielten nun alte, steife Mannschaft mit Holzschuhen (!) am Tornister. Jenseits von Stolk wurde Rast gehalten. Die Dänen hatten sich Brot und Milch requiriert; ein Mitleidiger gab mir etwas ab, die meisten meiner Leidensgefährten aber mußten sich trotz ihres Hungers mit dem Zusehen begnügen. Als es weiterging, wurden ein alter Mann, barhaupt, ein Mann in den mittleren Jahren und

eine Frau, die im Verdachte standen, den gefallenen dänischen General Schleppegrell erschossen zu haben oder doch an dieser That beteiligt zu sein, als Gefangene mit fortgeführt. Es wurde noch oftmals kurze Rast gehalten, denn der Weg und die Chaussee waren wiederholt von den vielen Wagen mit Verwundeten und Gepäck gesperrt. Mit Einbruch der Nacht kamen wir endlich in Flensburg an, wo wir uns auf dem Steinpflaster lagerten; gegen Mitternacht wurden wir an den Hafen geführt, wo wir bis Tagesanbruch in einem Strohhaufen schliefen. Kolbenstöße brachten uns mit Morgengrauen zunächst zur Besinnung und sodann auf ein Dampfschiff. Wir mußten in den Gepäckraum hinunter; er war bereits gedrängt voll, die Treppe ebenfalls, keiner konnte anscheinend mehr hinein. Da hieb ein Matrose mit einem dicken Tau auf die oben Stehenden, und in dichtem Knäuel stürzten sie in den dunklen Raum hinunter. Ich und noch einige Kameraden warteten nun auf der Treppe, bis es sich unten ein wenig geordnet hatte, alsdann zwängten auch wir uns hinein. Wie aber hatte sich die Ordnung vollzogen!

Ein Mann setzte sich auf den Boden, mit dem Rücken gegen die Wand, die Beine gespreizt, ein anderer setzte sich dazwischen, und so der Reihe nach, Mann an Mann dicht gedrängt. Es war für uns eine traurige Fahrt, die vom Morgen des 26. Juli bis zum Abend des 27. währte. Der Dampfer hatte ein Segelschiff im Schlepptau und fuhr durch den Belt um Seeland herum. Beim Ausschiffen im Hafen von Kopenhagen zeigte sich die Menge der auf mehreren Schiffen hergeführten Gefangenen; es mochten gegen 1800 sein. Am Strande wurden wir in Gliedern zu je 4 Mann aufgestellt, zu beiden Seiten immer ein dänischer Soldat (junge Rekruten). Wir mußten uns „Arm in Arm" nehmen, die dänischen Soldaten mit „Gewehr über" faßten mit der rechten Hand ihren Vordermann im Tornisterriemen, 4 Dragoner hielten an der Spitze. Eine böse Ahnung überkam uns! Die Straße zum Hafen war abgesperrt; als wir aber in diese einbogen, mußten die Dragoner mit der Klinge Platz schaffen, denn sie war gedrängt voll Menschen. Ein furchtbares Geschrei, ein Pfeifen und Zischen, ein Fluchen und Schimpfen hörten wir von beiden Seiten, wovon wir gottlob wenig mehr verstanden als „Garden Dreng," „Insurgenter" und „meerumschlungen." Aber nicht lange währte es, da wurden wir mit Straßenschmutz und allerlei Gegenständen beworfen. Vor mir ging ein Sergeant vom 9. Bataillon, der noch seinen Helm trug — das war eine gute Zielscheibe. Neben mir ging ein Feldwebel von den Jägern, ein baumlanger Mann; auch der war ein willkommenes Ziel. In der Nähe der Sylbkaserne war schon das Straßenpflaster aufgerissen, und die Steine flogen zwischen uns. Der dänische Soldat neben unserer Reihe erhielt einen Steinwurf an den Kopf, daß das Blut, begleitet von seinen Thränen, ihm übers Gesicht floß. Wir in den vordersten Reihen kamen im Vergleich zu den nachfolgenden noch verhältnismäßig günstig davon. Den an der Seite Gehenden wurden nahezu alle Achselklappen abgerissen, sowie auch die für die dreijährige Teilnahme am Kriege erhaltenen Ehrenzeichen. Dabei wurde der Steinhagel immer dichter, sodaß nachher etwa 35 Mann als verwundet ins Lazarett gebracht werden mußten. Von der dänischen Bedeckungsmannschaft sollen zwei durch Steinwürfe getötet worden sein.

Auf dem Kasernenhofe fanden wir Ruhe. In der Sylbkaserne wurden wir untergebracht, je 24 Mann auf einer Stube, und zum ersten Male seit dem 24. Juli konnten wir wieder ausschlafen. Nachdem mehrmals — vielleicht, um den Pöbel zu täuschen — das Gerücht aufgetaucht war, wir sollten in der kommenden Nacht nach den Schiffen gebracht werden, wurden wir am 5. August morgens 2 Uhr alarmiert und unter geringer Bedeckung nach den Schiffen „Dronning

Maria,“ „Waldemar“ und „Fylla“ geführt. Auf dem „Waldemar“ wurden wir mit etwa 700 Mann vom Fähnrich abwärts im 3. und 4. Schiffsraum untergebracht; im 3. Raum, wo ich blieb, hatten wir noch Licht und Luft durch die Kanonenluken, im 4. Raum dagegen war es halbdunkel, und nur kleine, runde Löcher in der Schiffswand sorgten notdürftig für Ventilation. Die Schleswiger wurden auf „Fylla“ gebracht.

Das Leben und Treiben dieser 700 auf dem Schiffe genau zu beschreiben, würde zu weit führen; einiges sei jedoch in die Erinnerung zurückgerufen. Je 2 Mann erhielten eine Strohmatratze, ein Keilkissen und eine wollene Decke als Lager; die Matratzen wurden in 4 Reihen längs des Schiffes zur Benutzung niedergelegt. Zum Lebensunterhalt bekam jeder alle 5 Tage ein Schwarzbrot zu $7^1/_2$ Pfund und $7^1/_2$ Schilling Cour. = $56^1/_4$ Pf., zu Mittag dreimal in der Woche Fleischsuppe mit Kartoffeln und 6 Lot Fleisch, dreimal Erbsensuppe nebst 6 Lot Speck und einmal Biersuppe nebst einem Hering und Pellkartoffeln. — Alle Woche sollte uns ein Hemd gewaschen werden; doch währte es oft 3 bis 4 Wochen. Es dauerte daher nicht allzulange, als sich das Ungeziefer bei uns in einer Menge einstellte, die jeglicher Vorstellung spottet. Insbesondere waren es die gewandten, schwarzbraunen Springkünstler, die auf das unerträglichste bei Tag und Nacht uns nagten und plagten und deren Zahl trotz der Massenmorde, trotz der Einzel- und Treibjagden nur immer größer wurde. Dennoch ging uns der Humor nicht aus, und wenn es abends dunkel ward, ließ oft das von 700 kräftigen Kehlen begeistert gesungene Schleswig-Holstein-Lied die Wände des Schiffes erzittern. Auch mußten die Dänen das dort gedichtete Lied:

„Bin ich hier gleich eingesponnen,
Von Soldaten scharf bewacht,
Bin ich dennoch deutsch gesonnen,
Daß mein Herz im Leibe lacht.“

oft anhören. In den langen Winterabenden wurde das Schiff durch 36 Öllaternen mäßig erhellt; sie brannten bis gegen 10 Uhr, und mit ihrem Erlöschen begab sich alles allmählich zur Ruhe, der wenig ersehnten: denn wie waren die Nächte so lang, das Lager so hart und — der Flöhe so viel!

Am Morgen wurde die auf dem 2. Deck befindliche Marketenderei belagert. Jeder kaufte nach Maßgabe seiner Kasse: für 1 Reichsbankschilling Bier, für 2 Reichsbankschillinge eine Kumme schwarzen Kaffees, für 3 Reichsbankschillinge desgleichen mit Zucker, für 4 desgl. mit Zucker und Milch. (1 Reichsbankschilling = ca. $2^1/_3$ Pf.) Außer diesem konnte man nur verschiedene Brotwaren erhalten, besonderes Essen nicht. — Briefe und Geldsendungen gingen an einen deutschen Pastor Johannsen in Kopenhagen, der die Sachen an Bord brachte und dem Schiffsleutnant — einer guten Seele — übergab, der sie alsdann austeilte.

Während des Tages wurden mit dem Taschenmesser allerlei Schnitzarbeiten angefertigt, worin einige sich eine nicht unbedeutende Kunstfertigkeit aneigneten. Nebenher wurde undenkbar viel Scherz getrieben.

Nachdem wir 27 Wochen auf dem Schiffe zugebracht hatten, schlug die Stunde der Erlösung. Auf 2 Dampfern wurden wir eingeschifft, und am Nachmittage des 11. Februar 1851 fuhren wir von Kopenhagen ab nach Travemünde, wo der Major Haack vom 9. schleswig-holsteinischen Bataillon uns in Empfang nahm. Es ist nicht wiederzugeben, welches Gefühl uns überkam, als wir wieder deutsche Erde unter unsern Füßen hatten. Die Bewohner von Travemünde begrüßten uns schon aus der Ferne mit Tuch- und Hutschwenken, und schon in den Kähnen stimmten wir zum großen Verdruß der Dänen unser oft gesungenes Schleswig-Holstein-Lied an — wir wußten nicht, daß der schön're Morgen für unser Vater-

land noch nicht angebrochen war, daß Schleswig-Holstein vielmehr an Dänemark wieder ausgeliefert werden sollte. Alle Ausgelieferten kamen zunächst wieder zu ihrem Truppenteil. Die Nicht-Schleswig-Holsteiner wurden aus der Provinz über die Grenze gebracht; viele davon ließen sich in Hamburg anwerben nach Brasilien, auch der tapfere Hauptmann Lemmers von der 3. Kompanie, der es dort zu einer hohen Stellung gebracht hat.

Fünfzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, und die meisten der Mitkämpfer und Leidensgenossen ruhen schon aus von allen Kämpfen und Mühen des Erdenlebens.

Moorleichen.

Von J. Mestorf in Kiel.

Als am 29. Mai d. J. beim Torfgraben auf dem bei Damendorf, Ksp. Hütten, gelegenen Seemoor ein menschlicher Leichnam zu Tage gefördert wurde, dessen hohes Alter sowohl durch die ursprünglich 6 Fuß tiefe Lage im Moor, wie auch durch die Eigenart der begleitenden Kleidungsstücke verbürgt ward, da erwachte die Erinnerung an frühere Funde gleicher Art, die stets einen mehr oder minder unheimlichen Eindruck machen, weil man sich fragt: Wie ist der Mensch in das Moor hineingerathen? Man hat da mit drei Möglichkeiten zu rechnen: Er ist entweder verunglückt, oder er ist ermordet und von den Mördern bei Seite geschafft, oder er war selbst ein Missethäter und wurde Opfer eines herrschenden grausamen Rechtsbrauches. Das Strafverfahren, lebendige Menschen ins Moor zu versenken, kannte schon Tacitus bei den Germanen, und auch die dithmarsische Geschichte weiß davon zu berichten. Von mehreren Moorleichen ist es in der That erwiesen, daß sie mittels Haken und Pfähle gewaltsam niedergehalten oder „niedergepflockt“ waren. Von einer in Jütland gehobenen weiblichen Leiche wird erzählt, das Gesicht habe den Ausdruck wilder Verzweiflung getragen, so daß die Torfgräber, von Grausen erfaßt, ihre Spaten und Schaufeln hingeworfen hätten und davongelaufen seien. Als sie sich nach einer Weile zurück wagten, war durch den Zutritt der Luft der Ausdruck verschwunden.

Auffallend ist es, daß die Mehrzahl der bis jetzt in Norddeutschland und Dänemark bekannten Moorleichen weiblichen Geschlechts ist. In Dänemark ist unter sieben nur eine männliche, in Schleswig-Holstein sind von sechs zwei weiblichen Geschlechts. Aus Hannover kennen wir zwei männliche, eine in Irland unter gleichen Umständen gefundene Leiche war weiblich.

Daß Frauen in jenen fern liegenden Zeiten einsam über Land gewandert und in einen Sumpf gerathen und elendiglich umgekommen seien, oder meuchlings erschlagen und in ein schlammiges Moor geworfen, scheint wenig glaubwürdig. Für sie käme dann das Criminalverfahren in Betracht. Leider haben wir fast ausschließlich mit älteren Funden zu rechnen, über die zuverlässige Berichte fehlen; auch sind die Leichen selten conservirt und jedenfalls nicht von kundigen Augen untersucht worden.

Als im Jahre 1871 im Moor bei Rendswühren, Ksp. Bornhöved, die im Kieler Museum bewahrte Leiche zu Tage kam, war sie so wohl erhalten, daß man an einen recenten Todtschlag glaubte und in Folge dessen die gerichtliche Section an ihr vollzogen wurde. Nach Aussage der Finder waren die Kleider über den Kopf gestreift, „als wäre der Mann eine Strecke weit fortgeschleift,“ und Herr Professor Pansch, der die Leiche in dem anatomischen Institut zwecks ihrer Conservirung behandelte, constatirte allerdings eine Verletzung des Schädels.

Hier könnte demnach ein Mord stattgefunden haben. Der Damendorfer aber macht durchaus den friedlichen Eindruck eines schlafenden Mannes, so daß auf ihn keine der oben genannten drei Möglichkeiten anwendbar scheint. Herr Oberstabsarzt Dr. Grotrian, welcher dem alten Damendorfer die denkbar sorgfältigste Pflege widmet, prüft mit scharfem Auge den in Folge des Schwindens der Knochen flach gedrückten Körper auch von diesem Gesichtspunct, um auf der Haut Spuren von einem Stich oder Schlag zu entdecken.

So weit bekannt, sind nur einmal, bei einer auf Falster gefundenen weiblichen Leiche, einige Objecte gefunden, die außer der Kleidung einen Anhalt für die Altersbestimmung gaben. Es sind dies eine bronzene Kleiderspange und einige Glasperlen, die in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückweisen. Damit stimmen auch die Kleider überein. Wir dürfen den Leichen von Rendswühren und Damendorf sonach ein Alter von 1600—2000 Jahren zusprechen. Die Kleidung besteht in einem Pelzmantel, einem großen Wolltuch, einer Hose, Lederschuhen, Fußbinden und Gürtel. Dieselben Gewänder besitzen wir in dem großen Torsberger Moorfund, wo noch ein Kittel dazu kommt. Aber nicht jede der uns bekannten Moorleichen war so vollständig ausgerüstet. Eine Hose besaß außer dem Damendorfer nur ein in Ostfriesland gefundener „Moormann," und diese beiden hatten auch zwei schöne Lederschuhe. In zwei anderen Fällen war nur ein Fuß mit einem Schuh bekleidet. Bei anderen, z. B. dem Damendorfer, fehlt der Pelzmantel. Vielleicht endete sein Leben zur Sommerzeit, da für den Oberkörper kein Gewand vorhanden ist. Andere waren nur in einen Pelz- oder Ledermantel gehüllt.

Der Rendswührener scheint in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben. Sein wollener Mantel ist gestopft, der Pelz geflickt, statt der Schuhe trägt er nur um das eine Fußgelenk eine lederne Binde.

Die Kleiderstoffe sind von Wolle; größtentheils von schönem Köpergewebe; Mantel und Hose des Damendorfers mit rautenförmigem Drellmuster. Auch sein Mantel ist geflickt. Die Hose bietet die merkwürdige Erscheinung, daß sämmtliche Nähte aufgetrennt sind, was, da jeder Stich deutlich sichtbar, sich etwa dadurch erklären ließe, daß das Nähgarn von einer Substanz gewesen, die von der Moorsäure zerstört worden. Die Wollfäden, womit der Mantel gesäumt und geflickt worden, sind dahingegen erhalten.

Außer Mantel und Beinkleid besaß der Damendorfer zwei 105 cm lange, 10 cm breite Fußbinden von geköpertem Wollgewebe, einen schmalen Ledergurt und zwei vortrefflich erhaltene Lederschuhe mit gitterartig durchbrochenem Oberleder. Der Körper war, als er zu Tage kam, unbekleidet. Nach Aussage der Finder war der Mantel über ihn gebreitet, die übrigen Sachen lagen in die Hose gewickelt zu Füßen.

Daß dieser Fund so unversehrt gehoben worden, verdanken wir der Umsicht der Finder und der Fürsorge des Herrn Gemeindevorstehers Sye, der den alten Herrn sofort in seine Obhut nahm und später so vorsichtig und geschickt verpackte, daß derselbe unbeschädigt in Kiel eintraf, wo die conservirende Behandlung noch einige Wochen in Anspruch nehmen wird.

Als die Rendswührener Leiche gefunden war, wurden die Kleider alsbald von den Beschauern zerrissen und die einzelnen Stücke verschleppt, weshalb sich über Form und Schnitt derselben nichts feststellen läßt. Günstiger lag die Sache bei dem Damendorfer, wo es möglich gewesen wäre, die Bekleidung herzustellen, wären nicht, und zwar ohne Wissen des Gemeindevorstehers, mehrere Fetzen abhanden gekommen, wodurch die Restaurirung der Gewänder beeinträchtigt wird. Wenn diese alten Landsleute, die nach fast zweitausendjähriger Ruhe wieder ans

Tageslicht kommen, zu reden anfingen, würden wir sie nicht verstehen, wenn sie von ihrem Leben und Leiden erzählen wollten. Was wir über sie erfahren wollen, müssen wir aus ihrer Körperbeschaffenheit und aus ihren Kleidern und sonstigen etwaigen Beigaben herauszulesen versuchen, und da genügt es nicht, die verschiedenen Gewebe zu bestimmen, die mehr oder minder kunstvolle und sorgfältige Nähterei der Frauen zu bewundern, es handelt sich hauptsächlich auch um die Form und den Schnitt der einzelnen Gewandstücke, wenn wir uns eine Vorstellung von der äußeren Erscheinung der Bewohner der kimbrischen Halbinsel und der dänischen Inseln machen wollen, die an der Hand der Grabfunde immer eine mangelhafte bleibt.

Ein Mahnwort zur Rettung der schleswig-holsteinischen Volksmärchen.*)

Von Professor Dr. Wisser in Eutin.

Die bekannte Grimmsche Märchensammlung, deren erster Teil im Jahre 1812 erschien, war die erste Märchensammlung, die in der Absicht angelegt wurde, die noch vorhandenen Volksmärchen vor dem Untergang zu bewahren.[1])

Die früheren Märchensammlungen verfolgten einen ganz anderen Zweck: sie wollten nur unterhalten.

Die älteste Märchensammlung ist eine italienische, die um das Jahr 1550 erschien.[2]) Es ist eine Sammlung von Geschichten, von denen die Mehrzahl älteren italienischen Novellenschreibern nacherzählt ist; nur etwa 20 sind wirkliche Märchen. Eine zweite italienische Sammlung, die gegen 50 Märchen enthält, erschien 1637.[3]) Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen zwei französische Sammlungen.[4])

An diesen vier ältesten Sammlungen ist wenigstens das anzuerkennen, daß die Märchen wirklich aus dem Munde des Volkes geschöpft sind.

Im 18. Jahrhundert sind dann in Frankreich und danach auch in Deutschland eine Menge von Märchensammlungen erschienen. Sie sind aber für uns sämtlich wertlos. Denn die Märchen, die sie enthalten, sind nicht etwa Volksmärchen, die von den Herausgebern nur gesammelt wären; es sind vielmehr Geschichten, die unter Benutzung von Volksmärchen von ihnen selbst verfaßt sind. Die Volksüberlieferung ist nach Belieben von ihnen abgeändert und durch eigene Erfindungen erweitert. Eine Vorstellung, wie man mit der Überlieferung umsprang, geben die bekannten ‚Volksmärchen der Deutschen' von Musäus, die in den Jahren 1782—86 erschienen.

Im bewußten Gegensatz nun zu diesen Märchendichtern des 18. Jahrhunderts stehen die Brüder Grimm. Was sie von ihnen unterscheidet, ist der wissenschaftliche Sinn. Ihren Vorgängern diente die Volksüberlieferung nur als Mittel zum Zweck, ihnen ist sie Selbstzweck. Demgemäß geben sie die Volksüberlieferung mit

*) Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde am 5. Juni d. J. in Burg auf Fehmarn, für den Druck umgearbeitet.

[1]) ‚Es ist höchste Zeit geworden, alte Überlieferungen zu sammeln und zu retten, damit sie nicht, wie Tau in heißer Sonne vergeht, wie Feuer im Brunnen erlischt, in der Unruhe unserer Tage auf immer verstummen.' Jak. Grimm. [2]) Straparola, ‚Ergötzliche Nächte.' [3]) Basile, ‚Pentamerone.' [4]) Perrault, ‚Erzählungen meiner Mutter Gans', und Gräfin d'Aulnoy, ‚Feenmärchen.' Vgl. R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Berlin 1894. S. 18.

gewissenhafter Treue wieder, ohne irgend etwas hinzuzusetzen, ohne irgend etwas auszuschmücken.

Und dieselbe Treue, die sie dem Inhalt gegenüber zeigen, zeigen sie auch hinsichtlich der Form. In demselben Ton, in dem ihnen die Märchen von Leuten aus dem Volke erzählt sind, erzählen sie sie wieder, schlicht, natürlich, volkstümlich, auch darin von ihren Vorgängern, z. B. Musäus, grundverschieden.

So ist die Sammlung der Grimmschen ‚Kinder- und Hausmärchen' das Muster einer Märchensammlung geworden. Und es ist kein Wunder, wenn die beiden Brüder nach dem Erscheinen ihrer Märchen mit einem Schlage berühmte Leute waren.

Die Bedeutung der Grimmschen Märchen ist eine sehr vielseitige.[1]) Ich will hier nur zwei Seiten hervorheben, ihre Bedeutung für die Kinderwelt und für die Wissenschaft.

Wie groß ihre Bedeutung für die Kinderwelt ist, weiß ein jeder. Ich will garnicht von dem Nutzen der Märchen sprechen, daß sie bis zum achten, neunten Lebensjahre für den Geist, für das Gemüt und die Phantasie des Kindes die Hauptnahrung bilden, daß sie das Denken und das Sprechen des Kindes schulen. Ich will nur an die Freude erinnern, die sie bereiten, an die glücklichen Stunden, die sie schaffen. Nichts Lieberes weiß sich ja ein Kind als ein Märchen. Und wie viele Millionen Kinderherzen haben sie nicht schon entzückt, die Grimmschen Märchen, und wie viele werden sie nicht noch entzücken! Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß noch niemals der Kinderwelt ein schöneres und reicheres Geschenk[2]) gemacht worden ist.

Ebenso groß ist die Bedeutung der Grimmschen Sammlung in wissenschaftlicher Beziehung. Sie hat eine ganze, große Märchenlitteratur ins Leben gerufen, die bereits Hunderte von selbständigen Märchensammlungen zählt, und aus dieser hat sich dann eine eigene, neue Wissenschaft entwickelt, die Märchenforschung.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie die Anzahl der Märchensammlungen mit jedem Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts lawinenartig gewachsen ist. In den zwanziger Jahren erschien e i n e Sammlung, eine magyarische, in den dreißiger Jahren erschienen 2, eine russische und eine polnische, in den vierziger Jahren 8, vier deutsche, eine jütländische, eine norwegische, eine schwedische und eine walachische, in den fünfziger Jahren erschienen 20, in den sechziger Jahren 45, in den siebziger Jahren 67, in den achtziger Jahren 86. In den neunziger Jahren ist dann, wohl weil der Vorrat allmählich erschöpft wird, die Zahl wieder gesunken. Immer aber sind es noch 29.[3])

Die überwiegende Mehrzahl dieser Sammlungen hat selbstverständlich Europa geliefert, und zwar in seinem ganzen Umfang, von Island bis Griechenland, von Lappland bis Spanien. Vertreten ist aber auch Asien durch 7 indische und 14 andere Sammlungen, Afrika durch 6, Amerika durch 3 Sammlungen.

Von den europäischen Ländern ist Deutschland beteiligt mit 33 selbständigen

---

[1]) Vgl. Franke, Die Brüder Grimm. 1899.

[2]) Von einem solchen Geschenk hatte schon H e r d e r geträumt: ‚Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichtum zauberischer Weltscenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen.'

[3]) Die obigen Zahlen gründen sich auf ein von J o h a n n e s B o l t e angelegtes Verzeichnis der bisher erschienenen Märchensammlungen, das den von ihm herausgegebenen ‚Kleineren Schriften zur Märchenforschung' von Reinhold Köhler, Weimar 1898, angehängt ist. Das Verzeichnis enthält aber nur diejenigen Sammlungen, die in dem Köhlerschen Werk h ä u f i g e r angeführt sind. Die obigen Zahlen sind also nicht a b s o l u t richtig — sie sind sämtlich zu klein —; sie geben aber doch von der Menge der vorhandenen Sammlungen und von der mit jedem Jahrzehnt sich steigernden Zunahme eine gute Vorstellung.

Sammlungen. Und zwar haben zu dieser Zahl alle Landschaften beigetragen, von Westfalen bis Ostpreußen, von Schwaben bis Schlesien.

Auch in unserem Schleswig-Holstein sind bekanntlich die Volksmärchen gesammelt worden. Hier waren es die drei berühmten Landessöhne Theodor Storm aus Husum, Theodor Mommsen aus Garding und Karl Müllenhoff aus Marne, die zu Anfang der vierziger Jahre eine Sammlung der heimatlichen Volksüberlieferungen anregten.

Nachdem zunächst Storm und Mommsen allein im Herbst 1842 ihr Unternehmen öffentlich angekündigt und um Unterstützung und Förderung desselben gebeten hatten, schlossen sie mit Müllenhoff, der sich gleichzeitig mit demselben Plane trug und gleichfalls schon in seinem Kreise zu sammeln begonnen hatte, eine Verbindung zu gemeinsamer Thätigkeit. Und nun wurde noch im Herbst desselben Jahres eine neue Aufforderung zahlreich in alle Teile des Landes an solche Männer versandt, auf deren Teilnahme sie glaubten rechnen zu dürfen.

Bald gingen ihnen denn auch reichliche Mitteilungen zu. Besonders viel lieferten Dr. Klander in Plön und Kandidat Arndt.

So kam ein Material zusammen, durch welches die Erwartung der drei Freunde fast übertroffen wurde, wie Müllenhoff sich ausdrückt.

Die Bearbeitung dieses Materials übernahm, da Mommsen 1844 nach Italien gegangen war und ebenso auch Storm sich getrennt hatte, Müllenhoff allein. Und als Frucht seiner Thätigkeit erschien dann 1845 seine bekannte Sammlung der ‚Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg,‘ von der ja im vorigen Jahr ein auch äußerlich ganz getreuer Abdruck veranstaltet worden ist.

Was nun insbesondere den Teil der Sammlung betrifft, auf den es uns hier ankommt, die Märchen, so enthält Müllenhoffs Sammlung an eigentlichen Volksmärchen nur 33, und zwar 16 aus seiner engeren Heimat Ditmarschen und nur 17 aus dem ganzen übrigen Schleswig-Holstein mit Lauenburg.

Diese winzigen Zahlen stehen zu dem Umfang der damals getroffenen Veranstaltungen in einem auffallenden Mißverhältnis.

Wie ist dies Mißverhältnis zu erklären?

Aus einer von Müllenhoff (S. 607) vorgenommenen Aufzählung derjenigen Grimmschen Märchen, die auch bei uns, zum Teil übereinstimmend, zum Teil abweichend oder unvollständiger bekannt seien, ergiebt sich, daß ihm 74 heimatliche Märchen bekannt gewesen oder bekannt geworden sind, die sich mit den Grimmschen mehr oder weniger berührten. Von diesen 74 aber hat er nur 25, also nur den dritten Teil veröffentlicht oder berücksichtigt; zwei Drittel, und zwar teils solche Märchen, die mit den Grimmschen völlig übereinstimmten, teils solche, die von ihnen abwichen oder unvollständiger waren, hat er unberücksichtigt gelassen.

Wenn sich nun auch die Frage, wie viele von diesen weggelassenen Märchen den eingesandten Beiträgen angehörten, und wie stark demnach die Beiträge durch die Weglassung betroffen worden sind, aus Müllenhoffs Angaben nicht beantworten läßt: daß sie, und zwar nicht unbedeutend, davon betroffen worden sind, ist doch schon an sich wahrscheinlich.

Von einem Teil übrigens der eingesandten Märchen steht es fest, daß sie weggelassen sind. ‚Ich bin,‘ sagt Müllenhoff, ‚noch im Besitz einer Reihe unbekannter oder von den bisher bekannten bedeutsam abweichender Märchen und Schwänke, hauptsächlich in Ditmarschen und Plön gesammelt, aber leider sind sie noch so unvollständig und so wenig für die Mitteilung ausreichend, daß erst weitere Nachforschung nötig ist, um sie in befriedigenderer Gestalt geben zu können. Ich mußte sie daher zurücklegen, es war noch nichts damit anzufangen.‘

Daß Müllenhoff die mit den Grimmschen Märchen übereinstimmenden oder unvollständigeren Märchen nicht berücksichtigte, ist ja ganz in Ordnung. Daß er aber auch die abweichenden weggelassen, daß er nicht wenigstens die Abweichungen angegeben hat, ist schade. Denn gerade in den Abweichungen zeigt sich die Eigenart eines Landes besonders deutlich ausgeprägt. Noch mehr zu bedauern aber ist es, daß er auch die ‚unbekannten oder von den bisher bekannten bedeutsam abweichenden' Märchen zurückgehalten hat, wenn auch ‚noch nichts mit ihnen anzufangen' war. Wären sie mit veröffentlicht worden, so hätten sie sich doch wahrscheinlich aus andern Gegenden unserer Heimat ergänzen oder vervollständigen lassen, während sie so vergebens gesammelt waren.

In der Hoffnung, daß diese unveröffentlichten handschriftlichen Schätze noch vorhanden seien, habe ich mich vor einiger Zeit zunächst nach Kiel und dann nach Berlin gewandt. Und zu meiner Freude kann ich mitteilen, daß das ganze damals an Müllenhoff eingesandte Handschriftenmaterial — mit Ausnahme leider der wertvollen Klanderschen Beiträge — sich wirklich dort noch vorgefunden hat und mir durch Vermittelung meines früheren Lehrers, des Herrn Geheimrats Weinhold, bereitwilligst zugesandt worden ist.

Auf Grund dieses Materials nun läßt sich jetzt auch feststellen, in welchem Umfange die damals eingesandten Märchen durch die absichtliche Weglassung betroffen worden sind.

In dem Teil der Sammlung, der nur Märchen oder außer anderen Arten der Volksüberlieferung auch Märchen enthält, — es ist der bei weitem kleinere Teil —, habe ich nach Abrechnung der eigentlichen Lokalsagen 139 Geschichten gezählt. Davon sind gedruckt oder wenigstens berücksichtigt 53, unbenutzt geblieben 86. Von den 53 benutzten sind 20 unter den Sagen aufgeführt, 33 unter den Märchen teils abgedruckt, teils wenigstens benutzt.

Hiernach finden wir also, was wir oben als schon an sich wahrscheinlich annehmen mußten, vollauf bestätigt. Müllenhoff hat wirklich von den eingesandten Beiträgen vieles — und zwar mehr als die Hälfte — absichtlich weggelassen.

Es ist aber an der verhältnismäßig geringen Anzahl der Müllenhoffschen Märchen noch ein zweiter Umstand schuld: es ist damals nicht überall und nicht mit der nötigen Ausdauer und Sorgfalt gesucht worden.

Daß in der That bei umfangreicherer und sorgfältigerer Nachforschung weit mehr hätte gefunden werden können, geht daraus hervor, daß ich, wie den Lesern der „Heimat" bekannt ist, im östlichen Holstein noch jetzt eine Menge bisher unbekannter Märchen gefunden habe. Und mit diesen Funden ist hoffentlich der Vorrat noch nicht erschöpft. Ich habe bisher nur allein gesucht und nur hier und da. Bei weiterer und allgemeinerer Nachforschung wird sich ohne Zweifel noch mehr finden lassen. Ferner aber, wenn unsere Nordostecke Holsteins einen verhältnismäßig so reichen Ertrag geliefert hat, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß auch die übrigen Teile Schleswig-Holsteins, besonders die abgelegeneren, noch manchen Schatz bergen, der nur des glücklichen Finders harrt. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: ‚Suchet, so werdet ihr finden'.

Soll aber noch gefunden werden können, dann muß bald gesucht werden. Wie viel mag schon seit Müllenhoffs Sammlung verloren gegangen sein. Wenn aber weitere fünfzig Jahre ins Land gegangen sind, wer weiß, wie viel dann noch übrig ist? Wohl haben die Volksüberlieferungen ein zäheres Leben, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist. Aber heutzutage stürmt auch alles auf sie ein. Zu der immer weiter und immer tiefer ins Volk eindringenden Bildung, vor der die Sagen und Märchen dahinschmelzen, wie der Märzschnee vor der warmen Frühlingssonne, kommt in unserer Zeit noch die Eisenbahn, die Zeitung,

das allgemeine Interesse für politische und wirtschaftliche Fragen, das Wirtshaus und vieles andere. Die größte Gefahr aber droht den Volksmärchen von den zahllosen Märchenbüchern. Durch diese werden die eigentlichen Volksmärchen nicht nur verdrängt, sie werden auch, was ebenso schlimm ist, durch sie verfälscht. Es wird garnicht mehr lange dauern, so wird nicht mehr zu unterscheiden sein, wie weit ein Märchen aus mündlicher Überlieferung, wie weit es aus Büchern stammt.

Hieraus ergiebt sich, meine ich, für jeden, dem unser Volkstum am Herzen liegt, die dringende Mahnung, an seinem Teile mit dahin zu wirken, daß die in unserer Heimat noch vorhandenen Märchenschätze vor dem Untergang gerettet werden, so lange es noch Zeit ist, d. h. sobald als möglich. In erster Linie würden diejenigen dazu berufen sein, die auf dem Lande wohnen oder mit der Landbevölkerung in nähere Berührung kommen.

Für den Fall, daß meine Worte hier und da auf fruchtbaren Boden fallen sollten, möchte ich mir erlauben, noch einige Winke hinzuzufügen.

1. Vor allem sind diejenigen alten Leute aufzuspüren, die viele Märchen wissen. Sie sind zwar dünn gesät, aber es giebt noch solche. Wie in der „Heimat" gelegentlich erwähnt ist, sind mir von einer Frau in Griebel 43 Geschichten erzählt worden, von drei Männern in Altenkrempe 59, von zwei Männern in Lensahn 100. Solche Leute verdienen nicht blos deshalb den Vorzug, weil sie mehr wissen, sondern auch deshalb, weil sie wegen ihres guten Gedächtnisses auch das Einzelne treuer bewahrt haben, und weil sie besser erzählen.

2. Da die Leute oft schwer dazu zu bewegen sind, Fremden ihre Geschichten zu erzählen, so darf man nicht mit der Thür ins Haus fallen. Ehe man sie merken läßt, was man von ihnen will, muß man sich mit ihnen anfreunden.

3. Wenn man sie fragen wollte, ob sie Volksmärchen wissen, so würden sie diese Frage in den meisten Fällen nicht verstehen. Ich frage sie gewöhnlich, ob sie solche Geschichten wissen wie: ‚Dar is mal' n Bur'n weß, de hett drê Söns hatt; de ên is so dumm weß, de hett Hans hêten'. Dann wissen sie gleich, was man meint.

4. Um die Leute in ihrer Erzählungsfreudigkeit nicht zu stören, darf man keine Geschichte zurückweisen, sie mag sein, wie sie wolle. Sehr wohl jedoch kann man ihnen sagen, es sei Einem nur um solche Geschichten zu thun, die ihnen erzählt worden seien — dabei kann man dann auch gleich nach ihrer Quelle fragen —, nicht um Geschichten, die sie etwa gelesen hätten.

5. Die Geschichten sind möglichst wörtlich, und zwar plattdeutsch aufzuschreiben — die Orthographie ist gleichgültig —, mit allen Unregelmäßigkeiten im Satzbau und allen sprachlichen Eigentümlichkeiten. Können die Leute nicht langsam erzählen, so läßt man sie ihre Geschichten erst mal so erzählen, wie sie es wollen, und notiert sich dann aus jedem Satz das bezeichnendste Wort. Wie nachher bei der Ausarbeitung das Nachgeschriebene benutzt werden muß, darüber lassen sich keine allgemeinen Regeln geben. Sollte übrigens jemand zu dieser Ausarbeitung keine Neigung haben, so bitte ich ihn, das Rohmaterial mir zuzuschicken.

Dies dürfte das Wesentlichste sein. Übrigens führen ja viele Wege nach Rom.

In 'e Rosentid.

Sla den Sleier torüg! Ach, so lat doch mal sehn,
Büst du würkli, as seggt ward, so smuck un so schön?
En smuckes Gesicht, wer süht dat nich geern,
Ach, so lat din Gesicht doch mal sehn, min lütt Deern!

Un will man ok sülm nix mehr fang'n un finn,
Na en smuckes Gesicht mal to sehn, is dat Sünn?
Ach nich doch! Wer süht nich de Rosen geern blöhn, —
Un du büst as en Ros ja so smuck un so schön! J. F. Ahrens.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

9. De Tunkrüper.*)

De Tunkrüper [1]) hett sin Neß int Wagenschur hatt.

Nu sünd de Ol'n bei' mąl utflągen — se hebbt vör ęr Jung'n wat to lęben hąl'n wullt — un hebbt de Lütten ganz alleen ląten.

Na 'n Titlank kümmt de Ol wa' to Hus.

„Wat 's hier passêrt?" sech 'e. „Wer hett ju wat dąn, Kinner? Ji sünd je ganz verschüchtert."

„Och, Vadder," seggt se, „hier kööm ęben ên verbi — hu, wat sêg hê böſ' un schruteri ut! — de glup [2]) mit sin groten Ogen na uns' Neß rin. Dąr hewwi [3]) uns so vǫ̈r verfêrt." [4])

„So," secht de Ol, „wonęb'n is hê denn afblęb'n?"

„Ja," seggt se, „hê is dąr herümmergąn."

„Tǫ̈f!" [5]) secht de Ol, „den' will ik ną — węs't [6]) ji man still, Kinner — den' will ik krigen."

Dąrmit flücht hê je ną.

As hê üm de Eck kümmt, do is de Löw' dat, de dąr helank [7]) geit.

De Tunkrüper is ąwer ne bang'. Hê sett sik up den Löb'n sin'n Rüch un fang't 'n Schell'n an. „Wat heß du bi min Hus to doon," sech 'e, „un min lütten Kinner to verfêrn?"

De Löw' kêrt sik dąr gąr ne an un geit sin'n Gank.

Do ward de Tunkrüper noch duller schimpen. „Du heß dąr gąr niks verląrn, wi'k di man segg'n! Un kümms du weller," sech 'e, „denn schaß man mal sên! Ik mag 't man ne doon," sech 'e — un dąrmit bǫ̈rt [8]) hê sin'n ên'n Bên [9]) in Enn' [10]) — „süß perr' ik [11]) di foorts den Rüch in!" [12])

Dąrup flücht hê wa' trüch na sin Neß hen.

„So, Kinner," sech 'e, „den' he'k dat aflêrt, dê kümmt ne weller."

Anmerkungen: [1]) Zaunkönig. [2]) = er glupte; glupen = finster blicken. [3]) = hebbt wi. [4]) sik verfeern: erschrecken. [5]) warte! inf. töb'n. [6]) seid. [7]) entlang. [8]) hebt. [9]) Im Plattdeutschen sagt man der Bein. [10]) in die Höhe. [11]) = sonst träte ich; inf. pedd'n. [12]) In der Grimmschen Sammlung fordert der Zaunkönig von dem Bären, der seine Kinder beleidigt hat, Abbitte und droht: „Sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden."

Der Guß der Neumünsterschen Kirchenglocken vom Jahre 1596.

Von M. Kirmis.

Von den gegenwärtig in der lutherischen Kirche in Neumünster in Gebrauch befindlichen Glocken ist die größte im Anfange des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der Okkupation des herzoglichen Holsteins durch Friedrich IV. aus dem Material einer älteren Glocke gegossen worden, die zweite entstand ebenfalls durch Umguß im Jahre 1832, die kleinste Glocke ist bedeutend älter als die beiden größeren, ob aber von 1596 herstammend, scheint zweifelhaft, da sie keine Inschrift trägt und der berühmte Meister, welcher jene Glocken verfertigte, kaum ohne zierende Schrift gearbeitet haben würde; auch scheint sie

*) Die kleine Geschichte, die mir von dem Regierungsboten Zur Horst in Eutin mitgeteilt worden ist, stammt aus dem Herzogtum Oldenburg. In der oldenburgischen Fassung heißt der Zaunkönig „de Kortjann." — Vgl. Grimmsche Sammlung Nr. 102 (der Zaunkönig und der Bär).

nicht annähernd das Gewicht jener kleinsten Glocke, welche fünf Schiffspfund wog, zu erreichen. Möglich ist aber, daß sie die einzige vor 1596 überhaupt vorhanden gewesene Glocke gewesen ist, denn zu dem Geläut, welches in diesem Jahre das Kirchspiel Neumünster herstellen ließ, war kein vorhandenes Material benutzt worden, wie es sonst fast ausnahmslos der Fall zu sein pflegte.

Die Geschichte des Glockengusses vom Jahre 1596 ist uns in einem interessanten Aktenstücke aufbewahrt geblieben (Königliches Staatsarchiv zu Schleswig Axx Nr. 1585), welches die Phasen eines Entschädigungsstreites wiedergiebt, den das Kirchspiel Neumünster gegen den Itzehoer Glockengießer Claus Meier und gegen die Stadt Itzehoe anstrengte. Am 29. März 1596 schlossen die Bewohner des Kirchspiels Neumünster mit dem Glockengießer Claus Meier aus Itzehoe einen Vertrag „vermöge der Zarten" (Zerte, Zerter, Zarter hieß eine in zwei Teile geschnittene Urkunde, von der jede Partei eine Hälfte bekam; sie wurden gezähnt oder wellenförmig durchgeschnitten, und es mußte dann die eine Hälfte genau auf die andere passen, als Zeichen der Echtheit), wonach Claus Meier drei Glocken zu gießen versprach, die eine von zwanzig Schiffspfund Gewicht, die zweite zu zehn, die dritte zu fünf Schiffspfund. — Es waren mächtige Glocken, denn ein Schiffspfund war gleich 280 Pfund Handelsgewicht; im Jahre 1596 war in Holstein Hamburger Gewicht üblich zu 484,6 Gramm das Pfund, so daß also die Glocken 2713,76 Kilo, 1356,88 Kilo und 678,44 Kilo oder rund $13^1/_2$, 27 und 54 Zentner wogen.

Das Gußmaterial erstanden die Kirchspielsvertreter von der Stadt Itzehoe in Gestalt einer „olden Döse" (Taufbecken) und mehrerer Stück Kanonen. Hans Meier verpflichtet sich, drei Glocken zu liefern, vortrefflich und untadelig in Maßen und im Klange, und will ein Jahr nach der Inbrauchnahme für die Glocken Garantie leisten. Dagegen versprechen die Neumünsterschen Vertrauensmänner dem Meier zu zahlen für jedes Schiffspfund 16 Mark lübisch und 4 Thaler Trinkgeld; wenn die Glocken fertig, soll das Glockengut bezahlt werden und hundert Thaler von dem anderen Gelde, der Rest zu Michaelis des laufenden Jahres. Außerdem wird das Kirchspiel dem Meister zur Arbeit liefern: Holz, Kohlen, Thon, Steine und eine gewisse Zahl Eier. (Wozu diese, ist nicht ersichtlich.) Der Rat von Itzehoe verbürgte sich für die gute Ausführung der Arbeit. Das Dokument hat Claus Meier unterzeichnet mit seinem Namen und seinem „gewohnten Zeichen":



Meier fertigte auf dem Großflecken zu Neumünster die Glockenformen, der Guß mißlang aber zweimal vollständig, und die Kirchspielsleute von Neumünster verlangten von Meier, bezüglich von der Stadt Itzehoe Schadenersatz für das (durch Oxydation) verlorene Glockengut und für die gehabten Auslagen an Wachs, Terpentin, Spanischgrün usw., im ganzen 315 Mark 5 Schilling. Den Verlust an Metall hatten sich die Neumünsteraner auf vier Schiffspfund berechnet.

Das Glockengut behielt Neumünster, Meier aber weigerte sich, den Schaden zu bezahlen. Das Gericht entschied gegen ihn, und nun baten (unterm 11. August 1597) „der Bürgermeister und Rath von Itzehoe die Herzogin Christine um Schutz für ihren Mitbürger Claus Meier wegen seines großen und unüberwindlichen Schadens, so er wegen der Kloden gießen zu Newemünster erlitten." An eben diese Fürstin, zu deren Wittum Neumünster gehörte, und die häufig zu Neumünster wohnte, wandten sich die Neumünsteraner. Der Hamburger Meister Hans Siop wurde als Sachverständiger gewählt; er fand die Forderungen des Kirchspiels billig, und die Fürstin forderte die Stadt Itzehoe sehr ernsthaft auf, für die endliche Zahlung zu sorgen, was denn wohl auch geschehen sein dürfte.

Das Gutachten Siops liegt im Originale vor, und aus demselben ersehen wir auch den Fortgang des Glockengusses.

Er führt aus, daß er, Hans Siop, Glocken- und Stückgießer zu Hamburg, nach Neumünster gerufen worden sei, nachdem Claus Meier zweimal vergebens den Glockenguß versucht habe. Als er den Ort betreten habe, in der Erwartung, mit Meier verhandeln zu können, um die Ursachen des Mißlingens festzustellen, sei Meier auf der anderen Seite auf- und davongegangen. Er habe die Sache besehen, das in den Sand geflossene Metall, zerbrochene Formen usw. und habe, um später nicht mit dem Kirchspiel in Streit zu geraten, festgemacht, daß er die Glocken gießen wolle, aber nicht in Neumünster, sondern in Hamburg. Dort wolle er die Formen bauen, das Glockengut müßten die Neumünsteraner nach Hamburg bringen und alles für den Guß Nötige hergeben. Das sei denn auch geschehen und die Glocken seien untadelig gelungen abgeliefert worden. Was den Abgang an Metall beim Schmelzen anbelange, über den das Kirchspiel sich mit Meier noch nicht geeinigt habe, so sei er, Siop, vom Senat der Stadt Hamburg kontraktlich verpflichtet, diesem für zehn Pfund erhaltenes Rohmaterial neun Pfund fertigen Gusses abzuliefern, und so habe es auch sein Vater, der Glockengießer von Danzig, gehalten.

Die Geschichte dieses Glockengusses von 1596 hat mehr als lokales Interesse. Kontrakte und Gutachten, wie sie hier vorliegen, mit allen Detailangaben, sind aus so früher

Zeit sehr selten; sodann aber erfahren wir den Namen und, was von besonderem Werte ist, das Zeichen eines bisher völlig unbekannten holsteinischen Gießers, des Claus Meier aus Itzehoe. Die Gießer jener Zeit versahen die aus ihrer Werkstatt hervorgegangenen Güsse — auch Mörser, Grapen usw. — stets nur mit ihrer Marke, welche eben gedeutet werden muß, um den Ursprung der Arbeit festzustellen.

Hans Siop ist derselbe Meister, dessen Gutachten man einforderte, als 1607 zu Lübeck die große Pulsglocke von St. Marien geborsten war.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Die Schlacht bei Idstedt.** Anknüpfend an die „Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners" (Nr. 7 der „Heimat" d. J.) erlaube ich mir, der Schriftleitung nachstehende Notizen zur Verfügung zu stellen:

In dem Erzähler erkenne ich aus den vielen kleinen Einzelzügen einen alten Kompanie-Kameraden und grüße ihn auf Grund des am Tage von Idstedt gerade so von mir Erlebten und Beobachteten. Kleine Notizen zur Vervollständigung werden ihm selbst nicht unwillkommen sein. Der an der Lende schwer verwundete Leutnant war der erst einen oder zwei Tage vorher bei uns eingetretene Premier-Leutnant v. St. Paul aus Berlin. Ich selbst habe ihn hinter die Front bringen helfen, aber nur wenige Schritte; dann lehnte er weitere Hülfe ab, und ich trat ins Glied zurück.[1]

Während wir in unserer Stellung östlich der Flensburger Chaussee lange unthätig verharrten (es hieß, wir seien zur Deckung einer unserer vorwärts aufgefahrenen Batterien kommandiert), ereignete sich, was von dem qualvollen Tode des Ordonnanz-Dragoners berichtet worden ist. Es war der Sohn des Gutsinspektors (Gutspächters?) Carstens auf Wittmoldt bei Plön. Pferd und Reiter waren von demselben Geschoß getroffen. Vor unsern Augen kämpfte er den Todeskampf. Gott sei Dank, bald wurde es still!

Auch von der Entsendung eines Halbzuges in das Gehölz am Langsee war ich Zeuge, gehörte aber nicht zu den zur Unterstützung der Jäger Detachierten. Von einem dieser letzteren, Glaser Mende aus Lütjenburg, ging unter uns die Rede, daß er, im Gehölz gefangen, entwaffnet und mit seinem Namen in eine rasch aufgestellte Liste der Gefangenen eingetragen, die Gelegenheit wahrnehmend, davoneilt, von Schüssen verfolgt, durch den See schwimmt und auf Umwegen zu seiner Truppe zurückkehrt.

Dem alten Kameraden von der 2. Kompanie 8. Bataillons der schleswig-holsteinischen Armee auf Grund des gemeinsam Durchlebten Gruß und, so Gott will, Wiedersehen am 25. Juli auf dem Felde und an dem Grundstein der Kirche in Idstedt. O. S. in S.

2. **Das Vorkommen von Feuersalamandern in Schleswig-Holstein.** Dem an sich gewiß berechtigten Zweifel der Herren Rohweder und Callsen an dem Vorkommen des Feuersalamanders in unserer Provinz stelle ich folgende, mir zugegangene Nachrichten gegenüber:

a. Herr H. Theen in Seeholz b. Holzdorf hat den Molch im Jahre 1883 im Schulgarten zu Loose in Schwansen in zwei Exemplaren beobachtet. „Es war an einem frühlingswarmen Aprilmorgen, als ich die Tiere in einer Ecke des Gartens zwischen dem Laube, wo es ziemlich feucht war, fand. Im Freien habe ich später den Feuersalamander nicht wieder zu Gesicht bekommen."

b. Herr Hauptlehrer Greve (Schleswig): „Den Feuersalamander habe ich beim Käfersammeln in der Umgegend von Apenrade (1869—72) in Steinhaufen an feuchten Stellen einige Male angetroffen. Er fehlt in unserer heimatlichen Fauna ebenso wenig wie Calosoma sycophanta."[2]

c. Herr Revierjäger Joh. Kummerfeld in Bockhorn bei Wankendorf (Kr. Plön) hat vor etwa 25 Jahren zwei Exemplare in einem seichten Quellbrunnen am Malerholz im Gute Bothkamp gefunden.

d. Herr Lehrer a. D. Heske (Pinneberg) teilt mit, daß er vor etwa 15 Jahren in Glückstadt einige Exemplare in einem größeren Glaskasten längere Zeit gehalten habe.

---

[1] Aus der Wunde sonderten sich während des Heilungsprozesses größere und kleinere Knochensplitter ab. St. Paul sammelte sie, und etwaigen Lazarettbesuchern wurden sie gezeigt. Das Pappkästchen, in dem sie ruhten, trug die Aufschrift: Ossa St. Pauli, Germaniae patriae dedicata. (Die Gebeine St. Pauls, dem deutschen Vaterlande gewidmet.)

[2] Vgl. H. Greve: „Über die Verbreitung von Calosoma sycophanta („Puppenräuber") im 7. Jahrgang der „Heimat," S. 26 (1897).

Knaben hatten diese Tiere in einem etwas schlüpfrigen Wassergraben gefangen. Die Feuersalamander hatten in diesem Graben ihren ständigen Aufenthalt; denn sie wurden auch später dort von ihm beobachtet. Jetzt ist der Graben infolge von Neubauten und bei der Anlage einer ganz neuen Fahrstraße zugeschüttet.

e. Herr Johannsen (Bredstedt) hat vor einigen Jahren in einem Graben bei Bredstedt an der Grenze von Geest und Marsch zwei Exemplare beobachtet.

f. Jetzt zieht auch Herr J. J. Callsen (Flensburg) seine Zweifel zurück, indem er schreibt: „Der Feuersalamander ist dennoch hier zu Lande vorhanden. Der frühere Gymnasial-Oberlehrer Schnack hat 2 Stück, einen in seinem Brunnen (wo er einige Jahre gelebt hat) und einen in der Marienhölzung, gefunden. — Der Lehrer Gondesen an der Ober-Realschule hat in der Umgebung der Stadt 4 Stück gefunden. Beide sind zuverlässige Beobachter und haben erlaubt, mich auf sie zu berufen."

Die Angelegenheit ist es wert, weiter verfolgt zu werden, und darum bitte ich alle Naturfreunde, mir weitere Nachrichten zukommen zu lassen. Sicherste Gewähr leistet mir jedoch die Zusendung lebender Salamander (in feuchtes Moos verpackt) oder von Spirituspräparaten. Für den letzteren Fall bitte ich jedoch, den Salamander in stark verdünnten Spiritus (oder Formol) zu setzen, damit die Färbung nicht verloren gehe.

Kiel, im April 1900. Barfod.



Buchenlaub mit Wachszellen.*)

3. **Bienenwaben?** Auf dem Fahrwege, der am Düsternbrooker Gehölz entlang führt, wurden Ende Oktober v. J. zwischen dem herabgefallenen Laube zwei dürre Blätter einer Rotbuche aufgelesen, die durch einige Zellen von weißem Wachs zusammengehalten werden. Wie die nebenstehende Abbildung des in der Sammlung der hiesigen höheren Mädchenschule aufbewahrten Objektes zeigt, ist das eine Blatt noch mit reichlich 30 solcher Zellen besetzt. Alle Zellen sind leer. Bei den meisten bildet jetzt die dürre Blattmasse die Endfläche, doch scheint früher ein sehr dünner Wachsboden darüber gespannt gewesen zu sein. Die Wabe reicht an der einen Seite über den Blattrand hinaus, ist dort doppelseitig mit Zellen besetzt, deren Endpyramiden erhalten sind, da sie wohl bei der Anlage stärker gebaut wurden. Nach Größe und Form der Zellen scheint eine Bienenart die Wabe bereitet zu haben. Waren wohl die Honigbienen (Apis mellifica L.) die kleinen Baumeister, die in so luftiger Höhe sich ansiedelten?

F. Lorentzen, Kiel.

4. **Denkmalspflege in Lübeck.** Nachdem in den letzten Jahren so mancher der alten charakteristischen Giebel, die den Hauptreiz der Lübecker Straßen bildeten, den modernen Ansprüchen zum Opfer gefallen war, hatte man jetzt einem der schönsten das Urteil gesprochen, nämlich dem Giebel der Löwen-Apotheke. Glücklicherweise ist in der letzten Stunde die Gefahr abgewendet worden, da durch eine freie Vereinigung die erforderliche Summe von 25 000 M. zusammengebracht worden ist, so daß er uns jetzt erhalten bleibt. Möge dieses Vorgehen Nachfolge finden! Am besten wäre es sicher, wenn es hier so gemacht werden könnte wie in andern Städten, z. B. in Hildesheim, wo behördliche Anordnungen die Zerstörung der altehrwürdigen Straßenbilder verhindern.

*) Das Klischee ist vom Verlag der „Illustr. Zeitschrift für Entomologie," in der (Bd. 5, Heft 5) ebenfalls eine Mitteilung veröffentlicht wurde, freundlichst überlassen worden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Mitteilungen.

1. **Hebbelfund.** In der Beilage Nr. 11 zum „Litterarischen Zentralblatt für Deutschland" (begründet 1850 von Friedrich Zarncke) 51. Jahrg. Nr. 22 veröffentlicht der bekannte Litterarhistoriker Adolf Bartels einen bedeutsamen Hebbelfund mit folgenden Worten: „Mir wurde vor kurzem ein noch unveröffentlichtes Stammbuchblatt Hebbels zugesandt, das die Stimmung einer bisher noch ziemlich dunklen Periode seines Lebens aufhellt und einen über seinen Umfang hinausgehenden biographischen Wert beanspruchen darf. Es ist in den ebenso deutlichen wie charakteristischen Zügen der Hebbelschen Schreiberhand geschrieben und lautet, wie folgt:

Wie vollgehaltig scheint das Leben!
Und dennoch ist's ein eitles Spiel!
Es kann dem Menschen nimmer geben,
Und nehmen kann's dem Armen viel.

Doch darf er sich zum Trost gestehen:
Ich bin nicht wie im Meer der Kahn —
Ich kann durch mich nur untergehen,
Und nie durch meine rauhe Bahn!

Bei Erblickung dieser Zeilen, liebe Emilie, erinnere dich eines Freundes, den du früher zu oft gesehen hast, als daß du ihn allzuschnell vergessen könntest.

Wesselb. d. 11. Febr. 1835.

Dein
C. F. Hebbel."

Das Blatt stammt also aus der Zeit vor dem Scheiden Hebbels aus Wesselburen, das (das Datum steht nicht fest) um den 1. März 1835 erfolgte, und ist ohne Zweifel für Emilie Voß geschrieben, die Tochter des Kirchspielschreibers Voß in Wesselburen, jene Emilie, die Hebbel (vergl. das biographische Fragment „Meine Kindheit") von seinem vierten Jahre an geliebt hat, ohne daß er jedoch je zu ihr, wie zu ihrer jüngeren früh verstorbenen Schwester Doris in nähere Beziehungen getreten wäre. Kuh schreibt über die Stimmung Hebbels in dieser Zeit: „Er wird ernst und schwermütig vorwärts, nachdenklich hinter sich geschaut haben"; nun wissen wir es bestimmt, wie er empfand.

Ich kann durch mich nur untergehen,
Und nie durch meine rauhe Bahn —

Der ganze Hebbel steckt in den Versen: Er wußte, was ihm bevorstand, aber er erkannte ganz deutlich, daß der Kampf in ihm gefährlicher sein werde, als der mit der Welt."

Bücherschau.

Schleswig und Umgebung. Ein Führer nebst Plan der Stadt und des Gehölzes. Von Christian Jensen. Verlag von Johs. Ibbeken in Schleswig. Preis 50 Pfg. — Ein besonders empfehlenswertes Büchlein, das sich vor andern Führern namentlich dadurch auszeichnet, daß es bei aller Vollständigkeit keine „katalogmäßige Aufzählung der Sehenswürdigkeiten," sondern in der Form einer Wanderung durch die lange Stadt eine anmutige Darstellung ihres ganzen Bildes giebt. Vortrefflich sind auch die Pläne der Spaziergänge in der Umgegend, die der Dauer jeden Aufenthaltes angepaßt sind. Es ist nur zu raten, an der Hand dieses guten Beraters einen Ausflug in die Schleistadt zu unternehmen, deren mannigfaltige, feine und intime Reize man dann nicht verfehlen wird. .—.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 9. September 1900.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Bücherschau.

Heimatliches aus verwandten Zeitschriften. a. Halbmonatsschrift „Niedersachsen.“ Schünemann, Bremen: G. Kühl, Der Überfall in Roeskilde (Erweiterung des Gedichts in Nr. 3 der „Heimat“ von 1899, S. 68). Jahrg. V, Nr. 16. — E. Pörksen, Pfingstbräuche. V, 17. — H. Carstens, Pukerstock; Farken. V, 18. — H. Eckardt, Ehemalige Volkstrachten und Volkssitten in Schleswig-Holstein. I. Die Propsteier Tracht. (Mit Abbildungen.) V, 19. 20. — S. T. Uhlmann, Jan Döstig mit de Vigeliin. (Gedicht in holsteinischer Mundart.) V, 19. — P. Andresen, Idstedt. V, 20. — H. E., Die Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals V, 19. — F. Lorentzen. Das alte „Stadt Hamburg“ in Eckernförde. (Mit Abbildung.) V, 20. — H. Carstens, Niederdeutsche Schmetterlingsnamen; den Söllrepel austreiben. V, 20. — H. Carstens, Int Moor. Gedicht in ditm. Platt. — In der Nacht. Gedicht von W. Lobsien in Kiel. — Die Notwendigkeit der Erhaltung des Straßenbildes von Lübeck.

b. „Das Land,“ herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Berlin. (Vgl. „Heimat“ 1900, Nr. 6, S. XXVI.) Scherznamen für Wirtshäuser in Schleswig-Holstein. VIII. Jahrg., Nr. 18. — Danger, Bondenhölzungen in Schleswig-Holstein. VIII, 19. — E. Hansen, Dorfhumor aus Schleswig-Holstein. VIII, 19. 20. 21. 22.

c. „Die Denkmalspflege,“ herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung. Berlin. — Radloff, Die Kirche in Bordesholm. II, 9.

d. „Vaterstädtische Blätter.“ Lübeck. — Der bauliche Zustand der Holstenthortürme. 1900, 21. — Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals. 1900, 23. — Prof. Adolf Holm †. 1900, 24. — Die größten Seehelden der Hansa und ihre Hauptthaten. 1900, 24—27. — Notwendigkeit der Erhaltung des Straßenbildes von Lübeck. 1900, 25. — Das erste stehende Konzert in Lübeck. 1900, 25. — Sollen wir nur die alten Hausgiebel oder auch die alten Häuser selbst erhalten? 1900, 26. — Eine Episode aus dem Winterleben des Jahres 1837. 1900, 26. — In Sachen der Erhaltung der Giebelhäuser. 1900, 27. — Lübeckische Biographie (in mehreren Nummern). — Gedenktage an die schleswig-holsteinische Erhebung. 1900, 28. — Diplomatarium Flensburgense. 1900, 28.

Mitteilungen.

1. **Heringsfang im 17. Jahrhundert.** Gelegentlich hat „Die Heimat" Neues vom Hering berichtet; vielleicht findet auch eine Beschreibung aus der guten alten Zeit Interesse. Wir entnehmen sie der Acerra Philologica, dem Hauptgeschichtenbuch des 17. Jahrhunderts, verfaßt von Peter Lauremberg, und benutzen die 2. Auflage, Franckfurt 1694. Historie 280 (S. 486) lautet: „Der Hering wird nicht gefunden noch gefangen weder in Wasserflüssen, noch im Mittelländischen und Spanischen Meer, oder dergleichen, sondern nur in der Mitternächtigen See. Er kömmt von den äußerstern Theilen des Nord-Meers, fället und streichet mit ungläublicher Menge nach dem Lande zu, ins Teutsche, Schottische und Engeländische Meer, da er dann seinen Gang hat rund herum, und von dannen fort in die weite See, nahet sich nach dem Lande zu, an des Meers Gestade, sich gleichsam anbietend, daß man ihn fange. Sonderlich lauffet er gerne zu, da er Feuer, Liecht oder Menschen vernimt. Es haben die Hering unter sich einen König, wie die Immen, der ist zwar nicht größer als die andern, hat ein Zeichen aufm Haupt, welches röthlich einer Kronen gleich, und überall die Schuppen voll Kronen gezieret vom Haupt biß zum Schwantz. Kein König ist auf dieser Welt gewesen, oder noch heute, welcher mehr Unterthanen hat als dieser. Andere Potentaten müssen mit einer Krone zufrieden sein. Dieser sollte wohl 100 missen und dennoch ein König bleiben. Diesem ihrem König folgen die Heringe in wunder-großer Menge, und unaussprechlicher Schaar, und nachdem sie gläntzende Augen haben, scheinen sie zu Nacht wie Feuerstrahlen. nehren sich allein vom Wasser (welches sonst kein Fisch thut) und so bald sie außerhalb Wassers die Lufft empfangen, sterben sie. Je näher sie ans Land kommen, je magerer sie werden, vielleicht von Müdigkeit, und Weite der Reise, oder wegen Natur des Wassers. Der Heringsfänger oder Büsen seyn unzehlig: In Holland allein sind ihr bey 1000. Ich setze nur, daß jegliche Büse oder Herings-Schiff 70 Last Heringe zu Lande bringe: Das wären 70.000 Last. Jegliche Last 12 Tonnen, seynd 840.000 Tonnen: Jegliche Tonne hält 800.900, wohl 1000 Heringe: Laß die Tonne verkaufft werden zum genauesten umb 14 Flor. Machen 11.760.000 fl. Seynd 117 Tonnen Goldes, und 60.000 Gülden. Diß, sage ich, ist nur in Holland allein, was geschieht in andern Königreichen, Seekanten und Städten." Der Verfasser schließt daran die „Moral": „Die mildreiche Hand und Segen Gottes erfüllet das Wasser und die Erde, alles dem Menschen zum besten, der doch offtmals so undankbar ist." St.

2. **Fischzucht in früheren Zeiten.** In der Umgebung der Stadt Schleswig finden sich zahlreiche größere und kleinere kesselförmige Niederungen, die als „Teich" („Diek") und „See" bezeichnet und seit Menschengedenken als Wiesen zur Heugewinnung und Weide benutzt werden. Ehedem bildeten sie aber stehende Gewässer, die zur Fisch-, besonders zur Karpfenzucht verwendet wurden, weshalb noch einzelne Wiesenflächen, ja, selbst die am Bahnhofe liegende Vorstadt, als „Karpfenteich" bezeichnet werden. Die schleswigschen Karpfen wurden weit umher versandt, standen und stehen noch in gutem Ruf. — Auf dem ausgedehnten Flensburger Stadtfelde gab es bis in unmittelbare Nähe der Stadt eine ganze Anzahl von Fischteichen (hier „Damm" genannt), von denen großenteils noch die Namen erhalten sind. Da gab es u. a. einen Schürmannsdamm, Strickers-, Strucks-, Schrivers-, Moorbeks-, Ratsherrendamm, Kontrolleurteiche und mehrere kleinere. Die meisten sind jetzt in Wiesen verwandelt worden, einige bilden jedoch noch kleine Wasserbecken oder verwachsene Sümpfe, andere liegen noch so, wie sie z. B. „ausgestochen" worden sind, mit den deutlich erkennbaren Dämmungen und den Zu- und Abflußgräben, ohne bis jetzt weiter kultiviert worden zu sein. Ein einziger dieser Teiche, der Kontrolleurteich, der sich, wie es heißt, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gehalten und zuletzt einem Kontrolleur (Scharfenberg) gehört hat, existiert noch, ist aber, nachdem er viele Jahre unbenutzt gelegen hat, vor einigen Jahren von einer Gesellschaft erworben und zur Karpfenzucht wieder eingerichtet worden. — Jeder einigermaßen gut situierte Bürger und Beamte der Stadt hatte seinen Fischteich oder war doch bestrebt, wo möglich einen zu gewinnen. Die Ratsherren und die Schloßbewohner (später der Fiskus) mußten selbstverständlich ihren Teich haben. Mancher, oft Jahre lang dauernde Streit über diese oder jene unberechtigte „Stauung" auf dem noch wüst liegenden Stadtfelde, über „Ausstechung" dieses oder jenes „Dammes" u. dgl. findet sich in der Chronik verzeichnet. Von einem Teiche in der „Bocks-Wiese" habe ich gefunden, daß er vom Bürgermeister um 1550 angelegt und nach verschiedenen Verhandlungen und schließlicher Abfindung 1633 „ausgestochen" worden ist. — Wann und wie ist solche ausgedehnte Fischzucht so gänzlich zu Grunde gegangen? Hat etwa die Reformation durch Aufhebung der vielen Fastenzeiten dazu beigetragen? Sind eine Zeitlang die Fleischpreise stark gefallen? Haben Kriege mit ihren Verwüstungen auch hier eingegriffen? Hat das Wasser so abgenommen? oder welche anderen Ursachen können sonst noch mitgewirkt haben? — Jetzt werden bekanntlich seit Jahren große Anstrengungen gemacht, und mit Erfolg, diesen alten Erwerbszweig wieder zu beleben.

Flensburg. J. J. Callsen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 9. September 1900.

Detlev von Liliencron als vaterländischer Dichter.

Vortrag, gehalten bei einem Unterhaltungs-Abend des Deutschen Vereins in Hoptrup am 24. März 1900.

Von Schulrat **H. Carstens** in Hadersleben.

Über einen vaterländischen Dichter will ich in dieser Abendstunde zu Ihnen reden. Es wird aber mancher, der von diesem meinem Vorhaben Kenntnis genommen hat, sagen: was fällt dem Menschen eigentlich ein? glaubt er, daß die Landleute in Hoptrup und Umgegend mit ihren Frauen und Töchtern Interesse finden an einem Dichter und seinen Liedern? Mit diesem Vortrage wird er schmählich „hereinfallen," und zehn Minuten, nachdem er angefangen hat, werden sämtliche Zuhörer gähnen und wünschen, daß die Geschichte zu Ende sei. Verehrte Anwesende, ich lasse mich nicht irre machen. Ich traue Ihnen und ich traue mir zu, daß es gehen wird. Ich traue es Ihnen zu. Es ist nicht wahr, es ist eine Verleumdung, wenn gesagt wird, daß der Landmann ausschließlich Sinn habe für seine Landwirtschaft und, wenn er hinblickt auf seine Felder und Wiesen, nur daran denke, was sie ihn kosten und was sie ihm einbringen, daß er, wenn der Name eines Dichters genannt wird, höchstens mit einiger Verachtung daran denke, daß ein solcher Mensch ja keine Güter produziere, die irgend einen reellen Wert haben. Ja, das ist gewiß: der Landmann wird nicht leicht auf den Gedanken verfallen, selbst Gedichte zu machen. Es wäre aber vielen anderen, die nicht bloß Gedichte machen, sondern sogar auch drucken lassen, zu wünschen, daß sie ebenso zurückhaltend wären. In dem Bücherschranke des Landmanns wird man wohl nur selten die Werke eines deutschen Dichters finden. Die ihn aber deswegen anklagen, mögen doch ja in ihrem eigenen Bücherschranke nachsehen, was sich da findet und — was da fehlt. Und nun kommt die Hauptsache. Über das, was in der Tiefe des Herzens lebt, spricht sich nicht jeder gerne aus, kann es auch nicht. Wir sind schweigsam über das Tiefste und Beste in uns — und das ist nicht unsere schlechteste Eigenschaft, gerade bei uns in Schleswig-Holstein. Aber niemand hat das

Recht, zu sagen, daß nicht auch in unsern Herzen alle Gefühle der Menschenseele sich regten. Jeder Blumenstrauß in der Hand eines Kindes oder eines jungen Mädchens ist der Beweis, daß man auch hier auf dem Lande die Natur noch anders ansieht als darauf hin, was sie koste und was sie einbringe. Und ich lasse es mir nicht abstreiten, daß der Landmann unter den Schneestürmen des Winters, bei dem jungen Grün des Frühlings und den blühenden Bäumen in seinem Garten, bei dem Dufte der Kornfelder, dem Dufte des Heus auf seinen Wiesen, bei dem Toben des Ungewitters, bei dem Anblick des Sternenhimmels doch noch etwas anderes denke und fühle, als was sich bezieht auf Gewinn und Verlust. Und ich frage: wo giebt es einen Bauernhof, ja, wo giebt es eine armselige kleine Kate auf der Heide und am Torfmoor, wo nicht das Menschenherz seine Liebe und vielleicht auch seinen Haß in sich schließt, wo heißes Verlangen, wo Angst, wo Hoffnung und Furcht, wo Glück und Leid empfunden werden, und vielleicht um so stärker, je weniger man sich ausspricht? Weiß ich nicht, daß an diesem Abend Männer und Frauen um mich versammelt sind, die ihr Vaterland lieb haben, gerne hören und lesen von des Vaterlandes Geschichte? Und ist einer unter uns, der noch nie in den Tiefen seiner Seele wäre angefaßt und bewegt worden von einem heiligen Gottesworte? Ein so reiches, tiefes Leben trägt der Mensch in seinem Herzen. Du selbst aber kannst und willst dich darüber nicht aussprechen. Vielleicht auch bist du dir selbst nicht klar über das, was in deinem eigenen Herzen sich regt. Da kommt der Dichter — das ist sein Beruf — und löst dir die Rätsel deines Herzens. Er sagt dir, was in dir vorgeht; denn er kennt das Menschenherz. Und, wenn er das thut, sollte er da nicht Widerhall finden in unseren Gemütern? Werden wir nicht dankbar sein, daß einer da ist, dem Gott gegeben hat, zu sagen, was wir nicht sagen konnten, und also unser Gemüt frei zu machen? Sehen Sie, meine lieben Freunde, weil ich weiß, daß auch Sie warme, wackere Menschenherzen in sich tragen, darum traue ich Ihnen zu, daß Sie es sich gefallen lassen, wenn ich einen Dichter, einen wahren Dichter Ihnen vorführe mit der Bitte, einem und dem anderen seiner Lieder Gehör zu schenken. Und mir traue ich zu — mag man das anmaßend finden, wenn ich mich so ausdrücke —, das über ihn zu sagen und solches aus seinen Dichtungen heranzuziehen, was bei Ihnen Anklang finden kann.

Detlev Freiherr von Liliencron heißt der Dichter, mit dem ich Sie ein wenig bekannt machen möchte. Er ist geboren in Kiel am 3. Juni 1844. Als preußischer Offizier hat er 1866 in Böhmen, 1870 und 1871 unter den Fahnen seines Königs gefochten und dessen herrliche Siege mit gewinnen helfen. Er ist eine prächtige Soldaten-Natur, und wir werden hernach noch manches darüber hören, mit welcher Begeisterung er dem Vaterlande gedient, mit welcher Kampfeslust und welchem offenen, freien Blicke er auch die Mühsale des Feldzuges und die Arbeit auf dem Schlachtfelde

durchgemacht hat. Man möchte es beklagen, daß er den Soldatenstand aufgegeben und als Hauptmann seinen Abschied genommen hat. Er ist sodann auf einige Zeit in die weite Welt gegangen, später aber in sein Heimatland wieder zurückgekehrt. Mögen hier sogleich zwei Gedichte von ihm mitgeteilt werden, in denen er den Abschied vom Vaterlande und seine Heimkehr schildert.

I.

Vorbei, vorbei, auf feuchter Spur
irrt trostlos nun mein Blick ins Weite.
Vorbei, vorbei, die Möve nur
giebt mir ein trauriges Geleite.

Nun kehrt auch sie; fernab, fernab
ist längst mein Vaterland geblieben.
Aus meiner Heimat, wo mein Grab
ich schon gewählt, bin ich vertrieben.

Als gestern ich im Abschiedszorn
voll Schmerz den Lindenzweig gerüttelt,
als ich den Rebhahn hört' im Korn:
es hat ein Fieber mich geschüttelt.

Es wogt mein Schiff, es sinkt und hebt,
ein Sturmlied singen die Matrosen.
Es wogt mein Herz, es ringt und bebt,
es schlägt der Sturm den Heimatlosen.

II.

Aus Wogen taucht ein blasser Strand,
es schimmert fern durch meine Thränen
des Vaterlandes Küstenrand;
erschöpft muß ich am Maste lehnen.

Der Flieder blüht, die Schwalbe zieht,
und auf den Dächern schwatzen Stare;
der Orgeldreher dreht sein Lied,
ein linder Wind küßt mir die Haare.

Die Mädchen lachen Arm in Arm,
Soldaten stehen vor der Wache,
und aus der Schule bricht ein Schwarm,
der lustig lärmt in meiner Sprache.

Es schreit mein Herz, es jaucht und bebt
der alten Heimat heiß entgegen.
Und was als Kind ich je durchlebt,
klingt wieder mir auf allen Wegen. —

Unser Dichter hat sich dann, wie manche verabschiedete Offiziere es thun, auf einem Landratsamte unserer Provinz für den Verwaltungsdienst ausgebildet und ist als Hardesvogt auf Pellworm und Kirchspielvogt in Kellinghusen thätig gewesen. Was dort auf der kleinen Insel und hernach in dem holsteinischen Städtchen sein Dichtergemüt beschäftigt hat, das können wir in mancher seiner Erzählungen, in manchem Liede zum Ausdruck gebracht finden. Aber es drückten ihn die Fesseln des Beamtentums und die Enge des kleinstädtischen Lebens, und da that er einen bedenklichen Schritt: er gab sein Amt auf, um, frei von jedem Zwange, nur als Schriftsteller zu leben, und siedelte über nach Altona, wo er bis jetzt wohnhaft ist. Ich glaube, es war ein bedenklicher Schritt, grade für sein Wirken als Schriftsteller. Der Mensch muß mitten im Leben stehen, auch der Dichter. Und Liliencron selbst hat schöne, treffliche Worte hier und dort in seinen Gedichten über diese Sache gesprochen. Aus dem Strom des Lebens, des Berufslebens und seiner Erfahrungen auch mit seinen Sorgen und Plackereien, mit seinem Ärger und Verdruß, aus dem Verkehr mit Menschen aller Art gewinnnt auch der Dichter immer neue Anschauungen, die er verwerten kann, schöpft er immer wieder Kraft zu neuer dichterischer Produktion. Immer ausgeben ohne Einnahmen ist ein gefährliches Geschäft: das gilt nicht bloß für das äußere, sondern auch für das geistige Leben. Es gilt auch für Menschen, die ein so reiches Kapital geistigen Lebens zu eigen haben wie Liliencron.

Er besitzt eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den Werken der Dichtkunst, nicht nur Deutschlands, sondern aller Nachbarländer. Unser größter Dichter, dessen 150. Geburtstag wir im vorigen Jahre gefeiert haben, ist auch sein Meister. Die bedeutenden Dichter unseres engeren Heimatlandes, insbesondere Theodor Storm und Klaus Groth, schätzt er nach ihrem hohen Werte. In einem prächtigen Gedichte, welches auf Theodor Storms Tod sich bezieht, finden wir die schönen Worte:

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
um deines Marmorsarges weiße Wände
und senke meine Stirn dem großen Dichter,
den ich so sehr, so sehr geliebt.

Und reizend ist ein an Klaus Groth gerichtetes Gedicht, in welchem er erzählt, wie er, in einem Häuschen in Frankreich in Quartier liegend, einem jungen Mädchen aus Kl. Groths „Quickborn" vorgelesen habe. Das hübsche Kind verstand natürlich keine Silbe der plattdeutschen Gedichte, amüsierte sich aber um so mehr über die fremdartigen Laute. Da, als der preußische Offizier sich anschickte, vorzulesen·

„Ik sprung noch in de Kinnerbüx
dar wer ik al en Daugenix,"

erfolgte eine Überraschung. Es
kam ein Zischen, Heulen, Wuchten,
ein Donnerschlag ... und eine Stille dann.
Das ganze Hüttchen zittert, schüttert, bebt,
und an den Wänden rieselt es herunter.
Wir aus dem Stroh. Das Mädchen,
toderschrocken,
liegt, wie das Lamm dem Hirten, mir im Arm.
Bald fanden wir die unliebsame Störung
erklärt: es hatte in den Hof sich eine
Granate, Grüße bringend, eingewühlt.
Als wieder zum Kamin zurück wir kehrten
und ich mich niederbog zu deinem Buch,
entdeckt' ich auf dem Worte „Daugenix,"
fatale Deutung, Stückchen grauen Kalkes,
die von der Zimmerdecke abgebröckelt,
als neben uns der Eisenengel einschlug.
Ich ließ sie dort, und heute findest du
das Lesezeichen noch an alter Stelle.
In Krieg und Frieden, viele Jahre schon,
trag' ich, wo immer auch mein Aufenthalt,
am Herzen deinen Quickborn und im Herzen
die gold'ne Fülle seiner Heimatlieder.

Liliencron hat nicht lediglich Gedichte geschrieben. Wir haben Romane, größere und kleinere Erzählungen aus seiner Feder. Erst vor wenigen Wochen ist wieder ein Roman von ihm erschienen. Aber der Meister ist er in der kleinen Erzählung, und die schönsten dieser seiner kleinen Werke sind seine Kriegsnovellen, Erzählungen aus den Kriegen von 1866 und 1870. Ich glaube, daß es auch hier bei Ihnen glücken müßte, an einem Winterabend eine und die andere derselben Ihnen vorzulesen. Auch dramatische Werke hat er verfaßt. Ich kann aber nicht über dies alles auf einmal sprechen. Und darum müssen Sie mir erlauben, daß ich heute abend mich nur an seine Gedichte halte.

Eine wundervolle Farbenpracht und Anschaulichkeit zeigt sich uns hier. In wenigen Zeilen entwirft uns der Dichter ein Naturbild, welches unser Gemüt erfaßt und stimmt, wie er es haben will. Ein Beispiel aus: „Heidebilder."

Die Mittagsonne brütet auf der Heide,
im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
die Ente träumt im Binsenkraut,
die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
erlösend meine Heidewelt.

Mögen Sie nach diesem Bildchen aus der Sommerzeit noch eine Landschaft im April sehen und ein Herbstlied hören?

April.

Wie der Südwind pfeift,
in den Dornbusch greift,
der vor unserm Fenster sprießt.
Wie der Regen stürzt
Und den Garten würzt
und den ersten Frühling gießt.

Plötzlich säumt der Wind,
und der Regen rinnt
spärlich aus dem Wolkensieb.
Und die Mühle dreht
langsam sich und steht,
die noch eben mächtig trieb.

Schießt ein Sonnenblick
über Feld und Knick,
wie der Blitz vom Goldhelm huscht
und auf Baum und Gras
schnell im Tropfennaß
tausend Silbertüpfel tuscht

Wieder dann der Süd,
immer noch nicht müd',
zornt die Welt gewaltig an.
Und der Regen rauscht,
und der Garten lauscht
demütig dem wilden Mann.

Meiner Schulter dicht
lehnt dein hold Gesicht,
schaut ins Wetter still hinein.
Kennst das alte Wort,
ewig währt es fort:
Regen tauscht und Sonnenschein.

Herbst.

Astern blühen schon im Garten,
schwächer trifft der Sonnenpfeil.
Blumen, die den Tod erwarten
durch des Frostes Henkerbeil.

Brauner dunkelt längst die Heide,
Blätter zittern durch die Luft.
Und es liegen Wald und Weide
unbewegt in blauem Duft.

Pfirsich an der Gartenmauer,
Kranich auf der Winterflucht,
Herbstes Freuden, Herbstes Trauer,
welke Rosen, reife Frucht.

Es wird dem Leser unterweilen wohl einmal ein Naturbild aus fernen Ländern vorgeführt. Aber ganz überwiegend ist es doch die Heimat, unser schleswig-holsteinisches Heimatsland, dessen bescheidene Schönheit das Gemüt unseres Dichters bewegt und Liederworte in seinem Geiste erweckt, die ihren dankbaren Wiederhall finden im Herzen seiner Leser. Auch mit der Lust und dem Auge des Jägers sieht Liliencron, der Adelsmann, hinein in die Natur; und wer selber die Stimmungen kennt, welche das Herz des Jägers bewegen, wenn er dem Fuchs, dem Rebhuhn, der Ente nachspürt, wenn er unter einer Buche zum Frühstück sich niederläßt, wenn er, ermüdet, an einem Grabhügel der Urzeit in der Heide zu einem kurzen Schlummer einnickt, wird seine Rechnung finden bei dem adligen Dichter. Ich muß an diesen Dichtungen vorübergehen. Viel, viel wäre grade bei unserm Dichter zu sagen über das große Thema, dem alle Dichter in der ganzen Welt, vom ersten bis zum letzten, vom größten bis zum kleinsten sich zugewendet haben: über die Liebe zwischen Mann und Weib. Viele

schöne Blumen dieser Art könnte ich aus seinem Garten pflücken und sie, zu einem Strauße vereinigt, Ihnen darreichen. Aber ich muß mich darauf beschränken, Liliencron als vaterländischen Dichter Ihnen zu schildern. Und so dürfen wir uns auch hier nicht aufhalten. Zugleich will ich nicht verhehlen, daß unter diesen Gedichten nicht wenige sich finden, die ich trotz ihrer dichterischen Schönheit doch lieber entbehren möchte. Er weiß zu sagen von reiner, zarter Frauenliebe; aber er hat auch seine Freude daran, den „Bruder Liederlich" mit seinen kurzen Liebesabenteuern in derbster Anschaulichkeit uns vorzuführen. Und wenn nun eine solche Geschichte auf die andere folgt, da legt man das Buch doch einmal beiseite: die Freude an der Frische, Kraft, Unbefangenheit, an der ausdrucksvollen, stimmungsreichen Schilderung der derben Lebenslust, dem Überströmen der ungezügelten Natur kann doch nicht recht aufkommen wegen anderer ernsten Bedenken. Wenden wir einem anderen Gebiete seiner Kunst uns zu. Wie er die Natur seines Heimatlandes lieb hat, so auch seine Geschichte. Eine nicht geringe Anzahl der alten prächtigen Sagen und Geschichten aus Schleswig-Holsteins vergangenen Tagen hat Platz gefunden unter seinen Dichtungen. Ungerne nur verzichte ich darauf, einige dieser Erzählungen bei dieser Gelegenheit Ihnen mitzuteilen. Es würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, um so mehr, als nicht ganz kurze einleitende Bemerkungen zum Verständnis nötig wären. Bleiben wir daher bei der neuen Zeit. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Soldatenlust und Kampfesfreudigkeit Liliencron dem Rufe seines Königs ins Feld gefolgt ist. Was er in jener gewaltigen Zeit äußerlich und innerlich erlebt hat, das hat seinen Niederschlag gefunden in seinen Dichtungen, und das sind die schönsten und reinsten Klänge, die wir von ihm vernehmen. Ob es mir glücken wird, grade das Beste für Sie auszuwählen? Einerlei — hören Sie eins und das andere der kleineren Gedichte dieser Art.

Rückblick.

Eh' mir aus der Scheide schoß
blitz und blank der Degen,
ließ noch einmal Mann und Roß
kurzer Rast ich pflegen.

Und die Hand als Augenschild,
meine Lider sanken,
rasch vorbei, ein wechselnd Bild,
flogen die Gedanken.

Kinderland, du Zauberland,
Haus und Hof und Hecken.
Hinter blauer Wälderwand
spielt die Welt Verstecken.

Weiter nun in bunten Reih'n
zog mein wüstes Leben.
Wenig Thaten und viel Schein,
Windige Spinneweben.

Würfel, Weiber, Wein, Gesang,
jugendrasche Quelle,
und im wilden Wogendrang
schwamm ich mit der Welle.

Doch Dragoner glänzen hell
dort an jenem Hügel.
An die Pferde! Fertig! Schnell
klebt der Sporn am Bügel.

Zügel fest, Fanfarenruf,
donnernd schwappt der Rasen.
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
an den Feind geblasen.

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
kann den Arm nicht sparen,
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
hab' ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
flatternder Standarten.

Täuschend gleicht des Feindes Flucht
tollgehetzten Hammeln.
Freudig ruft in Wald und Schlucht
mein Signal zum Sammeln.

Schweiß und Blut an Stirn
und Schwert,
laß es tropfen, tropfen.

Dankbar muß ich meinem Pferd
Hals und Mähne klopfen.

Nächtens dann beim Feuerschein
nach des Kampfes Mühe
fielen mir Gedanken ein
aus des Tages Frühe.

Schwamm ich viele Jahre lang
steuerlos im Leben,
hat mir heut' der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben.

Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
ade, ade, du Heimatwelt —
und beugt das Haupt und ist verschieden.

Nach diesem sehr ernsten dürfte ein heiteres, freundliches Erinnerungsbild aus jenen Tagen nicht unwillkommen sein.

Die großen Feuer werfen ihren Schein
hellodernd in ein lustig Biwaktreiben.
Wir Offiziere saßen um den Holzstoß
und tranken Glühwein, sternenüberscheitelt.
So manches Wort, das in der Sommernacht
im Flüstern oder laut gesprochen wird,
verweht der Wind, begräbt das stille Feld.
Die Musketiere sangen: „Stra—a—ßburg,
o Stra—a—ßburg"... da fühlt' ich eine Hand,
die leise sich auf meine Schulter legte.
Ich wandte rasch den Kopf und sah den Lehrer,
bei dem ich, freundlich aufgenommen, gestern
Quartier gehabt; der nun, verabredet,
mit seinem Töchterchen gekommen war.
Ein Mädel, jung gleich einer Apfelblüte,
die niemals noch der Morgenwind geschaukelt.
Der Alte mußte neben uns sich setzen,
und während ihm das Glas die Freunde füllten,
führt' ich, von allem ihr Erklärung gebend,
das Mädchen langsam durch die Lagerreihen.
Sie sprach kein Wort, doch lautlos sprach
ihr Mund,
ihr Lächeln und ihr staunend großes Auge.
Wie schön sie war, wenn sie beim Feuer stand,
und rote Funken knisternd uns umtanzten.
Es hob sich die Gestalt vom dunklen Himmel,
scharf ausgeschnitten aus dem schwarzen
Rahmen.
Und einmal, als Soldaten, ausstaffiert
als Storch und Bär, uns ihre Künste zeigten,
da lehnte flüchtig sie, beinah erschrocken,
an meine Brust ihr frommes Kinderantlitz.
Wir traten zögernd dann den Rückweg an.
Es stahl der Mond sich eben in die Bäume,
und in der Ferne bei den Doppelposten
fiel, dumpf verhallend durch den Wald,
ein Schuß.
Wir gingen Hand in Hand,
und so, halb stehend, halb im Weiterschreiten,
bog ich mein Haupt hinunter zu dem ihren.
Ich fühlte, wie die jungen Lippen mir
entgegenkamen, und ich seh' noch heut'
ihr dunkles Auge in die Sterne leuchten...
Als längst der Alte mit ihr weggegangen,
saß ich im Kreise meiner Kameraden
und dachte voller Sehnsucht an das Mädchen,
bis mir zuletzt die schweren Lider sanken.
Mein treuer Bursche trug mich in mein Zelt
und deckte sorgsam mir den Mantel über.
Seitdem bin ich durch manches Land gezogen,
doch unvergessen bleibt mir jene Nacht.

Der große Krieg geht seinen Gang weiter. Der Tag von Sedan bringt den Frieden nicht, wie viele gedacht haben. Das Blut der Gefallenen rinnt nicht mehr hinab in das grüne Gras; es tropft auf den weißen Schnee

in den Kämpfen vor Paris, in den großen Schlachten des Dezember und des Januar. Aber der Sieg bleibt dem deutschen Heere, und am 18. Januar 1871 wird das neue deutsche Reich geboren in der Stunde, da König Wilhelm im Schlosse zu Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen wird. Den folgenden Tag kämpft General Göben im Norden bei St. Quentin siegreich gegen die Franzosen. An dieser Schlacht nimmt auch unser Dichter teil. Da kommt ein Johanniter herangesprengt und ruft:

Gestern ward unser greiser, großer König
Kaiser.
Und zum Salute donnern die Batterieen
den Kaisergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrieen
den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.

Scheu schielt aus gelb gesäumter Wolkennacht
zum ersten Mal die weiße Wintersonne,
und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
bis auf die fernst marschierende Kolonne —
daß hoch mein jung Soldatenherze schlug
in Wonne.

Alle Anstrengungen, die Hauptstadt Frankreichs zu retten, sind vergeblich: Paris fällt. Und endlich, nach General Werders Heldenkämpfen an der Lisaine vom 15—17. Februar muß Bourbaki mit der letzten französischen Armee Zuflucht suchen in der Schweiz. Die Kraft Frankreichs ist gebrochen. Der Krieg ist zu Ende, die deutschen Heere dürfen in die Heimat ziehen. Deutschland feiert sein Siegesfest.

Flatternde Fahnen
und frohes Gedränge,
Fliegende Kränze
und Siegesgesänge.

Schweigende Gräber,
Verödung und Grauen,
Welkende Kränze,
verlassene Frauen.

Heißes Umarmen
nach schmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
gestorbene Thränen.

Es wird wohl Zeit, verehrte Zuhörer, an den Schluß zu denken. Nur einige Schritte noch lassen Sie uns mit unserem Freunde thun, um zu hören, wie er in der Friedenszeit zurückdenkt an die durchlebten Kämpfe, immer bereit, auf's Neue dem Rufe seines Kriegsherrn zu folgen, wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Bisweilen ist es mir, als ob ich höre
die Trommeln wirbeln und den Ruf der Hörner.
Und siegestrunken bricht aus tausend Kehlen,
es klingt zu mir aus ungemess'nen Fernen,
ein brausend Hurra jauchzend zu den Sternen.

Bei Sommeranfang sieht er die Syringen blühen. Sie wollen ihm den Gruß eines Toten bringen, eines Kameraden, den er am Tage der Schlacht nach heißem Ringen tot in einem Garten fand, „beschattet still von blühenden Syringen." Bei dem lieblichen Anblick einer Sommerlandschaft muß er zurückdenken an die das Land verwüstenden Stürme des Krieges:

Ich stand an eines Gartens Rand
und schaute in ein herrlich Land,
das, weit geländet, vor mir blüht,
drin heiß die Erdensonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
mein Wirt und ich am Apfelbaum,
wir lauschten einer Nachtigall,
und Friede, Friede überall.

Ein Zug auf fernem Schienendamm
kam angebraust. Wie zaubersam!
Er brachte frohe Menschen her
und Güterspenden, segenschwer.
Einst sah ich den metallnen Strang
zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
war damals aufgewühlter Grund.

Ja, wohl dem Lande, das des Friedens sich erfreuen kann. Aber darum soll jeder, der die Waffen zu führen vermag, auch bereit sein, dem Friedensstörer entgegenzugehen. Auch der Dichter will dann nicht zurückbleiben. In seinem Walde steht er unter seiner Buche und dankt dem treuen, verschwiegenen Freund für manche Stunde schöner Einsamkeit.

An deinen Stamm lehnt' ich mich oft,
Und meine Hand griff hinauf
in dein Geäst,
und liebevoll zog einen Zweig ich
zu mir herunter:
du grünes Blatt,
kühle die Stirn,
die oft so heiße Stirn
mir immerdar;
rausche, rausche,
daß ich den Plunder der Welt nicht
vernehme.
verstecke mich,
verstecke meine Einsamkeit.

Da dringen wohlbekannte Klänge an sein Ohr. Und wie er hinaustritt ins Freie, sieht er Soldaten im Manöver.

Wie mir das Herz sehnsüchtig schlägt:
war ich doch oft dabei.

Ein Regiment roter Husaren jagt daher und ihnen voran kein Geringerer als der Kaiser selbst.

Und tief verneig' ich mich
vor meinem kaiserlichen Herrn.
Schütze den Frieden, o Herr;
des reifenden Roggenfeldes
bringenden Segen schirme du,
so lange du es vermagst:
laß dem Kohlgarten
der ärmlichen Heidekate
sein spärlich Gedeihen,
sein kümmerlich Fristen,
so lange es in deiner Kraft steht.
Haß aber, Neid und Mißgunst
sind unausrottbare Raubtiere:
und bis ans Ende der Dinge
wird unter uns Menschen auf Erden
das Kriegsbeil
nicht vergraben werden.
Wenn denn:
— — — — — — — —
dann, dann, o Herr,
laß mich reiten in deinem Gefolge.
— — — — — — — —
Nicht unerprobt ist mein Arm.
In Feldzügen und Schlachten
holt' ich mir Narben;
in Feldzügen und Schlachten
mit jauchzender Seele:
für dein Herkulesgeschlecht,
für das Vaterland. —

Nicht ich, unser Dichter soll das letzte Wort haben in diesem Vortrag. Es ist die Abendstunde jenes Tages im März 1888, da der Leichnam des großen Kaisers nach der letzten Ruhestätte gebracht wird.

Viel Tausende haben sich aufgemacht
in stürmischer, schneeiger Winternacht.
Die Menge staut sich, steht Fuß an Fuß,
dem Kaiser zu danken mit letztem Gruß.
— — — — — — — — — —
„Laßt mich durch, die Gasse mir aufgethan,
laßt mich durch, laßt mich durch, sonst brech'
ich mir Bahn!
Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
Bei Gravelotte, spät war die Stunde,
der König! rief es in weiter Runde,
und jauchzend hemmten wir seinen Zügel,
bedeckten mit Küssen Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
sein Auge tropft, seine Lippe bebt —
mit ihm, mit ihm hab' ich's durchgelebt."

Aus der Schlacht bei Idstedt.

Die Kämpfe im Zentrum.

Von **J. Butenschön**, Lehrer emer. in Hahnenkamp.

Der im Juli-Heft der „Heimat" veröffentlichte Artikel des Herrn Amtsvorstehers Schümann veranlaßt mich, auch einige Mitteilungen zu machen über die Vorgänge im Zentrum unserer Schlachtlinie, um uns an Thatsachen klar zu machen, wie es um uns stand, als wir auf Befehl des Führers der schleswig-holsteinischen Armee den Rückzug antraten. — Zuerst denn über das Vorpostengefecht am 24. Juli. Die Avantgarde bestand aus dem 1., 8. und 15. Bataillon und dem 3. Jägerkorps. Letzteres war bereits im Gefecht im Poppholz bei Helligbek, als das 1. Bataillon Befehl erhielt, vorzugehen. Die Jäger zogen sich zurück, als wir um $1^1/_2$ Uhr nachmittags in das erste Treffen vorrückten. Als wir westlich von der Chaussee über das Büchmoor hinweg in der Richtung nach Helligbek mit der 3. Kompanie vorwärtsgingen, begann die Artillerie des Feindes, die in der Nähe des Poppholzes ihre Stellung hatte, mit Granaten und Vollkugeln auf unsere Kolonne zu feuern, aber es gelang uns, ohne Verlust über den Helligbek-Krug hinaus vorwärts zu dringen. Als wir nördlich von dem genannten Wirtshause in einer Haferkoppel ausgeschwärmt waren, entspann sich ein heißes Tirailleurgefecht, da der Feind hier bedeutende Streitkräfte entwickelte und wir schwere Verluste erlitten. Als wir in der Haferkoppel in Schützenkette fochten, wurde meinem Nebenmann (Schlössermann aus Altona) von den dänischen Scharfschützen die Helmspitze abgeschossen, und als wir uns eine Strecke zurückziehen mußten, erhielt er durch einen Schuß eine Verwundung im Fersengelenk. Bis abends 8 Uhr hatten von unseren Truppen 3 Bataillone und 8 Geschütze (das 1. und 15. Bataillon und das 3. Jägerkorps; das 8. Bataillon war in Reserve geblieben) gegen 10 Bataillone und 4 Geschütze des Feindes 8 Stunden lang mit Ausdauer gefochten, und der Verlust der 3 Bataillone hat wohl etwa 150 Mann betragen. Das Gefecht blieb am Abend in Helligbek stehen, und als wir uns in Ordnung zurückgezogen hatten, kam Oberst Gerhard zu uns und sagte, daß er während des Kampfes uns fortwährend beobachtet und wahrgenommen habe, daß wir uns brav gehalten hätten. „Aber morgen," fügte er hinzu, „wird die Entscheidungsschlacht stattfinden, und dann: entweder — oder!" Das 1. Bataillon lagerte ungefähr 2000 Schritte südwärts von Helligbek an beiden Seiten der Flensburger Chaussee. Spät abends, bevor wir uns nach überstandenem heißen Tageswerk zur Ruhe begaben, spielte die Bataillonsmusik unser Nationallied, während die Wachtfeuer des Feindes vor dem Poppholz entlang emporloderten, was bei uns die kriegerische Stimmung erhöhte. Wir waren in jener Abendstunde fröhlichen Mutes, was sich auch dadurch äußerte, daß auf dem hohen Kamp noch lustige Tänze aufgeführt wurden, als die Klänge des Schleswig-Holstein-Liedes hinübergetragen wurden nach dem vom Feinde besetzten Gehölz. Nachdem wir dann vor dem Schlafengehen unser Gesicht gewaschen und ein wenig gegessen und getrunken hatten, verfügten wir uns zur Ruhe. Unser Nachtlager hatten wir in einem trockenen Wallgraben, Mann an Mann in langer Reihe, südlich vom Büchmoor. — Die feindlichen Truppenteile hatten an jenem Tage nicht unbedeutend gelitten, denn es heißt im dänischen Rapport: „Die 5. Brigade löste die am Gefechte beteiligte Division ab zur großen Erleichterung der 4. und 6. Brigade, welche fast 8 bis 9 Stunden gekämpft hatten und deshalb der Ruhe sehr bedurften." Unser 3. Jägerkorps und das 8. Bataillon erhielten diese „Erleichterung und Ruhe" nicht, sondern bezogen abends die Vorposten. Die 1. und 2. Kompanie des 3. Jägerkorps besetzten die Vorposten westlich von der Chaussee in der

nördlichen Lisiere des Buchholzes bis zur Helligbek, die 3. und 4. Kompanie des 8. Bataillons östlich der Chaussee mit zurückgebogenem rechten Flügel bis zur Niederung. Das 15. Bataillon besetzte Idstedt und stellte Feldwachen links in Verbindung mit dem 8. Bataillon über Röhmke, rechts bis zum Idstedtsee. Die Doppelposten des 3. Jägerkorps und des 8. Bataillons standen nur 500 Schritte von dem feindlichen entfernt und waren daher stark besetzt. — Das 3. Jägerkorps hatte während der Nacht sein Lager in einer feuchten, sumpfigen Moorniederung.

Am 25. Juli. Am frühen Morgen wurden unsere noch im süßen Schlummer ruhenden Truppen an beiden Seiten der Flensburger Chaussee plötzlich geweckt durch den Ruf: „An die Gewehre!" Hannemann war früher aufgestanden als wir und hatte uns der Ordre seines Obergenerals gemäß eine Überraschung bereitet, indem er mit Übermacht unsere auf den Vorposten stehenden Kameraden vom 3. Jägerkorps energisch angriff, im ersten Anlauf warf und auf diese Weise mit seiner Schützenkette so nahe an unsere Lagerstätte gelangte, daß von unserer Mannschaft schon beim Antreten einzelne verwundet wurden. Doch in einem Nu wurden unsere Kolonnen geordnet, schwärmten aus und trieben den vorgedrungenen Feind in das vor uns liegende Büchmoor und darüber hinaus bis Helligbek. Mancher Däne wurden in diesem Moor niedergestreckt, und wir trafen beim Vorwärtsdringen reihenweise die gefallenen Feinde, getroffen von unseren Spitzkugeln. Aber der dichte Nebel, der am Vormittage in der ganzen Gegend lagerte und sich bald darauf in einen anhaltenden Regen verwandelte, verhinderte jede Übersicht. Es kam sogar vor, daß, als die Schützenkette des 1. Bataillons bis nahe vor Helligbek vordrang, unsere Artillerie unsere Soldaten für Feinde hielt und sie mit Bomben nnd Granaten beschoß, bis sie schnell auf ihren Irrtum aufmerksam gemacht wurde. — Das Gefecht an der Chaussee wurde im Laufe des Vormittags mit günstigem Erfolge fortgesetzt, und hier hielt die Avantgarde ihre Position. In den Vormittagsstunden fand im Zentrnm ein heftiger Artilleriekampf statt. 37 unserer Geschütze waren aufgefahren; sie feuerten mit Granaten, Kartätschen und Schrapnells und hielten den Feind vollständig in Schach. Wenn sich feindliche Infanteriekolonnen zum Vorgehen sammelten, so wurden sie durch Granaten- oder Schrapnellschüsse schnell zurückgewiesen. Oberst v. Wissel bemerkt darüber, daß die dänische Artillerie schnell und ohne besonderen Nutzen feuerte, denn ihre vielen Granaten platzten meistens zu früh; unsere Artillerie dagegen feuerte ruhig und langsam. Der dänische Rapport sagt, der Artilleriekampf habe ungefähr 1½ Stunden gedauert, ohne daß es gelungen wäre, das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen. — An der Chaussee wurden in der Zeit von 9 bis 12½ Uhr von den Dänen gar keine ernstlichen Versuche gemacht, die Position am Westergehege zu nehmen. Man sammelte und ordnete die Infanterie, was auch von uns während des Artilleriekampfes — als das Gewehrfeuer fast verstummte — hätte geschehen können und sollen, denn einzelne Bataillone waren im Laufe des Vormittags mehr oder weniger in der Feuerlinie vermischt worden, also nicht geordnet. — Sehen wir nun, was in Idstedt, dem Knotenpunkte des Schlachtfeldes, geschah während der Zeit, als die Avantgarde an der Chaussee ihre Position behauptete.

Das 15. Bataillon, das am Abend vorher der Avantgarde angehörte, war der 4. Brigade wieder zugeteilt worden und hatte das Dorf Idstedt besetzt gehalten. Gegen dieses führte der Feind seine 5. Brigade und ging schon um 2½ Uhr zum Angriff über. Bis 4¼ Uhr hielt jenes Bataillon das Dorf, mußte es dann aber räumen, weil ihm die Munition ausgegangen war, und sich auf das Westergehege zurückziehen. Idstedt ward sogleich vom Feinde an allen Ecken in Brand gesteckt, weil er zur Behauptung des Ortes sich nicht stark genug

fühlte, da die Avantgarden-Brigade, gegen Helligbek und Idstedt vordringend, seinen rechten Flügel bedrohte, und das bereits erwähnte heftige Artilleriefeuer schon seine auf der Chaussee vorrückenden Massen zum Verlassen des Weges und zum Aufsuchen einer gedeckten Stellung westlich davon gezwungen hatte. Während nun sein rechter Flügel dem brennenden Dorfe gegenüber stand, um dessen Besitz er fortwährend kämpfte, und es erst einnahm, als er zwei Bataillone zur Verstärkung herangezogen hatte, war sein linker Flügel am rechten Ufer des Idstedt-Sees durch das schmale, dichte Untergehölz vorgedrungen und hatte daraus die vorgeschobenen Posten des 4. Jägerkorps zurückgedrängt. Auf der neben dem Holze gelegenen Anhöhe war eine Granatbatterie aufgefahren und damit das Gefecht gegen das Gruder Gehölz eröffnet worden. Eine halbe Batterie, kommandiert von Hauptmann Crause, der durch einen der ersten feindlichen Schüsse getötet wurde, war aufgefahren worden zur Verteidigung des Übergangs am Idstedt-See, zog sich aber gegen das Westergehege zurück und behauptete hier ihre Stellung. Mit Ausdauer und großer Tapferkeit hatte das 4. Jägerkorps die Gruder Hölzung verteidigt und alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen. — Im Zentrum hatte das 2. Bataillon das Buchholz und die Ziegelei, das 1. Jägerkorps die Übergänge über die Helligbek bei Engbrück und Bollingstedt besetzt. Das 12. Bataillon mit einer halben Batterie ward zur Unterstützung nach dem Büchmoor gesandt. Dem Feinde gelang es anfangs, mit bedeutenden Kräften nach heißem Gefecht das Unterholz bei Engbrück und die Ziegelei zu nehmen, aber durch zweimaligen Bajonnettangriff des 1. Jägerkorps wurden das verlorene Gehölz und die Ziegelei wieder genommen und der Feind mit großem Verlust zurückgeschlagen. Damit war der rechte Flügel der feindlichen 5. und 6. Brigade, die auf Ahrenholz und den Langsee hatten vordringen sollen, um 6 Uhr vollkommen geschlagen und hatten sich auf die Chaussee, in der Höhe von Helligbek, zurückziehen müssen. Um diese Zeit hatte auch die Brigade Abercron auf dem äußersten rechten Flügel den Feind zurückgeworfen bis nach Böcklund. Um 6 Uhr ging auch v. d. Horst mit der 7. Brigade vor zum Angriff in Ober-Stolk; er schlug und zersprengte die 2. dänische Division, und dort endete der Kampf mit einer vollständigen Niederlage des Feindes. — Aber die 6. Brigade blieb stundenlang unthätig, obgleich die vier kampfgeübten Bataillone (5., 6., 7. Bataillon und 2. Jägerkorps) mit ihren durchgängig tüchtigen Offizieren dem Befehle zum Vorwärtsgehen sehnsüchtig entgegensahen; aber solcher Befehl kam leider nicht.

Willisen hatte nun der 4. Brigade den Befehl erteilt, das Dorf Idstedt zu nehmen und sich jenseits mit der 3. Brigade zu vereinigen, um dann gegen die Chaussee vorzudringen. Dieses von Willisen befohlene Unternehmen konnte mit zwei Bataillonen nicht ausgeführt werden; denn es genügte nicht, die feindliche Stellung zu durchbrechen, sondern man mußte sie gänzlich über den Haufen werfen, wozu aber eine so unbedeutende Gegenmacht, ohne alle Reserve, nicht als ausreichend betrachtet werden konnte. Das Dorf Idstedt bot nirgends Deckung für die Angreifenden wegen des allgemein gewordenen Brandes. Der Feind hatte hier fünf Bataillone in Thätigkeit, von denen zwei gegenüber im Nordosten, dicht am Rande des Dorfes standen, eins den jenseitigen Ausgang beobachtete, während auf der Südseite noch zwei Bataillone in gerader Front gegen den Ausgang postiert waren. Eine feindliche Granatbatterie richtete von Röhmke aus auch noch ihr Feuer auf Idstedt. Die beiden Bataillone (das 13. und 14.) erlitten starke Verluste. Hätten sie mit dem Bajonett sich auf den Feind stürzen wollen, so wären beide Bataillone gänzlich aufgerieben worden, ehe sie ihr Ziel erreichten, da sie von allen Seiten, in der Front und auf den Flanken, beschossen wurden. Der Feind schlug die beiden Bataillone gänzlich, und diese mußten sich nach

schwerem Verlust zurückziehen, und konnten sich erst vor dem Westergehege sammeln.

Dennoch stand die Schlacht im Zentrum keineswegs schlecht. Der Feind, der den Angriff des 13. und 14. Bataillons zurückgeschlagen hatte, drängte nur schwach nach und verfolgte seinen Sieg nicht über Idstedt hinaus, ja, es hatte um 7 Uhr schon den Anschein, als rüste er sich zum Rückzuge. General v. Krogh hatte infolge der Niederlage bei Stolk an sämtliche Brigaden den Befehl ergehen lassen, nicht mehr offensiv vorzugehen. Im Zentrum drängte der Feind nicht mehr; seine Kolonnen standen zurückgezogen in weiter Entfernung; nur die Artillerie und die Schüsse der Schützenketten erinnerten an die Fortdauer der Schlacht. Willisen war aber leider nach dem mißglückten Angriff auf Idstedt völlig plan- und ratlos, die widersprechendsten Pläne durchkreuzten seine Gedanken, die widersprechendsten Befehle wurden erlassen. Bald wollte er den Angriff erneuern, aber im nächsten Augenblick sich zurückziehen. Also der Angriff zweier Bataillone hatte seinen Zweck nicht erreicht, aber die übrigen 18 Bataillone hatten bis dahin sich mit Ausdauer behauptet und Erfolge errungen; dennoch verzweifelte er am Siege! Der feste, entschlossene Wille fehlte, sonst wäre der Sieg errungen gewesen!

Willisen befahl den Rückzug, obgleich Oberst v. Wissel, dem dieser Befehl ganz unerwartet kam, erklärte, daß er mit der Artillerie allein den Feind abzuhalten vermöge. Auch Oberst Gerhardt, Kommandeur der Avantgarde, hatte erklärt, daß er seine Stellung behaupten könne. — Am linken Flügel wollten unsere Truppen zur Offensive übergehen, als diese Absicht durch den erteilten Befehl zum Rückzuge verhindert wurde.

Nun wollen wir uns die letzten Vorgänge im Zentrum (kurz vor dem Rückzuge) vergegenwärtigen. Die Avantgarde behauptete bis dahin (12 Uhr mittags) ihre Position an beiden Seiten der Chaussee, nördlich vom Idstedt-Krug, ohne vom Feinde gedrängt zu werden. Die Artillerie war der Ordre gemäß abgefahren, nur vier Geschütze der 6pfündigen Batterie unter Hauptmann Seweloh feuerten noch hart westlich an der Chaussee auf die dänischen Kolonnen. Das 1. Bataillon, bei dem Verfasser stand, wurde zu der Zeit garnicht ernstlich angegriffen, aber es wurde zurückkommandiert, nahm Aufstellung beim Idstedt-Krug und marschierte von dort zurück. Das 3. Bataillon wurde vorgeschickt, und wir waren der Meinung, daß es die von dem 1. Bataillon geräumte Position besetzen und verteidigen solle; aber bevor es diese Aufgabe erfüllen konnte, hatten die Kolonnen der dänischen Leibgarde sich bereits in Bewegung gesetzt und waren mit ihren Tirailleurs vorgedrungen.

Thatsache ist es also, daß die Garde, die einzige Reserve des Feindes, erst dann zum Angriff vorrückte, als unsere Armee auf Befehl den Rückzug antrat. Von Infanterie waren in jener verhängnisvollen Stunde vom 1. Bataillon nur die Tirailleure, die in der Schützenkette das Rückzugssignal nicht vernommen hatten, zurückgeblieben, sowie Jäger vom 3. Jägerkorps, die ihre Munition verschossen hatten. Das 3. Bataillon war freilich nach dem Rückzuge des 1. Bataillons vorgegangen, kam aber gleich im Laufschritt zurück. Hauptmann Seweloh hat beim Anrücken der Garde noch auf 500 Schritt mit Kartätschen gefeuert, aber da seine Geschütze fast gar keine Bedeckung von Infanterie hatten, so war es für die Garde keine schwere Aufgabe, bis zu der Batterie zu gelangen. Rittmeister Kendell, der mit seiner Schwadron Dragoner in einer Senkung hielt, machte noch eine Attacke auf den Feind, jagte ihn über den Knick, empfing dann aber Feuer der Garde und mußte zurück, und so wurde das von Infanterie entblößte Zentrum an der Chaussee vom Feinde genommen. Der Feind schoß mit seinen Raketen den Idstedt-Krug in Brand; hoch loderten die Flammen empor, als ein Zeichen, daß unser Zentrum gewichen war. In erbitterter Stimmung

traten wir unseren Rückzug an in der Überzeugung, daß das Vorgehen der Garde nicht den Zweck hatte, das Zentrum zu nehmen, sondern daß es nur einen geordneten Rückzug ermöglichen sollte. Man rief uns zu: „Schleswig-Holsteen is in Buddel!" Als einmal auf dem Rückzuge im 1. Bataillon Unordnung entstand, wurde diese von Major Wittich sofort gehemmt, indem er kommandierte: „Auf das Gewehr!" und so marschierten wir eine Strecke im Parademarsch. Das machte doch nicht den Eindruck einer geschlagenen Truppe! Und das waren Soldaten, die von morgens vier Uhr im Gefecht gewesen waren und bereits am Tage vorher heiß gekämpft hatten. Wir gaben auf unserm Rückzuge die letzten Schüsse ab, als feindliche Dragoner sich blicken ließen, die sofort kehrt machten. Ungestört, von keinem Feinde belästigt, erreichten wir spät abends Sorgbrück, wo wir uns ermüdet in den Sand niederwarfen und fast augenblicklich einschliefen. — Aber schlimmer als wir haben es damals die Kameraden von der 2., 3. und 4. Brigade gehabt, die auf ihrem Rückzuge über Missunde geführt worden sind. Obgleich kein Feind sich hat blicken lassen, hatte Willisen es dennoch angeordnet, daß die vom Schlachtfelde zurückgekehrten Truppen die ganze Nacht ununterbrochen haben marschieren müssen und in Seheſtedt morgens 8 Uhr völlig aufgelöst angekommen sind. Im Stehen, Reiten und Fahren ist alles eingeschlafen, Menschen und Pferde! Und warum diese Eile? Damit Willisen so schnell wie möglich die Festungsmauern Rendsburgs erreichte!

Die Photographie
im Dienste der Landes- und Volkskunde.

Über die Dienste, welche die Photographie der Landes- und Volkskunde leisten kann, sind uns mehrere Einsendungen zugegangen, die wir zwar nicht alle vollständig aufnehmen können, aus denen wir aber nachfolgende Anregungen unsern Lesern vorlegen.

1. Herr Ingenieur Alfred Paris in Rathenow schreibt: Ich möchte die Leser unserer „Heimat," die sich als Amateure der Photographie widmen, auf eine Bewegung hinweisen, die insbesondere in Sachsen in letzter Zeit gepflegt worden ist, und die allen Amateurphotographen, die vielfach ohne besonderen Zweck reine „Ansichtsbilder" fertigen, eine zweckdienliche Ausübung ihrer Kunst an die Hand giebt.

Es handelt sich hier um die Anwendung der Photographie auf die Volkskunde.*) Welcher Gewinn läßt sich nicht für diese erzielen, wenn unsere Amateure versuchen wollen, charakteristische Merkmale unserer engeren Heimat bildlich festzuhalten! Gerade hier vermag die Photographie als eine rein objektive Darstellungsmethode Hervorragendes zu leisten durch naturgetreue Wiedergabe, frei von jeder subjektiven Auffassung eines zeichnenden oder malenden Individuums; durch diese Bilder kann unendlich viel von den charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Volksstammes in Tracht und Gebaren, in Sitten und Gebräuchen überliefert werden, und auch von technischen Fertigkeiten, von Kunstsinn und Kunstfertigkeit können diese Aufnahmen ein untrügliches Zeichen geben. Eigentümlich ist, daß erst jetzt auf diese Punkte hingewiesen wird; doch erklärt sich dies

*) Das Folgende ist unter Benutzung des H. Schnaußschen Aufsatzes darüber aus dem „Apollo" Nr. 65, 1898 mit Erlaubnis des Verfassers zusammengestellt worden.

aus der Natur der Sache. Denn der Einzelne, wenn er nicht über große Mittel verfügt und viel, sehr viel Zeit darauf verwendet, vermag hier wenig zu erreichen. Es muß eine Gesamtheit sein, die systematisch das sammelt und ordnet, was die einzelnen zusammentragen, und das Material muß auch so gesammelt werden, daß ein allgemeiner Nutzen daraus entsteht. Das gelegentliche Sammeln solcher Bilder, die mehr oder weniger durch Zufall entstanden sind, würde für die Volkskunde nicht von großem Nutzen sein.

Es ergiebt sich also, daß, um einen Erfolg zu sichern, eine Zentralstelle mit fachkundiger Leitung die Organisation einleiten und ständig überwachen, auch Sorge tragen muß, daß nun das gesammelte Material systematisch geordnet und so einer einheitlichen Bearbeitung zugänglich gemacht wird.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat die Dresdner Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie ein Unternehmen ins Leben gerufen, das freudig zu begrüßen ist; sie beabsichtigt in Dresden eine Sammlung von Photographien zu veranstalten, die alles enthalten soll, was für die sächsische Volkskunde von Wichtigkeit und Bedeutung ist, und hat sich zu diesem Zwecke mit dem „Verein für sächsische Volkskunde," der bereits eine ansehnliche Sammlung einschlägiger Bilder besitzt, ins Einvernehmen gesetzt. In dem Museum im königlichen Palais (im Großen Garten) soll die zu schaffende Sammlung als „Stiftung der Dresdener Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie" untergebracht werden. Die Verwaltung und Instandhaltung übernimmt gleichfalls der Verein für sächsische Volkskunde. Das Übereinkommen ist für beide Teile sehr ersprießlich, denn die Gesellschaft für Förderung der Amateurphotographie erhält so einen Ort und Platz, wo sie ihre Sammlungen gut unterbringen kann, und der Verein für Volkskunde bekommt auf diese Weise eine wertvolle Sammlung von außerordentlich geeignetem Material.

Der Vorteil, den aber der Amateur von der Sache hat, das Bewußtsein, an einem gemeinnützigen Unternehmen dieser Art mitzuwirken, muß jeden Amateur mit Genugthuung erfüllen; es kann ihm nur lieb sein, zu wissen, daß die Früchte seiner Arbeit auf lange Zeit hinaus sorgsam aufbewahrt, von zahlreichen Forschern betrachtet und noch von kommenden Geschlechtern als Anschauungs- und Belehrungsmaterial benutzt werden. Es wird ihm dadurch Gelegenheit geboten, sich an der Lösung einer Kulturaufgabe zu beteiligen, deren segensreiche Folgen, wenn auch erst in späteren Jahren, viele dankbar anerkennen werden. Dazu kommt aber noch ein praktischer Vorteil. Der Vorstand des Vereins für sächsische Volkskunde (den Vorsitz führt z. Zt. Herr Generalmajor Freiherr v. Friesen) wird allen, die sich an dem Unternehmen zu beteiligen wünschen, eine Karte ausstellen, durch die sie sich den über das ganze Königreich Sachsen zerstreut wohnenden Pflegern des Vereins gegenüber zu legitimieren vermögen, welche letzteren ihnen Zutritt zu verschiedenen Baulichkeiten und Anlagen (Kirchen, Schlössern, Gärten usw.) verschaffen werden, die der Camera prächtigen Stoff bieten und die für gewöhnlich nicht zugänglich sein würden. Diese Legitimationskarte würde also gewissermaßen ein Äquivalent sein für die dem Museum gelieferten Bilder.

Die Dresdener Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie will nun eine „Nationale Vereinigung für Photographie im Dienste der sächsischen Volkskunde" gründen, der alle diejenigen beitreten sollen, die sich regelmäßig an den gestellten Aufgaben beteiligen würden. Das Normalformat für die Photographien soll 18 × 24 sein; kleinere Bilder werden so viele zu einem Karton zusammengestellt, bis dies Format erreicht ist. Die Hauptsache ist, daß die Gegenstände recht groß und deutlich abgebildet werden.

Auf das Herstellen der Bilder ist nun große Sorgfalt zu verwenden, da eine

lange Dauer natürlich erstrebt wird. Infolgedessen würden Platin- oder Pigmentdruck am geeignetsten sein. Doch da nicht gerade sehr viele Amateure mit diesen Verfahren vertraut sein werden, so werden auch Silberabzüge angenommen, die gut zu fixieren und auszuwaschen sind. Zwei Exemplare davon sind unaufgezogen einzuliefern; im Museum werden die Bilder dann aufgezogen und geordnet.

Was nun die aufzunehmenden Gegenstände anbelangt, so hat für Sachsen Herr Kunstmaler O. Seyffert ein Programm ausgearbeitet; ich lasse es hier folgen, indem ich es so abändere, wie es wohl für unsere „Heimat" maßgebend sein dürfte:

Typische und charakteristische Gegenstände sind zu bevorzugen, in erster Linie aber solche Aufnahmeobjekte, die im Begriffe sind zu verschwinden, wie alte Bauernhäuser, ältere Stadtteile, die vor dem Abbruch stehen, Volkstrachten usw.; insbesondere wären hier die Halligen zu allererst mit zu berücksichtigen.

1. Typische Landschaftsbilder: Strandbilder der Ost- und Nordsee, Marschweiden, Köge, Moor und Heide, die verschiedenen Typen der Anlage von Dörfern und Flecken von höher gelegenen Punkten aus, Hünengräber, Seelandschaften des östlichen Holsteins, landschaftlich bemerkenswerte Gegenden usw.

2. Malerische Häuseransichten, Hausinschriften über den Thüren, schönes Fachwerk, Typen unserer verschiedenen Bauernhäuser und ihrer besonderen Merkmale, Straßenansichten, der Dorf- oder Marktplatz, Rathaus, Förstereien, Schenken, Kirchen, der Kirchhof (Grabkreuze und Denkmäler), Pfarrhaus, Schule, Schlösser, Ruinen usw. Ebenso dürften die Aufnahmen von Ansichten der Städte und Dörfer der Provinz einen außerordentlichen Wert in zukünftigen Zeiten erlangen. Photographien von Bauten neueren Stils, Villen, öffentlichen Gebäuden werden als Kontrast zu den oben genannten Bildern von großer Wichtigkeit sich erweisen.

3. Aber es ist nicht nur erwünscht, das Äußere von Gebäuden im Bilde zu besitzen, hoch willkommen ist auch, zumal dies bisher wohl wegen der sich einstellenden Schwierigkeiten noch wenig geschehen ist, das Aufnehmen des Innern eines Bauernhofs, einer Stube, einer Kirche; im Hause befinden sich wohl noch bemalte und geschnitzte Schränke, Truhen, Himmelbetten, altes Haus- und Wirtschaftsgeräte (Mangelbrett, Spinnrocken); die verschiedenen Gewerke geben bei ihrer Arbeit als Staffage eines Interieurs höchst dankbare Genrebilder, z. B. der dreschende Landmann, der Schreiner 2c.

4. Familienaufnahmen, Charaktertypen bei Hochzeiten (Hochzeitsbitter, Brautpaar, Brautjungfern), bei Kindtaufen und Begräbnissen, sodann spielende Kinder in Ausübung der verschiedenen Kinderspiele.

5. Volkstrachten und Verwandtes. Auf die Volkstracht ist, wie schon erwähnt, ein großes Gewicht zu legen, zumal sie sich mehr und mehr verliert. Malerische Studien geben: Jäger, Schiffer, Fischer, Fuhrleute, Hirten, arbeitende Bauern, Militärs, Landleute auf dem Gange zum Markt, Typen bei besonderen Volksfesten, wie bei Kindergilden, Schützengilden usw., Eisboßeln, Kegelschieben, Jahrmarktsbilder, Schulfeste, Scheibenschießen, Richtfeier bei Neubauten, Umzüge und Festzüge aller Art, Jahr- und Viehmärkte, Manöverbilder.

Ebenso Bilder von großstädtischen und ländlichen Straßentypen: Dienstleute, Briefträger mit Klüverstaken, Straßenkehrer, Hausierer, Müllabfuhrleute, Dienstmädchen, Nachtwächter und sonstige Originalgestalten.

8. Verkehrswesen: Lastwagen, Boote, Schuten, Kutter, Schiffe aller Art, verschiedene Wagen, Droschken, elektrische Straßenbahnen, Postwagen, Frachtfuhren, Dampfstraßenbahnen und Eisenbahntypen, Fähren usw.

Aus dem reichhaltigen Programm ist die große Mannigfaltigkeit des zu bearbeitenden Stoffes zu ersehen. Zur Genüge läßt sich schon erkennen, daß für

viele Fälle zur Momentphotographie geschritten werden muß, weil bestimmte Scenen sich nur durch sie werden festhalten lassen.

Fragen wir nun nach den Zentralstellen in unserer Provinz, die geeignet wären, die Sache leitend in die Hand zu nehmen und zu verfolgen, so wäre wohl die mit reichen Mitteln ausgestattete Gesellschaft zur Förderung der Photographie in Hamburg vielleicht die erste, die hierzu berufen wäre, und die künstlerische Richtung dieser Gesellschaft hat in den Hofmeister'schen Bildern: „Urahne," „In Vierlanden," „Stufenfischer," „Guter Fang," „Im Moor" usw. Bilder gezeitigt, die freilich durch die Manier ihrer vergrößerten Ausarbeitung im Pigmentdruck in erster Linie künstlerisch wirken, die aber auch von großer Bedeutung für die Volkskunde sind, wenn man Abzüge nach den Originalplatten herstellt. Weiter würden die Photographischen Gesellschaften in Kiel und Flensburg wohl auch die Initiative ergreifen, und als Sammel-Zentralstelle würde das Thaulow-Museum in Kiel oder eins der Hamburger Museen in Betracht kommen.

Vielleicht bedarf es nur einer Anregung, um unter den Mitgliedern unseres Vereins und unter den Lesern der „Heimat" ein Interesse für diese Sache hervorzurufen, um so mehr, da die Einrichtungen für Photographie heute für wenig Geld zu beschaffen und auch gute Objektive zu billigen Preisen erhältlich sind.

Zum Schluß will ich nur noch darauf hinweisen, daß von der freien photographischen Vereinigung in Berlin (Vorsitzender Geh. Rat Prof. Dr. Fritsch) in Verbindung mit leitenden Kreisen in Kulm und Görlitz Schritte unternommen worden sind, um gleichfalls die Photographie in den Dienst der Volkskunde zu stellen.

2. In demselben Sinne schreibt ein anderer Leser der „Heimat", Dr. Fock in **Hamburg**, mit Bezug sowohl auf die **Amateur-** als auf die **Berufs-Photographen**: Von Jahr zu Jahr wird die Zahl unserer alten niedersächsischen, eiderstedtischen, dänischen 2c. Strohdachhäuser geringer; neue werden nicht mehr gebaut und so stehen sie auf dem Aussterbeetat; ihr völliges Verschwinden wird nur eine Frage der Zeit sein. Es wäre doch schade, wenn sie verschwänden, ohne daß genaue Bilder von ihnen der Nachwelt aufbewahrt würden, und hierzu ist die Photographie das beste Mittel. Eine Aufnahme des Hauses von außen, bei besonders alten und interessanten, auch einzelner Teile des Innern, z. B. der — schon selten gewordenen — offenen Feuerstellen auf der Diele, ohne daß ein eigentlicher Feuerherd vorhanden ist, wird viel mehr geeignet sein, eine anschauliche Vorstellung zu vermitteln als die ausführlichste Beschreibung. Und wie oft bildet nicht ein so ein stattliches, uraltes, für Jahrhunderte gebautes Bauernhaus oder eine kleine von alten Linden dicht beschattete Räucherkate ein landschaftliches Idyll, das schon allein aus diesem Grunde eine dauernde Fixierung verdiente! Vielleicht ließe es sich machen, daß die „Heimat" eine Anzahl der interessantesten und bestgelungenen Aufnahmen reproduzierte und allen Lesern damit eine Freude machte!

3. Die Schriftleitung bemerkt dazu, daß der letzte Wunsch sehr gern erfüllt werden soll, so weit es unsere Mittel gestatten. Gleichzeitig weist sie noch auf eine Erweiterung des Programms hin, die von Westpreußen her angeregt wird: die **photographische Darstellung alter schöner Bäume**. Solche finden sich auch bei uns, z. B. auf Panker, auf Neudorf, bei Cismar, in Bordesholm, auf Dänisch-Nienhof, auf Wulfshagen usw. usw. Auch ihre Jahre sind gezählt, und es wäre schön, wenn sie nicht verschwänden, ohne im Bilde festgehalten zu sein. Vielleicht trüge die Veröffentlichung solcher Bilder auch dazu bei, daß mancher schöne Baum erhalten bliebe, den man sonst dem Beil überantworten würde.

Johann Jacob Meyer, ein schleswig-holsteinischer Botaniker.

In der Geschichte der floristischen Erforschung Schleswig-Holsteins von Prof. v. Fischer-Benzon (Prahls krit. Flora, Teil II) findet sich S. 37 folgende Notiz: „Meyer, Johann Jacob, Nolte Nov. S. XVIII, stammt aus Altona, Pharmazeut; 1826 wurde er Apotheker in Schönberg in der Propstei; 1836 verkaufte er die Apotheke; über seine ferneren Schicksale ist nichts bekannt. (Briefliche Mitteilung von Apotheker A. Streitwolf in Schönberg.) Mit Nolte stand er in Korrespondenz; sein letzter Brief an diesen ist datiert: Altona, den 12. Oktober 1860."

Das Herbarium dieses Mannes, das ganz vergessen und deshalb auch bei der Bearbeitung der Flora unserer Provinz nicht benutzt worden ist, befindet sich im öffentlichen Museum zu Altona. Bei einer Durchsicht desselben fand ich, daß die Sammlung der schleswig-holsteinischen Pflanzen, die größtenteils von Meyer selbst zusammengebracht worden ist, manches Interessante bietet. So will ich nur Subularia aquatica erwähnen, die er im Passader See gesammelt hat. Bei seinen Zeitgenossen, z. B. bei dem Geologen Meyn, war das Herbarium bekannt wegen der in ihm enthaltenen zahlreichen einheimischen Pflanzen.

Deshalb ist es auch vielleicht von Interesse, etwas über das Leben dieses Botanikers mitzuteilen. Ich habe meine Kenntnis desselben größtenteils aus dem Herbarium selbst geschöpft.

Die ältesten von Meyer gesammelten Pflanzen stammen aus dem Jahre 1814 und sind in der Umgebung von Hamburg gefunden. Es sind meist häufigere Arten, was darauf hindeutet, daß er in diesem Jahre angefangen hat, sich mit botanischen Studien zu beschäftigen. Reicher ist die Ausbeute bereits 1817, wo er die Umgebung von Itzehoe durchstreifte. Im Anfange der zwanziger Jahre finden wir ihn in Dithmarschen und 1823 zum ersten Male in Schönberg. Die nähere und entferntere Umgebung dieses Ortes hat er aufs eifrigste durchsucht und hier den größten Teil seiner schleswig-holsteinischen Pflanzen gesammelt.

Wie schon oben bemerkt, verkaufte er 1836 seine Apotheke und siedelte nach Altona über. Er widmete sich nun ganz der Botanik. Da größere Reisen, von denen später noch die Rede sein wird, ihn in den Sommermonaten von seiner Heimatsprovinz fern hielten, stammen die nach diesem Jahre hier, und zwar meist in der Umgegend von Hamburg-Altona, gesammelten Pflanzen meist aus den Frühlings- und Herbstmonaten und sind nicht sehr zahlreich. Einige Male machte er auch Reisen in die entfernteren Teile der Provinz, 1836 nach Helgoland, 1847 nach Föhr, 1845 bis nach Apenrade.

Mit den schleswig-holsteinischen Botanikern stand er in lebhaftem Verkehr. Von seinen Beziehungen zu Nolte war bereits die Rede. Im Kieler Herbar finden sich zahlreiche Pflanzen von ihm. Auch Nolte hat ihm einige mitgeteilt. Von andern Schleswig-Holsteinern fand ich nur Dr. Iversen und Henniges (Prahl, krit. Flora, Teil II, S. 23) erwähnt.

Oben kam ich bereits auf die größeren Reisen Meyers zu sprechen. Vor 1836 besuchte er zweimal den Harz, ferner Südwestdeutschland und die Schweiz. Von 1836 ab machte er fast jedes Jahr eine große Reise. Häufig trat er dieselbe bereits im Frühjahr an und kehrte erst im Herbst zurück. Er botanisirte so in ganz Deutschland zwischen Oder und Rhein, in der Schweiz, in Böhmen, Ober- und Nieder-Österreich, den österreichischen Alpenländern bis nach Istrien und in Ober-Italien. Die letzte größere Reise scheint er 1850 gemacht zu haben. Die botanische Ausbeute, die Meyer heimbrachte, wahr sehr reich. Sie bildet den Grundstock seines systematisch geordneten Hauptherbars, das durch Kauf und Tausch auf die Zahl von 112 Fascikeln gebracht wurde. Außer diesem ist die von Reichenbach herausgegebene Flora germanica exsiccata vorhanden, und ferner sind das Kapland, Australien, Süd- und Nordamerika durch besondere Sammlungen vertreten, von denen die der Kappflanzen am umfangreichsten ist. Auch ist die Hansensche Exsiccatensammlung zu nennen, die jetzt mit den von Meyer selbst gesammelten schleswig-holsteinischen Pflanzen von mir zu einem Herbarium von Schleswig-Holstein vereinigt worden ist. Die Gesamtzahl der Mappen ist 225. Die Sorfalt, die uns überall entgegentritt, legt Zeugnis ab von dem Eifer des Besitzers, die Bemerkungen auf den Etiketten von seinen Kenntnissen.

Nach dem Tode Meyers ging das Herbarium im Jahre 1870 in den Besitz des Altonaer Museums über, das damals noch einer Privatgesellschaft gehörte. Der Besitzer hatte diese Schenkung in seinem Testamente verfügt. Anfänglich konnte man sich aus Mangel an einem geeigneten Platze nicht zur Annahme dieses Geschenkes entschließen, und nachher wurde das Herbarium in der That auch so unglücklich wie möglich aufbewahrt auf dem Boden im Hause eines Vereinsmitgliedes und später des alten Museums. Jetzt wird es im neuen Museum eine würdigere Stätte finden.

Einige rein botanische Notizen über das Herbarium werde ich später veröffentlichen.

Das Dörfchen am See.

Ich schaute Gebirge, gar hoch und hehr,
Ich fuhr auf dem wilden, wogenden Meer,
Die Großstadt sah ich, den mächtigen Strom
Und stund auch im stolzen, hochragenden Dom!
Wohl hat, was ich schaute, den Sinn mir erfüllt,
Wohl trug ich nach Hause manch' herrliches Bild:
Doch trag' ich im Herzen, wo immer ich geh',
Nur eines: Mein freundliches Dörfchen am See.

Von grünenden Hügeln gar lieblich umkränzt
Ein Spiegel, der silbern im Mondlicht erglänzt,
Nur wenige Hütten, mit Stroh meist gedeckt,
Ein Kirchlein, im Laubdach der Linden versteckt!
Rings Stille: Hier ruhen die Lieben vereint,
Hier schlummert in Frieden mein trauter Freund:
Drum heg' ich im Herzen mit leisem Weh
Dein Bild nur, mein heimatlich' Dörfchen am See.

Und blüht nun die Linde, dann treibt's mich hinaus,
Muß wiederum kommen ins Vaterhaus,
Zu schau'n, wie der Mondenstrahl Brücken baut,
Zu hören der alten Glocken Laut,
Zu träumen wieder der Kindheit Traum
Beim Säuseln der Blätter im Lindenbaum:
Denn, deckt auch mein Haupt schon des Alters Schnee,
Jung wird mir das Herz doch im Dörfchen am See.

S. in W.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Die Kirchenparade bei Rendsburg.** Die alten Kampfgenossen von 1848/50 haben am Tage der Idstedt-Feier auf ihrem Schlachtfelde einer kirchlichen Feier beiwohnen dürfen. Der feierliche Akt der Grundsteinlegung der Gedächtniskirche erinnert mich und viele meiner Mitkämpfer an eine vor 50 Jahren bei Rendsburg abgehaltene Feier, als am Dienstage, dem 6. August 1850, die 1. Brigade (1., 2. und 3. Infanterie-Bataillon sowie Jäger und die zur Brigade gehörende Artillerie und Kavallerie) zur Kirchenparade befohlen wurde. General Willisen war mit seinem Stabe bei diesem Feldgottesdienste gegenwärtig. Die auf dem Platz errichtete Kanzel war mit vielen schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt; die Feldpredigt wurde von einem Pastor aus der Umgegend von Rendsburg gehalten. Der Redner wies zunächst hin auf die großen dargebrachten Opfer des Landes, blutige und unblutige, berührte auch im Laufe der Predigt die verhängnisvolle Lage unserer Armee und die erlittenen schweren Verluste, sowie die gefahrdrohende Zeit, in der wir lebten, erinnerte uns aber auch an die Kämpfe unserer Vorfahren, die vor Jahrhunderten nicht nur, wie wir, drei Jahre, sondern dreißig Jahre gestritten und die Anerkennung eines selbständigen Schleswig-Holsteins unter Adolf VIII. erreicht hatten. Und dieser Kampf, den die tapferen Schauenburger führten, fand bekanntlich statt, als die drei nordischen Reiche noch eine große Monarchie bildeten, und zu der Zeit, als Deutschlands Kaiser sich nicht kümmerten um das Schicksal ihrer Nordmark. Wir wurden dann als Schleswig-Holsteiner ermahnt, ebenfalls nach dem Vorbilde unserer Vorfahren und im Vertrauen auf Gott auszuharren im Kampfe für unser heiliges Recht. — Nachdem unsere kirchliche Andacht mit dem Gesange „Lob, Ehr' und Preis dem höchsten Gut" geschlossen worden war, fühlte General Willisen sich veranlaßt, die Kanzel zu besteigen. Augenscheinlich war der alte Herr von der gehörten Predigt unangenehm berührt worden, denn er sprach in erregtem Ton, als er begann: „Jetzt nur noch ein paar Worte! Was ist denn los? Was ist denn weg?" Und dann behauptete er, daß die von ihm abgebrochene Schlacht für uns kein wirklicher Verlust sei; das sei sie mehr für den Feind, denn dieser habe ja wegen völliger Erschöpfung uns nicht verfolgen können, um uns eine thatsächliche Niederlage zu bereiten. Die toten Mauern von Rendsburg gewährten uns eine feste, sichere Stellung; wir sollten nur den Feind niedertreten, wo wir auf ihn stoßen würden. Wenn wir das thun würden, verspreche er uns, die Sache gut für uns zu endigen. — Nach diesen Auslassungen brachte Willisen ein Hoch aus auf Schleswig-Holstein, in das wir natürlich begeistert einstimmten,

und unmittelbar darnach wurde auf Veranlassung eines Offiziers vom 3. Bataillon ihm, als unserm kommandierenden General, ebenfalls ein Hoch gebracht. Als auch diese Hurras verhallt waren, ergriff Willisen noch einmal das Wort und sagte, daß er so gerne noch ein Hoch ausbringen möchte, nämlich, falls es unserer gedenke, dem geeinigten Deutschland. Und so rief Willisen zum Schlusse seinen Soldaten zu: „Das große Deutschland, für dessen Ruhm und Ehre wir zuletzt noch kämpfen, lebe hoch!" Und wir brachten denn in der Hoffnung, daß das große Deutschland seines Schmerzenskindes Schleswig-Holstein thatkräftig gedenken werde, ein dreifaches, donnerndes Hoch! — Aber was Willisen damals auf jener Kirchenparade am 6. August 1850 in einem Augenblick der Begeisterung sprach, erwies sich leider gar bald als leere Phrase, denn bereits am folgenden Tage, dem 7. August, ging Friedrichstadt für uns verloren, weil Willisen trotz der dringenden Vorstellungen hochstehender landeskundiger Persönlichkeiten es unterlassen hatte, diesen für uns wichtigen Punkt mit ausreichenden Streitkräften zu besetzen, da sein Ratgeber, Major Wyneken, gesagt hatte: „Wir dürfen die Armee nicht zersplittern." Er folgte dem Rate seines Souschefs, der darauf bestand, daß auf die Behauptung der Stadt verzichtet werde. Anstatt zwei bis drei Bataillone mit einigen Geschützen hineinzuwerfen, bis die notwendigsten Befestigungen ausgeführt waren, legte man nur zwei Kompanien vom 1. Jägerkorps unter dem Hauptmann v. Schöning dorthin, und diese unsere Jäger mußten, von einer ganzen feindlichen Brigade angegriffen, nach tapferer Gegenwehr die Stadt räumen, und damit war der Feldzug 1850 zu unserem Nachteil entschieden. So gab der große Theoretiker einen Vorteil nach dem andern aus der Hand, statt als Feldherr Vorteile zu erringen und festzuhalten.

Hahnenkamp. J. Butenschön.

2. **Denkmal.** (Zum 7. August.) Auf dem Militärfriedhof bei Rendsburg steht neben manchem, was an große Ereignisse im engeren und weiteren Vaterlande erinnert, eine aus Eisen gegossene dreiseitige, abgestumpfte Pyramide mit folgender in erhabenen und vergoldeten Lettern ausgeführten Inschrift: „Denkmal den bei der Explosion des Laboratoriums am 7. August 1850 Gebliebenen des Laboratorien-Etats, 2 Oberfeuerwerkern, 3 Feuerwerkern, 4 Unteroffizieren, 3 Bombardieren und 23 Kanonieren, gewidmet von dem Personale des Laboratorien-Etats. Außer den Gebliebenen des Laboratorien-Etats fanden von den in den Gebäuden zur Arbeit kommandierten Artilleristen und Infanteristen 75 Mann ihren Tod, unter diesen 16 Eleven aus der Unteroffizierschule in einem Alter von 12—18 Jahren. Bei der Explosion kamen von dem an Ort und Stelle beschäftigten Personale des Laboratorien-Etats mit dem Leben, jedoch sämtlich mehr oder weniger schwer verletzt, davon: Beide Offiziere, der Rechnungsführer, 1 Unteroffizier, 2 Bombardiere und 12 Kanoniere. Diese Rettung grenzt an das Wunderbare, da die Gebäude, in denen sie sich zur Zeit der Katastrophe befanden, dem Boden gleich gemacht, ja, selbst die Fundamente aus der Erde gerissen wurden." Das Denkmal trägt außer dieser auf die drei Seiten desselben verteilten Inschrift noch mancherlei Schmuck: Wappen, Fackel, Insignien der Artillerie und auf der Spitze einen Helm in Form und Farbe, wie er vor 50 Jahren getragen wurde. Der nächste Platz um den Sockel des Denkmals her ist mit frischem Epheugrün bedeckt und von einer starken Kette eingefriedigt. Das Ganze wird überschattet von dem Laubdach einer aus vier Ulmen bestehenden Baumgruppe. Alles wird sorgfältig instand gehalten und alljährlich am 7. August geschmückt.

Rendsburg. F. Ruge.

3. **Brunsbüttel in der Sage.** (Nach mündlicher Mitteilung.) Brunsbüttel ist zweimal von den Fluten der Elbe verschlungen worden, und beim letzten Untergang der Stadt blieben nur zwei alte Häuser stehen. Das war aber die gerechte Strafe für die Bosheit seiner Bewohner. Daher geht noch heute der Reim um:

Brunsbüttel is dat hochfarrigs Ort,
Daer geit Ebb un Flot mit fort.

Auf dem Marktplatze der Stadt hatte sich mehrmals ein graues Männlein gezeigt, warnend seine Stimme erhoben und gerufen: „Ihr Leute! bekehret euch; noch ist es Zeit. Brunsbüttel wird untergehen!" Aber seine Warnung wurde verlacht; da brach das Strafgericht Gottes über die Stadt herein. Seit jener Zeit hangen die Brunsbütteler Glocken drüben im Kehdingenschen in Balje *) und rufen beim Läuten noch immer: Hal ræver! Hal ræver! Nach einer alten Prophezeiung soll die Stadt zum dritten Male durch Feuer untergehen. Als nun Brunsbüttel vor langer Zeit durch eine Feuersbrunst heimgesucht wurde, die drei Straßen in Asche legte, glaubte man schon, daß die Prophezeiung sich erfülle.

Holm. Eschenburg.

*) Nach Müllenhoff, Sagen usw., S. 117, haben die Kehdinger sie gestohlen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Bücherschau.

C. J. Reimers: Handbuch für die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Provinzial-Kommission für die Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover. Hannover 1899. 8°. 305 Seiten. — Der Verfasser, der Provinzial-Konservator und Direktor des Provinzial-Museums in Hannover, faßt in dem kurzen Vorwort den Zweck seiner Arbeit dahin zusammen, den nicht sachgelehrten Besitzern und Verwaltern von Denkmälern behülflich zu sein, Stil und Entstehungszeit zu bestimmen, durch die wachsende Erkenntnis die Freude am Erhalten zu mehren und die Befolgung der gesetzlichen Bestimmungen über die Denkmalpflege als selbstverständlich erscheinen zu lassen. Von den 6 Abschnitten des Werkes behandelt der erste auf 4 Seiten die Entwicklung der staatlichen Denkmalpflege in Preußen, die amtlichen Befugnisse des Provinzial-Konservators und seine Stellung zu den amtlichen Organen. Der 2., 3. und 4. Abschnitt geben eine knappe und faßliche Anleitung zu einer ungefähren Beurteilung prähistorischer und historischer Denkmäler. Den praktischen Bedürfnissen der Denkmalpflege entsprechend ist dabei auf die Prähistorie besondere Sorgfalt verwandt worden. Durch 126 Abbildungen und den kurzen Text kann auch der Laie in den Stand gesetzt werden, gelegentliche Fundobjekte zu beurteilen und einen brauchbaren Bericht über den Fund zu erstatten. Der 5. Abschnitt, der den Hauptteil des Buches bildet, giebt nach Art des von Bergau als Anhang zu dem Inventar der Kunstdenkmäler in Brandenburg herausgegebenen archäologischen Wörterbuches ein Lexikon der Denkmalkunde, das in der ausführlichen Erklärung fachmännischer Ausdrücke und in der kunsthistorischen Behandlung der für unsere Denkmalpflege in Betracht kommenden Gegenstände ein für jeden Laien wertvolles Hülfsmittel zur Orientierung bietet. Eine große Zahl von Abbildungen dient zur Veranschaulichung des stets klaren und in abgerundeter Form vorgetragenen Textes. Der 6. Abschnitt endlich enthält die Ministerial-Verfügungen über die Denkmalpflege sowie die betreffenden Ausschreiben des Bischöflichen General-Vikariats in Hildesheim. — Das Handbuch von Reimers darf als eine dankenswerte Gabe von Fachleuten und Laien begrüßt werden. Aus den praktischen Bedürfnissen des Amtes ist das Buch hervorgegangen und auf den Gebrauch amtlicher Kreise ist es wohl vor allem berechnet. In Schleswig-Holstein ist bereits durch die amtliche Verbreitung des Inventars der Bau- und Kunstdenkmäler Sorge getragen worden, denjenigen staatlichen Organen, die ohne fachmännisches Interesse mit der Verwaltung von Denkmälern betraut sind, eine eingehendere Kenntnis der ihrer Obhut unterstellten Kunstobjekte zu vermitteln. Es ist wohl zu hoffen, daß das Handbuch von Reimers als eine wertvolle Ergänzung unseres heimischen Werkes in dieser Richtung die Aufmerksamkeit der betreffenden Behörden finden möge. Allen denen, die den Denkmälern der Vorzeit in Schleswig-Holstein ein offenes Auge entgegenbringen, sei die Anschaffung des Handbuches bestens empfohlen.

Jürgen Haupt.

Briefkasten.

P. B. E. in M. a. S. Haben Sie eine handschriftliche Quelle benutzt oder ein gedrucktes Buch? Im letzteren Falle muß doch wohl der Titel angegeben werden. Dann bin ich bereit, die Mitteilungen drucken zu lassen. — M. in Fl. Ich bitte um Einsendung des Artikels über Johannes Meyer; doch muß ich im voraus bemerken, daß im laufenden Jahrgang noch kein Raum dafür vorhanden sein wird.

Anzeigen.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 10. Oktober 1900.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Mitteilungen.

1. **Bienenwaben?** Die Vermutung, daß die in Nr. 8 der „Heimat" abgebildete Wachswabe ein Werk der Honigbiene (Apis mellifica L.) sei, findet ihre Bestätigung. Wie Herr Organist a. D. H. J. Horns in Jevenstedt mitteilt, sind derartige Ansiedelungen nichts Seltenes. Er schreibt über den Hergang, wie folgt: „An einem schönen Vormittage oder Mittage in Abwesenheit des Imkers schwärmt ein Bienenstock. Der Schwarm setzt sich etwas entfernt an einer nicht in die Augen fallenden Stelle an einen Zweig einer Rotbuche und wird nicht gefunden. Die Arbeitsbienen, in der Meinung, die Königin habe die rechte Heimat gefunden, beginnen an dem schönen Nachmittage sofort die Arbeit und kehren mit Honig beladen heim, der in der folgenden Nacht zu Wachs verarbeitet und mangels anderen Gegenstandes an ein Blatt als Wabe angesetzt wird. Am andern Morgen hat aber der Königin der Aufenthalt im Freien nicht gefallen; beim ersten, besten Sonnenschein geht sie mit dem Schwarm in alle Welt, um sich eine bessere Heimat zu suchen. Das besetzte Blatt bleibt zurück." Über einen solchen bestimmten Fall berichtet in gleicher Veranlassung in Nr. 9 Bd. 5 der „Illustrierten Zeitschrift für Entomologie" Herr Prof. C. Emery in Bologna, der über eine Beobachtung, die er vor vielen Jahren in Neapel machte, Folgendes mitteilt: „In einem Garten mitten in der Stadt hielt mein Vater Bienenstöcke. Ein Schwarm setzte sich sehr hoch an einen Baum und konnte von dort nicht abgeholt werden. Die Bienen fanden in der Nähe eine Zeitlang keine passende Wohnung und blieben am Baum hängen. Als sich aber endlich der Schwarm löste, waren am Baumast und dem dazugehörigen Laub mehrere (wenn ich mich richtig erinnere, drei) frischgebaute Wachswaben aufgehängt, welche später herabfielen. Da ich die spezielle Bienenlitteratur nicht kenne, so weiß ich nicht, ob derartige Fälle häufig vorkommen und bereits bekannt sind."

2. **Berichtigung zum Idstedt-Artikel in Nr. 9 dieses Jahrgangs.** S. 188 muß es heißen: v. d. Horst ging mit der 3. Brigade (statt der 7. Brigade). — Die Abercronsche Brigade (5., 6., 7. Bat. u. 2. Jägerkorps) war nicht die 6., sondern die 2. Brigade. — Die schleswig-holsteinische Armee bestand überhaupt aus 5 Brigaden, jede Brigade aus 3 Infanterie-Bataillonen und einem Jägerkorps, zusammen 20 Bataillonen. Artillerie und Kavallerie waren jeder Brigade beigegeben.

J. Butenschön.

3. **Kohlraupen auf Tropaeolum.** Soviel mir bekannt ist, gilt im allgemeinen die Regel, daß die Raupen auf eine bestimmte Nährpflanze oder deren nahe Verwandten angewiesen sind. Daß die Raupe des Kohlweißlings zuweilen eine auffällige Ausnahme von dieser Regel macht, beobachtete ich im Garten meines Nachbars, wo die Kohlraupen sich auf einem Beet Tropaeolum (Kapuzinerkresse, Kiek in 'n Busch, Gel Haken) gütlich thaten. Hautreste an den Blättern schienen darauf hinzudeuten, daß schon die Eier an diese Pflanzen abgelegt wurden, obgleich in der Nähe ausgedehnte Pflanzungen von Grünkohl vorhanden waren.

4. **Täuschende Mimikri.** Die heutige Nummer des „Praktischer Ratgeber für Obst- und Gartenbau" bringt die Abbildung einer großen Spannerraupe, die durch ihre täuschende Mimikri die Bewunderung des Einsenders erregte. Sie wird vom Schädlingsamt der genannten Zeitung als die Raupe des Birkenspanners (Amphydasis betularius L.) bezeichnet, die hier und da auf Apfelbäumen vorkommt. Dieselbe Raupe fand ich gestern in zwei Exemplaren beim Beschneiden meiner Stachelbeersträucher und war das erste Mal nicht wenig erstaunt, als ich statt des vermeintlichen Zweiges eine Raupe gefaßt hatte.

Holm in Holstein, 22. September 1900. H. Eschenburg.

Bücherschau.

Der Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, der früher bereits in der „Heimat" erwähnt worden ist, hat in der kurzen Zeit seines Bestehens eine größere Anzahl wichtiger Veröffentlichungen ausgesandt, die auch in diesem Blatte eingehende Würdigung verdienen. Da aber mehrere Versuche, sachkundige Beurteiler zu gewinnen, mißlungen sind, muß ich mich zunächst damit begnügen, den Inhalt der einzelnen Hefte aufzuzählen. Die Namen der einzelnen Mitarbeiter und die behandelten Themen werden hoffentlich auch schon für sich selbst reden und recht viele Leser veranlassen, dem Verein als Mitglieder beizutreten.

Es erscheinen Hefte mit größeren Publikationen und solche mit Beiträgen und Mitteilungen. Von den ersteren ist bisher das erste Heft erschienen: F. Witt, Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte. Systematisch und chronologisch zusammengestellt. Kiel 1899. 8°. 255 S. — Es ist ohne Zweifel eine Arbeit von ganz besonderem Werte, unentbehrlich als Litteraturnachweis für jeden, der sich mit heimischer Kirchengeschichte und mit verwandten Gebieten, z. B. mit der Geschichte des Schulwesens, beschäftigen will. — Von der zweiten Reihe (Beiträge und Mitteilungen) sind bis jetzt fünf Hefte erschienen. Heft 1 (1897, 8°, 76 S.) enthält: Chr. Rolfs, Zur dithmarsischen Reformationsgeschichte. — Nachrichten aus dem Vereinsleben. — Heft 2 (1898, 8°, 104 S.): Ad. Matthaei, Zum Studium der mittelalterlichen Schnitzaltäre Schleswig-Holsteins. — Claus Harms' akademische Vorlesungen über den Kirchen- und Schulstaat der drei Herzogtümer, veröffentlicht von Chr. Harms. — Aktenstücke zum Amtsantritt des holsteinischen Generalsuperintendenten Callisen 1792, mitgeteilt von D. v. Schubert. — Nachrichten aus dem Vereinsleben und kurze Mitteilungen. — Heft 3 (1898, 8°, 147 S.): J. H. Weiland, Die Geistlichkeit Schleswig-Holsteins während der Erhebung. — Aktenstücke zur Geschichte unserer Landeskirche in den Jahren 1848—51, zusammengestellt und erläutert von E. Michelsen. — Nachwort. — Heft 4 (1900, 8°, 155 S.): F. Lorenzen, Der Landkirchener Altar und seine Wiederherstellung. — E. Jacobs, Anton Heinrich Walbaum und die pietistische Bewegung in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. — Nachrichten aus dem Vereinsleben und kurze Mitteilungen (u. a. die neueste Litteratur über schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, zusammengestellt von P. Witt in Preetz — als Ergänzung zu seinen Quellen und Bearbeitungen — und Nekrologe — R. Mejborg und C. F. Carstens — von F. Michelsen in Klanxbüll). — Heft 5 (1900, 8°, 163 S.): F. Witt, Der Katholizismus in Schleswig-Holstein seit der Reformation. — R. Hansen, Der David-Joriten-Prozeß in Tönning 1642. — J. Lieboldt, Der Aufenthalt des Jean de Labadie in Altona 1672—74. — E. Michelsen, Zwei Kollekten für die Kirche in Westerland. — A. Halling, Briefe des Generalsuperintendenten C. Callisen von seinen Visitationsreisen (mit Anmerkungen von E. Michelsen). — Nachrichten aus dem Vereinsleben und kurze Mitteilungen.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch einen regelmäßigen Jahresbeitrag von 3 M. Später eintretende Mitglieder können die bisher erschienenen Hefte zum halben Buchhändlerpreise vom Vereinskassierer, Buchdruckereibesitzer J. M. Hansen in Preetz, beziehen, also das Heft 1 der 1. Reihe zu 1,50 M., die Hefte 1—3 der 3. Reihe zu je 75 Pf. L.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 10. Oktober 1900.

Der Ahrensböcker Kruzifixus.

Von **Gustav Brandt.**

Wer die alte Kirche in Ahrensböck, einem Flecken des großherzoglich oldenburgischen Fürstentums Lübeck, betritt, der erblickt dem Eingang gegenüber statt des in unseren Landen gewöhnten Altaraufbaues über der Mensa ein fremdartig gestaltetes Kreuz. Von der Platte des Altartisches erhebt es sich in einer Höhe von 3,19 m, in den Kreuzarmen mißt es 1,39 m. Das Kreuz besteht nicht aus zwei glatten, bearbeiteten Balken, sondern ein ganz naturalistisch ausgeführter, mit vielen gekappten Zweigen versehener Baumstamm teilt sich etwa auf vierfünftel seiner Höhe in zwei seitwärts abbiegende und einen gerade aufsteigenden Ast, die alle in reicher Verzweigung enden. An dem schwarzen Kreuzstamm hängt tief an den Armen herab ein vergoldeter Christus in reichlich dreiviertel Lebensgröße, seine Länge beträgt, vom Scheitel bis zur Hacke gemessen, 1,40 m. Der magere, schlanke Körper vereint edle Schönheit und sorgfältigste Modellierung. Die Muskelgruppen der Arme und der mit je einem Nagel über Kreuz befestigten Beine sind anatomisch korrekt wiedergegeben, die kleinen Füße und Hände von feinster Durchbildung. Der mit einem faltenreichen, aber flott und flüssig behandelten, auf der rechten Hüfte verschlungenen Lendentuch bekleidete Körper ist prächtig durchgearbeitet; Brust und Bauchpartien sind musterhaft gebildet. Das seitwärts vornüber gesunkene Haupt mit dem schlichten, gescheitelten Haar, dem strengen, edlen Profil ist von klassischer Ruhe und Schönheit. Der Blick des Heilandes ist nicht um Erlösung flehend nach oben gewandt, die Glieder zeigen nicht die Spannung unerträglicher Schmerzen; das Auge ist geschlossen, willen- und leidlos hängt der schöne Körper am dornigen Stamm. Der Künstler schildert nicht den qualerfüllten Todeskampf des am Kreuze Gemarterten, das Opfer ist vollbracht, versöhnende Ruhe liegt in den ausgeglichenen, edlen Zügen des toten Erlösers. Unser Auge wird nirgends durch den häßlichen verzerrenden Naturalismus so vieler blutrünstiger Kruzifixe des Mittelalters erschreckt, das Streben nach ausgeglichener Ruhe und schönem Maß beherrscht überall die naturwahre Schilderung des Künstlers. So fehlt der Dornenkranz, der die edle Stirn blutig zerreißen würde, und die Speerwunde in der Seite klafft nicht weit auseinander, sondern ist mehr angedeutet als ausgeführt. — Zu der ruhigen Schönheit dieses Körpers steht der zackige, krause Baumstamm in gewiß nicht unbeabsichtigtem Kontrast. Die oberen Zweige des Baumes tragen das schlichte Inschriftband mit den Buchstaben I. N. R. I., unten am Stamm liegt über gekreuzten Knochen ein Totenkopf. Auch er zeugt von sorgfältigster Naturbeobachtung; so sind die Schädelnähte genau wiedergegeben. — Die Arbeit ist aus weichem Holz gefertigt und hat vom Wurmfraß stark ge-

litten. Der Kruzifixus selbst, der Schädel und die Totenknochen sind auf Kreideunterlage vergoldet.

Um das Jahr 1280 [1]) ward in Ahrensböck eine Kapelle gebaut, die bald als Wallfahrtsort bekannt wurde. Kaum ein halbes Jahrhundert später (1328) erhielt Ahrensböck seine heute noch stattliche Kirche. In ihr stand auf dem Hochaltar das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau Maria, das aus allen Teilen des Landes Scharen der Pilger herbeiführte. Als 1397 statt eines ursprünglich gelobten Jungfrauenklosters eine Karthause in Ahrensböck gestiftet wurde, kam die Wallfahrtskirche (1408) in den Besitz des Klosters. Seit der Einführung der Reformation schwand der Einfluß und die Bedeutung der alten Karthause bald dahin, und als 1564 das Heim der schweigsamen Mönche in weltliche Hand überging, die verfallenden Gebäude abgebrochen wurden, mag vom Hochaltar der Kirche auch das wunderthätige Bild der Maria verschwunden sein. — Was an seine Stelle trat, ist wohl nicht mehr zu ermitteln. Unser Kruzifixus war es jedenfalls nicht, denn die barocke, phantastische Gestaltung des Kreuzstammes, der tiefe Hang und die naturalistische Behandlung des Christuskörpers beweisen, daß es sich um ein Werk der Barockzeit handelt, und der schlanke, magere Körperbau, wie der klassicistisch strenge, edle Kopf des Heilandes sagen uns, daß wir ein Kunstwerk der letzten Barockperiode vor uns haben. Das Werk würde um 1700 zu datieren sein, wenn es die selbständige Arbeit eines einheimischen Meisters wäre.

Das ist jedoch offenbar nicht der Fall. Der Typus der Kruzifixe war in Nordalbingien derzeit ein durchaus anderer. Gegen Ende der im ganzen recht unerfreulichen Periode des Akanthusbarocks (des Distelwerks) macht sich um die Wende des 17. Jahrhunderts zwar auch bei uns im Kunstgewerbe eine gewisse klassicistische Richtung geltend, doch bleiben wir für die höheren Aufgaben der Skulptur in jener Zeit auf das Ausland angewiesen. Wo sich um 1700 in Schleswig-Holstein ein plastisches Kunstwerk findet, muß zunächst die Wahrscheinlichkeit des fremden Ursprungs ins Auge gefaßt werden. — Die klassischen Linien des edlen Profils und das schlicht gescheitelte, über die Schläfe zurückgestrichene Haar, das in Locken über die rechte Schulter fällt, könnten an einen italienischen Künstler als Verfertiger des Ahrensböcker Kruzifixus denken lassen. Es war nicht selten, daß von den Fürsten italienische Kunstarbeiter ins Land gezogen wurden und sich dann hier dauernd niederließen. Auch am Plöner Hof war um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein italienischer Bildhauer, Namens Marchalita, thätig. — Doch spricht die Gestaltung des Kreuzstammes und der ganze Habitus des Gekreuzigten gegen die Annahme italienischen Ursprungs der Arbeit. Die Formen der italienischen Plastik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren im Anschluß an die Malerei voller und wuchtiger, pathetisch und leidenschaftlich bewegt. Der italienische Künstler würde daher auch nicht den Heiland, dessen Opferthat vollbracht ist, geschildert haben, sondern den, dessen Mund die qualerfüllten Worte spricht: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? —

Eines der bekanntesten Werke ausländischer Künstler jener Zeit in unserer Gegend ist der große, stattliche Marmoraltar der Marienkirche in dem Ahrensböck benachbarten Lübeck. Der Altar ist bekanntlich von dem jüngeren Quellinus in Antwerpen verfertigt. An dem großen Marmorkreuz des Altars hängt ein Christus,

[1]) Die auf Ahrensböck bezüglichen Nachrichten entnehme ich den „Beiträgen zur Geschichte Ahrensböcks" von C. W. (Wallroth, Propst in Altona, derzeit Pastor in Ahrensboeck). Die kleine, auf gewissenhaftem Quellenstudium beruhende und mit liebevoller Sorgfalt geschriebene Chronik wurde 1882 in den „Ahrensböcker Nachrichten" veröffentlicht. — Hoffentlich erscheint sie noch einmal an einer zugänglicheren und ihre Erhaltung besser gewährleistenden Stelle.

der vornehmlich in den oberen Körperpartien, sowie in der Haltung des Kopfes, der Anordnung des Haares und im Profil des Gesichts eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Ahrensböcker Bildwerk zeigt und zu der Vermutung führt, auch der Ahrensböcker Kruzifixus möchte das Werk eines niederländischen Meisters sein. —



Der Ahrensböcker Kruzifixus.

Wer die Kirchen Belgiens besucht, findet auf den Altären stehend oder an den Kanzeln befestigt zahlreiche Kruzifixe, welche an schwarzem Kreuze vergoldete Christuskörper in tiefem Hang zeigen. Das seitwärts vornüber gesunkene Haupt des Heilandes ohne Dornenkrone, mit schlicht gescheiteltem, über der Schläfe zurück-

gestricheuem Haar, das in Locken über die rechte Schulter fällt, hat fast stets ein edles, klassisches Profil. Teilweise sind die Kreuze natürlichen Baumstämmen nachgebildet, so u. a. in der chapelle de riche claire in Brüssel; auch die übereinander geschlagenen Beine finden sich vielfach, z. B. in St. Nicolas zu Gent. — Wir haben hier einen, im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in Belgien allgemein gewordenen Christustypus vor uns. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hat sich dieser Typus erhalten, wie u. a. ein vergoldeter Kruzifixus mit über Kreuz genagelten Füßen der 1745 von Delvaux ausgeführten Kanzel in St. Bavo zu Gent beweist. —

Das Steen-Museum in Antwerpen bewahrt einen vergoldeten Christus an schwarzem Kreuz auf, der zwar von etwas kräftigerer Körperbildung ist, aber im übrigen dem Ahrensböcker fast gleicht. Im Katalog ist er noch nicht verzeichnet, und der Vorstand des Museums, an den ich mich dieserhalb wandte, vermochte mir keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Kruzifixus aus einer Kapelle Antwerpens stamme und das jetzige glatte Kreuz nicht das ursprüngliche sei. Am nächsten von den belgischen Kruzifixen, die ich kennen lernte, steht der Ahrensböcker Arbeit, namentlich auch bezüglich der Modellierung des mgeren Körpers, ein Kruzifixus an der 1699 von Verbruggen gearbeiteten Kanzel in Ste. Gudule zu Brüssel.

Verbruggen gehört, wie der jüngere Quellinus, zu den Trägern einer letzten Blüte der belgischen Plastik in der zweiten Hälfte des 17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts. Mit der italienischen Plastik jener Zeit teilte die niederländische Bildnerkunst den Vorzug vollendeter Technik. Freilich hielt sie sich von konventioneller Glätte und Leerheit nicht frei, aber das schwulstige, bombastische Pathos, das die Nachahmung italienischer Leidenschaftlichkeit in Deutschland erzeugte, hat die niederländische Skulptur vermieden. Sie strebte unleugbar in Ausdruck und Bewegung eine gewisse Mäßigung an, und eine allerdings oft etwas äußerliche Schönheit ist ihren Werken nicht abzusprechen. Als Material wird meist der Marmor verwandt, aber auch an Holzplastik, die bezeichnender Weise in der Behandlung den Einfluß der Marmorarbeit deutlich bemerken läßt, haben die Kirchen eine reiche Menge aufbewahrt. — Auffallend sind die mächtigen, malerischen, phantastisch-naturalistischen Kanzeln aus jener Zeit, die neben der klassicistischen Richtung den barocken Grundton der Periode zu vollem, charakteristischem Ausdruck kommen lassen. Wenn man diese Kanzeln mit ihrer Vorliebe für wahrheitsgetreue Wiedergabe von Tieren, Pflanzen und Felsgestein, mit den als belaubte, natürliche Bäume gebildeten Trägern des Schalldeckels, den gekappten Stämmen als Treppenpfosten und dem Zweig- und Buschwerk als Füllung der Treppengeländer sieht, dann gewinnt man das historische Verständnis für die in unserem Lande befremdende phantastisch-naturalistische Gestaltung des Kreuzes in der Ahrensböcker Kirche. Ohne Zweifel haben wir in unserem Kruzifix eine niederländische Arbeit aus der eben kurz charakterisierten, letzten Blüte niederländischer Plastik vor uns.

Weitere Nachforschung lieferte das interessante Ergebnis, daß in einer Reihe von Kirchdörfern der Umgebung sich Kruzifixe fanden, die als einheimische Kopien der Ahrensböcker Arbeit angesehen werden müssen. Solche Kreuze wiesen die Kirchen zu Gleschendorf, Süsel, Gnissau, Zarpen, Wesenberg und ein kleineres Stehkreuz desselben Typus die Johanneskirche der Stadt Plön auf.

Als Regel ist anzunehmen, daß die Arbeit des Kopisten das Original nicht verfeinert und vertieft, sondern umgekehrt vergröbert und verflacht. Dem Kopisten entgehen kleine Züge, auf die der Künstler Wert legte; Abweichungen von der Vorlage beweisen, daß er das eine oder andere nicht verstanden und es dann in seiner dem Geiste des Kunstwerkes oft nicht entsprechenden Weise umgebildet hat. Dieser Erfahrungssatz darf auch hier zur Grundlage der Untersuchung gemacht

werden. — Die Kruzifixe der genannten Kirchen geben nun zwar die Gesamterscheinung des Ahrensböcker Kreuzes wieder: das Kreuz aus unbearbeitetem Baumstamm, den tiefen Hang des Körpers, die über Kreuz genagelten Füße, die Haltung des Hauptes, die Anordnung des Haares mit den über die rechte Schulter fallenden Locken; sogar das edle Gesicht mit dem strengen, schönen Profil findet sich bei ihnen, und der Schädel über gekreuzten Totenknochen fehlt nicht. Doch ist der Körperbau des Gekreuzigten derber und breiter, im einzelnen nicht so fein durchgearbeitet. Zuweilen, wie beim Gleschendorfer Kruzifixus, lassen die Proportionen, besonders bezüglich der Arme, zu wünschen übrig, und der Kopf steckt zu tief zwischen den Schultern. Der polychrome Wesenberger Kruzifixus fällt durch bessere Modellierung auf, doch ist nicht festzustellen, wie weit er diese seiner modernen Restauration zu danken hat. Er muß daher in betreff der Ausführung im einzelnen außer Betracht gelassen werden. — Sehr bezeichnend sind einige Abweichungen vom Ahrensböcker Vorbild. Die Kopisten haben das Bedürfnis gefühlt, ihre Arbeit dem einheimischen Typus zu nähern, sie haben daher teilweise statt der in Belgien üblichen Vergoldung des Körpers, die ihnen fremd und unverständlich erschien, gelbliche, weiße Farbe zum Anstrich gewählt und das Lendentuch polychrom behandelt; dementsprechend ist dann auch der Kreuzstamm in naturalistischer Färbung statt des im Ursprungslande des Typus üblichen Schwarz gegeben. Eine weitere Umänderung im Sinne heimischer Tradition ist, daß die Kruzifixe in Zarpen, Wesenberg und Süsel die Dornenkrone tragen, eine Abweichung, die durchaus nicht im Geiste des Ahrensböcker Vorbildes liegt. Der phantastisch barocke Kreuzstamm hat die Kopisten offenbar befremdet, sie haben geglaubt, ihn nicht so kraus ausgestalten zu sollen, und sie haben ihn vereinfacht und vergröbert. Ein anderer, fremdartiger Zug, nämlich das Überkreuzen der Beine, ist dagegen (in Zarpen und in Wesenberg) wieder übertrieben. — Durch alles das bekunden sich die angeführten Kruzifixe als Kopien, denen das Ahrensböcker Kunstwerk offenbar als Vorlage gedient hat.

Wie aber mag es sich erklären, daß ein niederländisches Kunstwerk auf dem Ahrensböcker Altar seinen Platz fand?

Alle die genannten Orte gehörten zur Zeit, in welche die Entstehung der Kreuze des Ahrensböcker Typus gesetzt werden muß, sagen wir vorläufig, in der Zeit um 1700, zum sogenannten „Plöner Anteil"; der sagenumwobene „schwarze Prinz," der durch seine in kaiserlichen Diensten erfochtenen Siege über die Franzosen, namentlich über den General Turenne, berühmte Hans Adolf regierte über ihn als Herzog zu Schleswig-Holstein-Plön. Hans Adolf ist als Sohn des Herzogs Joachim Ernst am 8. April 1634 geboren im Schloß zu Ahrensböck, das aus den Steinen der alten Karthause um 1600 erbaut worden war. Er wurde einer der bekanntesten Kriegshelden des 17. Jahrhunderts und kämpfte mit ebensoviel Tapferkeit als Glück auf den Schlachtfeldern Europas, bis er im Jahre 1672 in seine Heimat zurückkehrte, um die Regierung zu übernehmen. Als Herrscher war er väterlich für seine Lande besorgt. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volkes fort. Den Kirchen war er ein starker und freigebiger Schutzherr. Dem reformierten Glaubensbekenntnis zuneigend, ohne doch zur reformierten Kirche überzutreten, nahm er persönlich regsten Anteil an allen geistlichen Angelegenheiten. — Im Jahre 1685 ließ Hans Adolf die Neustadt in Plön erbauen mit einer eigenen kleinen Kirche. Es ist das die oben angeführte Johanneskirche, die gleichfalls ein kleines Kreuz des Ahrensböcker Typus enthält. „Diese Kirche ward mit Canzel und Altar-Zierraten reichlich versehen, mit zween silbernen Leuchtern, einer silbernen verguldeten Kanne, Kelch, Oblaten-Schachtel und andere Notwendigkeiten beschenket, und solches alles aus des hochseligen Herzogs (Hans

Adolf) eigenen Mitteln." [1]) Der Chronist führt hier zwar den Kruzifixus nicht namentlich an, vermutlich, weil ihm die Holzarbeit im Vergleich mit den silbernen Geräten nicht sonderlich wertvoll erschien, doch wird sich unter den „Altar-Zieraten" auch das jener Zeit entstammende Kruzifix befunden haben. Eine Stiftung Hans Adolfs ist wahrscheinlich gleichfalls ein vergoldeter Kruzifixus, der sich in der Hauptkirche zu Plön befand. Die alte Kirche von 1151 mußte wegen Baufälligkeit abgebrochen werden, und an ihrer Stelle wurde 1691 ein neues Gotteshaus nach dem Modell der Kirche zu Mastricht gebaut. Die Mittel zum Bau und zur Ausstattung wurden in der Hauptsache von Hans Adolf und seiner Gemahlin Dorothea Sophia hergegeben, wie auch der Plan zur Ausführung offenbar auf die persönliche Initiative des Herzogs zurückzuführen ist. Über die Innenausstattung des Kirchenbaues berichtet der eben zitierte Chronist: „Selbige (Kanzel) ist wie die Orgel übergüldet: desgleichen ist auch mit dem Kruzifix, womit der Altar gezieret, geschehen." [2]) — Es hat also in der Stadtkirche zu Plön, bei deren Bau und Ausstattung in erster Linie Herzog Hans Adolf maßgebend gewesen, ein vergoldeter Kruzifixus auf dem Altar gestanden, wie es heute noch in der von Hans Adolf gebauten und ausgestatteten Johanneskirche der Fall ist. Weiter ist der gleichfalls dem Ahrensböcker Typus angehörende Kruzifixus in der Kirche zu Gnissau am 18. Oktober 1685 von Hans Adolf gestiftet. [3]) Also drei Kopien des Ahrensböcker Kruzifixes sind als Stiftungen des Herogs in Anspruch zu nehmen. Dann darf aber auch ziemlich sicher angenommen werden, Hans Adolf habe das auf dem Altar der Kirche seines Geburtsortes, der zugleich Witwensitz seiner Mutter war, befindliche Original ebenfalls gestiftet. — Die Ausstattung des Altars nur mit einem Kreuz statt des sonst üblichen Altarbildes entspricht ganz dem persönlichen, der reformierten Kirche zuneigenden Empfinden des Herzogs, und ebenso erklärt es sich aus des Herzogs eigensten Neigungen, daß gerade ein niederländischer Künstler das Kruzifix anzufertigen berufen ward. Wir sahen schon, daß der Bau der Plöner Kirche nach niederländischem Muster ausgeführt wurde; wie die Korrespondenz des herzoglichen Hofmarschallamtes, die ich im Staatsarchiv zu Schleswig eingesehen habe, vielfach beweist, ließ der Herzog aus den Niederlanden mancherlei beziehen, hatte mancherlei Verbindungen dahin; er selber hat sich wiederholt längere Zeit in den Niederlanden aufgehalten und wurde sogar von den vereinigten Niederlanden zum Generalfeldmarschall und Gouverneur von Mastricht erwählt. — Nach allem ist nicht zu bezweifeln, daß das Ahrensböcker Kruzifix eine von Herzog Hans Adolf der Kirche seines Geburtsortes gestiftete, niederländische Arbeit ist und, da das Kunstwerk als Vorlage für bereits 1685 vorhandene Kopien diente, muß es vor diesem Datum entstanden sein.

Anm.: Dieser Artikel ist samt der zugehörigen Abbildung mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers der „Zeitschrift für bildende Kunst" (1900, Januarheft, — Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) entnommen.

Feldwebel Fröhlich.

Von v. Osten in Ütersen.

Bald nach der Schlacht bei Idstedt wurde nicht nur bei den deutschen, sondern auch bei den dänischen Vorposten kein Name so oft genannt wie der des Feldwebels Fröhlich. Dieser stand bei dem 10. Infanterie-Bataillon in Sorgbrück und war zugleich Anführer von 50 verwegenen Kameraden, mit welchen er

[1]) Kurz gefaßte zuverlässige Nachricht von den Holstein-Plönischen Landen usw. von P. H. (Hansen). Plön 1759, S. 26 und 27. [2]) Ebenda. S. 29. [3]) Wallroth, Kapitel 65.

nächtliche Züge gegen den Feind unternahm. Er hatte sich aus den Kompanien nur solche Leute erwählt, die vor keinem Wagestück zurückschreckten, sich vielmehr freuten, wenn ein recht tollkühner Streich ausgeführt werden sollte. Wie viele Begleiter er zu einem Unternehmen gebrauchte, hing von dem Kriegsplan ab, den er sich für die Nacht entworfen hatte. Seine Vorgesetzten gaben zu solchen Streifereien gern ihre Einwilligung, weil ihnen daran gelegen war, zuverlässige Nachrichten über die Stellung des Feindes zu erhalten.

Während des Tages rückte Fröhlich öfters ohne Begleitung aus, um das vor ihm liegende Gebiet nach einer bestimmten Richtung näher zu erforschen. Er legte dann zuweilen seine Uniform ganz ab und kleidete sich wie die dortigen Bauern, nahm auch wohl einen Korb mit Brot oder Eiern über den Arm und wußte sich immer sehr geschickt so zu verhalten, daß er bei den feindlichen Vorposten keinen Verdacht erregte. Auf diese Weise gelang es ihm, jeden Weg und Steg, jedes Bauernhaus und jede Hütte, jede Anhöhe und jeden Schlupfwinkel bis zum dänischen Hauptquartier kennen zu lernen. Besonders aber war ihm darum zu thun, genau die Lage und Stärke der Feldwachen zu erfahren, auf die er es zunächst abgesehen hatte.

Selten verging eine Nacht, in welcher er den Feind nicht an verschiedenen Punkten alarmierte und in Unruhe versetzte. Bald überfiel er eine Feldwache, bald ein Haus, in welchem Dänen einquartiert waren; bald nahm er eine Infanterie-Patrouille gefangen, bald schoß er eine Dragoner-Patrouille zusammen und führte die Pferde samt Bepackung als gute Beute nach Sorgbrück. — Da er fertig dänisch sprach, so konnte er sich mit den Gefangenen unterhalten, und da er sehr schlau war, so wurde es ihm nicht schwer, sie über alle Einzelheiten, die er wissen wollte, auszufragen. „Wehe euch aber," hieß es dann, „wenn sich morgen herausstellen sollte, daß ihr mir etwas vorgelogen habt!"

Seine fabelhaften Züge, bei welchen er gewöhnlich vom Glück begünstigt wurde, gaben reichen Stoff zu interessanten Lagergesprächen und Zeitungsartikeln.[1])

Die Dänen wandten alle möglichen Mittel an, den Feldwebel in ihre Gewalt zu bekommen; immer aber suchten sie ihn da, wo er nicht war. Durch falsche Nachrichten über seine Pläne, die er durch wieder freigelassene Gefangene, oder durch Briefe, die er irgendwo niederlegte, oder durch die Einwohner aussprengen ließ, glückte es ihm immer, seine Gegner irre zu führen. Eines Abends glaubten die Dänen ihrer Sache ganz sicher zu sein. Sie sammelten sich in bedeutender Stärke an einer Stelle, wo sie mit Bestimmtheit einen nächtlichen Angriff erwarteten. Aber der Feldwebel kam nicht. Welche Überraschung, als sie am andern Morgen erfuhren, daß an einem ganz andern Punkte eine Husaren-Patrouille, die ein Offizier geführt hatte, aus einem Hinterhalt überrumpelt worden sei.

Die dänischen Behörden traten nun mit ihrem Feinde in Unterhandlung und machten ihm glänzende Versprechungen, wenn er in ihre Dienste treten wolle. Fröhlich war aber seinem Vaterlande treu ergeben und ließ sich nicht bewegen, den Verräter zu spielen. Bald gelangten denn auch die dänischen Unterhändler zu der Überzeugung, daß er nicht geneigt sei, auf ihre Anträge einzugehen. Der Feldwebel überfiel nämlich nach einigen Tagen die starke Feldwache bei Mielberg, machte mehrere Dänen zu Gefangenen und trieb die andern in die Flucht.

Endlich geriet der dänische Brigadestab so in Wut, daß er einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte. Jetzt hätte Fröhlich vorsichtiger auftreten sollen. Durfte er ferner noch allen Leuten, mit denen er in Beziehung gestanden hatte,

[1]) Eine ausführliche Darstellung einiger Unternehmungen, die für dieses Blatt zu weit führen würde, giebt der bekannte Schriftsteller und Dichter Paul Trede (Mitglied der Fröhlichschen Patrouille) plattdeutsch in Dr. Meyns Hauskalender 1890.

trauen? Er blieb jedoch ganz sorglos und sagte: „Es wird Hannemann nicht so leicht werden, meinen Kopf zu bekommen.“ Bald sollte er eines Andern belehrt werden.

Es war im Monat Oktober, als das 10. Bataillon mit Zustimmung des Generals v. Willisen beschloß, einen wenig bekannten Heideweg zu benutzen, um die in Klein-Rheide einquartierte feindliche Kompanie zu überraschen. Fröhlich, der bei diesem Zuge den Führer abgeben sollte, erhielt den ehrenvollen Auftrag, vorher nähere Kunde einzuziehen. „Sie können Sich auf mich verlassen, es gelingt!“ waren die letzten Worte, die er seinem Hauptmann zurief, als er sich des Abends mit 40 Mann auf den Weg begab. Da nun Klein-Rheide über 10 km von Sorgbrück entfernt ist, so konnte er erst am andern Morgen die Rücktour antreten. Als er nun in die Nähe von Kropp gelangte, sandte er einen Bauernburschen in das Dorf und ließ den dänischen Wachtmeister, der mit ihm verwandt und befreundet war, bitten, zu ihm herauszukommen. Er hatte mit diesem Wachtmeister schon öfters eine Zusammenkunft gehabt. Beide legten dann vorher ihre Waffen ab, ließen ihre Leute zurück und traten auf freiem Felde zusammen, um sich auf einige Augenblicke zu unterhalten und zugleich Briefe von Gefangenen auszuwechseln. Dieses Mal aber lockte der Wachtmeister den Feldwebel, der keine Gefahr ahnte, im Laufe des Gesprächs an einen Wall, hinter welchem er seine Dragoner aufgestellt hatte. Plötzlich zog er eine unter seinem Mantel verborgene Pistole hervor, setzte sie ihm auf die Brust und rief: „Steh', oder ich schieße!“ Auf dieses Zeichen sprangen die Dragoner über den Wall: der Feldwebel war gefangen. Als seine Kameraden den Verrat merkten, war es zu spät. [1])

Fröhlich wurde wegen seiner „feindlichen Gesinnung“ in Ketten gelegt, in äußerst roher Weise auf ein Schiff geschleppt und nach Kopenhagen gebracht. Hier kam er auf die Fregatte „Fylla,“ wo alle diejenigen Gefangenen untergebracht waren, bei welchen eine „spezielle Beaufsichtigung“ erforderlich war. Nach der Darstellung eines Leidensgefährten [2]) mußte Fröhlich sich eine sehr harte, oft grausame Behandlung gefallen lassen. In dem unteren Schiffsraum war ein finsteres, feuchtes und schmutziges Loch, „zu eng, um sitzen, zu niedrig, um aufrecht stehen zu können.“ In diesem Gefängnis mußte er 24 Stunden aushalten, wenn er nur das Geringste versehen hatte.

Nach Beendigung des Krieges, im Anfange des Jahres 1851, wurden die Gefangenen abteilungsweise in ihre Heimat entlassen; Fröhlich aber sollte zurückgehalten werden, um die Strafe für „seine Verbrechen“ in einem Zuchthause abzubüßen. Durch eine List entging er seinen Wächtern. Er war in letzterer Zeit dem Kommandanten öfters bei der Ausfertigung der Listen behülflich gewesen. Der Umstand, daß dieser gewöhnlich betrunken war, brachte ihn auf einen klugen Einfall. Er legte jenem bei dem letzten Gefangenentransport eine Liste vor, auf welcher er auch seinen eigenen Namen verzeichnet hatte. Der Kommandant, unfähig, die Richtigkeit der Liste zu prüfen, setzte voraus, daß alles in Ordnung sei, und unterschrieb. Der Feldwebel bestieg also mit seinen Kameraden das Schiff, ohne daß seine Flucht sogleich bemerkt wurde.

Nachdem er glücklich in Flensburg gelandet war, machte er noch einige Besuche bei guten Freunden und wanderte dann aus nach Amerika. Dort soll er

---

[1]) Es ist nicht bekannt geworden, ob der Wachtmeister den Preis erhalten hat.

[2]) Student Callisen, Freiwilliger vom 3. Jägerkorps. Vergl. Möller, Erinnerungsblätter, S. 251. 252.

im Staate Wisconsin als praktischer Arzt, nach anderen Nachrichten als Methodistenprediger thätig gewesen sein. [1])

* * *

Fröhlich wurde als Sohn eines Unteroffiziers in Schleswig geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters im Christians-Pflegehause zu Eckernförde erzogen. Nachdem er eine militärische Vorbildung erhalten hatte, wurde er dem in Rendsburg einquartierten Infanterie-Regiment überwiesen. Er fand jedoch an dem einförmigen Garnisonsleben keinen Gefallen und bat daher nach zurückgelegter Dienstzeit um seine Entlassung, ohne daß er mit Bestimmtheit wußte, wie er seinen Unterhalt erwerben wollte. Er führte jetzt mehrere Jahre ein bewegtes Abenteurerleben. Bald war er Mitglied einer Schauspieler-Gesellschaft, bald führte er Tanzbären und andere abgerichtete Tiere von Ort zu Ort. Im Frühling 1848 trat er als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee, doch erwarb er sich seinen Ruf erst nach der Schlacht bei Idstedt.

Als die Nachricht von seinen kühnen Unternehmungen in das Hauptquartier drang, schenkte der General v. Willisen ihm zur Aufmunterung nicht nur eine Büchse, sondern auch ein schönes Fernrohr. Später wurde ihm vom Generalkommando mitgeteilt, daß er zum Offizier befördert werden solle, falls sein Erkundigungszug gegen Klein-Rheide günstigen Erfolg haben würde. Wie schon mitgeteilt, erfolgte vor der Rückkehr seine Gefangenschaft.

Bei Offizieren und Mannschaften des 10. Bataillons hieß es noch längere Zeit: „Ach, es ist doch gar kein Leben mehr im Feldlager, seitdem wir Fröhlich nicht mehr haben.“ Auch die übrigen auf Vorposten liegenden Truppenteile bedauerten sehr, daß sie nicht mehr von seinen Abenteuern hören und lesen konnten. [2])

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

10. Fuldoowat.*)

Dar is mal 'n Fru weß, de hett 'n Sȫn hatt, de is so ful weß. Un sin Mudder hett em ne anners hêten as Fuldoowat. [1])

Nu mal ên'n Dach, do secht sin Mudder to em: ‚Fuldoowat, gg hen un hgl mi 'n bẹten Wạter. Ik will di uk 'n Pannkooken backen.'

[1]) Sein Bruder, der bei dem 10. Bataillon als Musiker stand, blieb im Lande und wurde der Leiter einer Tingeltangel-Gesellschaft.

[2]) Benutzte Quellen: 1. „Generalleutnant v. Willisen und seine Zeit.“ Von einem schleswig-holsteinischen Offizier a. D. (Auditeur Lüders?). 1851. 2. Briefliche und mündliche Mitteilungen von Kameraden.

*) Da die beiden hier mitgeteilten Geschichten, zwei verschiedene Fassungen desselben Märchens, sich gegenseitig ergänzen und erläutern, so durften sie nach meiner Ansicht nicht getrennt werden. Andrerseits schien es mir auch nicht angebracht, sie zu einer Geschichte zu verarbeiten. Denn bei aller Übereinstimmung in den Hauptzügen haben sie doch beide ihre besonderen Eigentümlichkeiten.

Eine andere von Theodor Storm aus Husum mitgeteilte Fassung unseres Märchens findet sich bei Müllenhoff (Nr. 14, S. 431). Diese Fassung ist jedoch unvollständig. Es fehlt die Seefahrt.

Das Märchen ist weit verbreitet. Es findet sich schon in Basiles Pentamerone vom Jahre 1637. Außerdem findet es sich in Strackerjans Sammlung oldenburgischer Märchen (Nr. 633), ferner in einer märkischen, einer dänischen, einer russischen, einer andern slavischen und endlich in einer griechisch-albanesischen Märchensammlung. Vgl. R. Köhler, Kleine Schriften zur Märchenforschung, S. 68.

Nę, secht Fulboowat, ên'n Pannkooken, dat's ne nog. Wenn se em twê backen will, denn will 'e ęr wat hąl'n.

Do secht se, ją, denn will se em twê backen.

Do nimm't Fulboowat sik 'n Korf un geit dąr mit hen to Wąter hąl'n.[2])

As hê sik dat Wąter nu utfüll't, do löppt dat je dör wech dör den Korf. Un do hett 'e dąr so 'n lütten Fisch in.

Do secht de lütt Fisch to em: ‚Fulboowat, ląt mi lęben, denn schaß di uk ên Dêl wünschen.'

‚Nę', secht Fulboowat, ‚ên Dêl, dat's ne nog.'

‚Ja', secht de lütt Fisch, ‚denn schaß di uk twê Dêl wünschen.'

‚Nę,' sech 'e, ‚dat's uk no' ne nog.'

‚Ja, denn schaß di uk all' wünschen, wat du wullt.'

Na, dąr is Fulboowat je mit tofręden. Un do nimm't hê den lütten Fisch un smitt em wa' int Wąter.

Do wünscht hê, wenn he mit den Korf int Wąter sleit, dat dat Wąter dąr in töv't,[3]) in den Korf. Un do füll't hê sin'n Korf vull un geit dąrmit to Hus.

Do secht sin Mudder to em: ‚Fulboowat, du heß mi je kên Wąter bröcht.'

‚Ją,' sech 'e, ‚dat Wąter steit in 'n Korf.'

Do hett dat Wąter in 'n Korf stąn.

Nu hett Fulboowat je niks doon mücht, un wünschen hett 'e je kunnt: do hett 'e sik Foorwark wünscht, Pęr un Wąg. Un dąr hett 'e ümmer mit herümmer föört.

Een'n Dach föört hê mal den' Sluß[4]) verbi, und den Köni sin Dochter steit grą' int ąpen[5]) Finster un kik't ut.[6])

Do röppt se: ‚Fulboowat, wo büß bi dat Foorwark kam'n?'

‚Och, Dêrn,' sech 'e, ‚ik wull, dat du 'n Kind int Finster krêgs!'

Do hett se je 'n Kind int Finster kręgen.

As dat Kind twê Jąr is, do schall dat uk je 'n Vadder hebb'n.

Do ward all' de Prinzen inląd'n, ümlangshęr.[7]) De möt sik all' rundüm in 'n Sąl upstell'n. Un dat Kind kricht 'n Appel in 'e Hand. Un wo dat Kind den Appel henbring'n deit, de schall dąr Vadder to węsen, to dat Kind, un schall de Könisdochter to 'n Fru hebb'n.

Do geit Fulboowat uk hen un wünscht sik uk mit rin na 'n Sąl. Un do wünscht hê, dat dat Kind den Appel na em henbring't.

Do bring't dat Kind den Appel na Fulboowat hen.

De Köni will dat ąwer ne gell'n laten, un se smit Fulboowat rut.

Do wünscht hê, dat dat Kind dąr so lang' mit den Appel bestąn blifft, un do wünscht hê sik wa' rin na 'n Sąl. Un dat Kind bring't den Appel weller na em hen.

Do süht de Köni je, dat dąr niks bi to mąken is. Un do kricht Fulboowat de Könisdochter to 'n Fru.

Nu is ęr dat ąwer je ne mit[8]) weß, den Köni ne, un sin Dochter uk ne. Un se mąkt sik af, se wüllt 'n Lußfąrt mąken in 'e See, un wenn se to midd'węgs[9]) up 't Wąter sünd, denn wüllt se Fulboowat öwer Boord stöten.

Na, de Lußfąrt geit je vör sik. Un as se to midd'węgs up 't Wąter sünd, do stöt se em öwer Boord.

Do wünscht hê, dat de Könisdochter uk mit rin kümmt na 't Wąter, un dat se bei' ąben[10]) swümm't.

As se 'n Titlank in't Wąter rümswümm't hebbt, do ward de Könisdochter hungeri. Un se klągt em dat, dat se so hungeri is.

Do wünscht hê, dat dąr 'n Disch in't Wąter steit un 'n pąr Stööl, un dat dąr allerhand to ȩten un to drinken up is, up den Disch.

Do sett se sik tosam'n ran un ȩt un drinkt.

As se satt sünd, do secht de Könisdochter, se wull, dat se weller ant Land wêr'n.

Do wünscht hê, dat se weller ant Land sünd.

Un do hett Fuldoowat sik 'n Sluß wünscht. Un dąr hebbt se glückli un vergnögt tosam'n lȩv't. Un wenn se ne dot blȩb'n sünd, denn künnt se noch lȩb'n.

Nach Frau Schloer-Griebel.**)

Anmerkungen: [1]) Faul(er), thu was! [2]) alte Ausdrucksweise statt: na 'n Waterhal'n. [3]) wartet, bleibt. [4]) Schloß wird im alten Platt als männlich gebraucht, so auch von Frau Sch. und Frau L. [5]) offen. [6]) guckt aus. [7]) ringsumher. [8]) recht. [9]) sprich: mirrwegs. [10]) beide oben.

11. De ful Hans.

Dąr is mal ins [1]) 'n Jung weß, de hett Hans hêten, de is so ful weß.

Nu schall hê mal vör sin Mudder hen na 'n Slachter un schall ȩr Flêsch hąl'n.

As hê sin Flêsch int Töller [16]) hett, do smitt hê sik dąr verlauk [2]) mit up 'n Slachterblock hen un secht: ‚Ik wull, dat de ol Block an to wöltern [3]) füng' un wölter mi vör min Mooder [4]) ȩr Kȫk.'

Nu hett Hans wünschen kunnt, un do ward de ol Block sik rögen [5]) un fang't an to wöltern un wöltert mit em los', Strąt up Strąt dąl.

As Hans den Sluß verbi kümmt, do kik't den Köni sin Dochter ręg' ut 't Finster, un se lacht dąr ȫwer, dat Hans dąr so wöltern deit.

Do secht he: ‚Dêrn, dąr lachs noch ȫwer? Ich wull, dat du üm drêvittel Jąr 'n lütten Jung harrs.'

Nu hett Hans je wünschen kunnt, un do kricht se na drêvittel Jąr 'n lütten Jung.

Nu wêt de Köni je gąr ne, wo sin Dochter dąrtoo gerąden is, wo se dat hȩr hett, dat Kind. Se is je narms [6]) weß, wo se dąr hett bi kam'n kunnt. Un do lett hê utgąn, [7]) all' de Junkkêrls ünner twinti Jąr, de schüllt all' hen na 'n Sluß kam'n.

Do mutt Hans uk je hen.

Nu ward se all' rund stell't in 'n Sąl, un dat Kind kricht 'n Appel in 'e Hand, un de Könisdochter nimm't dat Kind up 'n Arm un mutt de Rêg [8]) rund gąn. Un wo dat Kind den Appel hensmitt, de schall Vadder dąrto wȩsen, to dat Kind.

**) Frau Christine Schloer, geb. Harms, geb. in Griebel 1828, zur Schule gegangen nach Zarnekau, gedient in Gömnitz, auf Stendorf und Kletkamp, 1851 verheiratet mit dem Weber Lunau in Sagau, 1879 verwitwet, 1880 in zweiter Ehe verheiratet mit S., dem Pächter der Griebeler Holzkate, seit 1894 in Griebel. Ihre Märchen hat sie von der Schwester ihrer Mutter, Frau Stender. geb. Lerch, geboren in der Griebeler Holzkate, verheiratet mit dem Arbeitsmann Stender in Sieversdorf, gestorben um das Jahr 1860.

Für die in dem ‚Mahnwort' des Augustheftes der ‚Heimat' von mir ausgesprochene Behauptung, daß vor 50 Jahren nicht sorgfältig genug gesucht worden sei, enthalten diese Märchen eine sehr bezeichnende Bestätigung. Der damalige Lehrer in Sieversdorf hat sich für das Müllenhoffsche Unternehmen unleugbar interessiert; er hat sogar einen Beitrag (Müllenhoff S. 111) eingesandt. Und doch hat er nicht einmal in seinem Dorf nachgeforscht. Hätte er das gethan, so wäre ihm der Märchenschatz der Frau Stender, die damals in Sieversdorf gewohnt, und deren Tochter sogar bei ihm gedient hat, wie von selbst in den Schoß gefallen.

Von den (43) Geschichten, die Frau Schloer mir erzählt hat, sind bis jetzt außer ‚Fuldoowat' 8 veröffentlicht, und zwar 6 in Nr. 25 u. 28 (1899) der ‚Deutschen Welt' — von diesen sind zwei in der ‚Heimat' abgedruckt: ‚Vun de Katt, de ne wa' free'n will' (Heft 5. 1899) und ‚De Eddelmann un de Bur' (Heft 1. 1900) — und 2 in der ‚Heimat': ‚Dat gifft noch mehr so'n dumm' (Heft 3) und ‚Na Möörn' (Heft 4).

Nu geit se je mit dat Kind rund, un dat wąr't [9]) so lang', bet se bi Hans kam'n deit.

Do kümmt Hans gau [10]) bi un smitt sik verlank [2]) vör ȩr dąl.

Dar fang't dat Kind ǫwer an to lach'n un smitt mit den Appel na em.

Do ward Hans je Vadder to dat Kind.

Nu is den Köni dat ąwer je so ord'när weß, dat sin Dochter so 'n Bengel to'n Mann hebb'n schall. Un hê kümmt bi un lett 'n Schipp mąken, dąr kam't Hans un de Könisdochter in, un de lütt Jung uk mit. Hans kümmt in ên Losement, [11]) un de Könisdochter mit ȩr'n lütten Jung in dat anner.

De beiden Kamern sünd ên ant anner weß. Un dąr is 'n gläsern Dǫr twischen weß, dat se sik hebbt sên kunnt. Een to'n annern kam'n hebbt se ąwer ne kunnt. De Dǫr is toosląten weß.

As se nu up 't Wąter sünd, do hett Hans ümmer goot to lȩb'n, vȩl bȩter as de Könisdochter. Hê hett je wünschen kunnt.

Do secht se to em: ‚Hans, wo geit dat too, dat du ümmer so 'n schön Eten un Drinken heß un ik ne?'

‚Ja, Dêrn', sech 'e, ‚ik kann wünschen.'

Do secht se: ‚Denn heß du dat uk je wul wünscht, dat ik den lütten Jung krȩgen heff.'

‚Ją,' sech'e, ‚dat heff ik.'

Do secht se, denn schall hê doch mąl wünschen, dat hê to ȩr rin kam'n kann.

Do wünscht hê sik to ȩr rin.

Do secht se, hê schall doch mąl wünschen, dat hê rech smuck atsên deit un rech fein in Tüch [12]) geit.

Na, dat hett 'e dunn [17]) uk je wünscht.

Toletz secht se to em, hê schall doch mal wünschen, dat dat Schipp wa' to Lann' kümmt, dich bi ȩr'n Vadder sin'n Sluß.

Do wünscht hê dat uk je. Un mit 'n Mąl is dat Schipp ant Land.

Annern Mornk, as de Köni upkümmt un hê kik't ut't Finster, do dünkt em: ‚Sü, dat is je wul rein [13]) dat Schipp, wo din Dochter up wechkam'n is.' Un hê röppt ên'n vun sin Schriwers un secht, wat hê ne sên kunn oder wat hê dröm'n deit, hê schall doch mąl hengąn un sên mąl too, wat dat Schipp dat is.

De Schriwer geit je hen: richti, do is dat Schipp dat.

Hê bring't den Köni Oller. [14]) Un do geit de Köni sülb'n hen.

As hê de Dǫr ąpen mąkt, do ligg't se dąr all' drê tosam'n in Bett, de lütt Jung in 'e Midd, [15]) un Hans up ên Sit, un sê up 'e anner Sit.

Do secht de Köni to sin Dochter: ‚Dêrn, wo is hê dąr rin kam'n na di?'

‚Ja, Vadder,' sech' se, ‚Hans kann wünschen. Den lütten Jung hett 'e mi uk toowünscht.'

‚Ja, secht de Köni, wenn hê wünschen kann, denn kann dat uk je angąn, denn hett 'e dąr niks mêr gêgen.

Un do hett he ȩr 'n Sluß schenkt, de Köni, un dąr hebbt se glückli un vergnögt tosam'n lȩv't. Un as de Köni dotblȩb'n is, do is Hans Köni word'n.

Nach Frau Lembcke-Eutin. ***)

Anmerkungen: [1]) mal einst. Diese alte Ausdrucksweise gebraucht Frau L. (und nur sie) zu Anfang regelmäßig. [2]) der Länge nach. [3]) wälzen. [4]) Diese alte Form hat die Überlieferung an dieser Stelle bewahrt. [5]) fängt an sich zu rühren. [6]) nirgends. [7]) alter Aus-

***) Frau Caroline Lembcke, geb. Lamprecht, geboren 1826 in Pansdorf, gedient in Klein-Timmendorf, Pansdorf, Groß-Parin, Langenhagen und Sagau, 1847 verheiratet mit dem Schuhmacher Lembcke in Sagau, nach dem Tod ihres Mannes (1890) meist in dienstlichen Stellungen, seit 1894 in Eutin, seit 1895 Haushälterin bei meinem Nachbar, dem alten Nachtwächter Tamm. Ihre (18) Geschichten hat sie teils schon als Kind gehört,

druck für ‚bekannt machen.' [8]) Reihe. [9]) währt. [10]) eigentlich eilends, schnell. [11]) Gelaß, frz. logement, mit deutscher Aussprache. [12]) Zeug, Kleidung. [13]) wirklich. [14]) Bescheid, frz. ordre. [15]) sprich: Mirr, ohne daß ein r zu hören ist. [16]) Im Plattdeutschen sagt man das Teller. [17]) dunn = do.

Proben aus dänischen Soldatenbriefen von 1849—1850.

Übersetzt von Dr. A. Gloy in Kiel.

Im Jahre 1898 veröffentlichte die „Kieler Zeitung" eine Anzahl von Briefen dänischer Soldaten aus dem Jahre 1848 in deutscher Übersetzung, von der gewiß nicht unbegründeten Voraussetzung ausgehend, daß eine so ungezwungene, durch keine Rücksichten irgend welcher Art beeinflußte Darstellung von gegnerischer Seite, wie sie gerade in Privatbriefen sich äußern muß, auch unsererseits einem lebhaften Interesse begegnen würde. Die ausgewählten Briefe entstammen einer durch den Kopenhagener Professor C. F. Allen angeregten, von ihm eifrig geförderten und nach seinem Tode von Chr. Bruun besorgten Sammlung „Breve fra danske Krigsmænd, skrevne til Hjemmet under Felttogene 1848, 1849, 1850." Sie besteht im ganzen aus 167 Briefen, die aus mehreren Tausend eingesandten von Allen persönlich ausgewählt worden sind. Schon vor 1864 begonnen, ist diese Zusammenstellung doch erst 1873 im Buchhandel erschienen (Gyldendalsche Buchhandlung in Kopenhagen). Wir erhalten durch diese von dänischen Offizieren, Pastoren, meistens aber von Unteroffizieren und Gemeinen herrührenden Briefe ein äußerst charakteristisches Bild der zu damaliger Zeit in Dänemark herrschenden Stimmung, hören von interessanten kriegsgeschichtlichen Einzelheiten und Episoden, von bekannten Persönlichkeiten auf beiden Seiten usw. Am Schluß der Einleitung zu seiner Sammlung bemerkt der Herausgeber, daß aus ihr nicht nur Wesen und Charakter des dänischen Soldaten mit ausgeprägter Bestimmtheit hervortrete, sondern daß sich auch von ganz anderer Seite ein Einblick in das Herz des Volkes eröffne. Gottesfurcht, Genügsamkeit, eine ruhige, feste und mutige Bereitwilligkeit zur Aufopferung für das Vaterland bis zum letzten Atemzuge, gute Laune und Humor, der über alle Unbequemlichkeiten hinwegsetze, seien Eigenschaften, die ihren einfachen und biederen Ausdruck in diesen Soldatenbriefen fänden. Es läge hier eine Urkunde vor über das dänische Volk, welche es sich selbst ausgestellt hätte. Es habe, wenn er diesen Ausdruck gebrauchen dürfe, in aller Unschuld seine eigenen Memoiren geschrieben.

Bei der Vorrede zu einem solchen, patriotischen Zwecken dienenden Buche hat Allen der Schattenseiten des dänischen Nationalcharakters, die hier mit ebensolcher Sicherheit urkundlich verbürgt vorliegen, natürlich nicht gedacht. Obwohl die hervorgehobenen hübschen Züge des Dänen unzweifelhaft in den Briefen sich wiederspiegeln, so spricht doch aus ihrer Mehrheit eine vielfach unerträgliche Gehässigkeit in der Beurteilung des Feindes, eine vollkommene Unfähigkeit, oder vielleicht mehr ein Mangel an gutem Willen, dem gegnerischen Standpunkt auch nur ein klein wenig gerecht zu werden, und zwar auch gerade bei den Gebildeten. Möglicherweise ist Allens bekannte, gelinde ausgedrückt: einseitige Auffassung bei

die meisten aber — und unter ihnen die hier mitgeteilte — erst in Sagau von einer schon vor 1890 gestorbenen Frau Vogt, mit der sie in 'e dörtigen Jahren (d. h. über 30 Jahre) in einer und derselben Kate gewohnt hat. Frau V. ist aus dem Sierhagener Gut gebürtig gewesen.

Mit Frau Schloer hat Frau L. fast 30 Jahre lang in demselben Dorf (Sagau) gewohnt und auch häufiger mit ihr verkehrt. Eine Verwandtschaft indessen zwischen den beiderseitigen Geschichten besteht nicht.

der Auswahl dieser Briefe nicht ohne Einfluß geblieben. Über die Schlacht von Eckernförde ist nicht ein einziger ausführlicher Brief mit aufgenommen worden. Wahrscheinlich sollte der Schmerz, den diese entsetzliche Katastrophe seiner Zeit in ganz Dänemark verursachte, bei den Lesern nicht abermals aufgewühlt werden. Um so zahlreicher sind die Berichte über Fredericia usw. Man ersieht aus ihnen, daß der Däne seit Kolding vor den bisher so gering geschätzten Schleswig-Holsteinern nicht wenig Achtung bekommen hat, viel mehr, als er sich eingestehen mag, ja, daß ein wahrer Ingrimm ihn erfüllt, einem an Zahl bedeutend schwächeren Gegner unterlegen zu sein. Einem tapferen Feinde gegenübergestanden zu haben, giebt er meistens, wenn auch häufig mit Widerstreben, zu. Auf der anderen Seite aber ist er dagegen mit schönen Titulaturen, wie „Räuber," „Verräter," „Meineidiger" u. dgl. m. nicht gerade sparsam. Deutlich ist auch, im Vergleich zu 1848, seit Eckernförde und Kolding, eine Steigerung des Fanatismus zu bemerken, der in vielen Briefen geradezu widerwärtig wirkt.

Im ganzen genommen dürften jene dänischen Soldatenbriefe indessen auch für einen Schleswig-Holsteiner eine willkommene, mindestens aber interessante Lektüre sein. Wie viel mehr aber würde dies der Fall sein, wenn man nach deutschen Gesichtspunkten die Auswahl aus den vielen Tausenden hätte treffen können!

Sollte es nicht noch jetzt, obwohl ein halbes Jahrhundert seit diesem Kriege verflossen ist, möglich sein, auch deutscherseits ein ähnliches Werk zu schaffen, wenn ein dahin gehender Aufruf zur Einsendung von Originalbriefen oder Abschriften an eine Zentral-Sammelstelle in den Herzogtümern nicht nur, sondern auch in allen seiner Zeit beteiligten Bundesstaaten erlassen würde?

Premierleutnant S. L. an seine Mutter.

12. April 1849.

Liebe Mutter!

Meine Gedanken suchen dich bei Tag und Nacht, und das weiß ich ja, daß du beständig bei mir bist, daß du beständig dich danach sehnst, etwas von mir zu hören, ob ich gesund bin, wo ich weile usw., und sieh, liebe Mutter, ich beeile mich, diesen ungewöhnlich ruhigen Nachmittag zu benutzen, obwohl ich mich auch meinerseits so von Herzen sehne, so herzlich nach einigen Zeilen mit Nachrichten von dir und den Deinen. — —

Entsetzlich traurig ist die Affäre bei Eckernförde — das Linienschiff vernichtet und gesunken, die Fregatte „Gefion" in der Gewalt der Deutschen. Gewiß ist eine Menge von Menschen umgekommen und der Rest in Gefangenschaft. — — Im ganzen genommen ist unsere Lage für den Augenblick nur traurig, aber mit Gottes Hülfe kann sich ja alles ändern; voriges Jahr fingen wir gut an und endeten übel, und dieses Jahr könnte ja vielleicht das Umgekehrte der Fall sein. Ich habe immer die Hoffnung, daß, wenn Deutschland wirklich Holstein, Schleswig und vielleicht Jütland erobern will, so wäre es doch zu verwundern, wenn die menschlichen Schwächen, wie Neid, Mißgunst usw., sich nicht geltend machen sollten bei den übrigen Großmächten, und die Frage sich so — eine Rettung für uns — zu einem europäischen Kriege gestaltete. — — —

Leutnant C. U. an seine Braut.

24. April 1849.

— Sei davon überzeugt, daß diese Sache (Schlacht bei Kolding) uns ebenso unerwartet gekommen ist, wie gewiß auch den Kopenhagenern. Und noch verstehe ich sie nicht; ich sehne mich unbeschreiblich danach, die offiziellen Rapporte zu sehen. Bitte ja L., mich wissen zu lassen, ob er einen näheren Grund für diesen Angriff unsererseits kennt, der ein so trauriges Resultat hatte. War es die Absicht, den Feind zu einem Einfall in Jütland zu reizen, um ihn da zu schlagen, oder aus anderen Gründen — da schweige ich. Aber nach dem zu schließen, was ich sehen und hören kann, war es nicht so. War es die Absicht, die Einwohner von Kolding von den Deutschen zu befreien? Da hat man ihnen sicherlich einen schlechten Dienst erwiesen. Kolding liegt nun gewiß fast ganz in Asche. Aber, wie gesagt, ich verstehe so etwas nicht. — — — Als wir auf der anderen Seite (der Königsaue) gesammelt wurden, hielten wir eine Zählung ab und sahen unseren großen Verlust. Doch machte das keinen so traurigen Eindruck, als die kurz nachher eintreffende Nachricht, daß

Kolding allerdings von den Unsrigen genommen gewesen, und zwar zweimal, schließlich aber doch in Feindes Hand geblieben und beinahe ganz abgebrannt sei. „Zu welchem Zweck ist denn diese Menge von Menschen geopfert worden?" fragten wir uns da selbst, und niemand vermochte darauf zu antworten; ein einzelner murmelte vor sich hin: Damit wir desto eher nach Skagen gejagt werden können. — —

Premierleutnant S. L. an seine Mutter.

Fredericia, 26. April 1849.

— — — Am 25. rückte der Feind auf Fredericia bis auf ¾ Meilen von der Stadt. Das Gerücht ging, daß die wenigen in Kolding zurückgebliebenen Einwohner mißhandelt würden, es sollte daher wegen dieser Sache ein Schreiben an den höchstkommandierenden Offizier in K. abgehen. Ich wurde beordert, es den feindlichen Vorposten zu überbringen, die man in nächster Nähe vermutete. Ich verließ also die Armee als Parlamentär, benutzte aber die Gelegenheit, das Terrain kreuz und quer abzusuchen, und erreichte erst gegen Abend die feindlichen Vorposten ¼ Meile auf dieser Seite von Kolding. Sie machten Anstalt, auf mich zu schießen, ich ließ den Trompeter blasen, brüllte: „Zum Teufel, Parlamentärl" und sprengte auf sie ein. Das wirkte, sodaß sie vor mir präsentierten. Ich verlangte mit einem ihrer Offiziere zu sprechen, davor grauend, einen Kameraden aus der Kadettenzeit als Feind zu treffen, aber ich fand einen Hauptmann Wrangel in schleswig-holsteinischen Diensten. Ich erledigte meinen Auftrag, worauf er äußerte, daß der 23. „ein heißer Tag" gewesen, worauf ich wieder antwortete: ich hoffte, ihn demnächst an einem noch viel „heißeren Tage" zu treffen. Er sah mich groß an, war im übrigen aber recht nett und zeigte Lebensart. — — —

Ole Christian Sörensen an seine Frau.

Fredericia, 17. Juni 1849.

Innig geliebte Frau!

Ich danke dir für deinen Brief vom 2. d. M., den ich zu meiner großen Freude am 15. erhielt; — — heute sind wir wirklich wieder herübergekommen und sollen hier 6 Tage bleiben (auf Wasser und Brot, wie wir es nennen), doch wenn die Deutschen uns das Leben behalten lassen, so kommen wir in 6 Tagen wieder hinüber nach Fühnen, und da drüben haben wir es ja viel besser; so leben wir die halbe Zeit immer als Menschen. Wir haben es in diesen Zeiten nicht halb so schlimm als im vergangenen Jahr, doch sind wir beständig Gefahren ausgesetzt; denn die Deutschen liegen noch um die Stadt herum und werfen jeden Tag Bomben und Granaten zu uns herein, und selten vergeht ein Tag, daß nicht einer zu Schaden kommt. Ich kann nicht wissen, wie lange sie hier noch liegen, nun haben sie bald 6 Wochen hier gelegen, und wir haben sie satt, aber ich denke, die Bauern da draußen herum haben sie auch satt. In Stoustrup (wo Delius seiner Verwundung erlag), welches das nächste Dorf ist, da gönnen wir es ihnen allerdings; denn es waren reiche Leute auf großen Höfen, und doch wollten sie uns nichts geben, weder gegen Bezahlung noch ohne; aber nun müssen sie wohl heran, solange sie etwas haben, und die Deutschen gehören gewiß nicht zu den Leuten, welche bezahlen, was sie bekommen. Gegen uns aber sind sie sehr ehrlich, denn sobald wir ihnen vom Wall aus eine Kugel senden, schicken sie uns gleich zwei zurück und zuweilen noch viel mehr. Unsere Vorposten stehen der deutschen Vorpostenkette so nahe, daß sie zuweilen mit einander sprechen können; aber das ist ihnen strenge verboten. Zuweilen treiben sie aber doch allerlei Scherz mit einander. Die Deutschen haben große Löcher gegraben, in denen ihre Vorposten stehen, sodaß wir nicht mehr als ihre Köpfe sehen können. Das geschieht natürlich deshalb, daß die Unseren sie nicht treffen sollen, und sich gegenseitig totschießen können sie ja leicht, wenn sie so dicht aneinander stehen. Es ist aber doch selten, daß ein Deutscher schießt, ohne daß die Unseren anfangen. Eines Tages, als unsere Kompanie eben auf Posten gekommen war, sprang ein Deutscher aus seinem Loch, stand frei oben und rief unseren Leuten zu: „Seid ihr vom 1. Reserve-Jägerkorps?" — „Ja," antworteten Unsere. — „So laßt uns Freunde sein," sagte der Deutsche, „wir wollen da nicht auf einander schießen; denn was nützt es, wenn wir jeder auch einige auf beiden Seiten totschießen können." Er ging darauf wieder in sein Loch, und es wurde auch den ganzen Tag über kein Schuß zwischen den beiderseitigen Vorpostenketten gewechselt. Da ist eine Wiese, welche sich durch die Gemarkung von Fredericia hindurchzieht, wo man das Wasser aufgestaut hat; und da stehen die deutschen Posten auf der einen, unsere auf der andern Seite. Eines Tages, als es stark wehte und der Wind von der Seite der Deutschen kam, da schlugen sie ein paar Latten zusammen, setzten darauf einen Zinnteller mit einem Franzbrot, einem kleinen Stück Speck, eine Flasche mit einem „Pägel" Rum und ¼ ℔ Rauchtabak. Einen Zettel hatten sie noch angeklebt, worauf geschrieben stand, daß dies ein kleines Geschenk vom 7. Bataillon sei, und nun setzten sie dieses Fahrzeug mit seiner Ladung ins Wasser. Es dauerte auch nicht lange,

bis es auf unsere Seite herüberkam. Es wurde herausgenommen, auf die Feldwache gebracht und von da zum Kommandanten. Nachdem er es erhalten und untersucht hatte, schickte er es wieder hinaus zur Feldwache mit dem Bescheid, daß wir es gerne essen könnten — denn den Sachen fehle nichts —, daß sie aber in Zukunft dergleichen nicht wieder annehmen sollten. — — —

E. P. Lorenzen an einen Freund.

Svendstrup, 9. Juli 1849.

Lieber Freund Thomas!

— — — Den 4. Juli am Abend um 10 Uhr wurde das 3. Jägerkorps, und in derselben Nacht bis zum Morgen Truppen nach Fredericia übergeführt, und der Feind verhielt sich ruhig bei dieser Gelegenheit gegen alle Erwartung. Am nächsten Tage wurde die Festung ziemlich lebhaft beschossen und das Feuer von derselben erwidert. Am Abend des 5. wurden jeder Truppenabteilung Quartiere angewiesen, ungefähr in der Ordnung, in welcher sie auszurücken bestimmt waren, jede Brigade demnach einigermaßen für sich in den verschiedenen Nachbarstraßen gesammelt. Es hieß gegen Abend, daß ein Ausfall mit unserer gesamten Macht (gegen 20 000 Mann) stattfinden und seinen Anfang um 1 Uhr nachts nehmen sollte.

Die Stunden gehen langsam, wenn man warten muß, und die Spannung, in der man sich befindet vor einer Affäre, die, wie jeder einsehen konnte, von großer Bedeutung werden mußte, da das Resultat wegen der starken Verschanzungen des Feindes zweifelhaft war, — diese Spannung ist von einer ganz eigenartigen Natur. Um 12 Uhr ungefähr stand das Korps aufgestellt, und der Chef redete die Mannschaft folgendermaßen an: „Jäger! Binnen einer Stunde werdet ihr in den Kampf geführt, dessen Ausfall für unser Vaterland wie für dessen Feinde von großer Wichtigkeit sein wird. Wenn ihr euch tapfer haltet, muß der Ausfall glücklich enden. Darum schnell dem Feinde auf den Leib, werft ihn aus seinen Verschanzungen, und haben wir ihn erst da heraus, dann wird es nicht mehr schwer halten, ihn vollends zu schlagen; denn wir sind ihm diesmal an Kopfzahl überlegen. Es sind lauter Schleswig-Holsteiner, mit denen wir es zu thun haben werden, zeigt euch tapfer, wenn es gilt, heute dürfen wir nicht daran denken zu retirieren." Das Wetter, welches bis zu diesem Augenblick stürmisch, kalt und feucht gewesen war, veränderte sich plötzlich, es wurde mild und ruhig, und der Himmel lachte über sein ganzes Gesicht; der Mond schien mit seiner vollen Scheibe, was es genügend hell machte. — —

(Fortsetzung folgt.)

Das adelige Gut Schinkel.

Von Woldemar v. Weber-Rosenkranz.

Wenn wir die Darstellungen der Schlösser und Herrenhäuser in Schleswig-Holstein und Lauenburg des um unsere Spezialgeschichte so verdienten Johannes v. Schröder durchblättern, empfinden wir das Verlangen, einerseits ein derartiges Werk zu besitzen, das die Geschichte aller und nicht nur der im 15. und 16. Jahrhundert der Rantzauschen Familie gehörigen Güter umfaßt, und andererseits, den so wertvollen Text der einzelnen Gutsgeschichten in genauerer und eingehenderer Form zu erhalten, etwa in der Weise, wie die Breitenburger Geschichte von dem Verfasser der Schlösser bearbeitet ist. In zahlreichen Darstellungen ist übrigens das obenerwähnte Buch ergänzt worden; gerade in neuerer Zeit sind viele historische und topographische Bücher oder Aufsätze erschienen, die über die Geschichte einzelner Güter oder Dörfer Aufschluß geben. Einen geringen Beitrag kann ich denselben vielleicht hinzufügen, indem ich die Geschichte des Gutes Schinkel-Rosenkranz erzähle, welches in Schleswig im dänischen Wohld nicht weit vom Ufer des Flemhuder Sees gelegen ist. —

Von Königsförde, Wulfshagenerhütten, Warleberg, Groß-Nordsee oder der Eider begrenzt, liegt Schinkel-Rosenkranz am früheren Ausfluß dieses Wasserlaufes aus dem Flemhuder See an günstiger Stelle; nun sind die Wasserverhältnisse durch die Kanalbauten ganz andere geworden. Die Eider ist bis auf kleine Teile verschwunden: das Gut befindet sich 5 Minuten vom Kaiser Wilhelm-Kanal, der in einer tiefen Rille, so hoch wie die begrenzenden Meere, die Halbinsel durchschneidet. Ein lebhafter Dampferverkehr auf diesem Wasserwege verbindet Schinkel-Rosenkranz mit Kiel, das in 1½ Stunden zu erreichen ist.

Wenn ich nun einiges aus der Vergangenheit des Gutes mitteile, will ich mich lediglich auf das Feststehende beschränken, sodaß ich auf Vermutungen, wie z. B. über die Entstehung des Namens, verzichte.

Wohl mit Sicherherheit anzunehmen ist, daß, wie bei vielen anderen Edelsitzen, der Besitzer im 13. Jahrhundert den Namen des Hofes annahm, indem er sich von Schinkel nannte, und daß dieser Name dann auf seine Descendenten überging.

1289 nennt Pontoppidan einen Nicolaus de Schinkele als Besitzer des Edelhofes.[1] Wegen der Übereinstimmung des Wappens liegt die Vermutung nahe, ihn als den Nachkommen des Overboden Gottschalk III anzusehen, welcher nicht, wie früher angenommen wurde, aber mit von Aspern widerlegt ist, der Familie Parkenthin angehörte.[2] Gottschalk III führt in seinem Siegel dasselbe Wappen, welches sich in den Siegeln der Familie von Schinkel findet: eine von drei Seeblättern kreisförmig umgebene Rose. Über Gottschalks Abstammung und Verwandtschaft wissen wir jedoch nichts Bestimmtes. Die Übereinstimmung des Wappens läßt übrigens auch auf eine Verbindung mit der in der Nähe angesessenen Familie Sehestedt schließen.

Wegen der Spärlichkeit der Nachrichten ist es nicht möglich, einen nur einigermaßen zuverlässigen Stammbaum der Familie von Schinkel herzustellen.

Doch war das Geschlecht nicht ohne Bedeutung. Ein Marquardus Schinkell, der 1326 in einer Urkunde unterschreibt, 1343 als Schleswiger Domherr das Zeitliche segnete und im Dom beigesetzt ist, hat dem Bistum Ripen Grundstücke in Oterskyaer, bei Bolling, Ringkjöping Amt, in Jütland verkauft. Doch scheint Marquardus Eigentümer von Schinkel gewesen zu sein. Seine Nachkommen wenigstens bestimmen 1363, daß die Einkünfte von Grundstücken in Warleberg dazu verwendet werden sollen, um Messen für das Seelenheil des Verstorbenen, der den eigentümlichen Beinamen „Bosbeen" führte, und für dasjenige seiner beiden Söhne Rodolphus und Hardwicus zu lesen.[3]

Warleberg liegt Schinkel benachbart, und es liegt nahe, daß diese Grundstücke zu dem alten Edelhofe gehört haben. Auch wird wenigstens der Sohn des Marquardus, Hardwicus, später einmal direkt als „zu Schinkel wohnhaftig" bezeichnet, worauf ich zurückkomme.

1334 ist ein Ritter Blyze de Schinkele Zeuge bei den Verhandlungen über das Eigentum an der Küste des Kieler Hafens.

Wir finden seinen Namen unter der von Waldemar V., Herzog von Schleswig, in diesem Jahre ausgestellten Abtretungsurkunde der Küste von Bülk bis Levensau an die Stadt Kiel.

1337 wird Luderus de Schinkele als Eigentümer des Gutes bezeichnet, der 1340 mit dem oben beschriebenen Seerosenwappen siegelt.

Von 1351 an bis 1357 finden wir in den Urkunden häufiger die Namen zweier Herren von Schinkel, die beide den Vornamen Ludeke führten. Sie hatten jeder einen Beinamen: der eine nannte sich „Cune" oder „Laem," der andere „Bredehals."

Ludeke Cune war von 1362 bis etwa 1370 Kommandant des dänischen Schlosses Nyborg. König Waldemar hatte in seinem Kriege mit Lübeck viele Gefangene gemacht. Diese haben z. T. in den Verließen von Nyborg geschmachtet. Vom Ritter und Hauptmann Schinkel wird berichtet, er sei ein harter Mann gewesen, der sich vorgenommen habe, die Gefangenen 10 Jahre festzuhalten. Doch saß schon vor Ablauf dieser Zeit ein anderer Hauptmann, Vicke Moltke, auf Nyborg.[4]

Ludeke Bredehals scheint auf dem Stammgut gesessen zu haben. 1357 ward mit ihm ein Otto von Schinkel als Eigentümer desselben bezeichnet. —

1358 findet sich die Unterschrift eines Hartwicus Schinkel, den wir wohl als den Sohn des obengenannten Domherrn Marquard von Schinkel ansehen müssen, mit dem Zusatz „morans in Schinkele."

Hiermit hören die Beziehungen zwischen Gut und Familie auf, soweit sie sich urkundlich beweisen lassen. Doch waren, wie oben erwähnt, wenigstens Grundstücke in Warleberg bis 1363 im Besitz der Familie. Wahrscheinlich war der Edelhof noch viele Jahrzehnte im Besitz des Geschlechts, welches in Schleswig-Holstein und in Dänemark zu großer Macht und Berühmtheit und besonders zu großem Reichtum gelangte. Der dänische Zweig der Familie ist meines Wissens erst im Jahre 1811 erloschen.[5]

Da Johannes von Schröder in seinen Schlössern in dem Text zu Schinkel auf ein parlantes Wappen der Familie von Schinkel, welches nämlich einen Schenkel, d. h. ein gewappnetes Bein enthält, hinweist, will ich, obwohl ich diesen Hinweis bei Nicolaus von Schinkel für irrtümlich halte, doch erwähnen, daß nur Hans Schinkel in Holstein im Jahre 1401 wirklich seine Unterschrift mit einem solchen Siegel bekräftigt. Er war Kommandant

[1] Danske Atlas VII S. 767.

[2] v. Aspern, Beiträge zur älteren Geschichte Holsteins I. Hamburg 1849.

[3] von Stemann, Schleswigsches Privatrecht. Kopenhagen 1866. III. Bd. Urkunde 13.

[4] Lübecker Urkundenbuch III Nr. 452, S. 460/61.

[5] Else Cathrine v. Schinkel, geb. 1730, ist 1. 3. 1811 in Schleswig gestorben. (Kirchenbuch der Domgemeinde in Schleswig.)

von Fehmarn.[1]) Eigentümlich ist nun, daß sich dieses selbe Wappen bei der Pommernschen Familie von Schinkel findet, die auf Schmalzin und Belzow bei Greifswald saß, und von der wir von ca. 1480 bis zu ihrem Aussterben 1688 Kunde haben.

Von 1358 bis 1509 habe ich nichts über die Besitzer des Edelhofes Schinkel finden können.

1509 bis 1520 erscheint **Claus Breide** als Besitzer Schinkels. Er hat auch dort gewohnt. Zugleich war er Besitzer der Herrschaft Nordsee oder Achterwehr. Claus Breide hatte ein ziemlich unruhiges Leben. Als er von seinem Widersacher, dem durch seine Gewaltthaten bekannten Benedikt v. der Wisch, 1512 in Lübeck gefangen und in Ketten gelegt war, rüstete Herzog Friedrich in Kiel einen Heerhaufen aus, um ihn zu befreien. Doch geriet Claus Breide später auch mit dem Herzog selbst in Streitigkeiten und hat als dessen Gefangener auf dem Schloß Gottorp gesessen. Als sich seine Familie nun für ihn verwandte, ließ der Herzog ihn gegen Leistung der Urfehde frei.

Claus Breide war mit Catharina, des Claus v. Ahlefeld zu Maesleben Tochter, verheiratet. Er war der Sohn des Wulf Breide zu Clausdorf. Seine Ehe scheint kinderlos gewesen zu sein. Als er 1520 starb, blieb Catharina im Besitz Schinkels bis zum Jahre 1526. Dann hat sie auf Wulfshagenerhütten gewohnt, wo ihr eine Stube mit einem Kamin angewiesen war. 1557 ist sie gestorben.

Von 1526 an müssen wir **Christoph Rantzau** aus dem Hause Rantzau-Bülk als den Eigentümer Schinkels ansehen, wenn er auch erst später als solcher bezeichnet wird.

Da Claus Breede kinderlos war, so waren die beiden Töchter seines Bruders Marquard seine Erbinnen. Die Ansprüche derselben sind 1526 auf dem Prozeßwege geltend gemacht worden. Der zweite Sohn der Anna, Marquard Breides ältesten Tochter, die mit dem bekannten Ritter Otto Rantzau zu Bülk († 1511) verheiratet war, ist der ebenerwähnte Christoph Rantzau, welcher Schinkel erhielt.

Wulf Breide

Marquard Breide — **Claus Breide** zu Schinkel († 1520).

Anna ⌣ Otto Rantzau Ritter († 1511) — Abele ⌣ Paul Rantzau

Hieronymus Rantzau — **Christoph R.** zu Schinkel († 20. 2. 1571) — Heinrich R.

1. Otto — 2. Hieronymus Seekamp — 3. Heinrich Bülk — 4. Paul Knoop — 1. Johann Borghorst — 2. **Otto** Schinkel († 1616) — 3. Melchior Solwig

Elisabeth ⌣ **Kai Rumohr** zu Schinkel († 1625) — Heinrich — Anna

1. Asmus R. 2. Heinrich 3. Anna 4. Dorotea ⌣ **Cai von** Ahlefeld zu Schinkel († 1651), dessen Sohn und Enkel das Gut nach ihm besaßen. 5. Elisabeth 6. Margarete 7. Magdalene 8. Hedwig

(Siehe Seite 215.)

Christoph Rantzau wird als der Eigentümer der Güter Bülk, Knoop, Seekamp, Borghorst und Schinkel bezeichnet, er war Amtmann zu Tondern, heiratete Anna Rantzau, von der er 4 Söhne hatte, und starb am 20. Februar 1571.

1564 wird ein Hans Rantzau, Caspars Sohn zu Hasselburg und Mustin, als Schinkels Besitzer genannt. Ich glaube, daß es sich entweder um einen Schreibfehler oder dergleichen handelt, oder daß der Kauf nach kurzer Zeit rückgängig gemacht wurde.

Nach Christoph Rantzaus Tode finden wir Schinkel nicht im Besitz eines seiner Söhne, sondern in demjenigen seines Neffen, nämlich des zweiten Sohnes von Christophs Bruder Heinrich, **Otto Rantzau**, der nur Schinkel besessen zu haben scheint und sich „Otto Rantzau zum Schinckel" unterschrieb.

Seine Mutter war aus der Familie Reventlow, seine Gemahlin ein Frl. Dorotea von Buchwald, die ihm einen Sohn, von dem wir nichts erfahren, und zwei Töchter schenkte. Otto Rantzau hat auf Schinkel gewohnt und dasselbe 45 Jahre besessen. Er erbaute hier 1582 eine schöne und geräumige Scheune, die erst 1897 abgebrochen worden

[1]) Lüb. Urk. V, S. 31/32.

ist. Namen und Wappen Otto Rantzaus und seiner Gemahlin waren über den Thüren des Bauwerkes in Holzbalken eingeschnitzt. Otto Rantzau starb im Jahre 1610.

Ottos älteste Tochter, Elisabeth, heiratete Kay Rumohr zu Roest (und nicht, wie Schröder irrtümlich anführt, Cai v. Ahlefeld) und brachte ihm das Gut Schinkel zu. Die jüngere Tochter Anna heiratete einen Gosche von Ahlefeld.

Cai Rumohr zu Roest, der am 11. Juni 1566 geboren wurde, war der Sohn des Asmus Rumohr († 1590) und der Margarethe geb. Rantzau († 1600) und hatte aus seiner Ehe mit Elisabeth 2 Söhne und 6 Töchter, von denen fünf „in mächtige Geschlechter hineinheirateten" (Ahlefeld, Rantzau, Brockdorff, Thienen, Brockdorff). Cai Rumohr war im Gegensatz zu seinem Vater ein milder Herr. Er starb im Jahre 1625.

Cai Rumohrs Tochter Dorotea heiratete Cai v. Ahlefeld zu Sehstermühe. Durch diese Heirat kam das Gut Schinkel, welches wir von nun an eine lange Zeit im Besitz der Familie v. Ahlefeld-Sehstermühe finden, wiederum durch Heirat an den Gemahl der ältesten verheirateten Tochter des Besitzers.

Friedrich v. Ahlefeld zu Sehstermühe hatte in erster Ehe Catharina, eine Tochter des berühmten Statthalters Heinrich Rantzau, geheiratet. In zweiter Ehe vermählte er sich mit Dietrich Blomes Tochter, Dorotea. Aus erster Ehe überlebten den Vater zwei, aus zweiter drei Söhne. Außer Frantz, der das Schloß Arlewatt verkaufte und ohne Kinder starb, wurden diese Söhne Friedrichs die Stammväter der berühmtesten und reichsten Linien der Familie v. Ahlefeld.

Als dritter Sohn Friedrichs und als ältester Sohn aus dessen zweiter Ehe wurde Cai v. Ahlefeld im Jahre 1591 geboren. Er erbte von seinem Vater Sehstermühe, welches damals zu 44 Pflügen gerechnet wurde. Durch seine Heirat wurde Cai außerdem Besitzer von Schinkel. Aus seiner Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor, die Hans v. Rumohr auf Rundhof und Borghorst heiratete.

Cai v. Ahlefeld wird als gebildeter, freundlicher und sehr mildthätiger Mann geschildert. Er selbst und seine Nachkommen waren bei hoch und niedrig beliebt. Allerdings hat ihn das Geschick begünstigt und ihn mit irdischen Gütern reich gesegnet. „Großen Reichtum," erzählt Cai in der Urkunde über seine Stiftung eines Armenhauses in Sehstermühe, „habe ihm Gott verliehen, durch gute Ernten sei derselbe noch vergrößert worden. Die Vorsehung habe ihn wohl dazu ausersehen, nach seinen Kräften dem schrecklichen Elend und der Armut seiner Zeit zu steuern.[1]) In die Zeit Cai v. Ahlefelds fallen nämlich die bösen Kriegsjahre von 1626—27 und 1643—45, in welchen die Herzogtümer in schrecklicher Weise alle Drangsale des Krieges zu fühlen bekamen. Der Pastor Marcus Frisius in Kolmar erzählt, im Jahre 1628 seien in Seestermühe bis auf zwei alle Gebäude verbrannt worden, und zwar von französischen Soldaten, die im Dienst des dänischen Königs Christian IV. standen.[2])

Bei den häufigen Märschen zwischen Kiel und Rendsburg wird Schinkel kaum besser davongekommen sein; das nahegelegene Borghorst, welches Cais Schwiegersohn, Hans v. Rumohr, gehörte, wurde fast dem Erdboden gleichgemacht.

Trotz der großen Ausgaben, welche besonders die vielen Neubauten verursacht haben müssen, hinterließ Cai v. Ahlefeld, als er, 60 Jahre alt, am 11. Januar 1651 starb, ein Vermögen von über 340 000 Thalern Cour.[3]) (Schluß folgt.)

Herbst.

Die Blätter welken und falben,
Und kühle Lüfte gehn,
Und Störche ziehn und Schwalben,
Die Blätter welken und falben
Und werden bald verwehn.

Ist wohl ein Abendläuten,
Das fern herüber klingt —
Was mag der Klang bedeuten?
Ist wohl ein Abendläuten,
Das durch die Seele dringt.

J. H. Fehrs.

Mitteilung.

Die Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Anregung zur Förderung der Landes- und Volkskunde durch die Amateur-Photographie nicht von Dresden, sondern von Hamburg ausgegangen ist. Im Jahre 1894 ist das Programm der Dresdener dort bereits entwickelt worden und zwar in der

[1]) Matthiessen, Die holsteinischen und adlichen Marschgüter Seestermühe, Groß- und Klein-Collmar. Hist.-stat. Skizze. Itzehoe 1836. [2]) Provinzialberichte 1826, S. 412. 413. [3]) O. Moller, Histor.-geneal. u. diplom. Nachricht von dem uralten adelichen Geschlecht derer v. Aleseld. Flensburg 1771.

Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie. In einem Vortrage, den der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Prof. Dr. Alfred Lichtwark, in dieser Gesellschaft über „Die Bedeutung der Amateur-Photographie" gehalten hat (veröffentlicht in dem sehr lesenswerten gleichnamigen Buche Lichtwarks, Halle a. S. 1894), heißt es S. 12: „Wenn sich eine Verständigung zwischen dem Amateur-Photographenverein und dem Museumsverein erzielen läßt, so könnte im Museum für Hamburgische Geschichte ein Material an Photographien aus den Aufnahmen der Amateure gesammelt werden, das einen ganz einzigen Schatz bilden würde. Nicht nur ließe sich festhalten, was an Altertümern seiner Natur nach nicht im Original Gegenstand des Sammelns sein kann, sondern vor allem könnte ein Bild unserer Zeit aufbewahrt werden, wie wir Ähnliches aus früheren Epochen nicht haben. Nach einem einfachen System könnte der Zustand unserer Stadt und Umgebung in ihrem beständigen Wechsel dargelegt werden, unsere Tracht, unser Volks- und Gesellschaftsleben, es könnten Erinnerungen an Ereignisse im öffentlichen Leben und die Bildnisse hervorragender Männer und Frauen in unmittelbarer Wiedergabe der Erscheinug niedergelegt werden. Der Amateur-Photographenverein bietet seinerseits die Hand und hat zu dem heutigen Vortrag den Vorstand des Museumsvereins eingeladen. Möge die Verständigung die Früchte tragen, die wir davon erwarten dürfen."

Fragen und Anregungen.

Fragebogen über Tieraberglauben. 1. Welche Tiere (Vögel, Fische, Insekten usw.) sollen für denjenigen, der sie sieht, Glück (bzw. Unglück) bedeuten? — 2. Welche Tiere sollen dem Hause, in dem sie sind, Glück (bzw. Unglück) bringen? — 3. Welche Tiere sollen einen Todesfall verkünden? — 4. Welche Tiere sollen den Preis des Kornes, die Reichhaltigkeit der Ernte usw. voraussagen? — 5. Wird den letzten Kornhalmen ein Tiername beigelegt? Sagt man, daß ein Tier durch das Feld laufe, wenn das Korn sich vor dem Winde wiegt? — 6. Werden Tiere (Vögel usw.) im Hause gehalten, um das Glück festzuhalten, um Krankheiten zu wehren usw.? Sollte man das Erstgesehene einer Tiergattung im Frühling fangen, grüßen usw.? Giebt es Tiere (Vögel, Eier usw.) die man nicht nach Hause bringen sollte? — 7. Welche Rolle spielt die Farbe des Tieres im Aberglauben? Werden weiße Tiere bevorzugt? — 8. Giebt es Tiere, die örtlich für heilig gehalten werden, d. h. die man weder töten noch essen darf, die man ungern sieht, deren Körper, Nester usw. man ungern berührt, und deren gewöhnlichen Namen man nicht nennt? — 9. Werden gewisse Tiere nur einmal im Jahre, oder einmal im Jahre mit besonderen Feierlichkeiten gegessen? — 10. Giebt es Tiere, die einmal im Jahre gejagt oder bei Volksbelustigungen getötet werden? Oder solche, die verfolgt oder gepeitscht werden? Oder Vögel, deren Eier man ausnimmt und zerstört? — 11. Werden Tiere oder Tiergestalten umhergeführt, ins Osterfeuer geworfen usw.? Werden Vögel oder Insekten einmal im Jahre verkauft? Werden sie gekauft, um in Freiheit gesetzt zu werden? — 12. Glaubt man besondere Heil- oder Zauberkräfte zu erlangen, indem man das Fleisch von gewissen Tieren ißt, dieselben berührt oder in der Hand bleiben läßt? In welchem Alter sollte man dies vornehmen? — 13. Welche Tiere wendet man in der Zauberei und der Volksmedizin an und zu welchen Zwecken? Wann sollten die dazu bestimmten Tiere erlegt werden? — 14. Werden Kuchen in Tiergestalt oder sonstige Tierfiguren gemacht, oder solche, denen man einen Tiernamen beilegt? — 15. Glaubt man, daß die Toten Tiergestalt annehmen? — 16. Glaubt man, daß die Hexen Tiergestalt annehmen? — 17. Welche Tiere sollen die menschliche Sprache verstehen? — 18. Welche Tiere sollen Menschengestalt in anderen Ländern annehmen, oder nach Belieben als solche erscheinen? Welche Tiere sollen verwünschte Menschen sein? — 19. Welche Tiere sollen die kleinen Kinder bringen und woher? — 20. Werden Märchen von Schwanenjungfrauen bezw. -jünglingen erzählt? Oder solche von Vorahnen in Tiergestalt oder mit tierischen Körperteilen, von Tiergeburten usw? — 21. Spielen Tiere eine Rolle in Geburts-, Hochzeits-, und Begräbniszeremonien? — 22. Werden Tierköpfe oder -schädel an den Giebeln angebracht, oder um die Felder aufgestellt? — 23. Welche Tiere findet man als Wirtshausschilder und als Wetterfahnen? — 24. Giebt es Kinderspiele, die nach Tieren genannt werden oder worin man Tieren nachahmt? Werden Eierspiele, -läufe usw. zu Ostern veranstaltet? — 25. Werden gewisse tot aufgefundene Tiere aus abergläubischen Gründen begraben, zu Fastnacht beerdigt usw.?

Es wird gebeten: 1. Jedesmal den Ort anzugeben. — 2. Auch dialektische Tiernamen (mit hochdeutscher Übersetzung) mitzuteilen. — 3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind Abbildungen auch erforderlich.

N. W. Thomas.

The Anthropological Institute, 3 Hanover Sq. London. (Vom 1. Oktober an.)

Anm. Auf Wunsch des Herrn Thomas ist die Schriftleitung bereit, die Antworten auf obige Fragen entgegenzunehmen, um sie gesammelt an ihn weiterzusenden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Bücherschau.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Dr. Carl R. Hennicke in Gera. Verlag von Fr. Eug. Köhler in Gera-Untermhaus. III Band. Mit 48 Chromotafeln. IV und 393 S.; gr. Fol. 16 M., gebd. 22 M. — Dieser mir jetzt vorliegende Band erschien kurz vor der Jubelversammlung des schleswig-holsteinischen Lehrervereins zu Kiel (29. Juli bis 1. August), und deshalb benutzte ich die Gelegenheit, sämtliche bisher erschienenen Bände in unserer „Lehrmittel-Ausstellung" auszulegen. So konnte sich jeder Besucher von dem Werte dieses Prachtwerkes selbst überzeugen. Auch nicht einen Tüttel des früher zum Ruhme desselben Gesagten (siehe meine Besprechungen in Nr. 7 der „Heimat" (1898) und Nr. 7, 8 und 12 (1899) brauche ich angesichts des III. Bandes zurückzunehmen; jede neue Tafel bleibt der auf sie gesetzten Erwartung treu. Der III. Band behandelt folgende Familien der Singvögel: Lerchen (9 Arten,) Stelzen (und zwar Arten der Gattung Pieper, 3 Bachstelzen- und 11 Schafstelzenarten, den grünen Waldsänger, 17 Ammer- und 25 Finkenarten (Kreuzschnäbel, Gimpel, Kernbeißer, Girlitze, Zeisige, Stieglitze, Hänflinge, Edel- und Grünfinken und Sperlinge.) An der sehr dezenten Textrevision sind beteiligt gewesen: Dr. Chr. Deichler in Berlin, E. Hartert in Tring (England), Prof. Dr. R. Blasius in Braunschweig, Pastor O. Kleinschmidt in Volkmaritz und Dr. J. P. Prazák in Prag. Zu den Schöpfern der Kunstblätter, J. G. Keulemans, O. Kleinschmidt, E. de Maes und Goering gesellte sich Stefan von Nécsey in Budapest. Die Eiertafeln lieferte Alex. Reichert in Leipzig. Das Auge muß sich an den Kunstwerken der Meister entzücken; Worte versagen, will man ihren Wert ins rechte Licht stellen. Jedem Interessenten möchte ich darum empfehlen, von der Verlagsbuchhandlung eine Probetafel zu erbitten, vielleicht gar die Reklametafel, welche zugleich als Wandschmuck in Schulen, Schreibstuben, Restaurants dienen kann. — Ich handle gewiß im Sinne der Subskribenten, wenn ich den Verleger bitte, die Pergamentblätter nahe dem Falz ankleben zu lassen; die losen Blätter stören sehr beim Umblättern. Vielleicht ließen sich die Unterschriften und die im Bilde doch immerhin etwas störend wirkenden Ziffern auf das Pergamentblatt drucken, wie dies bei neueren Prachtwerken allgemein geschieht.

Barfod.

Aus Segebergs alten und jungen Tagen, Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der Stadt Segeberg von Ernst Stegelmann. Mit einer Ansicht von Alt-Segeberg. Preis 1 M. 1900. Selbstverlag des Herausgebers. Druck von Fr. Staats in Barmen. — Das fließend geschriebene, Geschmack und Gemüt verratende kleine Büchlein entspricht dem bescheidenen Ziele, welches sich der Verfasser gestellt hat, der Ergänzung nämlich eines vor kurzem erschienenen Fremdenführers von Segeberg, durchaus. Mögen auch einige Punkte des historischen und des naturgeschichtlichen Teils vor einer strengen Kritik nicht ganz bestehen können, so sind die mitgeteilten Sagen und die kulturhistorischen Abschnitte immer lesenswert. Dem Reisenden wie dem Badegaste wird die kleine Schrift zu einer willkommenen Orientierung dienen und ihm eine anregende Unterhaltung bieten.

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 9 soll auf S. XXXV. in der zweiten Zeile statt C. J. Reimers stehen: Dr. J. Reimers.

Anzeigen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 11. November 1900.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Mitteilung.

Wergeld. In der „Deutschen Warte" vom 29. Juli 1900 finde ich in einem Artikel von Dr. Max Hirschfeld, betitelt: Chinesische Kuriosa, folgende Stelle: „In einer Anzahl von Städten wird bei Eintritt der Dunkelheit jede Straße durch ein Thor geschlossen, und jeder Straßenpassant muß dann eine Laterne tragen, auf der sein Name steht. Diese Namen werden in ein Register eingetragen. Wird in der Nacht ein Verbrechen begangen, so werden alle Personen dieses Registers verhört. Kommt dabei nichts zu Tage, so müssen die Bewohner des Viertels, in welchem das Verbrechen geschah, den Geschädigten schadlos halten." Mag uns dieser eigentümliche Rechtsbrauch auf den ersten Blick auch recht „kurios" erscheinen, so ist er doch uralt. Beim Lesen der oben angeführten Stelle wurde ich erinnert an einen ganz ähnlichen Abschnitt aus der „Lex Salica" (Forschungen über das Recht der Salischen Franken vor und in der Königszeit. Von Dr. K. J. Clement). Clement geht in seinen Forschungen über das Recht der Salischen Franken hauptsächlich von der Verwandtschaft der altfränkischen Sprache mit der altfriesischen aus. Da nun, wie gesagt, Clement von einem ganz ähnlichen Brauch berichtet, so glaubte ich die Leser der „Heimat" zu interessieren, wenn ich auf die Übereinstimmung dieses Rechtsbrauches aufmerksam machte. — In den „Novellen" („Eine in Auszügen gemachte Sammlung der salisch-fränkischen Gesetze aus einem nicht mehr vorhandenen älteren lateinischen Text und aus dem Gesetzeszuwachs viel späterer Zeiten.") schreibt Clement folgendes: „Wenn Jemand innerhalb der Grenzen eines Dorfbezirks in Altengland erschlagen gefunden ward und dessen Bewohner den Mörder nicht in einem Monat ermittelten, so hatten sie das Wergeld an den Berechtigten und ein Strafgeld an den König zu zahlen." Genau dasselbe findet sich nun in der Lex Salica LXXIII, wo von einem zwischen zwei Dörfern Erschlagenen die Rede ist. Die den Dorfbewohnern gesetzte Frist zur Ermittelung des Mörders ist dieselbe. Nach altenglischem Recht fällt das Wergeld eines Getöteten, wie

hoch oder niedrig es ist, an seine Verwandten. Clement nun hält die Rechtssatzung über das Wergeld für friesischen Ursprungs, was mich namentlich bestimmt, sie gerade in der „Heimat" mitzuteilen.

Süder-Hostrup, im September 1900. D. N. Christiansen.

Bücherschau.

Das Tierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. 3 Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Berlin: Martin Oldenbourg, 1900. 40 Lieferungen zu je 1 M. — Liest man den Titel, so mag es uns für einen Verlag recht gewagt erscheinen, mit einem „Tierleben der Erde" hervorzutreten, da unsere deutsche Litteratur bereits über ein ähnliches Werk verfügt. Führt uns doch auch Brehm, der unsterbliche Meister im Beobachten und Wiedergeben des Gesehenen, in alle Zonen der Erde: in den Wald, die Steppe und Wüste; auf die Höhen und in die Tiefen; in die Eis- und Schneeregionen des Nordens und in das Dickicht tropischer Wälder und der Dschungeln. Aber wohlgemerkt: Brehm führt uns nicht durch die Zonen, nicht durch die Wüste, nicht durch den Wald. Bei ihm steht das Individuum im Mittelpunkt seiner Betrachtung; er schildert Bau und Leben der Tiere in der Reihenfolge des Systems. Unversiegbar fließt uns die Quelle; klar und rein ist der Trunk, weil jede neue Auflage den Resultaten moderner Forschung Rücksicht trägt. Unsere heutige Zeit aber will die Natur als Ganzes erfassen, Tier und Pflanze als die Produkte ihrer Scholle. Schon der Schulunterricht konzentriert den naturgeschichtlichen Lehrstoff am Schlusse seines Pensums zu Lebensgemeinschaften. Der „große" und „kleine" Brehm sind Nachschlagewerke. Der wissensdurstige Leser will aber unmittelbar in die Natur eingeführt werden, will die Tierwelt in ihrer natürlichen Umgebung, im Rahmen ihrer heimatlichen Zusammengehörigkeit vorgeführt wissen, wünscht ein Werk aus einem Gusse, das er von Anfang bis zu Ende wie einen Roman durchlesen kann. Und er findet ein solches in dem „Tierleben der Erde" von Wilhelm Haacke. Zwar mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß auch Brehm im Verein mit Roßmäßler das Tierleben einer Gemeinschaft bearbeitet hat; über den deutschen Wald sind sie nicht hinausgekommen. Haacke hat den losen Faden wieder aufgenommen und weitergesponnen: Nachdem er die Bewohner des Waldes geschildert und im Anschluß hieran auch jene Tiere berücksichtigt hat, die halb Wald-, halb Feldbewohner sind, wendet er sich nacheinander folgenden Gruppen zu: den Tieren des unbewaldeten Landes, des Fluß- und Weiherufers, den Bewohnern der eigentlichen Gewässer, den Freunden menschlicher Bauten, der Tierwelt Nordeuropas, der Alpen, Ost- und Südeuropas, den Tieren fremder Erdteile, den Rassen der Haustiere, den Bewohnern der Meeresküsten, der Hochsee und des Meeresgrundes. Das wäre das Gerippe. Und der Verfasser? Als Kind der Lüneburger Heide [1]) hat er schon früh das mannigfaltige Leben der Kleintierwelt belauscht, als junger Forscher das Tierleben der Ostsee im Kieler Hafen studiert, dann im sonnendurchglühten australischen Busch, in den Urwäldern Neuguineas und auf den Korallenriffen der Torresstraße Kenntnisse und Gesichtskreis erweitert. Sein Name hat in der Wissenschaft einen guten Klang; aber auch das Volk schätzt in ihm einen beliebten zoologischen Schriftsteller, der eine Lebensaufgabe darin sieht, die Resultate zoologischer Forschung im Gewande echt volkstümlicher Darstellungsweise in weite Kreise zu tragen. — Wilhelm Kuhnert ist der Maler, der seine Aufgabe künstlerisch erfaßt und künstlerisch wiedergegeben hat. Namentlich die farbigen Bildertafeln, in deren Herstellung die Technik des chromotypographischen Farbendrucks zur Stunde so Hervorragendes leistet, stempelt das „Tierleben der Erde" zu einem Prachtwerke par excellence, das überall dort nicht fehlen sollte, wo Wissenschaft und Kunst eine Stätte gefunden haben. Ich denke dabei namentlich an die Leser der „Heimat," denen ich die Anschaffung des Lieferungswerkes mit bestem Gewissen empfehlen kann.

Die mir vorliegenden Lieferungen 1—5 bringen annähernd den deutschen Wald zum Abschluß. Die äußere Beschreibung des Individuums ist auf ein Mindestmaß beschränkt, das Leben und die Beziehungen zwischen Bau und Funktion der Organe (Biologie) treten in den Vordergrund. Auch die Textillustrationen sind sämtlich Originalabbildungen; man lernt ganze neue Seiten des Tierdaseins kennen, was ebenfalls seinen Wert hat. Ich werde später auf das Werk zurückkommen. Barfod.

[1]) In dem früher besprochenen Werke desselben Verfassers: „Bau und Leben des Tieres" (Aus „Natur und Geisteswelt") bildet die Lüneburger Heide den Ausgangspunkt der Betrachtung.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 11. November 1900.

Geheimrat Wilhelm Petersen in Schleswig †.

Von P. Chr. Hansen in Kiel.

Unser Schleswig-Holstein hat vor kurzem einen Mann verloren, der in Anbetracht seiner amtlichen Thätigkeit, noch viel mehr aber seiner ganzen Persönlichkeit, seiner Gesinnung und Anschauung nach, seiner so zahlreichen Interessen und Bestrebungen wegen es voll und ganz verdient hat, daß die „Heimat" seines Namens in besonderer Weise gedenkt.



Wir meinen den Geh. Reg.-Rat J. Chr. Wilhelm Petersen in Schleswig, der nach längerem Leiden am Abend des 26. September mit Tode abging. Geboren war er zu Kellinghusen am 20. Januar 1835. Er hat die Schulen in Lübeck und Hamburg wie die Universitäten Kiel, Heidelberg und Göttingen besucht. Von dem Augenblicke an, wo er sodann die Laufbahn als Verwaltungsbeamter begann, gehörte seine ganze Lebensarbeit unserem engeren Vaterlande an. Nur wenige biographische Angaben mögen hier noch Platz finden: Im Jahre 1859 trat Petersen als Amtssekretär auf dem Rendsburger Amthause in den Staatsdienst; 1863 wurde er Assistent bei der Holsteinischen Regierung zu Ploen und im folgenden Jahre Kanzlist bei der Landesregierung in Kiel. Einen weiteren Schritt auf der bureaukratischen Stufenleiter that Petersen im Jahre 1865, als er zum Bevollmächtigten in der Schleswig-Holsteinischen Landesregierung vorrückte, worauf er im nächsten Jahre seine Ernennung als Bureauchef unter der Herzoglich Holsteinischen Landesregierung erhielt. Nach der Einverleibung der Herzogtümer in den preußischen Staat trat

Petersen in die preußische Verwaltung über; 1868 wurde er Königlicher Regierungsassessor und im Jahre 1874 Regierungsrat bei der Königlichen Regierung in Schleswig. Das Jahr 1894 brachte ihm die Verleihung des Charakters als Geheimer Regierungsrat. Dies der einfache Lebensgang des Entschlafenen, dem bei seinem Hinscheiden der Präsident und die Mitglieder seiner Behörde, der er so lange Jahre hindurch ein treuer Mitarbeiter gewesen war, einen überaus warmen und ehrenvollen Nachruf widmeten. Und gewiß hatte Geheimrat Petersen einen Anspruch darauf, daß seinem dienstlichen Wirken unumwundene Anerkennung gezollt wurde. Das Muster eines Beamten darf er genannt werden. Die wichtigen Dezernate der Landwirtschaft, des Veterinärwesens und der Fischerei für unsere Provinz lagen seit mehr als dreißig Jahren in seiner Hand. In jeder Richtung betrachtete er die ihm anvertrauten öffentlichen Aufgaben als Pflichten, deren Erfüllung die peinlichste Gewissenhaftigkeit, eine genaue Kenntnis aller örtlichen und sachlichen Einzelheiten und vollste persönliche Hingabe erheischte. Von dieser Anschauung hat sich der Heimgegangene immerdar leiten lassen, und darauf beruht nicht zum wenigsten die allgemeine Wertschätzung, deren er sich in weiten Kreisen unserer Bevölkerung erfreute. Er kannte unser Land, und er kannte die nicht hoch genug anzuschlagenden Güter, die dieses unser Land in seinem Acker, seiner Viehzucht und in den Schätzen seiner Binnengewässer wie den uns umgebenden Meeresgebieten birgt. Geheimrat Petersen war allezeit bemüht, ein treuer Hüter dieser Werte zu sein. Aber nicht etwas nur Materielles stellten diese Dinge für ihn dar. Sein Blick reichte viel weiter. Die Erhaltung und Kräftigung einer tüchtigen, leistungsfähigen Landwirtschaft bildete in seinen Augen das unerläßliche Gebot einer weisen Staats- und Gesellschaftspolitik. Eine zeitgemäße Fürsorge für die Landwirtschaft war nach seiner Überzeugung unentbehrlich, um unserem Vaterlande die innere und äußere Vollkraft zu bewahren. Und so liebte er den heimischen Acker, und mit Freude blickte er auf die zahlreichen Fortschritte, die im Laufe der letzten zwei und drei Jahrzehnte der schleswig-holsteinische Landwirt angestrebt und erreicht hat; aufmerksam verfolgte er die betrübenden Zeichen der Zeit, die sich aus Verhältnissen, die vielfach außerhalb des Einflusses des einzelnen Landmannes liegen, ergeben, und hier ist er durch die unmittelbare Berührung, die er so gern mit der Praxis des Lebens zu nehmen suchte, nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein zuverlässiger Berater und Förderer gewesen. Was Geheimrat Petersen als Vertreter der landwirtschaftlichen und tiergesundheitlichen Interessen in der provinziellen Zentralbehörde unseres Landes gewesen ist, das wird ganz sicher von berufener Seite demnächst anerkannt werden. Fast noch größere persönliche Sympathien trug Geheimrat Petersen seinem anderen Dezernat, demjenigen des Fischereiwesens, entgegen. Jene brave, kernhafte Bevölkerung, die Schleswig-Holstein an seinen Westsee-

wie Ostseeküsten besitzt, die dem schweren Berufe des Fischers nachgeht, hatte er mit rührender Liebe in sein Herz geschlossen. Andererseits wußten aber auch die schleswig-holsteinischen Fischer — und nicht nur die Küsten-, sondern auch die Binnenwasserfischer —, was sie in diesem Beamten besaßen. Man muß gesehen haben, wie Petersen mit den Fischern verkehrte. Die Schleswiger und die übrigen Schleifischer kannte er alle persönlich, aber auch in Eckernförde, in Flensburg, an der Neustädter Bucht und nicht minder in Blankenese und sonst an der Elbe entlang — wie manchen Freund besaß er da unter den einfachen Männern in den langen Seestiefeln, im Wollentroyer und Südwester. Er verstand es, den schweigsamen Mund dieser wetterfesten Gestalten zum Reden zu bringen. Insonderheit allen alten Fischersleuten mußte er persönlich nahetreten. „Keine Treppe war zu hoch, kein Keller zu tief," so sagt uns jemand, der Geheimrat Petersen bei diesen Gängen so oft begleitet hat, „wenn es galt, einen von den „Alten" aufzusuchen." Dem Besten unserer Fischer zu dienen, das gereichte ihm zu aufrichtiger Freude, das war ihm ein innerstes Bedürfnis; wußte er doch, daß seine Fürsorge auch hier der Erhaltung eines der wackersten Teile unserer Bevölkerung zu gute kam. Ganz sicherlich wird insonderheit die schleswig-holsteinische Küstenbewohnerschaft dem Dahingegangenen für allezeit ein treues Andenken bewahren. Es würde uns zu weit führen, seine Verdienste nach dieser Richtung ausführlicher darzulegen; nur das sei gesagt: die großen und nachhaltigen Errungenschaften unserer schleswig-holsteinischen Fischerei, dieses Wirtschaftszweiges, der sich nun auch seit einer Reihe von Jahren der trefflichen Förderung durch den Oberfischmeister Hinckelmann erfreut, einen Mitarbeiter von hervorragender Tüchtigkeit, der seinem Vorgesetzten zugleich ein nahestehender Freund war — jene Errungenschaften sind auf das nach außen hin kaum viel hervortretende, aber thatsächlich eminent fruchtbare Wirken Petersens großenteils zurückzuführen. Ihm gebührt das Verdienst, daß die sachverständigen Fischerei-Aufsichtsbeamten, die dem Fischer mit Rat und That zur Seite stehen sollen, dem Kreise der praktischen Fischer entnommen werden. Und wenn überhaupt die Organisation des schleswig-holsteinischen Fischereiwesens so oft als mustergültig hingestellt wird, so wissen wir, wem dafür in erster Reihe das Lob zukommt.

Als reichgesegnet darf somit die amtliche Thätigkeit des Entschlafenen bezeichnet werden. Und doch liegt in ihr nur ein Teil seiner Persönlichkeit ausgedrückt. Petersen war nicht ein Beamter, dessen Gesichtskreis mit seinen Bureauaufgaben abschneidet, und der über dieses Gebiet hinaus nicht existiert. Wir behaupten keineswegs zu viel, wenn wir Geheimrat Petersen eine der ersten litterarischen und künstlerischen Autoritäten unserer engeren Heimat nennen. In beiden Beziehungen bildete er nicht lediglich eine rezeptive, sondern auch eine produktive Natur, nicht nur war er eine forschende, prüfende und kritisierende, sondern auch

eine schöpferische Kraft, wenngleich sein Wirken in dieser Hinsicht niemals die Öffentlichkeit aufsuchte. Seine Künstlerhand bewährte Wilhelm Petersen durch die Herstellung einer Anzahl trefflich ausgearbeiteter Charakterköpfe in Thon. Welche Typen hätte er dabei wohl lieber verwenden sollen als die Gesichter seiner ihm so lieben Holmer Fischersleute? Auf der deutschen Fischereiausstellung zu Berlin im Jahre 1880 erfreute eine Kollektion von seiner Hand die zahlreichen Besucher und trug dem Künstler durch Verleihung der silbernen Medaille eine ehrenvolle Anerkennung ein. Ein rechter Poet tritt uns entgegen in einzelnen tiefempfundenen Dichtungen, welche die Leser der „Heimat" kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Wir verweisen auf die beiden Gedichte „Winterwald" und „Korallenmoos" auf S. 21 und 225 vom Jahrgang 1897 dieses Blattes, die eine seltene Schärfe der Beobachtung verraten, einen Reichtum an Bildern umfassen und den goldenen Charakter des Dichters als Mensch und besonders als Vater im schönsten Lichte erscheinen lassen.

Wir heben weiter seine schriftstellerischen Arbeiten hervor, die das Interesse für die Würdigung der früheren künstlerischen Leistungen Schleswig-Holsteins auf dem Gebiete der edlen Thonerzeugnisse, der Fayence-Industrie neubeleben sollten. In den „Schleswiger Nachrichten" hat P. vor etwa zehn Jahren vielbeachtete Studien veröffentlicht und auch später anderswo den gleichen Gegenstand behandelt. Petersen hinterläßt eine sehr wertvolle keramische Sammlung, die selbstverständlich auch künftighin nicht über die Landesgrenzen hinaus wandern wird. Als dichterische und künstlerische Kapazität von ganz hervorragender Stellung offenbart sich Petersen sodann aber in seinem Briefwechsel mit hervorragenden Schriftstellern und ausübenden Künstlern im deutschen Vaterlande und selbst außerhalb der Reichsgrenzen. Unsern Landsleuten Klaus Groth, Theodor Storm und Wilhelm Jensen stand er viele Jahre hindurch nahe; mit den beiden Letztgenannten war er seit der Studentenzeit her befreundet. Mehr als zwei Jahrzehnte hindurch hat er mit Paul Heyse enge freundschaftliche Beziehungen gepflegt, von denen ein äußerst interessanter Briefaustausch Zeugnis ablegt. Ebenso verband ihn herzliche Freundschaft mit Gottfried Keller.*) Daneben können noch andere Namen von bestem Klange genannt werden. In den Briefen, die von Schleswig gekommen und nach Schleswig wiederum gerichtet worden sind, liegt ein litterarischer Schatz von bedeutendem Werte, und wir hoffen, daß dieser Schatz einmal unserm Volke erschlossen werden wird. Auch der Verfasser dieser Zeilen würde in der glücklichen Lage sein, manchen Beitrag zu einer derartigen Veröffentlichung zur Verfügung stellen zu können; darf doch auch er sich zu den Freunden des Heim-

*) Die „Deutsche Rundschau," Heft 2, Jahrgang 1895 veröffentlicht einige Briefe, welche Gottfried Keller an Wilhelm Petersen geschrieben hat.

gegangenen zählen, mit denen P. jahrelang in schriftlichem oder mündlichem Gedankenaustausch gestanden hat. Wilhelm Petersen war ein Meister des Stils in seiner Korrespondenz. Es soll hier nur eine Probe gegeben werden durch die Veröffentlichung eines an den Herausgeber der „Heimat" gerichteten Schreibens vom 15. Januar 1897, das für solchen Zweck verwendet werden darf, und dessen Inhalt auch aus anderen Gründen überaus bemerkenswert ist.

> Ich habe versäumt, den Winterwald noch einmal zu überarbeiten, was vielleicht nützlich gewesen wäre. Ich kann mich nicht entschließen, ihn wieder zu lesen. Der kleine Junge ist jetzt 1,93 m lang. Vielleicht können ja die Verse die eine oder andere Seele anregen, den Kindern zu geben, was sie fordern können an Anregung und Befruchtung. Es steht damit traurig: Als der Junge 6, das Mädchen 8 Jahre alt war, nahm ich ihre Erziehung in die Hand, sie waren mein liebster Umgang, und alles wurde mit ihnen geteilt. Schöneres giebt's doch auf der Welt nicht. Aber wie selten findet man Menschen, die so empfinden. Inzwischen hat die Liebe zum Walde sich umgewandelt in die Liebe zur weitsichtigen Landschaft; ich muß Horizont haben. Mein Paradies sind die Deiche. „Bei der Mahlzeit" hat mich sehr angeheimelt; nur einige wenige der Sachen waren mir neu. Wie oft habe als Kind von der plattdeutschen Mutter ich gehört z. B. Utverschamt — Leckertän — Itt wat —: Neben dem Schündöscher war bei uns üblich: Klütenklopper, worauf die Marsch deutet, während doch meine Mutter aus Kellinghusen stammte. Doch genug davon. Die Ordnung nach innerer Zusammengehörigkeit ist eine sehr wichtige Sache... (Vgl. „Heimat" 1897, Nr. 1.)

Den vorgeschichtlichen Forschungen innerhalb unserer Provinz widmete Petersen eine verständnisvolle Beachtung, und mit dem verdienstvollen Bearbeiter dieses Feldes, Herrn Dr. Splieth in Kiel, verbanden ihn seit zwanzig Jahren ebenso sehr wissenschaftliche wie freundschaftliche Beziehungen.

Jedes aufstrebende Talent auf schleswig-holsteinischem Boden, mochte es sich in der Kunst oder in der Litteratur, in Wissenschaft oder anderswie bethätigen, war seiner Aufmerksamkeit und sobald sich eine nähere Fühlung ausbildete — wozu er seinerseits so gern eine Anregung gab! — seiner stillen Förderung sicher. Wie viele junge Anfänger verdanken ihm wertvollen Rat und schätzbare Weisung! Und welch geläutertes Urteil kam dabei in seinen Äußerungen zum Vorschein! Noch bis in die letzte Zeit seines Lebens bekundete er diese rührende Anteilnahme an allem, was die idealen Güter unserer engeren Heimat zu mehren und zu bereichern versprach. Als ein besonders „freudiges Ereignis" betrachtete er seine Bekanntschaft mit dem jüngst erschienenen Werke „Die drei Getreuen" und

ihrem Verfasser, unserm Landsmann Gustav Frenssen, die bald nachher zur Freundschaft sich gestaltete. Die stolze Freude, daß ein so reiches Talent aus Schleswig-Holstein hervorgegangen ist und speziell aus der von ihm so sehr geliebten Westküste Holsteins, die uns schon manchen großen Mann verliehen hat, war ihm eine wahre Herzensfreude.

Das freudig anerkennende Urteil, das der Entschlafene dem jungen Dichter zu teil werden ließ, wird dieser als ein gar wertvolles Lorbeerblatt ansehen dürfen.

Ein echtes Stück Poesie tritt uns in einer anderen Einzelheit seiner Bestrebungen entgegen. Schleswig wird oftmals die „Rosenstadt" genannt, gewiß ein Ehrenname. Diese Bezeichnung verdankt die Schleistadt dem Geheimrat Petersen. In früheren Jahren hat er in jedem Frühjahr in der Zeitung an die Anpflanzung von Rosen vor den Häusern gemahnt und selbst neue Sträucher geschenkt, wo alte eingegangen waren. Sogar wenn er seine Frühlingsreise nach Italien machte, kam von dort die Mahnung: „Pflanzt Rosen vor den Häusern!" Man hat dieser Aufforderung vielfach Folge geleistet. Eine Fülle blühender Rosen, an denen in Schleswig der Wanderer zur Sommerszeit sich erfreut, wird auch weiterhin an ihren heimgegangenen Freund erinnern.

In der Unterhaltung bewährte Petersen den echten und rechten Schleswig-Holsteiner. Er gab sich nicht, wie man zu sagen pflegt, auf den ersten Anlauf. Zunächst liebte er mehr, den Zuhörer, den Beobachter, den Frager zu spielen, erst nach und nach trat der volle Reichtum seiner Persönlichkeit in Erscheinung. Dann aber, wenn sein Interesse angeregt war, ließ er den Faden des Gesprächs gewiß nicht fallen, und wie sehr liebte er in früheren Jahren eine gemütvolle Zwiesprache auch zu vorgerückter Abendstunde. Vielleicht noch mehr war er ein Freund der Unterhaltung bei einer Wanderung außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach dem Holm, durch die Allee, zum Tiergarten oder sonstwo. Die freundliche Gottesnatur, die ihn hier umgab, der frische Luftzug, der vom Wasser herkam oder durch die Baumkronen trieb, sie schienen ihn allezeit mit neuer geistiger Spannkraft zu erfüllen.

Ja, Wandern — das war seine Lust und Freude von jeher! Aber nicht allein, sondern gemeinsam mit guten Freunden und namentlich mit der Gattin, später seinen herzlich geliebten Kindern, einer Tochter und einem Sohne. Da war ihm kein Wetter zu ungünstig, keine Stunde zu zeitig oder zu spät. Gerade die frühen Morgenstunden zogen ihn hinaus. Und nicht nur in die Umgebung. Die ganze Provinz hat er in dieser Weise durchstreift. Am meisten liebte er die Marschgegenden des Westens mit ihrer weitsichtigen Landschaft, wie es im Briefe vom 15. Januar 1897 heißt; die Wilstermarsch war recht eigentlich seine Schwärmerei. Auf den Wanderungen begleitete ihn sein Skizzenbuch, und mit gewandter Hand wußte er durch eine Federzeichnung eine ihn fesselnde Landschaft oder eine

charakteristische Gestalt, die er beobachtet hatte, festzuhalten. Seinen beiden Kindern, denen die oben gedachten feinsinnigen Dichtungen und auch der Inhalt seines Schreibens gelten, suchte er das reiche Leben der Natur zu erklären, sie mit Liebe und Verständnis für alles, was um sie her sich regte und bewegte, keimte und blühte, zu erfüllen, ihre Seele jeglichem Schönen und Guten zu erschließen.

Verhaßt war seinem schlichten, geraden Charakter alles Schein- und Phrasenwesen, alle Unwahrheit, Oberflächlichkeit, alle Gespreiztheit und Dünkelei. Ihm galt nur der Mensch, nicht der Rock, der innere Wert, nicht der äußerliche Schliff. Zu den Plagen der Menschheit rechnete er die Teilnahme an einer gewissen Sorte von Geselligkeit, bei der neben kostbaren Tafelgerichten meist unsäglich fade Unterhaltung verabreicht wird.

Als Familienglieder betrauern die Witwe, die Kinder den Heimgang unseres Freundes. Auf die letzteren ist, wie wir zu unserer großen Freude nun noch betonen dürfen, das geistige Erbe des Vaters übergegangen. Die Tochter, Anna Petersen, ist eine gottbegnadete Künstlerin, die schon manche vorzügliche Probe ihres Könnens abgelegt hat, und von der unser Schleswig-Holstein sich noch viel zu versprechen hat, der Sohn ein junger Jurist, dem auch die künstlerischen Interessen des Vaters nicht fehlen.

Mit der Familie beklagt die ganze Provinz den frühzeitigen Tod des Geheimrats Petersen. Aber neben der Trauer steht der Dank, der herzliche Dank für unendlich viele köstliche Gaben, die der Lebensarbeit desselben entsprossen sind. Von diesem Danke sollen die vorstehenden anspruchslosen Zeilen Zeugnis ablegen!

Das Märchen von den im Sumpf überwinternden Schwalben.

Von J. Rohweder in Husum.

Vor kurzem begegnete mir einmal wieder die alte Volksansicht, daß unsere Schwalben den Winter im Sumpfe zubringen sollten; sie ist also noch nicht ausgestorben, obgleich Naumann bereits vor mehr als 70 Jahren überzeugend und allgemein verständlich nachgewiesen hat, daß sie nichts als ein naturgeschichtlicher Aberglaube ist. Naumann schreibt in seiner „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands": „Die alte Sage, daß die Schwalben nicht fortzögen, sondern bei Eintritt der kalten Jahreszeit sich in Sümpfe und Moräste versenkten, den Winter hindurch in Schlamm und Wasser in todesähnlicher Erstarrung lägen, von der eintretenden Frühlingswärme aufs neue belebt würden und dann erst wieder zum Vorschein kämen, gehört unter die naturgeschichtlichen Märchen. Denn so steif und fest sie auch von einigen älteren Schriftstellern behauptet ward, so hat sich doch in neueren Zeiten, wo die Naturgeschichte so viele Verehrer gefunden und daher so riesenhafte Fortschritte gemacht hat, nichts auffinden lassen, was der Sache auch nur einige Wahrscheinlichkeit gäbe. Vielmehr haben reisende Naturforscher und aufmerksame Seefahrer gar vielfältig unsere Schwalben über das

Meer wandern sehen, auch zur Zeit unseres Winters in den Ländern gegen die Wendekreise hin angetroffen und sie gegen die Zeit, wo sie wieder zu uns kommen, jene wieder verlassen sehen. Daß sie dort nicht nisteten, bewies es um so mehr, daß es die unsrigen waren, die dies, wie andere unserer Zugvögel, nur einmal im Jahre und bei uns verrichten. Und warum sollten denn auch gerade die Schwalben, diese mit so außerordentlichem Flugvermögen begabten Geschöpfe, nicht solche Wanderungen unternehmen, da es erwiesen ist, daß sie von mit viel schlechteren Flugwerkzeugen versehenen Vögeln gemacht werden, daß namentlich unsere Wachteln jährlich zweimal das Mittelländische Meer übersliegen? Ja, solcher in neueren Zeiten so vielfältig gemachten Erfahrungen möchte es kaum bedürfen, wenn man bedenkt, daß die alten Schwalben uns in einem alten, abgeschabten Kleide verlassen, im Frühling aber in einem ganz vollkommen neuen, mit den frischesten Farben gezierten wiederkehren, sich also in ihrer Abwesenheit gemausert haben; und wenn man weiß, welch eine wichtige Katastrophe den Vögeln die Mauser ist, welchen Aufwand von Körperkräften sie ihnen macht, wie gewisse Umstände gut oder nachteilig darauf einwirken, daß besonders freie Bewegung, Luft und Raum, nebst hinlänglicher und guter Nahrung, kurz, die höchste Regsamkeit der Lebensprinzipien zum Hervorkeimen und zur Ausbildung eines gänzlich neuen Gefieders unumgänglich notwendig, und daß dies alles unumstößliche Wahrheiten sind: so muß man es auch für platterdings unmöglich halten, daß Schwalben, so wenig wie andere Vögel, von Morast umschlossen allem unmittelbaren Einfluß der atmosphärischen Luft entzogen, in einem fast fünf Monate dauernden Zustande einer Art von Leblosigkeit oder Erstarrung, ohne merklichen Kreislauf der Säfte, ihr altes Gefieder ablegen und dafür ein neues, schöneres, vollkommneres anziehen sollen, um damit nach so langem Schlafen wieder in ihrem Elemente, der Luft, erscheinen zu können." — Die Entstehung jener Volksmeinung erklärt sich wahrscheinlich folgendermaßen: Unsere Schwalben haben, besonders in der letzten Zeit ihres Hierseins, im September und Oktober, oft schwer unter schlechten Witterungsverhältnissen zu leiden. Zur Zeit der höchsten Not suchen dann wohl viele zugleich an einer und derselben Stelle Schutz vor Regen, Sturm und Kälte; und solche Zufluchtsstätten werden nun nicht selten zu Massengräbern der verhungerten und erfrorenen Tierchen. Am nächstliegenden müßte es ja nach unserer Meinung für die erholungs- und schutzbedürftigen Vögel sein, die erst vor ein paar Wochen verlassenen und meist noch gut erhaltenen Nester wieder aufzusuchen. Dies scheint freilich nur ausnahmsweise zu geschehen, aber es kommt doch vor. Im September 1870 bemerkte mein Bruder nach einigen regnigt-kalten Tagen und nachdem die meisten Hausschwalben (Hirundo urbica) unser Land bereits verlassen hatten, wie aus den am Giebel seines Hauses befindlichen Nestern hier ein Flügel, dort ein Schwanz hervorragte, oder im Flugloch einzelne Federn sichtbar waren. Als sich dies nach einigen Stunden nicht geändert hatte, setzte er eine Leiter an, untersuchte die Nester und fand in fünfen derselben je zehn und mehr, bis zu vierzehn tote oder zum Tode erschöpfte Schwalben, im ganzen gegen 60 Stück! Die in der Nähe des Eingangsloches sitzenden lebten zwar noch, befanden sich aber in einem Zustande völliger Ermattung; die weiter aus dem Nestinnern hervorgezogenen zeigten keine Spur des Lebens. Von den ersteren flogen bald einige, wenn auch schwerfällig flatternd, davon, eine kleinere oder größere Strecke, die anderen waren und blieben leblos. — Einen ganz ungewöhnlichen Zufluchtsort, zum Schutz gegen Kälte jedenfalls so ungeeignet wie nur denkbar, hatten die notleidenden Tiere in folgendem Falle gewählt: Im Oktober vorigen Jahres wurde ich von Dockarbeitern darauf aufmerksam gemacht, daß in den halbkugeligen Aushöhlungen der Schleusenmauern, in denen eiserne Ringe oder Haken zum Ver-

tauen der Schiffe angebracht sind, sich eine Menge toter Schwalben befände. Ich untersuchte den Fall und fand noch in einigen Löchern je zehn bis zwanzig Rauchschwalben (H. rustica), aus den anderen waren die Tierchen von den Schiffern schon entfernt; denn seit der harten Witterung, die diesen Vögeln den Tod gebracht hatte, waren mehrere Tage vergangen. Jedenfalls hatten über hundert Schwalben hier ihr kaltes Grab gefunden. — Ist es nun nicht mehr als wahrscheinlich, daß öfter kleinere oder größere Gesellschaften von Schwalben an ihren gewohnten (Herbst-) Schlafstätten, im Schilf und Rohr, in Weiden- und Erlendickichten an Flüssen, Teichen, Seeen, Wehlen und Gräben auf jene Art ihren Tod finden und in Wasser und Schlamm versinken? Daß ihre Leichen verhältnismäßig wenig gefunden werden, mag seinen Grund in Zeit und Örtlichkeit haben. Werden aber die toten Vögel im Spätherbst noch bei ländlichen Arbeiten oder Wasserbauten aufgefunden, wie ich dessen ein einziges Mal Zeuge gewesen bin, so liegt für die mit der Naturgeschichte der Vögel, insbesondere mit den Lebensbedingungen der Schwalben nicht näher bekannten Arbeiter die Voraussetzung nahe, die Schwalben hielten hier, wie die etwa gleichzeitig zutage geförderten Frösche, ihren Winterschlaf.

Über die Verbreitung des Weihnachts-Tannenbaumes in unserm Lande.

Von **H. Hansen** in Flensburg.

(Vergl. Dezemberheft 1899 S. XLVII, sowie Aprilheft desselben Jahres S. XIV.)

Die Verbreitung des Weihnachts-Tannenbaumes in unserm Lande hat sich bekanntlich in sozialer Beziehung von oben nach unten, in geographischer von Süden nach Norden vollzogen. Um womöglich die Zeit zu ermitteln, wo zuerst irgendwo der besagte Brauch als etwas völlig Neues erschienen ist, wandte ich mich teils mittel-, teils unmittelbar an verschiedene ältere Leute mit der Bitte um Mitteilung ihrer darauf bezüglichen Erinnerungen. Die hierauf erhaltenen Berichte werde ich im ganzen in der Reihenfolge vorführen, die der Richtung von Süden nach Norden entspricht. Sie zerfallen in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste (wenn ich die soziale Bewegung mit der geographischen zusammenfassen darf), bis zu den oberen Kreisen Flensburgs reichende sich keiner weihnachtsbaumlosen Zeit erinnert, wohingegen die zweite, vom Flensburger Mittelstande bis nach Hadersleben sich erstreckende sich noch lebhaft der Zeit erinnert, wo bisher der Tannenbaum ganz unbekannt gewesen war, dann aber plötzlich allgemeines Aufsehen erregend sein Licht ausstrahlte.

I.

1. J. F. aus Itzehoe teilt nach der Aussage einer alten Frau mit, daß dort in den zwanziger und dreißiger Jahren nur in wenigen — meist vornehmeren — Häusern Tannenbäume mit Lichtern auf dem Weihnachtstische erschienen seien. Derselbe Herr fügt hinzu, daß in seiner Kindheit, die in die Jahre 1844—53 etwa gefallen sein muß, bereits in seinem Heimatsdorfe (in der Kellinghusener Gegend) die schöne Sitte allgemein gewesen sei.[1]) Daraus würde

[1]) Am heiligen Abend, fügt Herr F. hinzu, wurde der Tannenbaum von einer etwas abenteuerlich vermummten Person — etwa der Mutter, einer Tante oder älteren Schwester, immer aber einem weiblichen Wesen — hereingetragen, die Kinder sprachen stockend ein Gebet, erhielten eine passende Ermahnung und empfingen dann den schön geschmückten, strahlenden Tannenbaum, Äpfel und Nüsse, und der Jubel war groß. Die Spenderin hieß

sich ein ganz gewaltiger Vorsprung Holsteins vor Schleswig, namentlich Nordschleswig, ergeben.

2. Ein aus Rendsburg stammendes, gegen 79 Jahre altes Fräulein v. B. (Offizierstochter?) erinnert sich, von ihrer frühesten Kindheit an (also etwa vom 6. Lebensjahre = 1827 an) einen mit Marzipanfrüchten geschmückten Lichterbaum am Weihnachtsabend bekommen zu haben.

Auf eine noch frühere Zeit weisen die Mitteilungen 3, 4 und 5:

3. Pastor em. Cl., geboren 1817 als Sohn eines Pastors in Gettorf, hat 1824 einen Tannenbaum bekommen. Er erinnert sich deutlich, daß das herableckende Wachs ein damals zum Geschenk erhaltenes Buch befleckt habe. Daß der Tannenbaum dort etwas neu Eingeführtes gewesen sei, weiß er nicht.

4. Oberl. Schn., ebenfalls 1817, aber zu Friedrichstadt geboren, siedelte etwa 1822 mit seinen Eltern nach Garding über. Hier stellte man am Weihnachtsmorgen, dem 25. Dezember, jedem einzelnen Kinde der Familie ein winziges Tannenbäumchen mit daraufgeklebten Wachslichtern auf einem Tische vors Bett.[1]) Herr Schn. hält es für sehr wohl möglich, daß diese Sitte aus Friedrichstadt mit seinem holländischen Wesen nach Garding herübergebracht sei.

5. Propst em. P., 1819 in Koldenbüttel bei Friedrichstadt als Sohn eines Pastors geboren, der gegen 1825 nach Flensburg versetzt wurde, erinnert sich, daß zuerst in Koldenbüttel, dann in Flensburg ebenfalls jedem Kinde der Familie (vergl. unter 4) am Weihnachtsabend, aber nicht wie später eine Krone, sondern nur ein Tannenzweig, den man sich vom Förster habe absägen lassen (was wohl nur für Flensburg gilt), und der mit etwas Blattgold und ein paar Lichtchen geschmückt gewesen, geschenkt worden sei. — Auch hier ist sicherlich an Überführung des Brauches vom früheren nach dem neuen Wohnort zu denken.

6. Lehrer P. aus Schleswig, erst 1826 geboren, bezeugt, daß in den dreißiger Jahren er und seine Geschwister „trotz einfacher Verhältnisse" zusammen einen Tannenzweig erhalten haben, woraus man schließen kann, daß in wohlhabenderen und vornehmeren Familien die Sitte schon längere Zeit geherrscht haben muß; begreiflich genug in der Stadt, die als Sitz des Statthalters der Herzogtümer, des Landgrafen von Hessen, sowie des Obergerichts (vergl. Sach, Geschichte der Stadt Schleswig S. 293) in vieler Beziehung im ganzen Herzogtum den Ton angab.

7. Der über (?) 80jährige Herr J. in Flensburg, einer dortigen Patrizierfamilie angehörig, erinnert sich ebensowenig einer Neueinführung des Tannenbaums.

II.

8. In einem scheinbaren Widerspruche zu 7, der sich aber löst, wenn man die damalige Kluft zwischen Patriziertum und Mittelstand in Betracht zieht, steht die Mitteilung des Direktors S. in Flensburg: Aus Erzählungen seines verstorbenen, 1797 geborenen Vaters, der 1817 von Harburg hierher gekommen und dem einige Jahre später sein wie dieser dem höheren Handwerkerstande angehöriger Onkel gefolgt war, weiß er, daß der mit bunten Sachen aufgeputzte Lichter-Tannenbaum in weiteren Kreisen Flensburgs 1823 so gänzlich unbekannt gewesen sei, daß, als jene damals einen solchen in ihrer zu ebener Erde in der

---

der „Kin'-Jes.," das Jesus-Kind; die Kleinen mögen sich einen Engel darunter vorgestellt haben, von dem Jesuskinde gesandt, die Größeren kamen natürlich bald dahinter, verrieten jedoch gegen die kleinen Geschwister nichts.

[1]) In der Familie des Herrn Sch. wurden Geschenke, wie man sie jetzt am Weihnachtsabend beschert, in den zwanziger Jahren am Morgen des St. Nikolaus-Tages, des 6. Dezember, gereicht.

Angelburger Straße gelegenen Wohnung angezündet hatten, draußen die Leute sich vor die Fenster gedrängt hätten, um dieses ganz neue Schauspiel zu genießen.

9. Die verstorbene Pastorin L., aus Flensburg um das Jahr 1814 gebürtig, hat den Ihrigen erzählt, daß man in ihrer Kindheit zur Aufnahme der Weihnachtsgeschenke mit Tannenzweigen besetzte Stühle aufgestellt habe. — Ihr einige Jahre jüngerer, noch lebender Gemahl sagt von der Weihnachtsfeier in Apenrade: „Wenn wir Kinder am Weihnachtsmorgen, den 25., aufwachten, hatte in der Nacht „Kindken Jesus" ein mit Äpfeln und Kuchen gefülltes Gefäß für jedes von uns aufgestellt. Später kam auch wohl ein Geschenk hinzu, wie z. B. einmal eine biblische Geschichte. Vom Tannenbaum war noch keine Rede." Beide gehörten dem mittleren Bürgerstande an.

10. Eine gegen 93 Jahre alte Dame, die aber geistig noch ganz klar ist, weiß, daß in der angesehenen Familie A. in Gravenstein, als sie dort konditionierte, was doch schwerlich vor 1823, ebensogut aber beträchtlich später gewesen sein kann, Weihnachten kein Tannenbaum gewesen sei.

11. Eine ebenso alte Dame, Tochter eines Zollkontrolleurs in Hadersleben, äußert sich über die Weihnachtsfeier im Elternhause während ihrer Kindheit, dieselbe habe „in frommer Stimmung bei gutem Essen" bestanden; Überraschungen und Geschenke seien nicht vorgekommen, geschweige denn ein Weihnachtsbaum. Erst später, als sie den heiligen Abend bei ihren Schwiegereltern (der Schwiegervater war Physikus) verlebt habe, etwa 1829—34, sei dort ein Tannenbaum gewesen.

12. Eine gegen 84jährige Haushälterin, ebenfalls in Hadersleben, besinnt sich darauf, daß, als sie 10 Jahre alt gewesen (d. i. also 1826), ihr Bruder, Kegeljunge in einem dortigen Hotel, am Weihnachtsabend nach Hause gekommen sei und voll Verwunderung von einem Baum mit Lichtern erzählt habe, welchen die Kinder hätten suchen müssen. Dieselbe fügt noch hinzu, daß später, während sie bei verschiedenen vornehmen Leuten im Dienste gewesen, ein mit Lichtern und anderen Sachen geschmückter Baum am Weihnachtsabend nie gefehlt habe, aber eben nur bei solchen Leuten sei die Sitte angenommen, in „Bürgerhäusern" nicht.

Ich weise nochmals besonders auf 7 und 12 hin: 1823 erregt in Flensburg, 1826 in Hadersleben der Weihnachtsbaum großes Aufsehen. Gleichzeitig, z. T. auch wahrscheinlich eine Zeitlang nachher ist er in Gravenstein und Apenrade in kleinbürgerlichen Verhältnissen noch unbekannt. Dagegen ist es nicht gelungen, im südlichen Schleswig und Holstein auch durch recht alte Leute das erste Erscheinen des Weihnachts-Tannenbaumes nachzuweisen. Wir sehen also deutlich das allmähliche Vordringen vom Süden nach Norden.

Sehr lieb würde es mir sein, wenn im Dezemberheft der eine oder andere Leser sicher verbürgte Ergänzungen zu dem Vorliegenden oder auch Einwendungen vorbringen wollte.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

12. Hans un de Bur.

Dar is mal 'n riken Bur'n weß, de hett 'n Knech hatt, de hett Hans heten, un 'n Kökſch, de hett Grêt hêten.

Nu secht hê mal to Hans: ‚Hans, wenn du so wuß [1]) as Grêt, denn nööms [2]) du Grêt to 'n Fru. Denn harrs du 'n Fru, un Grêt harr 'n Mann, un ji wêr'n bei' holpen. Un denn schull'n ji [3]) min Arb'n [4]) ward'n.'

*) Der Stormschen Fassung des Märchens vom ‚faulen Hans' (siehe Nr. 10 der „Heimat"), die der Müllenhoffschen Darstellung zu Grunde liegt, liegt wieder eine Dar-

Dǫrup geit hê hen un ſecht to Grêt: ‚Grêt, wenn du ſo wuß as Hans, denn nööms du Hans to 'n Mann. Denn harrs du 'n Mann, un Hans harr 'n Fru, un ji wêr'n bei' holpen. Un denn ſchull'n ji min Arb'n ward'n.'

Dǫrup ward Hans un Grêt je Mann un Fru. Un in den Bur'n ſin Kǫt kǫmt ſe to wǫn'n.

Nu kümmt de Bur dǫr mǫl un will ęr mǫl beſööken. Do ſett Grêt grǫ' 'n Grǫpen vunt Für, wo ſe Grütt in kǫkt hett. Un de Grütt, wenn ſe rech ſo in 'e Hitt is, denn prüddelt [5]) ſe je ſo, denn kǫkt ſe je noch ſo 'n bęten nǫ.

Do ſecht de Bur: ‚Grêt, de Grütt de kǫkt je un häng't je gǫr ne up't Für.'

‚Ja, Herr,' ſecht Grêt, ‚dat 's 'n Grǫpen, de kǫkt ǫn 'n [6]) Für.'

As de Grütt 'n bęten bet afkööſt is, do hölt ſe je up [7]) vun Kǫken.

Do ſecht hê: ‚Ja, Grêt, nu kǫkt ſe je doch ne mêr.'

‚Gott, Herr,' ſech' ſe, ‚wêt de Herr dat no' ne? Wenn de Grütt gǫr is, denn hölt ſe je ümmer up vun Kǫken.'

‚Grêt,' ſech 'e, ‚den Grǫpn kunns [8]) mi krigen lǫten. Jk will di em goot betǫl'n.'

Na, Grêt verköfft em den Grǫpen un kricht je 'n Barg Geld.

Nu geit he je mit ſin'n Grǫpen hen to Hus, kricht dǫr Grütt un Melk in un ſett ſik dǫrbi hen.

Hê lur't 'n half Stunn', hê lur't 'n Stunn', ǫwer de Grǫp kǫkt ne un ward uk ne kǫk'n.

Do geit he wa' hen na Grêt un ſchelt, dat ſe em bedrǫggen hett. Hê harr ümmerlos' lur't, ſech'e, ǫwer de Grǫp harr ne kǫken ward'n wullt.

ſtellung zu Grunde, die ſich in Müllenhoffs handſchriftlichem Nachlaß gleichfalls noch vorfindet. Da es in verſchiedenen Beziehungen von Intereſſe iſt, zu verfolgen, wie die Stormſche Darſtellung, die ſich vom Original nur unweſentlich unterſcheidet, durch Müllenhoff hier und da abgeändert iſt, ſo gebe ich im Folgenden den Text des Originals mit den Abweichungen Storms in der Weiſe, daß ich das von Storm Ausgelaſſene in eckige Klammern ſetze, ſeine Zuſätze und Änderungen in runde.

Es war einmal ein Junge, der hieß Hans, der war ſo faul, daß er beim Waſſerholen den Eimer nicht zum Brunnen tragen mochte. Da ſagte die Mutter: ‚Neem (Hans, nimm) de Schuſkar un för en (em) hen.' Da nahm er die Schiebkarre (Schubkarre) und fuhr (darauf) den Eimer zum Brunnen. Als er nun bei des Königs Schloß vorbei kam (fuhr), da ſtand (ſtand da) die Prinzeſſin auf dem Balkon; als ſie den faulen Hans mit dem Fuhrwerk daher ziehen ſah (und wie [ſie] das faule Fuhrwerk ſo einher z. ſ.), [da] mußte ſie ſo gewaltig lachen, daß es weit durch die Straßen herabſchallte. Das ärgerte den Hans, und er dachte: ‚Kun (Kunn) ick di wat wünſchen!' Als er (nun) beim Brunnen ſtand, [ſo] lief ein allerliebſtes Goldfiſchchen aus der Brunnenröhre; das wollte der Hans fangen; das Goldfiſchchen aber (aber das Fiſchlein) fing an zu ſprechen und bat den Hans, er möge es doch frei laſſen (um ſeine Freiheit), ſo (dann) dürfe er ſich auch was wünſchen. Da ließ er es (er's) laufen und brummte: ‚So wünſch ick, dat de Prinzeß (Prinſeß) noch var (vom) Abend — meint Storm ‚vun Abend' = ‚hüt Abend'? — een (en) lütten Jung kriegt.'

Als nun der Abend kam, [ſo] hatte die Prinzeſſin (Prinzeß) einen kleinen Jungen. Da wollte der König, ihr Vater (Der K., ihr V., w. aber), daß ſie [nun] auch einen Mann dazu haben ſollte. Da mußten (und ließ) alle Männer des Reichs in den großen Königsſaal (hinaufkommen), [und] ihrem kleinen Jungen gab die Prinzeß einen goldnen Apfel in die Hand und ſtellte ihn damit mitten in den Saal. Wem von den Männern er (Wem er) den goldnen Apfel geben würde, der ſollte ſein Vater und ihr Gemahl ſein. Da kamen (Und es zogen vorüber) zuerſt die Herzöge und Grafen des Reichs, dann kamen reiche Kaufherren und Staatsdiener (dann Beamtete und r. K.), dann [kamen] die Handwerker, [endlich] die Tagelöhner und Dienſtknechte, aber das Büblein mit ſeinem goldenen Apfel ſtand noch unbeweglich mitten unter ihnen (aber das B. ſtand unbew. mit ſ. g. A.)

Zu Haus lag Hans (H. aber lag zu Hauſe) und war zu faul, die Schloßtreppe hinaufzuſteigen, bis die Mutter ihn (ihn die M.) mit Gewalt hinauf (dazu) trieb, da mußte er [denn], [und] kaum trat er in den Saal, ſo lief das Büblein auf ihn zu und gab ihm den goldnen Apfel. Da ließ der König [die] Hochzeit ausrichten für Hans und ſeine Tochter, und die Prinzeß hatte über ihren eigenen Gemahl gelacht.

‚Ja, Herr,‘ secht Grêt, ‚dat wê ’k denn ne, wo **dat** toogeit. **Bi mi** hett ’e je doch kakt.‘

Dqrmit is dat goot.

Na ’n Titlank kümmt hê mal weller, de Bur.

Do is Hans grq’ bi un makt ’n Fürpüster.

‚Wat maks du dqr, Hans?‘ secht de Bur.

‚Ik mqk ’n Püster,‘ secht Hans.

‚Wat schall dê?‘ secht de Bur.

‚Ja, Herr,‘ secht Hans, ‚wenn ên dotblęben is, denn kann ’n[9]) em dqr wa’ mit lebenni puß’n.‘

‚Wo ward dat denn makt?‘ secht de Bur.

‚Ja, Herr,‘ secht Hans, ‚de Püster ward den Dod’n in ’n Hals stęken,**) un denn mutt ’n[9]) puß’n; denn lęv’t he wa’ up.‘

‚O Hans,‘ secht de Bur, ‚**den’** Püster lat mi krigen.‘

Na, Hans verkööfft em den Püster un kricht je wellęr ’n Barg Geld.

As de Bur in ’n Hus’ kqm’n deit, do kümmt hê bi un sleit sin Fru dot. Un do kricht hê sin’n Püster je hęr un will ęr wa’ lebenni puß’n.

Awer hê kann je puß’n, so dull as ’e will, dqr helpt je niks too. Se wqkt je ne wa’ up.

Do geit hê wa’ hen na Hans un schelt, dat hê em bedraggen hett. Hê harr sin Fru dot slqn, sech’e, un harr ęr dunn wa’ lebenni puß’n wullt, awer dat harr all’ niks holpen.

‚Ja, Herr,‘ secht Hans, ‚ik sę[10]) je, wenn ên dot **blęben** wêr. Wenn ên dot slqn is, denn helpt dat niks.‘

Nu hebbt Hans un Grêt vör den Grapen un vör den Püster je ’n Barg Geld kręgen, un do schafft se sik Pêr un Waggen an un föört dqr ümmer mit ut.

Do secht de Bur mal to Hans: ‚Hans, wo büß bi dat schön Foorwark kam’n?‘

‚Ja, Herr,‘ secht Hans, ‚dat he’ ’k[11]) mi dqr nedd’n[12]) in ’e Wisch ut ’n Graben hqlt.‘

‚Schull’n dqr noch mêr so ’n in węsen?‘ secht de Bur.

‚Ja, Herr,‘ secht Hans, ‚dqr sünd noch nog.‘

‚Denn müch ik mi uk wul so ’n rut hql’n,‘ sech’e.

‚Ja, Herr,‘ secht Hans, ‚wenn ’t mal rech so’n hell’ Sünn’nschinwęder is, denn künn wi[13]) je mql tosam’n henföör’n.‘

Na, dat ’s je goot.

As dat nu mql rech so ’n hell’n Sünn’nschin is, do spann’t Hans je an un föört mit den Bur’n un den’ sin’n Knech hen. Un as se bi den Graben kqmt, do föört Hans ganz dich an ’e Grqbenkant ran, dat dat Foorwark sik in dat blank Wqter spêgeln deit.

‚Süht de Herr wul?‘ secht Hans. ‚Dqr steit al ’n Foorwark, grq’ so ’n as min.‘

‚Denn spring’ man gau rin,‘ secht de Bur to sin’n Knech, ‚un hql dat rut.‘

Do spring’t hê je rin, de Knech.

As hê dat kol’ Wqter spöört, do secht hê ‚brr!‘

‚**Wat** secht hê?‘ secht de Bur.

‚He secht „prr“!‘ secht Hans, ‚hê kann de Pêr ne hol’n.‘

‚Denn mu’ ’k[14]) em je nq,‘ secht de Bur, ‚un em help’n.‘ Un dqrmit spring’t hê uk herin.

**) Erzählt wurde: ‚achter in stęken.‘

Do sünd se all' bei' verdrunken. Un do hebbt Hans un Grêt den Bur'n sin Stę' [15]) arv't [16]) un all' sin Geld dartoo, den ganzen Kram.

Nach Frau Schloer-Griebel.

Anmerkungen: [1]) wolltest. [2]) nähmst. [3]) solltet ihr. [4]) Erben. [5]) brodelt. [6]) ohne. [7]) hört auf. [8]) könntest (du). [9]) kann een, plattdeutsch für ‚kann man', mutt een, plattdeutsch für ‚muß man'. [10]) sagte. [11]) heff ik. [12]) unten. [13]) künnt wi. [14]) mutt ik. [15]) Stätte, Stelle, Bauerstelle. [16]) geerbt.

Das adelige Gut Schinkel.

Von Woldemar v. Weber-Rosenkrantz.

(Schluß.)

Friedrich v. Alefeld, Cais ältester Sohn, wurde am 28. April 1618 zu Schinkel geboren. Sein jüngerer Bruder, der dänische Rittmeister Otto v. Ahlefeld, wurde in jüngeren Jahren von Major Pruser im Duell erstochen.

Friedrich v. Ahlefeld war ein begabtes Kind, das mit besonderer Sorgfalt erzogen wurde. Er studierte in Kiel, machte die übliche Reise durch Holland, Frankreich und Italien und trat nach seiner Rückkehr in den Dienst seines Landesherrn, des Herzogs Friedrich III. von Gottorp, wo er in kurzer Zeit Kanzler, Amtmann, Geheimrat und Statthalter wurde und den Titel Excellenz erhielt.

Friedrich war zweimal verheiratet. Seine erste Frau Eibe, geborene Wensin, starb nach einjähriger Ehe 1644. Im Jahre 1649 heiratete er Catharina, des Wulf Pogwisch zu Farve Tochter. Aus dieser Ehe stammen vier Söhne und zwei Töchter; der älteste Sohn hieß wieder wie der Großvater Cai.

Friedrich v. Ahlefeld war ein sehr frommer, pflichtgetreuer Mann, der sich viel um das Wohl seiner Untergebenen kümmerte, wenn ihm seine Staatsgeschäfte dazu Zeit ließen. Durch sein Wesen geht ein melancholischer Zug der von seinen Zeitgenossen auf das viele häusliche Unglück zurückgeführt wird, das er zu erleiden hatte. So war er schon mit 13 Jahren Waise, verlor seine Braut, ein Frl. Ida Pogwisch, nach halbjähriger Verlobung durch den Tod, ebenso, wie erwähnt, nach einjähriger Ehe seine erste Frau, und zwei Kinder aus seiner zweiten Ehe. Doch hat ihn, wie zum Ersatz hierfür, das Schicksal mit vielen äußeren Ehren und großem Reichtum beschenkt. Als gottorpischer Gesandter hat er 1653 den Herzog Friedrich auf dem Reichstage zu Regensburg und 1659—1660 den Herzog Christian Albrecht am Wiener Hofe in schwierigen Geschäften vertreten. Als im Jahre 1654 die Prinzessin Eleonore von Gottorp nach Schweden reiste, um sich dort mit dem König Karl Gustav zu vermählen, wurde Friedrich v. Ahlefeld zu ihrem Begleiter erwählt und erhielt bei dieser Gelegenheit prächtige Ehrengeschenke vom König: eine goldene Ehrenkette, silberne Kanne und Becken und 4000 Reichsthaler.

Friedrich v. Ahlefeld hat sein Vermögen hauptsächlich durch günstige Gutskäufe vermehrt, er ist als einer der reichsten Grundherren des Landes gestorben. Außer Sehstermühe und Schinkel, die zu 178 000 Thalern taxiert wurden, besaß er die Herrschaften Tremsbüttel und Steinhorst mit dem dazu gehörigen Tangstedt.

Auch wird er als Besitzer von Quarnbeck genannt. (?) Zugleich wurden ihm für große Geldsummen, die er dem Herzog vorstreckte, mehrere gottorpische Ämter, wie Trittau, Reinbeck, Mohrkirchen u. a. verpfändet.

Friedrich war ein guter Haushalter, der es jedoch auch verstand, wenn es erforderlich war, prächtig aufzutreten. In seiner Jugend wohnte er in Schinkel, später auf den Schlössern Reinbeck und Trittau; auch besaß er ein Haus in Kiel. Er starb am 1. Januar 1664, 45 Jahre alt, auf Schloß Trittau und wurde in Kiel begraben. Ein Ölbild von ihm befindet sich im Kloster zu Ütersen, dessen Propst er von 1641 bis 1657 war.

Friedrichs ältester Sohn, Cai v. Ahlefeld, wurde am 7. November 1651 auf Schloß Reinbeck geboren. Er war beim Tode des Vaters erst 13 Jahre alt. Seine Mutter, Anna Catharina, vermählte sich nicht lange nachher mit dem Landgrafen Georg Christian zu Hessen-Homburg. Die Hochzeit wurde in Hamburg gefeiert, und die Königin Christine von Schweden, die sich damals auch in Hamburg aufhielt, soll bei derselben zugegen gewesen sein. In den nächsten Jahren scheint sich niemand recht um die Verwaltung der holsteinischen Besitzungen gekümmert zu haben. „Auf den Gütern wurde gar übel gewirtschaftet. Sie liefen Gefahr, alle darauf zu gehen." — Die Verwaltung von Sehstermühe übernahm deshalb der Rittmeister Benedict v. Ahlefeld, diejenige von Schinkel der Bruder der Land-

gräfin, Bertram v. Pogwisch, dessen Name sich auf dem Zifferblatt der alten Hofuhr von Schinkel unter denjenigen anderer Eigentümer befand.[1])

Übrigens finden sich manche Widersprüche gegen die Mollerschen Angaben. So wird in einer Inschrift auf seinem Sarg in der Westenseer Kirche Benedict oder Benedix v. Ahlefeld nicht als Neffe des Friedrich v. Ahlefeld, wie von Stehmann und Moller, sondern als dessen Sohn aus seiner Ehe mit Catharine geb. Pogwisch bezeichnet.[2])

Die Ehe Anna Catharinas mit dem Landgrafen war eine so unglückliche, daß es zur Scheidung kam. „Der Rittmeister Benedictus von Ahlefeld zu Westensee als naher Agnat," so heißt es in Noodts Beiträgen,[3]) „hat die Ehescheidung des gräflichen Paares beschaffet.." Die Landgräfin hat später auf Pohlsee gewohnt. Sie starb 1694.

Cai v. Ahlefeld zu Sehstermühe und Schinkel studierte in Kiel. Er heiratete Barthe Catharine, Heinrichs v. Ahlefeld zu Osterrade Tochter. Aus dieser Ehe ging nur eine Tochter, Anna Catharina, hervor. Cai starb im Jahre 1684 im 32. Lebensjahre.

Cai v. Ahlefelds Witwe, Barthe Catharine, heiratete nach seinem Tode noch zweimal. In zweiter Ehe heiratete sie Wulf Heinrich v. Thienen zu Walstorf, in dritter Ehe am 3. März 1711 den reichbegüterten Detlev v. Brockdorf zu Rohlsdorf, Travenort, Saxdorf, Osterrade, Kluvensiek, Hohenlied, Gaarz, Rosenhof, Mannhagen, Wesselburg und Armenstadt. Sie starb am 2. Oktober 1721, ihr dritter Gatte, 90 Jahre alt, zu Rohlsdorf am 14. Oktober 1732.

Anna Catharina v. Ahlefeld, Cais einzige Tochter, heiratete am 29. Januar 1692 Cai v. Brockdorff, dessen Vater Detlev sich später mit ihrer Mutter vermählte. Anna Catharina wird als reichbegabte Dame geschildert, deren Dichtungen von den Zeitgenossen bewundert wurden. Sie starb am 4. Januar 1727. Sehstermühe hatte sie an ihren Vetter Hans Henrich v. Ahlefeld verkauft.

Cai v. Brockdorffs Güter: Testorff, Gaarz, Rosenhof und Mannhagen, gerieten 1737 in Konkurs. Er starb im Jahre 1752, 82 Jahre alt.

Henrich Friedrich v. Brockdorff, Cais Sohn, wurde am 23. Februar 1698 geboren. Als 1737 die Güter seines Vaters in Konkurs gerieten, kaufte er Gaarz, „um es der Familie zu erhalten." Auf Schinkel scheint Henrich Friedrich schon seit dem Tode seiner Mutter 1727 gewohnt zu haben. Da das Gut nicht zur Konkursmasse im Jahre 1737 hinzugezogen wurde, so müssen wir annehmen, daß Anna Catharina es ihrem Sohne vermacht hat. Zwei Jahre vor ihrem Tode hatte sich dieser mit der 18jährigen Margarethe Olgaard, der Tochter des Generalleutnants Theodosius v. Levetzau und der Anna Margaretha, Detlev v. Brockdorfs Tochter, verheiratet. Sie war seine Kousine. Daß Henrich Friedrich auf Schinkel wohnte, geht aus einigen an ihn gerichteten, im Gutsarchiv befindlichen Briefen hervor. Er hat auf dem Hof mehrere Gebäude aufgeführt. Über der Thür der nunmehr abgebrochenen Meierei standen die Anfangsbuchstaben seines Namens und desjenigen seiner Frau: HBFF / MOB / AÑO 1752." Diese starb 1773.

In zweiter Ehe heiratete Henrich Friedrich eine Baronesse Ulrike Sophie Sell. Beide Ehen waren kinderlos. Henrich Friedrich v. Brockdorff war auch Besitzer von Hohenlied. Hohenlied und Gaarz mußten verkauft werden, da die Ausgaben des nach der Sitte der großen Grundherren jener Zeit sehr luxuriösen und gastfreien Haushalts die Einnahmen bei weitem überschritten.

Henrich Friedrich wird als sehr freundlich gegen seine Untergebenen geschildert. Für das Wohlergehen seiner zahlreichen Dienerschaft sorgte er durch reichliche Legate. Im übrigen war das von ihm hinterlassene Vermögen, als er am 14. Februar 1781 zu Schinkel starb, gering; die Witwe, die anfangs in Schinkel bleiben wollte, konnte das Gut nicht halten.

Henrich Friedrich erreichte das hohe Alter von 83 Jahren. Mit ihm starb die Linie der Herren v. Brockdorff zu Gaarz und Schinkel aus. Den größten Teil seines Lebens hat er auf letzterem Hof verbracht, und ihn in mannigfacher Weise, so auch durch Anlage von Lindenalleen, durch den Bau eines Thorhauses u. a. verschönert. Er hat als der letzte in dem alten Schinkler Schloß gewohnt, das aus dem Anfang der Ahlefeldschen Besitzzeit herstammen soll. Ein Bild desselben ist uns nicht erhalten. Unter den Nachfolgern Henrich Friedrichs wird berichtet, das Haus sei so baufällig, daß man es nicht bewohnen könne.

In den Jahren 1782—1784 verwaltete ein Neffe Henrich Friedrichs, der Geheimrat Cai v. Rantzau zu Gaarz und Güldenstein, das Gut für seine Geschwister, die Kinder der ältesten Schwester des früheren Besitzers Barthe Catharine. Zum 1. Mai 1784 kam dann das Gut für 45 000 Thlr. Kour. an Josias Jensen in Kiel, früher Pächter zu Rathmanns-

[1]) Danske Atlas VII S. 767. [2]) Die ältere Geschichte der Kirche zu Westensee von B. v. Hedemann, Kiel 1898, s. S. 53.

[3]) Noodt, Beiträge, Hamburg 1744—1756, II, s. S. 166/167.

dorf. Er verkaufte es zum 1. Mai 1786 für 48000 Thlr. Kour. mit 150 Kühen und nur 10 Pferden an die Gebrüder Bruyn in Rendsburg und Schleswig.

Cai v. Ahlefeld, geb. 1591, † 11. 1. 1651,
zu Sehstermühe und Schinkel ⌣ Dorothea Rumohr.

Friedrich v. Ahlefeld, geb. 28. 4. 1618, † 1. 1. 1664,
zu Sehstermühe, Schinkel, Tremsbüttel und Steinhorst.

Cai v. Ahlefeld, geb. 7. 11. 1651, † 1684,
zu Sehstermühe und Schinkel.

Anna Catharina v. Ahlefeld, † 4. 1. 1727,
⌣ Cai v. Brockdorf, geb. 12. 5. 1670, † 1752,
zu Testorf, Gaarz, Rosenhof und Manhagen. 1737 Konkurs.

Henrich Friedrich v. Brockdorff, geb. 23. 2. 1698, † 14. 2. 1781, zu Schinkel, Gaarz und Hohenlied.	Barthe Catharine, vermählt mit Hans v. Rantzau, Panker und Clamp.

Detlev v. Rantzau, Generaladjutant.	Cai v. Rantzau zu Gaarz, Geh.	Baronin v. Holsten.	Baronin Schenk v. Winterfeld.

Eigentümer Schinkels im 17. und 18. Jahrhundert.

1784 war der Nord-Ostseekanal fertiggestellt worden, der 200 Schritte am Hof vorüberführte. Die Wiesen, früher zu sumpfig, wurden wertvoller; doch hörte der Eiderfischfang, bis dahin ein wichtiger Faktor in den Einnahmen des Gutes, fast völlig auf. Der Kanalbau gereichte dem Gut mehr zum Schaden als zum Nutzen. Das Holz wurde völlig ruiniert, und das hierher verlegte Militär vermochte nicht, Ordnung unter der hinzugezogenen Menge zu halten. In einem Bauernhause sollen oft 40 Menschen gewohnt haben. Erst allmählich besserten sich die Schäden, die sich aus diesen Mißständen ergaben.

Die erste Änderung, welche die Gebrüder Bruyn auf ihrem neuen Besitz vornahmen, war die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Parzellierung des größeren Teiles des Gutes. 4/5 desselben etwa wurden in 17 Parzellen und 34 Katen vom Hof abgelegt, erstere, wie besonders betont wird, mit allen Eigentumsrechten. Auf den verkauften Grundstücken ruhte eine unablösbare „ewige Rente" des Inhabers der Stammparzelle in Form eines Kanons, jährlich 1 ℳ per Tonne, zusammen ca. 2000 ℳ. — Nach der Einverleibung Schleswigs in Preußen wurde übrigens 1864 den Parzellisten die Ablösung der „ewigen Rente" ermöglicht, indem gesetzlich bestimmt wurde, daß der Kanon durch Entrichtung seines 25fachen Betrages ablösbar sei. —

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft nahm die Bevölkerung des Gutes rasch zu. Als Folge dieser Zunahme finden wir häufiges Verarmen. Zwei Schinkeler meldeten sich in Osterrade zur Aufnahme in die Leibeigenschaft.[1]

Christian Bruyn, Justizrat in Schleswig, ließ 1791 das alte Schinkeler Schloß niederreißen und erbaute ein kleines Herrenhaus, einstöckig mit 7 Fenstern Front. Er wohnte auf Eichelsmark, welches ihm ebenfalls gehörte. Während seiner Besitzzeit ist die Schinkeler Schule erbaut und ein Lehrer dort angestellt worden. Christian Bruyn starb 1809.

Christian Bruyns Witwe heiratete später den Etatsrat v. Eggers und zog nach Rendsburg.

Christians älteste Tochter, Caroline, war mit dem Justizrat Nicolai v. Klöker verheiratet, der Schinkel und Eichelsmark 1809 übernahm und auf letzterem Gut wohnte. Nach seinem 1819 erfolgten Tode übernahm Caroline die Verwaltung der Güter und verkaufte Schinkel im Jahre 1828. Das Gut wurde damals für das Rosenkrantzer Fideikommiß angekauft und erhielt zugleich den Namen „Rosenkrantz"; wenn auch die Fideikommißeigenschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufgehoben wurde, so ist es doch von 1828 bis heute der Stammsitz der Familie der Freiherren Weber von Rosenkrantz geblieben.

Berichtigungen:	Sicherheit statt Sicherherheit	S. 213	Zeile 1.
(„Heimat" 1900,	nun statt mit (3. Wort)	„ 213	„ 7.
Nr. 10.)	Relzow statt Belzow	„ 214	„ 2.
	Breide statt Breede	„ 214	„ 21.

---

[1]) Provinzialberichte 1824, 4. Quartalheft, S. 67.

Proben aus dänischen Soldatenbriefen von 1849 1850.

Übersetzt von Dr. A. Gloy in Kiel.

(Fortsetzung.)

Christopher Olsen Hosterkjob an seine Eltern.

Asperup, 10. Juli 1849.

Meine lieben, guten Eltern!

— — — Nachts um 1 Uhr rückten wir aus Fredericia gegen die Deutschen und lieferten ihnen eine Schlacht, welche die hartnäckigste gewesen ist, die seit dem Ausbruch des Krieges stattgefunden hat. Wir stürmten ihre Batterien und Laufgräben, welche so gut angelegt waren, daß das Weichen der Deutschen uns wie ein Gotteswunder erschien. Die Deutschen oder die Schleswig-Holsteiner zeigten sich äußerst hartleibig; denn es gab viele, die sich lieber totschießen als gefangen nehmen ließen; und einige haben zugegeben, daß sie einen Eid geschworen hätten, nicht von den Schanzen zu weichen oder sich zu ergeben. Da waren viele, die im Grase zappelten, uns um Hülfe baten und uns Brüder und Kameraden nannten; aber nun war es zu spät, um dänisch gesinnt zu werden. Viele Deutsche hatten gesagt: wenn auch noch so viele Dänen kämen, so könnten sie ihre Batterien nicht nehmen; aber nun bekamen sie zu sehen — d. h. die Überlebenden —, daß wir nicht nur ihre Batterien nahmen, sondern sie sogar über die Königsaue jagten; denn am Abend war eine Abteilung unserer Dragoner in Kolding, und auf dem ganzen Wege dahin war nicht eine deutsche Seele zu sehen. Nachdem wir die deutschen Batterien und Lagerhütten abgebrannt und reinen Tisch gemacht hatten, setzten wir nach Fühnen über, um uns auszuruhen von dieser Tour.

J. C. Madsen an seine Familie.

Roile, 17. Juli 1849.

— — — Als wir dorthin (nach Stribe auf Fühnen) gekommen waren, wurden wir aufgestellt, und unser wackerer General Rye richtete folgende Worte an uns: „Liebe Freunde! Ihr wißt, daß die Deutschen so lange Zeit in Jütland geraubt und geplündert haben, aber doch ist auch Fredericia zu beklagen, und es sind die Aufrührer selbst, welche die Stadt belagert haben. Wir sind nun hierher gekommen, um sie zu züchtigen. Ja, liebe Freunde, ich kann euch nicht genug danken für die Ausdauer und den Mut, den ihr bewiesen habt in der Zeit, wo der allgütige Gott mich mit eurer Führung betraut hat, und nun bitte ich euch, hier zu beweisen, daß ihr Mut in eurer Brust und Kraft in euren dänischen Armen habt. Heute Nacht um 12 Uhr wollen wir gegen ihre Verschanzungen hervorbrechen. Nun bitte ich euch, daß ihr so still und stumm seid wie Mäuse und daß keiner einen Schuß abfeuert; denn das hilft nichts, da sie sich mit Blockhäusern und Laufgräben verschanzt haben, sodaß unser Schießen unwirksam sein würde. Wir marschieren gerade auf ihre Vorpostenkette los in geschlossenen Kolonnen, und wenn diese nicht Stand halten können, so stürzen wir mit gefälltem Bajonnett gegen ihre Schanzen; sie sollen und müssen heraus, dazu gebe Gott uns Kraft und Mut in Jesu Namen." — Liebe Freunde, ihr könnt glauben, daß diese Worte die Haare auf eines jeden Mannes Haupt sich aufrichten ließen (d. h. vor Begeisterung). Nun wurden wir von Strib nach Fredericia übergesetzt, und da bekamen wir einen Vorgeschmack; denn als die Deutschen sahen, daß wir an Land gingen, warfen sie Bomben auf uns; eine fiel in unsere Kolonne und zersprang im selben Augenblick. Die Stücke flogen uns um die Ohren; ein Mann verlor beide Hände und ein anderer sein Bein. Ihr könnt glauben, liebe Geschwister, daß das ein schlimmer Vorgeschmack war; uns stockte beinahe das Blut in den Adern.

Als es 12 Uhr nachts war, wurden wir gesammelt und marschierten aus den Thoren auf verschiedenen Seiten. Ein Jägerkorps und das 6. und 7. Bataillon befanden sich auf dem rechten Flügel und waren dazu bestimmt, das erste Blockhaus zu stürmen. Das war und ist leicht gesagt, aber nicht ausgeführt; denn der Feind erwartete uns daselbst in guter Ordnung, und als wir aus der Festung herauskamen, schossen ihre Vorposten alle auf einmal und eilten dann zu ihrem Blockhause und den Laufgräben zurück. Da stürmte jeder Mann von uns vor mit fürchterlichem Hurra in der Dunkelheit; denn wir wußten nicht, was ein Blockhaus bedeutet. Sie ließen uns auf Schußweite herankommen, aber dann bekamen wir zu sehen, was wir früher nicht uns hatten träumen lassen; denn ihr Blockhaus war wie ein Stachelschwein von Gewehrläufen auf allen Seiten, eine Reihe immer höher als die andern, und die drinnen Stehenden thaten nichts anderes als die Gewehre laden für die Leute an den Pallisaden. Ja, liebe Freunde, es dauerte keine 10 Minuten, bis wir bei jedem Schritt im Blute unserer Kameraden wateten, denn sie fielen wie die Fliegen. Da traf auch mich eine Kugel — — ich erhob mich gleich wieder; aber es war unmöglich, die Leute vorwärts zu bringen, da die Lebenden über die Toten fielen, und der furchtbare sich erhebende Jammer war der Hauptgrund, daß wir uns für den Augenblick aus dem starken Feuer zurückzogen. Einige riefen „Vorwärts!" und andere „Zurück!";

aber da wurde kommandiert, daß alle Trommeln und Hörner gerührt werden sollten, damit wir das entsetzliche Jammern nicht hörten, und nun wurde Sturm geblasen und geschlagen, sodaß es das Jammergeschrei übertönte, und da stürmte General Rye allen voran an der Spitze, obwohl sein Pferd verwundet war und stark blutete. Man sagt, daß er dabei selbst eine Kugel in das eine Bein bekommen hätte, aber ich weiß das nicht. Nun stürmte jeder Mann vor mit Hurra; da traf eine Handgranate mein Gewehr auf das Schloß, sodaß ich nur den Lauf in der Hand behielt. Aber da waren ja Gewehre genug zu haben, da die Toten und Verwundeten wie Sand am Meere dalagen. Das Blockhaus nahmen wir denn also, ohne daß viele Deutsche davonkamen; was nicht erschossen ward, wurde gefangen. Die Offiziere wollten indessen in die Laufgräben enteilen; einem (Leutnant), der da lief, sprang ich nach; doch er wollte sich nicht ergeben, sondern hieb mit dem Säbel aus Leibeskräften. Ich kümmerte mich aber wenig darum, da ich gewohnt war, mein Bajonnett zu gebrauchen. Aber in demselben Augenblick traf eine Kugel dasselbe und zerschlug es. Doch das war nicht das Schlimmste, denn zugleich traf eine zweite Kugel meine rechte Schulter; so weiß ich nicht mehr, ob er entkam oder nicht. — — —

Pastor M. Melbye an Pastor Fenger.

Lieber Pastor Fenger! Asperup, 27. Juli 1849.

— — — Während der Schlacht blieb ich daheim bei meinen Lieben. Im Lauf des Vormittags ritt ich nach Strib und begegnete über 100 Wagen mit Verwundeten auf dem Wege. Es waren meistens Leichtverwundete, welche vor Freude über den errungenen Sieg jubelten; ich sprach mit verschiedenen von ihnen, auch mit einigen Gläubigen, die ich während ihres Kantonnements hier in der Gegend kennen gelernt hatte. Manche merkwürdigen Scenen zeigten sich da. Z. B. war ein Hofbesitzer aus der Gegend angesetzt, Verwundete zu fahren, und so trifft es sich, daß er seinen eigenen Sohn fahren muß, der tötlich im Unterleib verwundet war. Ihm begegnete ich, dann einem Teil trotziger und verstockter Insurgenten, dann anderen von derselben Sorte, welche die provisorische Regierung verfluchten (es waren indessen die wenigsten). Bei dem Lazarett auf Villeshauge bot sich ein grauenhafter Anblick durch die vielen Verwundeten, denen erst ganz allmählich die nötige Hülfe zuteil werden konnte. Ich wandte mich nach Fredericia, war auf dem Walplatze, sah die eroberten Schanzen und Laufgräben. Tote, 4 bis 5 auf einem Wagen, fuhren beständig vorbei Ich zog mit dem 3. Jägerkorps (meiner Meinung nach das herrlichste in der ganzen Armee) in Fredericia ein. Freude strahlte aus aller Augen, alle fühlten sich als Brüder, man war gleich bekannt mit einem jeden, mit Hoch und Niedrig, aber es war bei dem Siegesjubel doch nicht jene wilde, lärmende Freude.

An diesem Tage lernte ich mein Volk noch mehr lieben. Ich sah die ganze gemachte Beute. Ich sah Ryes Leiche, noch im Tode majestätisch und herrlich, mit dem Lächeln des Sieges auf den Lippen; einen solchen Toten konnte ich nicht beweinen. Ich sah 400 Leichen aufgestapelt in der katholischen Kirche und den nächsten Häusern liegen, und auch das machte nicht einen so unheimlichen Eindruck, als man glauben sollte. Bei einer so frischen Leiche, wenn der Tod seine langsam zehrende Kraft noch nicht ausgeübt hat, kommt mir das natürliche Grauen des Todes halb als überwunden vor. Ich sah die gefangenen Insurgenten zum Verhör bringen, sprach auch mit ihnen, aber, wie ich früher nach der Schlacht bei Kolding an den dort Gefangenen bemerkt hatte, bestanden sie auf ihrer ungerechten Sache, gerade als ob sie im Recht wären. — — —

Christen Morten Folshauge an seine Schwester.

Groß-Danewerk, 2. August 1850.

— — — Wir kamen dorthin (nach Kolding), aber unter entsetzlichen Strapazen in der furchtbaren Hitze,[1]) die in der Zeit herrschte, als wir marschieren mußten, sodaß mehrere stürzten und auf der Stelle starben unter der Hitze und der Bürde, mit welcher ein Infanterist auf dem Marsche belastet ist. Denn außer dem Zeug, das dem Soldaten unentbehrlich ist, sind wir mit diesem Kochkessel beladen, der eine schreckliche Last ist bei einem solchen Sonnenbrand und durch die Sandwüsten, wie sie sich in Jütland finden. Als wir uns Christiansfeld näherten, da kriegte unser Höchstkommandierender die Augen erst offen und sah, daß, wenn sie so fortführen, sie wohl nicht viele übrig behalten

[1]) Bekanntlich hatte auch die schleswig-holsteinische Armee auf ihrem so zwecklos forcierten Marsche von Rendsburg nach Schleswig viele Tote, was den General Willisen in der Ansicht bestärkt haben soll, daß mit „einer solchen Armee" kein Angriff unternommen, sondern „höchstens eine feste Stellung behauptet werden könne." Wir sehen hier dieselbe Erscheinung in der dänischen Armee und wissen auch, daß die nach Süden abziehenden preußischen Truppen eine größere Anzahl von Mannschaften durch Hitzschlag verloren haben.

würden, wenn sie den Kampfplatz erreichten. So wurden wir denn seitdem von unserer Last befreit, bis wir die Stellung erreichten, die wir unseren Gegnern gegenüber einnehmen sollten, und wo wir am 19. des vorigen Monats anlangten. (Schluß folgt.)

Schutz den Naturdenkmälern unserer Provinz!

Wenn irgend jemand das Antlitz unserer Mutter Erde verändert hat, dann ist es der Mensch von ehegestern, gestern und heute. Und morgen wird die rastlos fortschreitende Kultur mit Pflug und Axt, mit Bagger und Karren und wer weiß mit was für Maschinen fortfahren, das Dickicht zu lüften, Wälder zu roden, Heiden und Moore urbar zu machen, Sümpfe zu entwässern, Hügel zu ebnen, Steine zu brechen, Schächte zu graben, Kanäle zu ziehen: Wer wollte ihr Einhalt gebieten! Wer möchte das arbeitslustige Ameisenvölklein stören in dem redlichen Streben, dem Hunger zu wehren und die Freude am Dasein zu erhöhen?! Allein die urwüchsigen Bestände der Pflanzen- und Tierwelt werden vernichtet; künstliche Züchtungen treten an ihre Stelle. Roggen, Gerste, Hafer, Weizen — der Abwechselung zu liebe auch umgekehrt: Weizen, Hafer, Gerste, Roggen — das ist die Flora der Zukunft; am Grün der Kartoffel- und Rübenfelder mag sich das Auge weiden. Nicht besser steht es um die Tierwelt: Schafe, Kühe, Pferde, Hühner, Enten und Gänse sind ihre hauptsächlichsten Vertreter; alle übrigen Tiere werden ausgestopft in den Museen zu finden sein — Reliquien einer glücklichen, aber längst entschwundenen Zeit! Ich gebe zu, grau in Grau gemalt zu haben; aber der Leser versteht mich schon. Wenn nicht, dann mag Professor Dr. Conwentz in Danzig ihm das Geheimnis enthüllen: „Soll nicht unser Volk der lebendigen Anschauung der Entwickelungsstadien der Natur gänzlich verlustig gehen, so ist es an der Zeit, die übrig gebliebenen hervorragenden Zeugen der Vergangenheit und bemerkenswerte Gebilde der Gegenwart im Gelände aufzusuchen, kennen zu lernen und möglichst zu schützen."

Nicht immer kann man die Naturdenkmäler der Nachwelt in natura erhalten. Sei es, daß sie dem Zahn der Zeit verfallen, z. B. Bäume, und wären es Riesen ihres Geschlechts, oder daß die Kultur über sie hinwegschreitet: dann ist es unsere Pflicht, sie wenigstens im Bilde festzuhalten. In diesem Sinne ist die von unserm Schriftleiter, Herrn Rektor Lund, gegebene Anregung mit Freuden zu begrüßen (vergl. den Aufsatz im Septemberheft: „Die Photographie im Dienste der Landes- und Volkskunde"). Dabei ist es nicht erforderlich, die photographische Darstellung auf Bäume zu beschränken. Ich bitte den Leser, sich das Bild: „Gefaltete Sand- und Mergelschichten, angeschnitten zu Levensau beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals, Juli 1890" in Peters: „Bilder aus der Mineralogie und Geologie" anzusehen; es ist das Verdienst des Herrn Professor Haas-Kiel, diese Stauchungserscheinung im Bilde festgehalten zu haben. Für derartige Bilder wäre unsere Monatsschrift „Die Heimat" der rechte Ort; dem Verein aber ist durch die von Westpreußen gegebene Anregung ein weiteres Ziel gesteckt: für die Erhaltung der Naturdenkmäler, namentlich urwüchsiger oder seltener Waldbäume Sorge zu tragen; denn gerade der Wald gehört zu den am meisten bedrohten Gebieten. Zwar ist auch der Wald dem Schongesetz unterstellt; nichtsdestoweniger geht derselbe zurück, und an seine Stelle tritt der Forst mit nur wenigen ertragreichen Holzarten und zumeist künstlich erzogenen Stämmen. Das ist die Folge des Kahlschlages, dem namentlich urwüchsige Bäume zum Opfer fallen. Auch das Unterholz schwindet dahin und mit ihm ein großer Teil jener Tiere, die in ihm Unterschlupf oder Jagdrevier finden. „Wenn nicht jetzt Maßnahmen getroffen werden, um dem Einhalt zu thun, wird der deutsche Wald, welcher bezeichnende Pflanzenvereinigungen darstellt und der auch der Schauplatz der deutschen Sage und frühesten Geschichte war, in Kürze vom Erdboden verschwinden."

Der rastlosen Thätigkeit des Herrn Professor Dr. Conwentz, des verdienstvollen Leiters des westpreußischen Provinzial-Museums zu Danzig, ist es zu danken, daß der preußische Staat sein Interesse auch den Naturdenkmälern zuwendet: auf Veranlassung des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten ist vor kurzem erschienen: „Forstbotanisches Merkbuch. Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preußen. I. Provinz Westpreußen. Mit 22 Abbild. Berlin: Gebrüder Borntraeger, 1900. XII u. 94 S.; 8°. Preis gebunden 2,50 ℳ." Schon aus dem Titel geht hervor, daß eine Fortsetzung auch für alle übrigen Provinzen geplant ist. Der Verfasser, Professor Dr. Conwentz, hatte in einer an den Landwirtschaftsminister gerichteten Denkschrift hauptsächlich drei Gesichtspunkte aufgestellt: 1. Mit der Durchforschung der Gelände ist zugleich eine Inventarisierung der Naturdenkmäler auszuführen derart, daß die bemerkenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände in die Bücher und Karten (Taxationsnotizenbücher; Spezialkarten, Wirtschaftskarten) der Forstbeamten eingetragen werden, ohne daß dadurch eine zu große

Belastung der Revierverwaltungen usw. bedingt wäre. Größte Einschränkung ist zu empfehlen, um nicht durch ein Zuviel diese Bestrebungen zu beeinträchtigen oder gar hinfällig zu machen. Darum hat nicht jeder alte Baum und jede Waldschwester, auch wenn sie urwüchsig sind, Aufnahme zu finden, sondern nach vergleichender Beobachtung nur solche Hölzer, die ein allgemeines oder wissenschaftliches Interesse beanspruchen dürfen. 2. Für jede Provinz sind Merkbücher herauszugeben, die — wie das vorliegende — eine gedrängte Übersicht der Naturdenkmäler, womöglich mit Abbildungen und kurzen Erläuterungen enthalten. Sie sind nicht etwa als eine Flora der Holzgewächse der Provinz anzusehen, mithin nicht in erster Linie für den Botaniker, dem vielleicht ja auch neues Material geboten wird, sondern für den Forstmann, Waldbesitzer und Verwaltungsbeamten bestimmt. 3. Im Gelände sind geeignete Schutzvorkehrungen zu treffen: Einfriedigung gewisser Bäume, Aufhebung der Waldweide, Anbringung von Merkzeichen an solchen Bäumen, die vom Hieb zu verschonen sind. Einzelne Bäume mit ihrer nächsten Umgebung können vom Revierverwalter ohne weiteres erhalten werden; wo es sich um ganze Bestände handelt, ist durch Verfügung der obersten Behörde der Kahlschlag fernzuhalten und event. die Bewirtschaftung gewisser Waldteile als Plänterwald anzuordnen. Letzteres gilt namentlich von solchen Waldbeständen, die sich entweder durch charakteristische urwüchsige Hölzer, oder durch besonderen landwirtschaftlichen Reiz auszeichnen, oder in denen sehr seltene Pflanzen- und Tierarten leben. Es ist zu hoffen, daß dem Beispiel des Fiskus auch die nichtfiskalischen Forstverwaltungen und die Besitzer von Privatwäldern folgen werden.

Ich muß es mir versagen, näher auf den speziellen Teil des „Forstbotanischen Merkbuches" einzugehen, will darum nur ganz kurz einige der wichtigsten Naturdenkmäler, denen man in Westpreußen Schutz und Pflege angedeihen läßt, nennen: die Eibe (Taxus baccata), ein hervorragendes Exemplar einer Trauerfichte (Picea excelsa Lk. f. pendula Jacq. et Hér.), eine Schlangenfichte (Pinus silvestris L. virgata Casp.), eine Pyramiden-Weißbuche (Carpinus Betulus L. pyramidalis Hort.), die kurznadelige Kiefer (Pinus silvestris L. parvifolia Heer.), horstweise auftretende Knollen- oder Warzenkiefer, kleinblättrige Mistel auf Fichten. Von Abnormitäten werden in dem Merkbüchlein die sogenannten zweibeinigen Bäume erwähnt, das sind von Natur oder mit Zuthun des Menschen entstehende Verwachsungen zweier benachbarter Baumstämme, welche in einer gewissen Höhe zu einem vollkommen einheitlichen Stamme auslaufen. Beschrieben werden 2 zweibeinige Rotbuchen, eine Eiche und 2 Kiefern mit Zweibeinigkeit. Mitunter haben Bäume auch eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Im vorliegenden Falle handelt es sich um gewisse Kiefern von meist hohem Wuchse, welche Bienenbäume oder Beutekiefern genannt werden. Unsern Imkern ist es bekannt, daß bei uns in alten Zeiten, bei Polen und Russen auch wohl heute noch die Klotzbeute -- das ausgehöhlte Stück eines Baumstammes — zur Bienenwohnung diente oder noch dient. Im Osten unserer Monarchie aber ließ man die Bienen auch in lebenden Bäumen sich ansiedeln, namentlich oder wohl nur in Kiefern, in deren Stamme oben ehedem eine tief in das Innere gehende Höhlung mit lang rechteckiger Öffnung (Beute) eingestemmt worden ist. Letztere war durch ein schmales Brettchen verschließbar, und davor hing an Holznägeln ein größerer Klotz, welcher noch durch Stricke an seitlichen Nägeln befestigt werden konnte; auch ein Flugloch wurde angebracht. Der künstlich angelegte Hohlraum stellte die eigentliche Bienenwohnung dar. Diese Beutewirtschaft war in der jetzigen Provinz Westpreußen namentlich im vorigen Jahrhundert allgemein verbreitet. 1772 schätzte man die Zahl der Beutestämme auf 20000. Später sind die meisten Beutekiefern gefällt worden; die Anlage neuer Beuten ist verboten. Nur ein bescheidener Rest ist bis heute in einigen Revieren erhalten geblieben, teils gar noch bewohnte Stämme. Diese Zeugen aus einer Zeit der primitivsten, aber dennoch gewinnbringenden Bienenwirtschaft zu erhalten, ist gleichfalls eine Pflicht der Gegenwart. —

Was ist zu thun, damit auch unsere Provinz für Erhaltung der Naturdenkmäler Sorge trage? Natürlich die Herausgabe eines ähnlichen Merkbüchleins aus sachkundiger Feder zu erwirken. Die Aufgabe, die unserm Verein zufällt, ist nur eine die Arbeit vorbereitende; die Ausführung ist Sache der königlichen Behörde. Auf unserer nächsten Generalversammlung wäre der Beschluß zu fassen, an die Königliche Regierung die Bitte zu richten, daß auch in unserer Provinz möglichst bald die Herausgabe eines Merkbüchleins und Bestimmungen über den Schutz gewisser Bäume, Sträucher und Waldbestände erwirkt werden. Nebenher wäre die „Heimat" ein wohlgeeigneter Sammelpunkt für Namhaftmachung solcher Naturdenkmäler, die des Schutzes dringend bedürftig sind. Den Amateurphotographen zumal eröffnet sich ein dankbares Arbeitsfeld. Wenn so von allen Seiten die Bausteine herbeigetragen werden, dann kann es m. E. an dem Gelingen nicht fehlen. Vielleicht geben vorstehende Zeilen Veranlassung zu einem regen Gedankenaustausch über die von Westpreußen aus angeregte Frage. Möchten namentlich unsere Förster in ihren Revieren fleißig Umschau halten; das von Professor Conwentz herausgegebene Werk sei ihnen als zuverlässiger Führer dringend empfohlen, gleichzeitig denen, die Lust und Kraft verspüren, für den Schutz der Naturdenkmäler mitzuwirken.

Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Bücherschau.

Übersicht über die Bestände des Königlichen Staatsarchivs zu Schleswig von Dr. Georg Hille, Archivdirektor und Geheimem Archivrath. Im Heft 4 der „Mitteilungen der Königlich Preußischen Archiv-Verwaltung. Leipzig, S. Hirzel. 1900. Preis 1,40 M. Inhalt: Einleitung betr. Gründung des Staatsarchivs und die bei seiner Einrichtung befolgten Grundsätze. Übersicht über die Bestände des Staatsarchivs. Urkunden. Sammlung der Verordnungen und Verfügungen. Handschriftensammlung. Kartensammlung. Akten: a. Akten schleswig-holsteinischer Zentralbehörden und Sammelakten von Beziehung auf die ganze Provinz. b. Akten aus den holsteinischen Ämtern, Distrikten und Städten. c. Akten aus den schleswigschen Ämtern, Distrikten und Städten. d. Die lauenburgischen Akten. Systematische Übersicht über die Akten des Staatsarchivs zu Schleswig. — Von den Benutzern des Staatsarchivs wird diese Publikation mit Freuden begrüßt werden. Sie wird für dieselben ein ständiges Handbuch bilden, dessen Klarheit und Übersichtlichkeit ihnen das Aufsuchen gewünschter Urkunden und Akten erleichtert. Das Gefühl der Unsicherheit, des Umhertappens, dessen sich trotz des liebenswürdigen Entgegenkommens der Archivbeamten doch wohl kein Benutzer erwehren konnte, wird verschwinden. Den Geschichtsfreunden und Verfassern von Gemeinde- und Kirchspielschroniken, die das Archiv bisher nicht benutzt haben, wird diese Schrift eine Anregung geben, aus dem reichen urkundlichen Material des Archivs ihre Sammlungen zu ergänzen, zu vertiefen und zu einem wirklich wertvollen Beitrage für die Landesgeschichte zu machen. Vielleicht hat die vorliegende Publikation auch noch den Nutzen, daß sie die Besitzer und Verwalter von Urkunden, alten Akten, Erdbüchern, Flurkarten veranlaßt, dafür Sorge zu tragen, daß derartige Sachen dem Staatsarchiv überwiesen werden. Auf den Rathausböden, in den Guts- und ländlichen Gemeindearchiven, die häufig genug von Mäusen, weniger von Menschen besucht werden, geht so manches Wertvolle einem traurigen Untergang entgegen. Man sende derartige Sachen dem Staatsarchiv; dasselbe wird für gute Aufbewahrung Sorge tragen, und den Geschichtsforschern wird — da die Benutzung des Archivs bereitwilligst gestattet wird — die Arbeit bedeutend erleichtert. J.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Dr. Jellinghaus, Direktor in Segeberg, Über die Ortsnamen zwischen Unterelbe und Unterweser. Vortrag auf der Hauptversammlung der „Männer vom Morgenstern" am 2. Juli 1899 in Ottendorf. Separat-Abdruck aus dem Jahresbericht der Männer vom Morgenstern. Heft 3. — Bödeker, H., Hauptlehrer, Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck. 2. verbesserte Auflage. Lübeck 1900. Preis 50 Pf. — Professor Dr. Rudolf Credner, VII. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Greifswald 1898—1900. Greifswald 1900. — Exkursion nach Ost-Schleswig-Holstein und der Insel Sylt am 5.—10. Juni 1900. Greifswald 1900. — Folk-Lore. Transactions of the Folk-Lore-Society. A quarterly review of myth, tradition, institution and custom. Vol. XI, No. 3. September 1900. London. (Animal superstitions and totemism. By N. W. Thoms, M. A.) — J. Mestorf, Moorleichen. Aus dem 42. Bericht des Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel. Kiel 1900.

Anzeigen.

Wilhelm von Fehren

Tel. 3330. **KIEL, Holtenauerstrasse 40.** Tel. 3330.

Complete Küchen-Einrichtungen.

Ia Emaille-Kochgeschirr. ✽ Solinger Stahlwaaren.

Hochzeits-Geschenke in Alfenide und Nickel.

• • • • **Linoleum.** • • • •

Brillen und Kneifer
nach ärztlicher Vorschrift.
Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25
Ad. Zwickert.

Technikum Eutin.

Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und Bahnmeisterschule mit Praktikum. Abiturienten anderer Bauschulen finden weitere Ausbildung. Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Programm kostenlos durch Dir. **Klücher.**

Für eine deutsche Familie
giebt es keine fesselndere und anregendere Lektüre als
die reichillustrierte Monatsschrift

Deutscher Tierfreund,

herausgegeben von Dr. **Rob. Klee** und **Prof. Dr. William Marshall.**
Verlag von
Carl Meyers Graph. Institut in Leipzig.
Preis ℳ **1,25** viertelj., Einzelheft **50** Pfg.

Für jeden, der Freude am Tierleben und Interesse an der großen Tierschutzbewegung unserer Tage empfindet, bildet diese nach Inhalt und Ausstattung vorzügliche Zeitschrift eine Quelle edlen Genusses und bildender Anregung. Fern von geschmackwidriger Sentimentalität sucht der **„Deutsche Tierfreund“** durch musterhafte Darstellung aus allen Gebieten des Tierlebens Liebe zur Tierwelt zu erwecken. Ohne in kindliche Ausdrucksweise zu verfallen, ist der „Deutsche Tierfreund“ auch für die reifere Jugend ein ausgezeichnetes Bildungsmittel.

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe Unterkleidung Taschentücher.

Das XIX. Jahrhundert
in Wort und Bild,

Prachtwerk a. Bong's Verl., 3 Bd. in Orig.-Decke 45 ℳ, völl neu, wünscht f. 30 ℳ z. verkaufen **H. Dose,** Lehrer, Süderau bei Krempe i. Holst. Ferner: **Heyse's Fremdwörterbuch,** 16. Orig.-Ausg.

I. Preis und Goldene Medaille Dortmund 1899.



I. Preis und Goldene Medaille Dortmund 1899.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein. **Ad. Rohwer,**
Kiel, Waisenhofstr. 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 12. Dezember 1900.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, durch den Expedienten, den Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a, kostenfrei zugesandt. Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Friedrichstraße 66, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 70, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Rektor Heinrich Lund in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Vertretung des Schriftleiters.

Der Schriftleiter der „Heimat," Rektor Lund in Kiel, hat an den geschäftsführenden Ausschuß das Gesuch gerichtet, ihn bis auf weiteres zu beurlauben, da seine Zeit anderweitig zu sehr in Anspruch genommen ist, als daß er seinen Pflichten gegen die „Heimat" gerecht werden könnte. Der Ausschuß hat das Gesuch genehmigt. Als Vertreter tritt nach dem Beschlusse der Generalversammlung vom 23. Mai 1893 der erste Beisitzende, Rektor Eckmann in Ellerbek, ein. Er wird also bis auf weiteres alle Geschäfte der Schriftleitung vertretungsweise. aber unter seiner Verantwortlichkeit übernehmen; alle Einsendungen sind deshalb an ihn zu richten. Die Haltung des Blattes wird durch diese Vertretung nicht geändert.

Kiel, am 24. November 1900.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Bücherschau.

Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Haus-Kalender. 33. Jahrgang. Garding, Lühr & Dircks. 176 S.; 8°. 50 Pfg. — Auch in diesem Jahre hat sich der Kalendermann bemüht, ein rechtes Volksbuch für Schleswig-Holstein zu schreiben. Seine „Hülpsmaaten," wie Jochen Mähl sie nennen würde, sind von früheren Jahrgängen her bekannt. Emil Pörksen bereichert die Veteranengalerie des Haus-Kalenders um das Bild Paul Tredes, dessen äußeren Lebensgang und innere Entwicklung er uns zeichnet. Trede selbst

erzählt in gutem Plattdeutsch eine einfache Geschichte aus der Zeit der Erhebung. Es ist nur natürlich, daß in einem Haus-Kalender Schleswig-Holsteins diese Zeit ein kräftig sprudelnder Quell stolzer Erinnerung ist. Einige Beiträge nehmen ihre Stoffe unmittelbar aus den damaligen Ereignissen (v. Osten: „Geschichte einer Fahne"; Mähl: „Idstedt-Kark"); in anderen vernehmen wir leise Anklänge an sie (Burmester: „Heimweh"), oder sie führen uns in noch fernere Zeiten zurück (Theen: „Schleswig-holsteinische Misecllen," Ida Staacke: „Der Balkstein.") — Erfreulich ist die Thatsache, daß der Kalender wiederum eine Reihe von Proben plattdeutscher Erzählungs- und Dichtkunst bringt. Wenn sie auch nicht alle vor dem Forum strenger ästhetischer Wertung bestehen, so beweisen sie doch, wie Herausgeber und Verleger bemüht sind, schleswig-holsteinisches Volkstum zu pflegen; wie denn auch die große Zahl der bei Lühr & Dircks erschienenen plattdeutschen Schriften rühmlichst für diesen Verlag zeugt. Neben Trede ist der alte Veteran J. Mähl der wackerste Bannerträger des Plattdeutschen. Er ist trotz seines Alters immer noch ein Schelm. Mit ihm beackern Johannsen, Fr. v. d. Schlei u. a. das Feld des Humors. In unterhaltender Weise wollen Zeise und Fr. A. in E. belehren. — Bei dem ungemein billigen Preise wird der Kalender gewiß, wie in den Vorjahren, in vielen Häusern Eingang finden.

K. Jungclaus.

Mitteilung.

Von dem Wohlstand auf Nordstrand Ao. 1565. Wider hebben wi Gott tho danken, dat uns schir nichts mangelt an allem, wat thor Liwes Nahrung und Kledung denstlich sin mag, man hefft gud Wolle, darvon ein goding Wandes (gutes Gewand) „Webb" genomet, welkes man up allerley Manier farwen und darvan Kleder maken lathen kan, ist stark, duret woll, gifft doch wegen siner Drelheit und Hardeheit, dewile de Farwe darin schir moth gebrandt werden, wenig Wärmte, wert ock witt und ungefärwet gedragen, so wärmits am meisten. De averst verwegener sin, dragen Engelsch Laken und Siden Gewant, ock offtmahls (sonderliken de Frouwens [Frauen]) baven eres Standes Geböhr unde Vermögen, und sodane Kleder then (ziehen) sick beywilen sulfst uth, ehr denn man's gewahr wert. — Von Ethen und Drinken hebben se vollup und wert alhir im Nortstrandt de beste Koken (Küche), so ick min Lewedage an einem Orde gesehn hebbe, geholden, von Speck, gerökert Rinder- und Schapenfleisch; Gänsfleisch wert gepökelt, darna mit dem Schmaltze dorch- und awergaten, magh also ein gantz Jahr frisch bliven; dat gerökerte Rindtfleisch hefft etwas vom Torffroke und freschem Solte (friesischem Salz) eine affscheulike und vordrethlike Schmack, doch weten etlike ehre Spiese beter tho condiren und beim anmothliken Gust und Geschmack tho erholden. — Tho dem giffts hir leeslike rode und wollschmeckende Botter, so se jummertho de gantze Maltidt awer up den Tisch stahn lathen, frisch Eyer, schone Melckspise, Thogemoß und Kokenspise. Dat Gesinde und Dachlohners hebben bey uns Herrendage. Des Sommers gifft man sonderliken de Arnetidt (Erntezeit) awer dem Dänschen Volck (so gar fräßig und mit Wolfesmagen beladen is) und dem Gesinde 5 Mal tho freten, worawer ock schir 5 stunden am Dage thogebracht werden und können dennoch darby, wen se by Dematthall schniden, dagliche 3½ Schilling vordenen; denn fast alls Korn bey Uns affgeschneden undt nicht gehauen wirdt. — Gut Garstenbeer (Gerstenbier) hefft man hir ock, fett und wollschmeckende, wo dat Moldt (Malz) nicht beim Torffuhr gedorret wert, darvan häßlich am Geschmack und Werke (Wirkung) und kompt bißwilen de Sohn thor Dohr ehr de Vader gebohren wert und sodan Beer verursachet und bringet Catarrhos, Stranguria, Calculum und andere Krankheiten mehr. Wenns awerst bey Holdt gedorret, alß de Vornehmsten dohn, ist sehr gudt, wo man des lewen Waters nicht tho veel dartho genamen. — Thor Noth und nicht thor Awerflodigheit hefft man noch binnen Diekes (Deich), in Grawen und Schloten, darhin kein solte Water lopen kan, fein frisch Wier- edder Dahmfischen, alß Carusen, Bahrsen, Rodanen, darvan man bißweilen ein Leckerbethen hebben kan, mogen awerst vor de Nachtdeven (Nachtdiebe) schwarliken beholden werden, unangesehn dat darup ein scharpe Pön und Straffe gesettet is. De Wehlen (große, bei Deichbrüchen entstehende Wasserlöcher) und grote Dupen will unse Owericheit vor sick alleine beholden; do noch desulvigen frey waren, waren allenthalven Fisch genoch vorhanden, nun dar awer in tho fischen verboden is nichts mehr vorhanden. — Ick hebbe ock my thom offtern Male darawer verwundert, dat in so einem kleinen Ländeken solck ein grote Menge Volks, alß awer de 8000 alle Mahltidt so vollig gespiset, dat dennoch glickwoll so veel Korns, fetter Oßen und Koy, Botter, Keß, Lämmer bey etlike hundert thogelike heruth gefohret werden; wolds Gott, dat wie sodan rieken Segen erkennen und dankbarliken gebruken mochten.

(Mitgeteilt aus „Joh. Petrejus, Pastor tho Odenbüll, Korte Beschribung des Ländleins Nordstrandes. 1565.")

Willers Jessen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

10. Jahrgang. № 12. Dezember 1900.

Die Kirche in Bordesholm.

Von Kreisbauinspektor **Radloff** in Kiel.

Die ehemalige Klosterkirche zu Bordesholm in Holstein wurde im Anfang des 14. Jahrhunderts auf einer Insel (Holm) erbaut, welche man später mit dem Festlande verband. Im Jahre 1332 siedelte das Augustiner-Kloster von Neumünster hierher über. Den ältesten Teil der dreischiffigen gewölbten Kirche (Abb. 1 und 3) bilden die drei Joche des jetzigen Langchores (schwarz). Zwischen den nach innen gezogenen Strebepfeilern der Seitenschiffe liegen Kapellen; im vierten und fünften Joche sind nachträglich unterwölbte Emporen eingebaut, wobei die Gurtbogenöffnungen nach dem Mittelschiff geschlossen wurden. Die nördliche Empore ist anscheinend niemals zugänglich gewesen. Die darunter liegenden Kapellen dienen als Grabgewölbe; alle Zugänge der östlichen Kapelle sind zur Zeit vermauert. Das dritte Joch (schraffiert) ist in spätgotischer Zeit angebaut; noch jünger sind das zweite und erste Joch (strich-punkt-schraffiert). Die Kirche ist vielfach, zuletzt in den Jahren 1859 bis 1861 umgebaut; damals wurde die jetzige Orgelempore eingerichtet und die Westfront erheblich verändert. Die hier früher vorhandenen Fenster sind vermauert; von einem ehemaligen Treppenturm in der südwestlichen Ecke ist noch ein Rest sichtbar. Die Kirche befindet sich im allgemeinen noch in gutem Bauzustande, doch hatten sich in den letzten Jahren im zweiten im dritten Joche wesentliche Baumängel herausgestellt. Während die Joche des Mittelschiffes in der Längsrichtung in Kämpferhöhe durch Holzbalken verankert sind, war eine Querverankerung nur im ersten Joche vorhanden. Der Schub der Mittelschiffgewölbe verursachte ein starkes seitliches Ausweichen der Widerlagspfeiler B und C und der nördlichen Außenwand, sodaß die Gewölbe in ihrem Bestande gefährdet waren. Außerdem erwies sich die Untermauerung der Strebepfeiler A und E und der zwischen ihnen liegenden Wand als sehr fehlerhaft. Durch Einziehen eiserner Anker zwischen den Widerlagern bei A, B, C, D und E, F, G, H, Herausnahme und Neuwölbung der Gurtbögen AB und EF, Ausbesserung der Gewölberisse und Sicherung der Fundamente wurde im Jahre 1899 die Gefahr für den Bestand des Bauwerks beseitigt. Ein weiterer Mangel zeigte sich in der Durchfeuchtung der nördlichen Außenwand, wo infolge allmählicher Aufhöhung das Erdreich des Kirchhofes etwa 1 m höher lag als der Fußboden der Kirche. Durch Herstellung eines offenen Sickergrabens mit abgepflasterter Sohle und starkem Gefälle wurde auch dieser Übelstand in zweckmäßiger Weise beseitigt.

Eine genaue Untersuchung bei Gelegenheit der Sicherungsarbeiten ergab, daß die inneren Wand- und Pfeilerflächen der Kirche sowohl in den älteren wie in

den jüngeren Bauteilen ursprünglich nicht verputzt waren. Später sind die ganzen Flächen mit einer dünnen Kalkfarbe übergeschlemmt, welche als Malgrund für die in einzelnen Spuren nachweisbare einfache Flächenmalerei benutzt wurde. Die Leibungen der Gurtbögen und die Gewölbe waren von Anfang an verputzt und mit einer nicht bedeutenden spätgotischen Ornamentmalerei bedeckt, von welcher jedoch nur wenige Reste erhalten sind. Die Bemalung der Rippen mit steigenden Bändern ist nicht bemerkenswert.

Von den einst sehr bedeutenden Kunstschätzen der Kirche ist das meiste leider verloren gegangen. Der berühmte, im Jahre 1521 vollendete Brüggemannsche



Abb. 1.

Altar befindet sich seit 1666 im Dom in Schleswig. Ein Werk dieses Künstlers ist vermutlich auch das schön geschnitzte Bild des heiligen Augustinus, welches über dem einzigen, aus katholischer Zeit noch erhaltenen Stein-Altar in der südöstlichen Seitenkapelle des Chores hängt. Das aus Eichenholz gefertigte Chorgestühl stammt aus dem Jahre 1509. Die Wangen, Seitenbretter und einzelne Teile der Brüstung sind alt und mit gutem Schnitzwerk versehen. Die Bekrönung wurde im Jahre 1859 erneuert und bei dieser Gelegenheit auch das ganze Gestühl mit brauner Ölfarbe gestrichen. Von den der Kirche sonst verbliebenen Denkmälern ist besonders bemerkenswert das Grabmal der Herzogin Anna von Holstein-

Gottorp (gestorben 1514). Es stand ursprünglich frei im Mittelschiff, über dem zwischen den Pfeilern B und C befindlichen Grabe. Bei dem letzten Umbau wurde das Denkmal in die nordöstliche Seitenkapelle des Chores versetzt. Es ist zur Zeit an wichtigen Einzelteilen beschädigt und verunziert. Der in spätgotischen Formen ausgeführte Bronze-Sarkophag zeigt auf der Deckelplatte die lebensgroßen Figuren (vgl. Abb. 2) der Herzogin Anna, Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, und ihres Gemahls, des Herzogs Friedrich, welcher später als Friedrich I. König von Dänemark wurde. In den Seitenfeldern sind auf niedrigen



Abb. 2. Grabmal der Herzogin Anna von Holstein-Gottorp.

Konsolen die Apostelfiguren angebracht. Die Kopfseite schmückt das holsteinische und brandenburgische Wappen; die Füllung der Fußseite enthält ein Relief, Mariä Verkündigung darstellend. Die jetzt in roher Weise an die Ecken angeklammerten Engelfiguren hatten ursprünglich Schwingen und standen auf den vorgezogenen Ecksockeln. Zwei Engelfiguren trugen früher Leuchter; von den beiden anderen läßt sich nicht nachweisen, ob und welche Attribute sie besaßen. Die sachgemäße Wiederherstellung des Denkmals und seine freie Aufstellung im Langchor ist auf Anregung

Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich in die Wege geleitet. Hoffentlich wird eine genaue Untersuchung bei dieser Gelegenheit Aufschluß liefern über den zur Zeit unbekannten Verfertiger des kunstgeschichtlich so bedeutenden Denkmals.

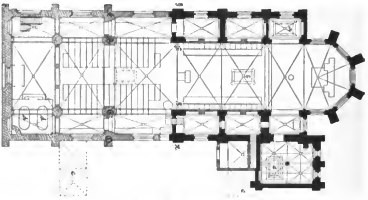


Abb. 3. Grundriß.

a Sarkophag der Herzogin Anna von Holstein-Gottorp. b Neuer Aufstellungsort. c Sarkophag des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. d Sarkophag von Georg Ludwig, Herzog von Holstein-Gottorp, und Sophia Charlotte, Herzogin von Holstein-Beck. e Abgebrochener Kreuzgang.

Anm. Der Artikel und die Abbildungen sind mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers und der Verlagsbuchhandlung der uns vom Kultusministerium regelmäßig zugehenden Zeitschrift „Die Denkmalspflege" (herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, Verlag von Wilhelm Ernst und Sohn, Berlin) entnommen worden.

Angeln un de Angler.*)

Mitgeteilt von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Angeln liggt twischen de Slie un de Flensburger Wik un geit nah't Westen bet to de Herweg twischen Sleswig un Flensburg. Dat is hen gegen veer Mil lank un bret un meistto vertein Quadratmil grot.

Dat Land is fruchtbar; hier un dar geit wol en Sandstrek dadör, aber de is denn doch man kleen un small. Frielich is de Lehmgrund nich allerwegen like fett. Vel davon is ole Holtland, un dat driggt wol in de eerste Jahren billig wat, aber nahher mutt et vel Düng hebb'n, wenn et gude Kohrn bringen schall. De Osterkant ist am fettsten, da hebb'n se wunderschöne Botter un Kohrn, un darop leggen de Bur'n sick dar ock vör all. In de obrige Deel waard vel Junkveh trocken un nah Holsteen un Mekelnburg verköfft, denn dat angelsche Veh is man kleen un fritt nich vel, un gifft doch gude Melk. Dat Land is meistto allerwegen eben; wenn et sick aber ock man en Stär en kleene beet heeft, so neunt man et gliks en Baarg.

*) Entnommen aus: „Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten. Herausgegeben von Joh. Matthias Firmenich. Berlin. Schlesingersche Buchhandlung. Band I (ohne Jahreszahl), S. 35. Man vergleiche: „Staeltjen der Volksprake in't Hertogdom Sleswig." Von v. d. H. Antwerpen, 1849. Enthält den vorliegenden Aufsatz als Probe des schleswigschen Dialekts.

Angeln is fröher meist gans mit Holt bewussen wesen; in de letzte hundert Jahr is schrecklich vel davon utradt word'n, doch kann man noch in velerwegen rund um sick Holt sehn. Dat meiste Holt hört de König to, doch hebb'n de Bur'n ock noch vel, dat steit unner königliche Opsicht, aber wo se ankamen könen, raden se et geern ut, um Kohrn to seien.

In ole Tieden is Angeln gans dänsch wesen un in de norder Deel ward noch vel dänsch spraken. Gans vele Dörper hebb'n dänsche Namen un sind öft tosamensett mit „Bye" un „Rup," de in dat egentliche Dän'sche noch hüpiger vörkamen un so vel as Dörp bedüden, tum Biespill: Brodersbye, Ülsbye, Sörup (Seedörp, von dat dänsche „Sø," denn dat liggt an en See), Hürup (Hochdörp, von dat dänsche „høi"); de Hürupe Möhl is wiet to sehn.

In Angeln is de Övergang von dat Dütsche in dat Dänsche. Süden von de Slie spricht keen Minsch dänsch un norden von de Flensburger Wyk spricht man keen dütsch. In Angeln versteit man beide Spraken und de norder Hälfte kann ock beide Spraken spreken, utnahmen en Deel von de junge Lüde. Dagegen sind in de süder Deel man enige ole Lüde, de dänsch spreken könen. De Stadt Flensburg ist meistto gans dütsch, da is man een dänsche Preester un gar keen dän'sche Schol; de dütsche Städe langen wieder hen af naht Norden as de dütschen Dörper.

De dütsche Sprak bredet sick in Angeln immer mehr ut, un dat dänsche rittereert nah Norden to. Kaspeln, wo vör föftig Jahr bienah luter Dänsch spraken worr, sind nu meistto gans dütsch word'n, tum Biespill: Ülsbye, Satrup, Thumby, Boel. De dütsche Sprak is nich alleen dör de Hannel mit de Dütschen, de is ock dör Karken un Scholen, de alltohopen dütsch sind, öber dat Dänsche Herr wordn, dadör hett dat angelsche Dütsch vel hochdütsche Wörer in sick opnahmen. Op de Flensburger Kant ward dat Dütsche noch wat dänsch utspraken, se seggen dar slank weg: dat Barg, dat Disk; ick heff to Skol wesen; min Strümpen sind sei natt;[1]) de Skap gahn in de Skoster sien Lück;[2]) ick geit, ick steit usw.; doch is dat man op de buterste Kant. In de öbrige Deel von Angeln is aber ock vel Verschel [3]) op de Sprak; knapp twe Kaspeln sind to finnen, de nich in welke Wörer von enanner afwicken. Wenn dat hiere Kaspel seggt: „de baberste," so seggt dat dare: „de böberste," un dat dridde: „de böbelste." Wat hier schreben is, is Satrup kaspels Dütsch,[6]) dat so wat in de Mirr is.

In de letzte Jahren is hier umbie in de Wochenbläder en rälige [4]) Stried öber de dänsche un dütsche Sprak wesen, wo wiet en jeder von de beiden gahn schall. Aber de Angler hebb'n sick wenig danah kehrt, se sind in de wisse Menung, dat man se nit to dat Dütsche rekent, un so vel se sick ock sonst noch gefallen laten, so wurr et doch wol themlich unruhig wardn, wenn hier de dänsche Sprak inföhrt wardn scholl.[5])

Dat „Bye"-Namen hebb'n ock vele Dörper op de süder Sied von de Slie, aber wenn man von Angeln öber de Slie kommt, so kann man't all glik sehn. dat dar gans annere Minschen sind, denn dat Wagenspor is en halbe Fot wieder un de Hüser hebb'n keen Schosteen. In Angeln is keen Kösel so kleen, dat et nich en Schosteen harr. De Sprak is ock gans anners op Güntsied, se seggen dar: ick sün, wi bünt; dat drücken de Angler doch arig wat fiener un richtiger ut, se seggen: ick bin, wi sind. Un so is et in vele Deelen.

De angelsche Deerns hebb'n ock doch nich so'n oltmodisch Tüg an, as de Güntsieder;[7]) se hebben Geographie in de Schol lehrt un weten ock, wo Paris

[1]) sehr naß. [2]) Die Schafe gehen in des Schusters Koppel. [3]) Unterschied. [4]) heftiger. [5]) Vor 1849 geschrieben. [6]) In Satrup war von 1819 bis 1853 ein Lehrer Schütt; vielleicht ist er Verfasser dieser Schilderung. [7]) Die Jenseitigen (Schwansener).

liggt. Ock laten se sick nich so mißbruken as de güntsieder Deerns, dat se des Morns um de Klock veer opstahn scholl'n mit de Knechten to döschen. Un Fohrwark drieben könen de Deerns un Fruens in Angeln ock nich, as de Güntsieder un noch mehr de buten int Westen, de mit en Föder Törf to Stadt fahren. Aber wenn et sonst man Deernsarbeiten sind, so könen se wol süßeln [1]) un sansen. [2]) De Junkkehrls sind so wat eben so, as anderwegens, doch drinken un speleu se nich mehr so vel as fröher. Manns- un Fruenslüde, de dar Arbeiten int Feld un in de Stall hebb'n, gahn dabie in Holtenschoh, just so as de Jütländer. De Holsteener, de dabie immer Stebeln anhebb'n, lachen daröber, aber dat is sominn nich so'n ringe Mod, se hebben, wenn se dör de Dreck gahn, dröge un warme Föt. De Bur'n haarr'n vör en tein bet twintig Jahr ehr Part, aber nu hebb'n se fette Jahren hatt, un dar is man gans enkelt Een, de dar mit sien Utgiften in Rückstand is. Nu smiten se ehr ole Hüser dal un buen sick welke nien op, de Art un Schick hebb'n. De Unnerscheb is all immer twischen de angelsche Hüser un de Hüser op Güntsied un in Holsteen wesen, dat de Angler ehr Hüser mehr för de Minschen as för dat Veh buen, op Güntsied un in Holsteen aber hett dat Veh de meiste Platz von de Hüser. Besonders sind de Hüser darin verscheden, dat de Holsteener ehr Jugang von de Enn lank de grote Dehl twischen dat Veh dör hebben, un so beholen se gewöhnlich man twe örndliche Stuben in de achterste Enn öber, un enige Kamern op de Sied von de Dehl. Dagegen hebb'n de Angler ehr Ingang von de Sied von et Hus, da geit also nich de grote Dehl dat ganse Hus lank un nimmt de beste Platz för de Stuben weg. De Wohnstuf (dat Stuf) un de Pesel liggen geern nah Süden. Blot dat Stuf un dat Norder Stuf hebb'n Kachelabn's, de Pesel nich. In de Pesel pleggen de Koffern un Kisten to stahn, wenn nich justement en Beerschupp is, sonst wardn se uttransporteert. In de letzte Jahren fangen de Bur'n ok vel an, dat Wohnhus vör sick to buen un Loh un Vehstall ock vör sick.

Dat gifft dre Slags Beerschuppen: Hochtied, Aarfbeer un Kinddöp. Bie disse Beerschuppen sitten de Gäste in de Pesel, wo an dre Sieden stöhlt is, so dat de Sied nah de Wohnstuf apen blifft. De middelste Platz, gewöhnlich vör de Backleidöhr is baberst un dar sitten achter de Disch bi en Hochtied Brut un Brüdigam mit ehr Biesitters, worop denn de nechsten Verwandten folgen un de Fremden, de am wietsten her sind. Bie en Aarfbeer sitten de nechsten Verwandten von et Lik baben an, bie en Kinddöp de Vaaders un denn de nechsten Verwandten Disse Rangordnung mutt genau beobachtet ward'n, un wenn en twiebelhafte Fall intritt, so will jeder de Beschedenste sien, un dat is denn keen Kleinigkeit, de Lüde to Disch to kriegen. De Scholmeister oder Köster, de de Gäste setten mutt, un de Wehrt oder de Schaffer, de em dabie helpen, kreteln sick öft en lange Tied mit de Gäste, wer von de beiden striedigen baben sitten schall. Biedeß fangen de Klümp an to sinken un de Käksch bi ehr Fürheerd an to schellen. In so'n Noth ward denn mitünner en kleene Beet Gewalt bruckt.

To Vörsitt, de baberste Platz gegenöber sitten Preester un Köster oder Scholmeister. De Köster oder Scholmeister mutt dat Eten op de Disch setten, woto he denn frielich Handlangers nug hett, un de Preester mutt dat baberste Stück Fleesch snieden; dat sind wichtige Ehrenämter. Wenn de Gäste aber to Disch sitten, so sitten se nich so bunt dör enanner, as de Lüde in de Stadt gewöhnlich dohn; de Mannslüde sitten langs de Disch op de Finstersied, de Fruenslüde sitten an de Disch, de langs de Binnerwant geit. Dat süht ock vel ehrbarer ut, as wenn se bunte Reg sitten. De Gerichte sind: Supp, braden Höhner, Rindfleesch un Riesgrütt mit Zwetschen to, dat mutt dar wenigstens sien; öft gifft et noch

[1]) kleine häusliche Arbeiten verrichten. [2]) hurtig arbeiten.

Wienſupp, Braden, kokte Schink un ſo wat. Twiſchen de Gerichte ſteken denn de Mannslüde ehr Piep an, un de Frunslüde gahn enmal nah de Kohlhoff, um ſick de Been en Beet to vertreden.

Wenn dar mehr Gäſte inladen ſind, as in de Peſel ſitten könen, ſo ſitten de öbrigen in et Stuf, un wenn dar noch nich Platz nuch is, ſo möten ſe in de Loh ſitten. Bie ganz grote Hochtieden dröppt et ſick öft, dat welke Gäſte ſogar in de Kohſtall ſitten möten. Wenn de Wehrt dat ock vörut bereknen kann, ſo ſcheueert he ſick doch nich, ſe intoladen, un de Nachbars un de Kutſchers, de dar gewöhnlich to ſitten kamen, tröſten ſick gewöhnlich damit, dat ſe ſeggen: et is eenerlei, wo wi ſitten, wenn wi man wat in et Fatt hebben.

Sonſt reiſen de Angler ock öft to Gaſtebott, dat heet. wenn ſe bie annere Gelegenheiten enanner beſöken. Dat geſchicht aber gewöhnlich nich to Middag, ſondern des Nahmedags, wenn de Weg nich allto lang is. Denn kriegen ſe eerſt de Kaffe, un denn ward des Nahmiddags um fif, ſöß oder ſöven eten. Diſſe Geſellſchaften ſind gewöhnlich nich grot.

De Angler mögen gern öft enmal eten. Wenn en Bur en Daglöhner hett, ſo kriggt de des Morns, wenn he kommt, eerſt Botterbrot un Brannwien, en Stunn oder twe nahher kriggt he Grütt to Frohköſt. Op de Vörmiddag kriggt he wedder Brot un Brannwien to Vörmiddagsveſper, nahher kriggt he denn de Middagsköſt, meiſte Tied Speck un Fleeſch. Des Nahmedags kriggt he wedder Brot un Brannwien to Nahmiddagsveſper un des Abens, wenn de Aarbeit vörbie is, kriggt he Grütt to Abendköſt; damit mutt he ſick denn henhelpen to de annern Morn. Dat ſind aberſt ock jeder Ebenlied ſöß Mahltieden.

De Angler ſind nich ring lehrt, denn in Angeln is all vör vele Jahren mennige gude Scholmeiſter weſen un de Schol ward dar nich, as in annere Gegenden, de ganſe Sommer utſett, wenn ock de grote Scholkinner des Sommers nich ſo flitig to Schol kamen as des Winters. Da is wol knappeſt Een in Angeln to finnen, de dar ſonſt bi Verſtand is, de nich leſen kann, ſchrieben un reknen könen ſe ock ſo wat all. Da ſind vel Burn, de de Aviſen leſen un dat Itzehoer Wochenblatt is ſo wat in de meiſten Dörper. Se hebbn mehr Verſtand, as man globen ſcholl, wenn man ſe toerſt kennen lehrt, denn ſe ſeggen ehr Menung nich ſo liek to as de Holſteener, de öft groff ſind. De Angler luhren dat eerſt enmal aff, mit wem ſe to dohn hebb'n, un wo de mit ſien Snack hen will, mit de ſe ſpreken; un woto he datt wol bruken will, wat ſe em ſeggen, un ob he dat ock öbel nehmen kunn, wat ſe em ſeggen, un ob ſe ock Schar davon hebben kunnen, wenn he dat to weten kreg un wat noch ſonſt all to bedenken ſien kann. Vor all ſon Bedenklichkeiten kriggt man denn öft von ehr wahre Menung nich vel to weten. Op ſon Manner ſind ſe vel klöker as de Holſteener un gans ehr Nachbarn naht Norden to ähnlich. Obglick ſe ſick dabie öft en Beet verſtellen möten, ſo kann man ſe doch nich ſo egentlich falſch nennen, ſe holen blot ehr Menung vör ehr Egendohm, worop ſonſt keen Minſch en Recht hett. Se wöll'n Annere nich wat wies maken, ſe wölln ſick man ſelbſt vörſehn. Een, de dar falſch oder en Windbüdel is, ſteit davör ock in grote Mißkredit. Bie dat all is et doch oft en ärgerliche Kram, dat ſe mit ehr Hartensmenung, ſo to ſeggen, achter et Baarg holen, wo et gar nich nödig wär. Doch finnt man ock ſo'n, de diſſe Fehler inſehn un ſick davon frie to maken ſöken.

Adelige Höfe ſind in Angeln nich veel, dat Meiſte is königlich. Mehrere grote Höfe ſind de König tofollen un in et vörige Jahrhundert ſepareert wordn, ock is damals de Lifegenſchaft in gans Angeln opheft word'n. Doch föhlt de Angler ſick noch nich ſo recht frie, as tum Bieſpill de Dithmarſcher, denn dar is keen Frieheit in Communſaken. Nützlichkeit geit darum ock för de Angler över

Frieheit, un wenn de König dat Land en friere Verfatung gef, de de Angler ock man en Par Schilling mehr kosten dar, so würd'n se ring damit tofreden sien.

Da is man een Dörp in Angeln, wo Jahrmark hollen ward, dat is Brarup. Brarupmark is um Jacobi, denn hebb'n de Burn dat Heu so wat in, un dat Kohrn is noch nich riep. Dat is en fahlig lustige Mark. Dat ward hollen op en grote Koppel, de voll von Telten is, nich blot kleene Telten, worin de Kramers un de Kokenbäckers to Mark stahn, dar sind ock grote Telten, worin man Sült itt un Wien drinkt un danst. Op enige Mielen umher mutt man doch to Brarup, denn dat kommt man eenmal int Jahr. Wenn man nich eben in en Telt sitt, um wat to geneeten, so spatzeert man umher un kriggt so vel ole Bekannten to sehn, dat et rein en Schreck is. De Dingsdag reisen de Burn selbst un de Börnehmigen hen, de Mirrewecken de Deensten un alle junge Lüde. Wenn se denn des Abens to Hus reisen, un de Junkfehrls noch wat op de Naht hebben, so geit dat lebe Leben in jeder Krog wedder los, da ward wedder danst un drunken. De Deerns hebben op et Markt bie de Örgeln en nie Leed lehrt, dat ward denn ünnerwegs un nahher Abends op de Melkstär sungen, bit et wedder Brarup ward. Dat is en schrecklich nette Markt un et wär sominn en Schann för en Bur, wenn he sien Deensten nich Pere un Wag geben woll, to Brarup to fahren.

Ein dunkles Blatt aus alter Zeit.

Von Christian Jensen in Schleswig.

(Nachdruck verboten.)

Während man ursprünglich weissagende Frauen ohne böse Nebenbedeutung als Hexe bezeichnete, wurden später Weiber, die vermeintlich ein Bündnis mit dem Teufel gemacht hatten, um auf Menschen, Tiere oder leblose Dinge übernatürlich schädlich einzuwirken, so genannt. Als später die Kirche mit Einführung der Inquisition dem Glauben an diese und ähnliche Teufelsbündnisse eine Stütze gab, entstanden großartige Hexenverfolgungen, zunächst in Frankreich, dann in Deutschland usw., und es haben sich die Greuel der Hexenprozesse über das ganze christliche Europa verbreitet. In Skandinavien weiß der Kampf des Christentums gegen das Heidentum von manchem Treiben zauberischer Mächte zu berichten, doch kommen im nördlichen Europa die ersten derartigen Prozesse im 15. Jahrhundert vor, so 1444 zu Hamburg der erste Fall einer Hexenverbrennung. Eine erneute und besonders heftige Verfolgung der Zauberer oder „Towerschen," wie man sie in Nordalbingien nannte, trat nach Einführung der Reformation ein. Im Schleswigschen werden erst im 17. Jahrhundert eigentliche Hexenprozesse aufgeführt, die mit der Verbrennung der Verurteilten endigten. Die Aufzeichnungen darüber werfen ein eigentümliches Licht auf die Herrschaft finsteren Aberglaubens in damaliger Zeit, und es wird erklärlich, was C. P. Hansen über die nächtlichen Streifereien der verliebten Freier und Halfjunkengänger [1]) auf den nordfriesischen Westsee-Inseln erzählt, wobei er dem tollen Treiben der jungen Leute zur Winterzeit einen Teil der Schuld, zur Verbreitung des Aberglaubens beigetragen zu haben, zuspricht. In ihren Erzählungen spielten die „Towerschen

[1]) Weiteres über diese wie über die Sitten und Gebräuche der nordfriesischen Inseln findet man in meinem Buche: Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet. Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln. Hamburg 1899. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Seite 273 ff.

in Dunsum" und die Schwäne des „Ell-Merry-Sees," wie die Gespenstererscheinungen auf den Wällen der Borgsumburg eine wichtige Rolle. Haarsträubend waren ihre Geschichten von Zwergen und Puken und ruhelosen Mördern und Ermordeten, von Teufelserscheinungen und -Beschwörungen, von dem Wunderjahr der Föhrer, als Blut und Milch aus der Erde quollen und ein großes Kriegsheer in der Luft gesehen worden. Ihre Abenteuer endeten nicht selten mit Verfolgung vermeintlicher Hexen, an deren Nachttänzen sie teilgenommen hatten. Aus solcher Zeit des Aberglaubens stammt auch das nachfolgende dunkle Blatt, das einen Einblick in den Gang eines Hexenprozesses gestattet: „Witttich Kundt und apenbahr sy allen und enen jeden watterlei Standes edder Kondition he sin mögen, so bekennen und betügen wy 12 Männer, alse Kirchnäffninge [1]) des Hardes Wester-Landt-Föhr in dem Carspel S. Laurentz daß Anno 1614 den 11. February, ist der Ehrbare Gesell Boy Wagens binnen de 4 Dingstocken ingetreden, und hefft aldar sine Sacke und hohe Noth geklaget derogestalt, dat he wehre schwar und erschrecklich verfolget, van etlichen Töwerschen by nachtschlapender Tydt und wo ehme de Allmächtige Gott dorch sine grote Gnade nicht gereddet, Konde he mit dem Levende von ehnen nicht gekahmen sin. Alse se ehm averst lange verfolget, hefft de gedachte Boye Wagens sin Mest uthgekregen, sin Leven damit tho reddende, und hefft eine von de Towerschen mit nahmen Gundel Knutzen etliche Löchers in ehrem Rock gestecken, welcher Rock waß noch unschleten. Endlich averst hefft ehme de getrue Gott uth ehren Händen erreddet un an dat Dörpe geholpen. Alsdann hefft de gedachte Boy Wagens gesegt, nu möchte gy glickwol van my afftahn, hiervor will ick ju nahmkündig maken. Darup hebben se geantwortet, wo he se nöhmende, so scholde he ehne böse Krankheit kriegen, welches ehme ock strax darnah wedderfahren is, do he idt siner Moder gesegt, wo he idt kan bewiesen mit sines Nabers Tychniß-Bresse. Wyder averst iß düße Gundell Knutzen tho Dinge gesteendt, und tho Antwort gekahmen jegen ehren Clägern. Alsdann iß idt in gemeine Hardes-Dinge Vor dem Hardesvogt und Bonden besichtiget, dat dißë Gundell Knutzen hedde etliche Löchers vor in ehrem Rock, welcher Rock waß noch unverschleten. Alsdan hefft de Kläger tho ehr gesegt: Gundell Knutzen worümb verfolgstu my so schrecklich, ick hebbe dich mein Leventlang nichts böses gedahn. Darup hefft Gundell Knutzen geantwortet, se hedde ehm nicht verfolget, se wehr neene Towersche. Darup het de Cläger gesegt: wenn du nehne Towersche wehrest, warumb gingestu mi den so nahe, dat ick dy Löchers in din Rock mit minen Meste gesteken hebbe, und hedde die wol darmit in der Hudt gedrapen, wenn du nicht dine böse Kunst fast gehat heddest. Darup se geantwortet, se wüste by ehre Himmelsdehle nicht, wo de Löckers in ehren Rocke gekahmen wehren, welkes mit Dingeswinde tho bewiesen ist.

Densülven Dingedag averst hefft Gundell Knutzen sich gegen ehrem Kläger verplichtet, dat se wolde uth up dat Water mit sin Moder efte Schwester, woferne se dar anders wehre alse se, so wolde se liden, wat dat Recht vermochte. Solckes alles hefft se sick ock des negsten Dingedag verplichtet, und hefft gemehnet, den Cläger darmit affthoschrecken, averst de Cläger hefft dat Recht gebrucket, alse averst Gundell vermerket, dat dat Recht sinen Fortgang gekregen hadde, hefft se an dem drüdden Dingedage na der Anklage einen verzagenden Moth gekregen, dewyle se sick sülven schüldig wüßte, und hefft nicht länger up de Verplichtung bestahn willen. Alsdenn hefft der Cläger sick jegen ehr verplichtet und gesegt, se scholde sin Liff und Levent jegen ehr setten, und wo se nene Towersche were,

[1]) Kirchnäffninge sind nach dem jütischen Lovbuch II. Kap. 78 eingesetzt. Es waren deren 8, zwei aus jedem Hardesviertel, auf ein Jahr gewählt. Ratmänner gab es 12 in jeder Harde Nordfrieslands.

wolde he den Doet, so ehner apenbahren Töverschen gehörde, idt sy thom Füer, edder thom Schwerdt, wortho ehm de hohe Obrigkeit verordeelte, gerne liden und uthstahn, averst se hefft nicht gewoldt, und sick up dat Recht beropen, alse iß diese Gundell Knudtsen fänklik ingesettet in Königl. M. Thurm, und alsden iß dat Recht gegahn.

Den 4. April aber ist der Ehrbar Marcus Hanßen binnen de veer Dingstocken ingetreden, und gesegt, dat benömede Gundell Knudtsen ist in sinen Huse gekahmen und sine Dochter ömme Drinken gebeden. Sine Dochter averst hefft ehr dat verweigert, alsedeu hefft Gundel ehr by enen Arm gegrepen, und gesegt: „Du," und sin Dochter hefft ene grülicke Wehedage in ehren Arm gekregen, stracks darna; Markus Hansen segt, he wedt nicht, effte se ehr de Wehedage bede, effte nicht; na, Ludt ener Dingeswinde.

Wider averst het der Hardesvogt dat Recht gahn laten, und uns 12 Männer tho Gundell Knutzen uthgenahmen, von Königl. M. wegen, und uns tho gebeden, by Verlust unseres Boßlotts, ehr entwedder tho frien (befreien) effte tho fällen. In solcher schweren Sake averst söcht man gerne Hülpe, Rath und Trost. Derwegen hebben wy uns mit unsern Edlen, Ehrenvesten Ambtmann beradtschlaget, mit unsern Ehr. Hr. Pastorn, sambt etliche Oldesten im Harde, averst nemandt hefft ehr in der Sake können bistahn noch frien. Wider averst des Dages als wy unse Edt geven möften, hebben wy 12 Männer im Hardesthinge vor dem Vagt und Bonden mit lude Stimme thom offtermahl geropen, und gesegt, sind hier in diesem Harde dree Männer, noch man twee, noch man einigen Mann, de idt weet effte seggen kann, dat se unberüchtiget gewesen, oder ock fri iß von Töver, de komme hervor im Dinge und betüge idt vor unß, so will wy se frien vor ehren Kläger; averst dar ist nicht ein Minsche gekamen, de ehr konde frien, entwedder mit Breve, mit Worden, noch jenigen Bewiß. Unde wy 12 Männer, unse egen Geweten övertüget uns vor Gott und alle Minschen, dat wy se nicht hebben frien können vor solcke böse Kunst. Alsden hefft de Cläger dat Krütze in de Handt genahmen, und vor uns, dem Vagt und Bonden geschwaren und gesegt: Gundell Knutzen, se iß ehne apenbare Toversche, und hefft my verfolget; so ferne dat mi Gott helpen schall, in dat ewige Lewendt, und nimmer wahrlicker, unde hefft sin verplichtung mit enen Edt bekräfftiget, und gesegt, iß Gundell Knudtsen nene Toversche, so will ick liden, wat ener Toverschen Recht ist, thom Füer effte Schwerdt und allendt wat de hohe Obrigkeit my uperlegt. Dewile averst nicht ehn Minsch in dem gantzen Harde gewesen ist, de ehr frien Konde entwedder mit Breve, worden, edder Bewiß, unde se sülven ock nicht, derhalven, so frien wy ehr ock nicht, sondern wy 12 Männer, wy schweren diese Gundell Knudtsen tho ener Toverschen, so ferne uns Gott helpen schall in dat ewige Levendt. Na des Clägers sin Klage, na Breve unde Bewiß, na des Clägers Verplichtunge, na en Dingeswinde, unde ock na unse egen Geweten, unde wy 12 Männer weten, dat wy so wahrlick uns Gott helpen schall, in dieser Sacke nicht hebben altho vehle oder tho weinig gedahn, sondern mit Gottes Hülpe dat recht Middel gedropen twischen Cläger und Beklagede. Vor diesem Edt gedenken wy Cläger und Beklagede Rekenschopp tho geven, am jüngsten Tage vor den gestrengen Richter Jesu Christo, alseden wille wy 12 Männer mit unverschrockenem Hertzen und frien Geweten spreken: mit diesem unserm Eydt hebbe wy unsere Seele erreddet, destho mehr Uhrkundt der Wahrheit hebben wy diesen Brieff mit egenen Händen und Pitziren bekräftiget, welches gegeven und geschreven im Jahr A°. 1614, den 14ten May rc. Nickels Bau, und Oluff Roversen, egen Handt rc.

Dat bekenne ick ock Pop Olaffs, mit egen Handt rc.

Nicht lange nachher soll Gundell Knutzen auf den Wällen der Vorgsumburg

verbrannt worden sein, nachdem sie vorher im St. Laurentii-Kirchturm gefangen gesessen. Es heißt, man habe sie zunächst bekleidet ins Feuer geworfen. Dann rettete sie sich aus demselben. Das zweite Mal wurde sie nackend hineingestoßen und von den Flammen verzehrt. Ein im Jahre 1699 angestrengter Hexenprozeß auf Sylt endete mit der Freisprechung der als Hexe beschuldigten Erkell Bohen. Es scheinen mit dem 17. Jahrhundert diese Prozesse aufgehört zu haben. Man nimmt an, daß die erste derartige Hexengeschichte in Schleswig-Holstein im Jahre 1530 in Kiel zur gerichtlichen Verhandlung gekommen sei. Dieselbe endete wie die vorliegende der Gundell Knutzen mit der Verbrennung der Verurteilten.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. Wisser in Eutin.

13. Hans un de lütt Katt.*)

Dąr is mąl ins 'n Bur'n weß, de hett drè Sǫ̈ns hatt.

De jüngs hett Hans hêten, de is so 'n bęten dummeri weß.

Nu sünd se sik stridi [1]) weß, de Sǫ̈ns, üm de Burstę'. De ên hett ęr hebb'n wullt, un de anner hett ęr hebb'n wullt.

Do secht de Vadder, se schüllt êrs all' 'n Jąr in 'e Frömm'. Un de denn den bessen Sęwel to Hųs bring't, de schall de Burstę' hebb'n.

Nu gąt se je los'. De ên geit rechs, de anner geit links, un Hans geit grą' ut.

As Hans 'n Titlank gąn hett, do kümmt hê bi so 'n lütt Hųs. Dąr sitt 'n lütt Katt vör de Dǫ̈r.

,Gun Dach, Hans,' secht de lütt Katt, ,wat fęl't di? Du süchs je so bedrööv't ut.'

,Och,' secht Hans, ,wi schüllt 'n Jąr in 'e Frömm', wokên as [2]) den bessen Sęwel to Hus bring'n deit. Un den bessen Sęwel krig ik je doch ne.'

*) Eine andere, von Frau Schloer in Griebel stammende Fassung dieses Märchens ist in der ,Deutschen Welt' veröffentlicht (1899, Nr. 28). Nach dieser Fassung soll von den drei Söhnen der die Bauerstelle haben der dat meis' Geld, den bessen Rock, de hübschs Brut bringt. Und die Entzauberung der Prinzessin wird dadurch bewerkstelligt, daß Hans den Befehl der kleinen ,Musche,' sie, wenn de Klock twölf sleit', aufzuschneiden, notgedrungen befolgt. Nach einer dritten, von Marß Hinnerk Frank in Lensahn stammenden Fassung soll dat bess Tüch, dat meis' Geld, de hübschs Brut gebracht werden. Die letzte Nacht muß Hans bei der Katze schlafen. Un as he üm midd'n Nach ut'n upwak't, do is de Katt in de Stuv' un krüppt ut dal Fell herut. Do is dat 'n hübsch Dam'. Do steit Hans flink up un smitt dat Fell int Für. Nach einer vierten Fassung, die mir von einer aus Oldenburg (im Herzogtum) stammenden Eutinerin, einer Siebzigerin, mitgeteilt worden ist, und die diese als Kind von ihrem Vater gehört hat, setzt sich der dumme Jürn (Jürgen), der jüngste der drei Brüder, weinend unter eine Brücke, und hier verhilft ihm ,de lüttje Pagotje' (Frosch) zu dem feinsten Linnen, dem hübschesten Hund und der hübschesten Braut. Das Linnen giebt sie ihm in einer Nuß, den goldenen Hund in einer Wallnuß. Zur hübschesten Braut wird sie von selbst, ohne sein Zuthun. Ein mit sechs schwarzen Wasserratten bespannter kleiner Wagen, in welchem de lütt Pagotje sitzt, kommt aus der Aue herausgefahren. Auf dem Kutscherbock sitzen zwei Frösche, und hintenauf steht ein grüner Frosch. Und wie das kleine Fuhrwerk am Ufer hält, da geht die Verwandlung vor Jürns Augen vor sich. De lütt Pagotje wird zur Prinzessin, aus den sechs Ratten werden sechs Rappen, aus den beiden vorn sitzenden Fröschen werden Kutscher und Bedienter, und aus dem hintenauf stehenden grünen Frosch wird ein grüner Jäger. Und da muß Jürn einsteigen und neben seiner hübschen Braut Platz nehmen. Vgl. Grimm Nr. 63 ,Die drei Federn' und Nr. 106 ,Der Müllerbursch und das Kätzchen', Müllenhoff Nr. 13 ,Vom Bauersohn, der König ward', Reinh. Köhler, kl. Schr. z. M. S. 56.

‚O Hans,' secht se, ‚denn bliv' man bi mi. Du heß wider niks to doon as du mußt mi drêmgl dg's [3]) waschen un kämm'n.'

Nu blifft Hans je bi de lütt Katt.

As dat Jgr üm is, do secht se: ‚Na, Hans, nu ward 't uk wul Tit, dat du hen to Hus geis. Din beiden Brööder sünd dgr al'. [4])

‚Ja,' secht Hans, ‚ik heff je noch kên'n Sęwel.'

‚O,' sech' se, ‚den Sęwel schaßt wul krigen.' Un do gifft se em drê Sęwels. De ên, dat is so 'n ol'n blêern [5]) weß. De anner is al gri [6]) wat bęter weß. Un de drüdd', dat is so 'n ganzen schön'n weß.

Nu geit Hans je los' mit sin Sęwels.

As hê to Hus ankümmt, do wis't hê ęr êrs den blêern Sęwel.

‚Sü,' seggt sin Brööder un lacht, ‚dat hewwi [7]) uns wul dacht, dat Hans mit 'n blêern Sęwel to Hus kam'n dö.' [8])

Do wis't hê ęr den annern. Dê is nu al gri wat bęter weß as de annern beiden ęr.

Toletz kümmt hê mit den drüdd'n Sęwel to Ruum.

Do mgkt se je Ogen. Nę, seggt se, dat kann ne anggn. So 'n schön'n Sęwel kann he sik ne verdênt hebb'n. Den' mutt he sik woor [9]) stgl'n hebb'n.

Do secht de Ol, denn schüllt se noch mal 'n Jgr reisen. Un de denn dat fin's Linn'n to Hus bring't, de schall de Burstę' hebb'n.

Nu gat se je weller los'. De ên geit wa' rechs, de anner links, un Hans geit grg' ut, un geit wa' na de lütt Katt.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je weller.'

‚Jg,' sech 'e, ‚dat schall ne gell'n. Wi schüllt noch mgl weller 'n Jgr in 'e Frömm', woken as dat fin's Linn'n to Hus bring'n deit.'

‚O Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Din Arbeit wêß du je.' [10])

Na, Hans blifft je weller bi de lütt Katt.

As dat Jgr üm is, do secht se: ‚Na, Hans, nu ward 't uk wul Tit, dat du hen kümms. Din Brööder sünd dgr al.'

‚Ja,' secht Hans, ‚ik heff je noch kên Linn'n.'

‚O,' sech' se, ‚dat Linn'n schaßt wul krigen.' Un do gifft se em drê Stücken. Dat ên is rech so 'n ol grav' [11]) schęwelhêden [12]) weß. Dat anner is al gri 'n bęten finer weß. Un dat drüdd' is so 'n ganz fin weß.

Nu geit Hans je los' mit sin Linn'n.

As hê to Hus ankümmt, do wis't hê ęr êrs dat schęwelhêden.

‚Sü,' seggt de annern beiden un lacht, ‚dat hewwi uns wul dacht, dat Hans mit schęwelhêden to Hus kööm.'

Do wis't hê ęr dat anner Stück. Dat is nu al gri 'n bęten finer weß as ęr Linn'n.

Toletz kümmt hê mit dat drüdd' Stück to Ruum.

Do mgkt se je weller Ogen. Nę, seggt se, dat kann ne anggn. So 'n fin Linn'n kann he sik ne verdênt hebb'n, dat mutt he sik woor stal'n hebb'n.

Do secht de Vadder, denn schüllt se noch mgl weller 'n Jgr reisen. Un de denn de hübschs Brut mit to Hus bring't, de schall de Burstę' hebb'n. 'n Brut, sech 'e, kann Hans sik je doch ne stęl'n.

Nu gat se je weller los'. De ên geit wa' rechs, de anner links, un Hans geit grg' ut, un geit wa' na de lütt Katt hen.

‚Na, Hans,' sech' se, ‚du kümms je noch mgl weller.

‚Ja,' sech 'e, ‚dat schall noch ne gell'n. Wi schüllt noch mgl weller 'n Jgr in 'e Frömm', woken as de hübschs Brut mit to Hus bring'n deit.'

‚O Hans,' sech' se, ‚denn bliv' man weller bi mi. Din Arbeit wêß du je.'

Nu blifft Hans je weller bi de lütt Katt.

As dat Jqr üm is, do secht se: ‚Na, Hans, nu mußt uk wul weller hen. Din Brööder sünd dqr al mit er Bruten.'

‚Ja,' secht Hans, ‚ik heff je noch kên Brut.'

‚O,' sech' se, ‚de Brut schaßt wul krigen. Gq man êrs bi un mqk den Backqben hitt.' [13])

As Hans den Backqben hitt [24]) hett, do secht se: ‚Si so, Hans, nu will ik vör't Lock hen sitten gqn, un denn mußt du mi 'n Schubbs gęben un stöten mi öwerkopp na 't Für herin.'

Nę, secht Hans, so vęl goo's, [14]) as sê bi em dqn hett, na 't Für kann hê er ne rin stöten; dat kann un kann he ne.

O, sech' se, dat deit niks, [15]) hê schall dat man doon. Süß [25]) krich 'e de Brut uk ne.

Do deit hê dat, un stött de lütt Katt na 't Für herin. Un so as hê er dqr rin stött hett, steit dqr mit 'n mql 'n fein Prinzessin bi em. Un dat lütt Hus is verswunn'n. Dqr is 'n groten, fein'n Sluß ut word'n.

Do secht de Prinzessin to em, se is in 'n Katt verwünscht weß, un nu hett hê er erlöſ't. Un nu wüllt se foorts [16]) anspann'n lqten, sech' se, un denn tosqm'n hen fööru na sin Öllern: sê is nu sin Brut.

Nu mutt Hans rech so 'n ol pulteri [17]) Tüch antreck'n [18]) — sin'n bessen Antoch knütt [19]) se em in 'n Dook —, un do föört se je los'.

Buten Dörp [20]) lett se den Kutscher still hol'n. Un do secht se to Hans, hê schall afstigen un êrs mql alleen henqgn, in sin ol pulteri Tüch. Un tonqß [21]) schall he wa' trüch kam'n un sin'n bessen Antoch antrecken, un denn wüllt se tosqm'n henföörn.

Nu geit Hans je êrs alleen hen.

As hê dqr ankümmt, to Hus, do sitt de annern beiden dqr je mit de Bruten, un Hans hett je kên.

‚Sü,' seggt se un lacht, ‚dat hewwi uns wul dacht, dat Hans kên Brut krigen kunn. Nu is 't je doch to sên, dat hê sik dat anner stql'n hett.'

Do geit Hans wa' trüch un treckt sin'n bessen Antoch an, un do föört se tosqm'n hen.

Nu kümmt dqr je mit êmql 'n fein Foorwark anföörn mit Kutscher un Bedênter. Un sê spring't je up, de beiden Brööder, un kam't vör de Dör lopen — do kümmt Hans utstigen mit de Prinzessin.

Do rit [22]) se de Ogen je qpen un węt [23]) gqr ne, wat se segg'n schüllt.

Nu hett Hans je de hübschs Brut hatt.

Do secht de Vadder, wenn hê dat anner all' schall stql'n hebb'n, de Brut kann he sik je doch ne stql'n hebb'n. Un de Burstę', sech 'e, de kümmt Hans bi.

Do secht de Prinzessin, de Burstę', dqr künnt se mit mqken, wat se wüllt. De wüllt se gqr ne hebb'n. Sê hebbt 'n Sluß.

Un do hett Hans de Prinzessin to 'n Fru kręgen. Un wenn se ne dot blęben sünd, denn lęv't se noch.

Nach Frau Lembcke-Eutin.

Anmerkungen: [1]) streitig. [2]) wokeen as = wer. [3]) tags, täglich. [4]) schon. [5]) Frau L. spricht blê'n, ohne r. [6]) artig, ziemlich. [7]) hebbt wi. [8]) thäte. [9]) (irgend)wo. [10]) Dieser treffende Ausdruck stammt von Frau Schloer. [11]) grobes. [12]) Schęwelhê' wird die grobe Hede (Werg) genannt, die beim Schwingen des Flachses abfällt. Hê' ist der Abfall beim Hecheln. Das Wort Schęv' findet sich schon im Mittelniederdeutschen (scheve). [13]) heiß. [14]) gutes. [15]) wird gesprochen deid 'n niks. [16]) sofort. [17]) zersetzt. Das Wort kommt her von Palten (mnd. palte) d. h. Lappen, Fetzen. Die Verdumpfung des a zu o findet sich schon im Mnd. (polter-lappen). [18]) anziehen. [19]) knotet. [20]) Außerhalb des Dorfes. [21]) zunächst, nachher. [22]) reißen. [23]) wissen. [24]) Die Form hitt (Hitze) wird sehr oft fälschlich auch für hêt (heiß) gebraucht. [25]) sonst.

Bilder aus dem Adlerschen Agendenstreit 1797 und 1798.*)

Von H. Mau in Kiel.

II.

Ockholm (A. XVIII, N. 400a, fol. 122 ff.)

Jens Carstens, geb. 1767 in Bebüll, seit 1792 in Ockholm, ward 1800 zum Kompastor in Segeberg ernannt.

Ockholm, am 17. November 1797.

Pastor J. Carstens berichtet an den Kammerherrn und Amtmann v. Blücher in Bredstedt:

„Hoch- und Wohlgeborner Herr Kammerherr Amtmann und Ritter, Hochgebietender gnädiger Herr.

Der gestrige Abend war einer der schrecklichsten meines Lebens. Ich saß ruhig mit den Meinigen in meinem Hause, als plötzlich 4 Männer aus meiner Gemeine hereintraten, nämlich Niels Christophersen, Bahne Nissen, Boy Iversen und Fedder Boysen, und mir erklärten, daß sie von dem ganzen Kirchspiel abgeschickt wären, welches im Wirtshause versammelt wäre, um von mir eine Verschreibung zu verlangen, daß ich in Hinsicht der Kirchenagende Alles beym Alten bleiben sollte, und daß ich ihnen die Kirchenschlüssel ausliefern sollte. Der genannte Niels Christophersen, der schon mir einmal vorhin gesagt hatte, daß er nach der Obrigkeit Nichts frage, wenn er seine Kopfsteuer bezahle, erklärte, daß er nicht eher aus meinem Hause gehen würde, bis ich ihnen das Verlangte gegeben. Um mich recht zu kränken, hielt er mir vor, daß ich die Bibel verdrehte, die Jugend verführte, nichts als Fabeln predige, ein falscher Prophet, ein Lügenprophet, ein Lügner wäre. Wenn ich ihm was sagte, nannte er es Jungenschnack, und wenn ich ihn bat, mein Haus zu verlassen und bei Nacht nicht die Ruhe meines Hauses zu stören, so gab er mir zur Antwort, das Haus wäre ebensowohl sein, als mein. — — Dieser Niels Christophersen sagte, um mich vollends zu kränken, die neuen Texte wären gut genug, aber ich taugte nicht dazu, sie zu erklären, denn ich könnte Nichts, als die Bibel vorlesen. Während dieser Mißhandlung stand ein unzählbarer Schwarm von Pöbel unter meinen Fenstern und sah mit Hohnlächeln, wie meine ohnehin kränkliche Frau, durch diese Scene erschrocken, Krämpfe über Krämpfe bekam und beynahe in meinen Armen verstorben wäre."

Am 18. November 1797 werden auf dem Amtshause in Bredstedt von dem Amtmann v. Blücher zu Protokoll vernommen Bahne Nissen, Boy Iversen, Fedder Boysen und Niels Christophersen, sämtlich zu Ockholm. Die Erklärung des Pastors Carstens wird in den Hauptsachen als richtig anerkannt, nur wollen die Genannten die von P. Carstens berichteten beleidigenden Ausdrücke des Niels Christophersen nicht gehört haben. Dieser selbst erkennt die Darstellung des P. Carstens als richtig an. Boy Iversen äußert dabei, „daß die Ockholmer Eingesessenen nicht so sehr gegen die neue Kirchenagende wären, sondern vielmehr ihre Unzufriedenheit über des Pastors Carstens Predigten dadurch zu erkennen gaben, weil sie glaubten, als wenn er nicht reine Lehre in seinen öffentlichen Kanzelvorträgen beobachte." Am Schluß der Vernehmung wird sofort der Bescheid publiziert, daß der Teichvogt Bahne Nissen freigesprochen werde, da er sich bemüht habe, Frieden zu stiften, Boy Iversen und Fedder Boysen werden wegen Vernachlässigung ihrer Pflichten „qua officiales" „für schuldig erkannt, königliche Brüche zu dingen," Fedder Boysen wegen seines anfänglichen hartnäckigen Leugnens hat außerdem noch 16 ß an die Armenbüchse zu erlegen. Niels Christophersen endlich wird zu einer 8tägigen Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot verurteilt und sofort verhaftet.

Am 19. November 1797 morgens 7 Uhr erscheinen die Gevollmächtigten Paul Jugwersen, Christian Meinbrand, Peter Nissen, Christian Jensen aus Ockholm im Amtshause und zeigen an, daß unter den Eingesessenen in Ockholm über die gestrige Verhaftung des Niels Christophersen eine Gährung entstanden sei und daß man beabsichtige, nach Bredstedt zu ziehen, um den Gefangenen zu befreien. Sie bitten daher um Entlassung desselben, was ihnen abgeschlagen wird.

Des weitern schildert der Bericht des Amtmannes v. Blücher vom 19. November 1797: „Wie weit es mit der Zügellosigkeit und Unordnung bereits gekommen sey, davon zeuget der heutige Auftritt am deutlichsten, indem diesen Morgen die Ankunft von mehr als 50 Ockholmer Eingesessenen mich aus meinem Krankenlager rief, und als ich mich nicht für befugt hielt — den Inhaftierten loszugeben, das Gefängnishaus niederzureißen drohte und so durch ihre vereinte physische Übermacht in Hinsicht des incarcerierten Niels Niels Christophersen eine gewaltsame Befreiung effektuierte, meinen Sekretär aber, der sich vor die Thür des Gefangenhauses gestellt, um durch zudringendes Bitten und Ermahnen

*) Vgl. „Heimat" 1900, S. 91.

den anwesenden Leuten von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, durch einen Fall im Gedränge ein apoplectischer Zufall begegnete, woran derselbe noch itzt gefährlich darniederliegt."

Gebeten wird um Verhaltungsmaßregeln und „um Verlegung einer Esquadron Reuter nach dem hiesigen Amte, zur Abwendung eines dem Anscheine nach bevorstehenden förmlichen Aufruhrs."

Das Obergericht auf Gottorf verfügt unterm 29. November 1797, daß die ganze Sache zunächst durch „ein ordentliches Bondengericht" untersucht und dann weiter berichtet werden solle. Die Untersuchung müsse „mit Glimpf und Schonung" vorgenommen werden, da der gemeine Mann den Wahn zu haben scheine, als wäre die Religion selbst in Gefahr. Alle Verhaftungen sind auf das sorgfältigste zu vermeiden, auch gegen Niels Christophersen zunächst Nichts weiter vorzunehmen.

Wie die Sache weiter verlaufen ist, ist aus den Akten nicht zu erkennen.

Rellingen (A. XVIII, N. 400 d, fol. 27—42).

Pastor Paul Jugwersen, geb. 1747 in Husum, seit 1775 Comp., 1790 Hauptpastor auf Helgoland, 1795 P. der zweiten Gemeinde in Rellingen, 1798 P. der ersten Gemeinde, gest. 1823.

Am 14. Januar 1798 gegen 2 Uhr zeigt der Pastor Jugwersen in Rellingen dem Landdrosten v. Levetzau mündlich an, daß bei dem heutigen Gottesdienste große Unordnungen vorgefallen wären. Es wurden darauf durch Eilboten die Kirchenjuraten, welche an diesem Tage in der Kirche gewesen, sowie die, welche davon Nachricht geben könnten, citiert und um 3½ Uhr der Anfang mit dem Verhör gemacht. Es erscheint zuerst

der Kirchenjurat Tews Bornholt aus Tangstedt, 36 Jahre alt, und erklärt: Er wäre am heutigen Tage in der Kirche gewesen und hätte gehört, daß, als der Pastor den anbefohlenen Text zu verlesen angefangen, auf dem untersten Leetore bei dem zweiten Pfeiler mit den Füßen und Stöcken gestampft worden, worauf eine Stimme geschrien: „Wir wollen das alte Evangelium haben!" Wer es aber gewesen, wisse er nicht. Der Pastor hatte dabey gestutzt und gesagt, er hätte Königlichen Befehl, über diesen Text zu predigen, und wer nicht ruhig sein wollte, möchte aus der Kirche gehen. Der Lärm wurde demnach noch stärker, und gingen die Meisten mit Tumult und Hohnreden aus der Kirche, sowie andere noch in der Thür stehen blieben und solchen Lärm machten, daß der Pastor die Predigt nicht hat vollführen können. Er sprach darauf der Gemeinde zu, sie möchten doch die Königlichen Anordnungen anhören, worauf eine Stille erfolgte, bis solche verlesen worden; nachdem aber solches geschehen, ging die Gemeine bis auf etwa 100 Personen mit solchem Lärm aus der Kirche, daß der Pastor von der Kanzel heruntergehen mußte. Die Communion ging nachher mit einigen 20 Personen ganz ruhig ab, und als Comparent aus der Kirche gekommen, habe er nicht bemerkt, daß die Leute zusammengelaufen, sondern jeder wäre ruhig nach Hause gegangen.

Ähnlich sagt aus Jacob Michael Grill, Dingvogt auf der Pinneberger Dingstätte, Johann Christopher Kunstmann, Eingesessener auf der Pinneberger Dingstätte, welcher angiebt, der Lärm sei entstanden, als der Pastor bei der Textverlesung bis zu den Worten gekommen wäre: „Turteltauben und ein Paar junge Tauben" (Luc. 2, 24 nach der durch die neue Agende vorgeschriebenen Perikopenreihe).

Der Kirchenjurat Hans Hinrich Rechter aus Borstel, 47 Jahre alt, erklärt: „Er wäre heute in der Kirche gewesen und habe, als der Pastor den Text halb verlesen, gehört, daß auf dem untersten Leetore beim zweiten Pfeiler eine Stimme laut gerufen: „Von dem Evangelio haben wir genug, wir wollen das von Kana in Galiläa haben." Es wäre darauf ein so gewaltiger Lärm als in dem ärgsten Wirthshause geworden, indem sie laut mit einander gesprochen, mit den Füßen gestampft und mit den Thüren geschlagen und gepoltert."

An demselben Tage werden noch Hans Hinrich Stoldt aus Pinneberg und Johann Jacob Reiche, Vogt in Rellingen, vernommen. Am folgenden Tage, den 15. Januar, war durch den Kirchspielvogt Imsen Jochim Hinrich Pein aus Egenbüttel als derjenige ermittelt und zur Haft gebracht, welcher in der Kirche gerufen hatte. Derselbe wird vernommen und räumt ein, daß er es gewesen, der dem Pastor zugerufen habe. Er habe keinen Auftrag dazu gehabt, sondern „solches aus eigener Bewegung in der Hitze gethan. Er hätte nicht geglaubt, dadurch etwas Anstößiges vorgenommen zu haben, indem die ganze Gemeine einerlei Meinung mit ihm wäre und von den neuen Texten Nichts wissen wollte."

fol. 54.

„Da eine ansehnliche Menge sowohl alte als junge Leute sich bei meinem Hause versammelten und erklärten, daß sie das alte Evangelium behalten und von dem neuen Nichts wissen wollten, und was diesem Pein geschähe, geschähe ihnen sämmtlich, so wurde er bis weiter entlassen."

Auf diesen tumultuarischen Auftritt beziehen sich die am 16., 17., 18., 19. Januar 1798 abgehaltenen Vernehmungen. Vernommen werden 1. der Vogt Johann Jürgen Diercks aus Eggerstedt, 2. der Vogt Passer Riedemann aus Appen, 3. der Vogt Martin Sevlhan aus Tangstedt, 4. der Vogt Jürgen Schröder aus Halstenbeck, 5. der Vogt Franz Ernst Hatje aus Epenbüttel, 6. der Vogt Carsten Ramcke aus Ellerbeck, 7. der Vogt Johann Jakob Reiche aus Rellingen, 8. Jochim Ramcke in Epenbüttel, 9. Johann Jochim Pein aus Epenbüttel, 10. Jochim Kahncke, Vogt in Bönningstedt, 11. der Vogt Johann Ernst Timm in Mügeldorf, 12. Claus Hatje aus Rellingen, 13. der Vogt Jacob Hatje aus Vorstel, 14. der Vogt Tews Kruse aus Kummerfeld.

Die Vernehmungen seit dem 16. Januar beziehen sich vorwiegend auf die Frage, ob die Unruhe und besonders der Auflauf vor der Landdrostei am 15. Januar auf Verabredung beruhe, was von allen geleugnet wird. Als Anstifter waren außer dem Jochim Hinrich Pein, welcher am Sonntage in der Kirche gerufen und dies auch eingeräumt hatte, der Bruder des Pein, ferner Johann Ramcke, Johann Hinrich Keßler und Hinrich Schröder.

Schließlich wird Pein zu halbjähriger Karcerstrafe, sein Bruder zu vierwöchentlicher Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot, Ramcke und Keßler zu dreiwöchentlicher und Schröder zu achttägiger Gefängnisstrafe verurteilt.

Am 14. Januar sendet noch der Landdrost v. Levetzau eine Staffette[1]) nach Kopenhagen, welche dort am 18. Januar eintraf und mit einem Schreiben von demselben Tage 4 Uhr nachmittags nach Pinneberg zurückkehrte, wo sie in der Nacht vom 20./21. Januar wieder eintraf. Sie brachte dem Landdrost die Weisung, daß man den Predigern anheimgeben solle, „daß die Prediger ihre Kanzelrede über die neuen Texte im Anfange so einzurichten hätten, daß sie mit den nach wie vor von der Kanzel zu verlesenden gewöhnlichen Evangelien übereinzustimmen schienen, um solchergestalt ihre Gemeinen zu dieser Abänderung zu gewöhnen."

Im übrigen wird dem Landdrost überlassen, welche Maßregeln er zur Sicherung der Ordnung treffen will. Zugleich wird dem Pinnebergischen und Altonaischen Ober-Appellationsgericht in Glückstadt und dem Oberkonsistorium in Gottorf eine Abschrift der betr. Verfügung übersandt.

Oldenburg (A. XVIII, N. 400e, fol. 149 ff.)

Hauptpastor Lange, geb. 1731, seit 1758 in Oldenburg. P. Franz Adolf Schrödter. P. Marcus Karck, geb. 1766, seit 1793 in Oldenburg.

Die Pastoren F. A. Schrödter (dritter Prediger) und M. Karck (Archidiakonus) in Oldenburg berichten am 3. Januar 1798 an das Oberkonsistorium in Glückstadt, daß seit Juli 1797 die neuen Ordnungen rücksichtlich des Gottesdienstes eingeführt, auch die neuen Taufformulare anstandslos gebraucht seien. Von 30—40 seitdem getauften Kindern ist nur eins nach dem alten Formular auf ausdrückliches Verlangen der Beteiligten getauft worden. Es ist keine Unzufriedenheit über die neue Agende bemerkt worden, „vielmehr könnten wir Fälle anführen, wo christliche gegenwärtige Personen bey einem aus derselben vorgelesenen neuen Taufformular beynahe bis zu Thränen gerührt wurden, sowie denn allerdings bei vernünftigen denkenden Christen unmöglich über den Wert und die Vorzüge der neuen Agende im Vergleich mit der alten eine Frage aufgeworfen werden kann," bis Gerüchte über Unruhen, welche auf Fehmarn stattgefunden haben sollten, sich verbreiteten und außerdem das Königliche Reskript vom 12. Dezember 1797 bekannt wurde, durch welches die Prediger für etwa über die neue Agende entstehende Unordnungen verantwortlich gemacht werden. Dennoch ist mit dem neuen Jahre angefangen worden, über die neuen Texte zu predigen, und am Neujahrstag predigte P. Schrödter über Pred. Sal. 1, 9—11.

„Allein als ich von der Kanzel zurück in die Sakristei gehen wollte, rief mir im Vorbeigehen ein Bauer Clas Hunß aus dem zu den bischöflich Eutinischen Fideikommißgütern gehörenden Dorfe Wandelwitz während des Prälnds der Orgel ziemlich laut, so daß es die Umstehenden hören konnten, auf Plattdeutsch die Worte zu: „Herr Pastor Schrödter, er hat uns das Evangelium nicht vorgelesen, da sind wir nicht mit zufrieden." Ich ging, ohne zu antworten, meinen Weg fort. Vor der Kirchthür hatten sich nachher 50—60 Personen versammelt, welche dann aber ruhig auseinandergingen."

Weitere Unordnungen kamen nicht vor.

Am 6. Januar 1798 wurde zu Kuhof aus dem Fürstbischöflichen Inspektorat (Rücker) der „Leibeigene" Marx Hunß über jenen Vorfall vernommen, worüber der „zum Schleswig-Holsteinischen Fideikommißgericht verordnete „Escher" am 16. Februar 1798 berichtet. Hunß giebt an, „daß Gott und sonst Niemand es ihm eingegeben — — die vorerwähnte Frage (warum er das Evangelium nicht verlesen) zu thun, durch welche er nichts Straf-

[1]) Die Kosten der Staffette betrugen 42 ℛ 4 ß.

würdiges begangen zu haben glaube. Bei der Vernehmung waren eine Anzahl Wandelwitzer, Germerstorfer und Jahnhöfer, etwa 50—60, mit erschienen, und als Hunß gefragt wurde, was sie eigentlich wollten, erwiderte er: „sie wären in der Absicht gekommen, um zu begehren, daß ihnen eben das widerfahren möge, was ihm widerfahren solle: sie ständen alle für einen Mann."

Darauf wurden die ungeladen Erschienenen vorgelassen und gefragt: was sie wollten. Darauf erklärten alle Anwesenden einstimmig, daß sie ihren alten Glauben behalten wollten, den sie 1700 Jahre und darüber gehabt, daß sie die Cruzifixen so, wie sie so viele Jahre gebräuchlich gewesen, beim Abendmahl behalten wollten, daß sie in die Evangelien ihre Beruhigung fänden, daß sie garnicht wüßten, auf welchen Glauben ihre Kinder jetzt getauft würden, und daß es bei der neuen Einrichtung in der Kirche nicht bleiben könne, wenn der König Ruhe im Lande behalten wolle, daß ihre Knochen sämmtlich eher hin und her gestreut werden sollten, als daß sie jene Einrichtungen zugeben würden, endlich, daß in Sachen des Glaubens, worauf sie getauft und eingesegnet worden, der König ihnen nicht vorschreiben, ihre Seligkeit ihnen nicht rauben könne. Wenn der König das könne, so müsse es nicht weit vom jüngsten Tage seyn, und da müßte es erst Blut kosten."

Nachdem der Bericht des Generalsuperintendenten am 17. Januar und des Oberkonsistoriums in Glückstadt am 27. Januar und am 23. Februar 1798 erstattet war, wurde durch Resolution der Deutschen Kanzlei vom 17. März 1797 verfügt, daß dem Marx Hunß und den anderen ungeladen erschienenen Wandelwitzern usw. ein ernster Verweis erteilt und dieser den Predigern in Oldenburg zu ihrer Beruhigung mitgeteilt werden solle.

Proben aus dänischen Soldatenbriefen von 1849—1850.

Übersetzt von Dr. A. Gloy in Kiel.

(Fortsetzung.)

Lars Jensen an seinen Bruder.

Husby, 9. August 1850.

— — — Du kannst mir glauben, Christian, daß es kein Spaß war, von Glud, eine Meile östlich von Horsens, nach Flensburg mit Gepäck in der furchtbaren Hitze zu marschieren. Viele gingen, bis sie stürzten und starben, und andere wurden gefährlich krank. — — — Am Morgen des 25. um $2^1/_2$ Uhr rückten wir wieder vor und näherten uns bald den Deutschen in ihrer festen Stellung. Es entbrannte gleich ein mörderischer Kampf auf der ganzen Linie. Mehrere Stellen wurden von uns in Brand geschossen, um die Deutschen zum Retirieren zu bringen. Es brannte rund um uns herum, die Kugeln pfiffen und flogen wie Schneeflocken zwischen uns, die Granaten heulten und splitterten um uns, die Erde zitterte von der furchtbaren Kanonade, die mehr als vier Stunden andauerte. Ich kann dir mit der Feder nicht all' das Elend schildern, du mußt dir selbst einen Begriff davon machen. Wir verloren 7 Offiziere, 9 Hauptleute und 4 Leutnants. Eine wie große Anzahl gefallen ist, weißt du gewiß besser als ich; wir wissen nicht mehr, als wir selbst erfahren haben. Die Schlacht bei Fredericia im vorigen Jahre war sehr hart, aber die Schlacht bei Idstedt war noch viel heißer, der Verlust gewiß noch größer. — —

Unsere Truppen besetzten Schleswig und das Danevirke am selben Tage. Wir haben nun dieselbe Stellung inne, die unsere Armee 1848 einnahm, als sie zurückgeschlagen wurde. Wir haben noch Erinnerungen von dieser Zeit bei uns. Durch den Wald, wo wir liegen, mußten die Unseren am 23. April 1848 retirieren; man sieht noch deutlich jedes einzelnen Mannes Grabhügel. Die Preußen begruben sie überall an der Stelle, wo sie fielen. Auf einer Anhöhe, nicht weit von uns, sind 6 Gemeine und ein Hauptmann vom 6. Dragoner-Regiment begraben, welche mit dabei gewesen waren, die beiden Kanonen wiederzugewinnen, welche die Preußen uns abgenommen hatten. Die Dragoner haben ihren Grabhügel hübsch geschmückt, als sie hierher kamen. — — — Ich bin mehrere Male in der Stadt Schleswig gewesen. Es ist eine große, unansehnliche, dunkle (!) alte Stadt. Man sieht nur eine einzige dänische Fahne, welche auf Schloß Gottorp weht, und die unser Kommandant hat hissen lassen. Die Leute kann man nicht verstehen, und eine große Anzahl hat die Stadt geräumt, als die Dänen kamen. — — — Ungefähr durch die Mitte des Herzogtums Schleswig, von Flensburg an nach Süden zu, an der Stadt Schleswig vorbei nach Rendsburg zu ist eine ebene Strecke oder Heide. Sie beginnt bei Bommerlund in der Nähe von Bau bei Flensburg, wo die erste Schlacht am 9. April 1848 stattfand. Sie ist 2 bis 3 Meilen breit und vielleicht 10 Meilen lang. Es ist schlechter Boden, kein Wald oder Buschholz darauf, fast ganz unbewohnt und schlecht bewirtschaftet. Sie sieht aus wie hoher Wiesengrund, ein großer Teil ist mit dichtem Heidekraut bedeckt. Torf wird beinahe

überall gestochen. Wo Dörfer vorhanden sind, zählt man häufig 16—30 Höfe, ausgebaute Höfe finden sich nur vereinzelt, und auch die Dörfer selbst sind nur dünn gesät. Die Bauart der Bewohner ist ganz eigentümlich. Ein Bau in Grundmauern, welcher 20 Ellen breit und doppelt so lang ist, dient für Menschen und Vieh. Auf vielen Stellen ist die Feuerstätte auf der Tenne, ohne Scheidewand, ohne Schornstein, nur einige Abzuglöcher sind auf dem Dache, durch welche der Rauch abziehen kann. Es ist lauter deutsches Pack, mit dem man sich nicht verständigen kann.[1] Aus dem Dorfe Schuby, wo wir liegen, sind etwa 30 Soldaten bei der deutschen Armee, die teils freiwillig gegangen, teils ausgeschrieben sind. So ist es überall hier in der Gegend. Wir sind nicht viel weiter als bis zum Danevirke gewesen. Der Wall ist eine aufgeworfene Erhöhung, die in Thyra Danebods Zeiten aufgeführt, nun aber recht verfallen ist. Auf ihr wird gepflügt und geerntet. Sie erstreckt sich mehrere Meilen weit von Schleswig bis nach Hollingstedt, beinahe bis zur Westsee. Für uns ist sie augenblicklich äußerst nützlich. — — —

Die Brüder H. und P. Hansen an ihre Familie.

Husby, 8. September 1850.

— — — Nun muß ich euch etwas erzählen, was ihr von mir zu hören gewiß nicht erwartet habt. Ihr habt wohl gehört, daß der Russe einen ganzen Teil Orden der Armee geschenkt hat für unsere Tapferkeit am 24. und 25. Juli. Drei sind an unsere Brigade gefallen; es ist das 1. und 2. leichte Bataillon, das 1. Reserve-Jägerkorps, das 1. und 4. Reserve-Bataillon und die Garde. So erhielt denn unser Bataillon den einen, das 4. Reserve-Bataillon den zweiten und das 2. leichte Bataillon den dritten Orden; ich wurde auserseben und soll ihn tragen zur Ehre für das ganze Bataillon. Ich hätte das nicht geglaubt, denn es giebt so viele tüchtige Unteroffiziere und Sergeanten; aber auch der Hauptmann und der Oberstleutnant wollten mich einstellen und mir die Ehre erweisen. — — —

Brief eines Dragonerleutnants vom 6. Dragoner-Regiment an seine Schwester.

Lürschau, 24. September 1850.

Meine liebe kleine Schwester!

Seitdem ich dir zuletzt schrieb, habe ich eigentlich an keiner Affäre teilgenommen, bei der ich in „Lebensgefahr" (auf deutsch citiert) gewesen wäre. Das kann ja freilich bald genug eintreten; indessen, wer weiß, ob nicht bald die ganze „kampfmutige Armee" (wieder deutsch citiert) auseinandergeht durch Zwist und Uneinigkeit, die zur Genüge vorhanden sein soll und sich seit der zuletzt erhaltenen Tracht Prügel bei Missunde, wo die Offiziere die Leute bereits mit Schlägen vorwärtstreiben mußten, gewiß nicht verbessert hat. Herr Willisen soll mit dem Herzog von Augustenburg auf einem zurückliegenden Hügel gehalten und mit zufriedenem Lächeln gesagt haben: „Seht, so soll eine Armee vorgehen!" Einige Stunden später aber hätte er gut sagen können, vermutlich jedoch mit einem höchst unzufriedenen Lächeln: „Seht, so soll eine Armee nicht zurückgehen!" Denn das geschah in einer solchen Hast,[2] daß die Batterie Dinesen mehrere Male im Trab vorging, abprotzte und mit Kartätschen chargierte, ohne jedesmal mehr Zeit zu haben, als um 3 oder 4 Schüsse abzufeuern. Man kann wirklich nicht anders sagen, als daß wir dies Jahr im ganzen sehr glücklich gewesen sind. Ob der Herr nicht die Hand im Spiel gehabt haben sollte? Ich glaube das ganz sicher, und viele sind derselben Meinung. Das ist ja auch sehr einleuchtend und ein hübscher Gedanke, welcher jeden tapferen Landsoldaten beseelen muß. — — — Die feindlichen Vorposten werden in der Regel von einer Freischar gestellt, welche „carte blanche" haben, zu thun, was sie wollen, und es deshalb darauf anlegen, uns zu alarmieren und zu belästigen. Vorgestern wurde einer von ihren Anführern, ein Herr Frölich, gefangen genommen, ein wahrer Straßenjunge, der uns Briefe usw. mit Spitzkugeln geschickt hatte und sich überhaupt in der letzten Zeit sehr witzig gezeigt hatte. Bei der Beschießung Eckernfördes unsererseits wurde die eine Seite der seligen „Gefion" etwas beschädigt, und ein preußischer Generalstabsoffizier hat sie in Augenschein genommen und sehr erbost geäußert: Dieses Mal sollte es bei Noten nicht bleiben! Doch ist das gewiß nur ein Gerede. Im übrigen ist die Armee stetig bereit, einem Angriff zu begegnen. Um 3½ Uhr wird aufgestanden, alles gesattelt und zum Ausrücken bereit gehalten. Die Infanterie steht von 4 bis 8 Uhr auf ihren Alarmplätzen, und die Artillerie wird hinter den Verschanzungen aufgefahren, von denen aus sie in Thätigkeit treten soll; es wird

[1] Aus diesem Briefe geht deutlich die Enttäuschung und der Ärger hervor, daß Schleswig doch kein dänisches Land sei, wie man den gemeinen Mann in Dänemark offenbar glauben gemacht hatte.

[2] Als 2000 Schleswig-Holsteiner gegen den von 4000 Dänen besetzten Brückenkopf zum Sturm vorgingen, hatte Willisen unterdessen den Befehl zum Rückzug ergehen lassen, sodaß den Vorgehenden jeder Rückhalt entzogen wurde.

beständig an mehreren Werken gearbeitet, und das Danevirke ist nun ein Wall, welcher einem jeden Angriff einer weit überlegenen Stärke wird Widerstand leisten können. Aber die Schleswig-Holsteiner werden wohl nicht so toll sein, mit dem Schädel dagegen anrennen zu wollen. — Die Hälfte meiner Eskadron liegt nun in Ellingstedt detachiert, und ich komme jeden vierten Tag auf Feldwache in Hollingstedt, zwei gute Meilen von hier; von diesem Dorfe beinahe bis nach Friedrichstadt hat die Treene eine totale Überschwemmung bewirkt. Es sieht aus wie ein Meer mit kleinen Inseln und Häusern darin, aber das hilft uns ja ganz außerordentlich und erspart viele Leute. — — — Ich muß dir doch erzählen, daß ich Sonntag auf eigene Hand in Hollingstedt zur Kirche war, wo ich von einem Pastor Augustini eine deutsche Predigt hörte, die mir garnicht gefiel. Der arme Mann hatte nur drei Zuhörer, verdient übrigens Achtung, weil er, wenn wir zurückgehen, mit Frau und fünf Kindern uns folgt.

R. Jorgensen an seine Eltern.

Friedrichstadt, 7. Oktober 1850.

Als ich just meinen Brief vom 4. dieses Monats geschlossen und abgeschickt hatte, begann das Bombardement mit solcher Furchtbarkeit, daß die Deutschen sowohl Gott als Menschen trotzen zu wollen schienen. Sie hißten eine Blutflagge auf ihrem Dampfschiff in der Eider und schossen die Stadt in Brand. Alles schien unseren Untergang zu drohen. Gegen Abend begannen sie in großen Sturmkolonnen gegen unsere Schanzen vorzugehen. Das war noch die schrecklichste Affäre, welche ich mitgemacht habe. Nun begannen sie Sturm zu laufen unter den Klängen einer entsetzlich dumpfen Musik. Ihr könnt glauben, das war schrecklich für uns zu hören.[1]) Denn wir lagen auf einem Hof, eine halbe Viertelstunde weit draußen vor der Stadt. Als sie aber, nachdem sie von den Schanzen zurückgeschlagen worden waren, den Angriff mit vermehrter Raserei fortsetzten, erhielten wir schnell Befehl, gegen sie vorzurücken. Wir empfahlen uns dem Schutze Gottes und zogen rasch vorwärts, aber die meisten von uns waren gewiß der Meinung, daß der letzte Tag gekommen sei, den wir erleben sollten, denn die Granaten flogen uns um die Ohren. Als wir zur Stadt kamen — und da mußten wir ganz hindurch —, waren die Straßen fast unpassierbar, denn die Häuser an den Seiten standen in hellen Flammen und einige stürzten auf die Straße nieder. Granaten, Bomben und Gewehrkugeln machten das Durchkommen für uns noch doppelt schwierig. Aber Gott war mit uns, und nur einige wenige Leute unserer Kompanie wurden verwundet. Nachdem wir gekommen waren, stürmten die Deutschen dreimal, und sie waren soweit gekommen, daß sie auf unsere Schanzen gelangten und sogar eine Fahne dort aufgepflanzt hatten. Sie wurden aber mit Bajonnett und Kolben wieder zurückgetrieben. Der Kampf hielt bis um 11 Uhr nachts an. Es war ein trauriger Anblick. Die Stadt stand in hellen Flammen, und draußen vor den Schanzen lagen die Deutschen in ganzen Haufen tot. Es war der 6. Tag des Bombardements und der 4. des Kampfes für uns, ohne mehr Ruhe bei Tag und bei Nacht als von 10 Uhr vormittags am 4. bis um 5 Uhr nachmittags, als wir vorrückten. Der Verlust der Deutschen an Toten, die in unsere Hände fielen, war größer als unser Verlust in der Schlacht bei Idstedt an Toten, abgesehen noch von den Verwundeten, welche sie selbst mitnahmen. Unser Verlust belief sich höchstens gewiß nicht über 100 Tote und Verwundete. Wir machten zugleich einige Gefangene, die bei dem letzten Angriff gefaßt wurden. Den Tag darauf mußten wir auf Vorposten bleiben; da wechselten wir allerdings einige Flintenschüsse mit ihnen, doch war das nicht von irgend welcher Bedeutung gegen die Tage vorher. Seitdem hat das Bombardement aufgehört, und heute erst sind wir vom Vorpostendienst abgelöst worden, nachdem wir in 6 Tagen nicht mehr als 7 Stunden Ruhe gehabt haben. — — —

Wasück de Riesen utstorben sünd.

Von H. Carstens in Wesselburen. (Ditm. Platt.)

Vor leeg in olen Tiden een groten Steen in't Feld,
So hett mi mal de Kattul, de listige, vertellt;
De is dor sülb'n mit biwen, hett 'd vun de Sid anschut:
De Riesen hebbt den Wrœwel na'n Barg roppæsen wult.
De Riesen sünd nu jümmers besunners klok ni wen,
De meesten harrn man Brægen, nich gröter as 'n Hehn;

[1]) Ein anderer schreibt: aber furchtbar, einen brüllenden Feind vor sich und das lodernde Feuer der Stadt hinter sich zu denken, welche die Deutschen zum dritten Teil in Brand geschossen hatten, sodaß die Nacht so hell war wie der Tag.

Doch weer'n se groff vun Knaken un harrn wat in de Lümp,
Dat keem vun't destige Eten, vun Bottermelk un Klümp.
Doch as se op de Höchden den Steen heropperbœrn,
Do kreegen sik de Riesen dat Kreteln un Vertörn;
Se brüllten un se bölkten, se scholl'n sik mit enmal:
De Steen, de kreeg dat Tründeln un sus den Barg hendal.
Een vun de Riesen meen do, de anner harr dat dan,
Se kreegen sik dat Rammsen, dat Tageln un dat Slan,
Dat drœhn, as wenn se döschen, ehr Wut weer gar to grot,
Un as de Morg'n in't Land keem, weer'n all de Riesen dot.

Fragen und Mitteilungen.

1. **Der Verfasser des Werkes: „Willisen und seine Zeit,"** Herr v. Osten, der in Heft 10 der „Heimat" an den Feldwebel Frölich und seine kriegerischen Unternehmungen uns erinnert, setzt hinter seine Quellenangabe, betreffend den Verfasser oben genannten Werkes, ein Fragezeichen, um anzudeuten, daß er darüber im Zweifel ist, da auf dem Titel der 1. Auflage dieses Buches der Verfasser sich nur bezeichnet als „schleswig-holsteinischer Offizier a. D.," ohne seinen Namen zu nennen. — Man muß sich nun in jene traurige Zeit hineinversetzen, als unsere Armee aufgelöst wurde und unsere braven Offiziere ohne Pension ihren Dienst quittieren mußten, um zu begreifen, daß ein schleswig-holsteinischer Offizier damals alle Ursache hatte, bei Veröffentlichung der Thatsachen, die er scharf kritisierte, unter dem Schutze der Anonymität zu schreiben. Der Verfasser klagt in der Vorrede darüber, daß es damals in der deutschen Presse leider Prinzip geworden, den Namen des Verfassers jedes nur irgendwie wichtigen Zeitungsartikels oder Buches auszuspüren und bekannt zu machen, und bemerkt dazu, daß man derartige Nachforschungen der Polizei überlassen und dem oft so sehr der Verborgenheit bedürfenden Schriftsteller seine Anonymität gönnen und sichern helfen solle. — Ich kann denn nun über den Verfasser jenes Werkes Nachstehendes aus sicherer Quelle mitteilen: Th. Lüders, Garnisons-Auditeur in Rendsburg, war einer unserer vormärzlichen Offiziere und daher den älteren Mannschaften unserer Armee, die vor 1848 in Rendsburg dienten, wohlbekannt. Bei den Soldaten scheint er beliebt gewesen zu sein, denn sie erzählen Beispiele, aus denen hervorgeht, daß er bei Verhandlungen über Disziplinarvergehen möglichst zu Gunsten der Mannschaft sein Urteil fällte. Da Lüders während des Krieges seinen ständigen Aufenthalt in Rendsburg hatte und auch Willisen mit seinem Stabe nach der Schlacht bei Idstedt hier bis zu seiner Entlassung verweilte, so war L. in der Lage, über alle wichtigen Vorgänge in der Umgebung Willisens genaue Kenntnis zu erlangen und wahrheitsgetreu darüber berichten zu können. — Nach einer mir gewordenen Mitteilung aus Stuttgart hat „Auditeur Lüders" am 2. August 1851 in Heidelberg einen Verlagsvertrag unterschrieben und mit der Metzlerschen Buchhandlung abgeschlossen, also damals seinen Aufenthalt in Süddeutschland gehabt. In dem Metzlerschen Verlage sind folgende Werke von Th. Lüders erschienen: „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte. 1851 bis 1853. In 4 Büchern. Buch I: Die provisorische Regierung und der Krieg des Jahres 1848. Buch II: Die gemeinsame Regierung und der Waffenstillstand. Buch III: Die Statthalterschaft und der Krieg im Jahre 1849. Buch IV: Die Herzogtümer im Jahre 1850." — „Generalleutnant von Willisen und seine Zeit. Acht Kriegsmonate in Schleswig-Holstein. Mit einer Karte des Schlachtfeldes von Idstedt, nach der Karte des Generalquartiermeisteramtes gezeichnet. 3. Auflage. 1853." Bemerkt muß werden, daß der Verfasser nicht mehr am Leben ist und seine Werke vergriffen sind, und daß wir über die Lebensgeschicke unseres einstigen Mitkämpfers nichts haben erfahren können. Hoffentlich hat er noch die Befreiung seines Heimatslandes Schleswig-Holstein erlebt. Sein Freund, Graf Otto v. Baudissin, ist 1865 in Teplitz gestorben; General v. d. Horst starb 1867 zu Charlottenburg, Willisen 1879 zu Dessau. — Da Auditeur Lüders ohne Zweifel Freunde in Rendsburg gehabt hat, von denen vielleicht noch einige am Leben sind, so mögen diese in der Lage sein, über unseren bereits heimgegangenen Mitkämpfer weitere Mitteilungen zu machen.

J. Butenschön.

2. Zu lebhaftem Danke würde mich verpflichten, wer entweder brieflich (postkartlich) oder im nächsten Hefte der „Heimat" mir die Adresse eines noch geistesfrischen Mannes mitteilen wollte, der in den Jahren 1848—50 bei der dänischen reitenden oder Fußgarde gestanden hat oder beim 3. dänischen Dragoner-Regiment.

Flensburg, Friesische Straße 68. Professor H. Hansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Mitteilung.

Ein Gottesurteil im 17. Jahrhundert. Anno 1661. den 15 Oktobris wurde Dyrick Dohrn, der Becker in Nordstapel von Hans Wulff, da sie sich anfangs luckten (lucken = balgen, raufen), und der Schwiegervater sagte: „Laß sie was lucken," mit dem Meßer in die Mauß und biß an das Praecordium gestochen, daß er nach dreyen Stunden starb. Da nun die Leichpredig geschehen, that der Landvogteyverwalter Johann Holmer ein kleine Rede wegen der Endleybung und daß deß Thäders Vater, als der im Verdacht gehalten, solte zum Vorschein treden und die 2 Finger auff die Wunde legen; so er schuldig wäre, daß Gott wolte ein Zeichen geben; solches alles auff Befehl Ihrer Fürstl. Durchlaucht. Es ward aber der Witwen und den Blutfreunden das Weheklagen gantz verboten. — Der entflohener Thäter ist hernach von den Caffern auff dem Capet Bona Esprantz in Affrica wieder ermordet und auffgefreßen worden.

(Pastor Großmanns „Memorabilia Stapelholmensia," nach dem Manuskript mitgeteilt von Willers Jessen.)

Neue Mitglieder für 1900.

(Fortsetzung. L. = Lehrer.)

230. Dieberichsen, Techniker, Friedrichsort. 231. Dr. Engelbrecht, Rechtsanwalt, Osdorf. 232. Frahm, Pastor, Gr.-Grönau. 233. Goverts, Niendorf b. Breitenfelde (Kr. Herzgt. Lauenburg). 234. Hansen, L., Hamburg. 235. Hansen, Tischlermeister, Eckernförde. 236. Dr. med. Hartmann, Heide. 237. Heinemann, L., Kiel. 238. Johannsen, Obersekretär, Flensburg. 239. Lindemann, Kaufmann, Altona. 240. Muhl, Landgerichtsdirektor, Flensburg 241. Petersen, Landmann, Nordlinnau pr. Schafflund. 242 Petersen, Holzbunge b Rendsburg 243. Plambeck, Landesbau-Inspektor, Heide. 244. Rahl, Rektor, Kellinghusen. 245. Frau Schädlich, Eckernförde. 246. Scheel, Hofbesitzer, Dänischenborf b. Petersdorf a. F. 247. Scheel, Schmiedemeister, Hemmerwurth b Hemme. 248. Dr. med. Schneider, Stabsarzt, Altona. 249. Schinkel, Rechnungsrat, Flensburg. 250—268. Seminaristen in Eckernförde-Borby: Bartels, Becher, Behrens, Claussen, Dunker, Ehmsen, Greve, Hausen, Johannsen, Jörgensen, Jürgens, Lorenzen, Lund, Möller, Naß, Petersen, Plenkner, Saß, Schramm. 269. Stammer, Rechtsanwalt, Altona 270. De. Stüve, L., Habersleben. 271. Stüve, Aquarien- und Terrarien-Institut, Hamburg, Johannis-Bollwerk 7. 272. Behrs, Dekorationsmaler, Kiel. 273. Wilkens, Kaufmann, Bramstedt. 274. Witthöft, Stadtrat, Wandsbek.

Zur Nachricht.

1. Die Mitgliederzahl beziffert sich auf mehr als **2500.**
2. Die Jahrgänge 1891, 1892 und 1895 sind vergriffen.
3. **Die Jahrgänge 1893, 1894, 1896 und 1897 werden den Mitgliedern für 1,20 M. portofrei nachgeliefert;** die Jahrgänge 1898, 1899 und 1900 können zum Preise von 2 M. pr. Band portofrei bezogen werden.
4. **Geschmackvolle Original-Decken** liefern Hofbuchbindermeister M. Riemer (Vorstadt 9) und unser Expedient, Küster A. Rohwer (Waisenhofstr. 43a), zum Preise von 60 Pf. das Stück; letzterer versendet sie ohne Portoberechnung mit dem Januar-Heft des nächsten Jahres.

Kiel, am 5. November 1900.

Der Schriftführer:
Barfod, Friedrichstraße 66.

Wilhelm von Fehren

Tel. 3330. **KIEL, Holtenauerstrasse 40.** Tel. 3330.

Complete Küchen-Einrichtungen.

Ia Emaille-Kochgeschirr. ❁ Solinger Stahlwaaren.

Hochzeits-Geschenke in Alfenide und Nickel.

* * * * **Linoleum.** * * * *

Brillen und Kneifer

nach ärztlicher Vorschrift.

Optische Anstalt 25 Dänischestr. 25

Ad. Zwickert.

Peter Nissen, Kiel
39 Brunswickerstrasse 39
Anfertigung feiner Herren-Wäsche
Kravatten Handschuhe
Unterkleidung Taschentücher.

Technikum Eutin.

Maschinenbau-, Baugewerk-, Tiefbau- und Bahnmeisterschule mit Praktikum.

Abiturienten anderer Bauschulen finden weitere Ausbildung. Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Programm kostenlos durch Dir. **Klücher.**

Das XIX. Jahrhundert

in Wort und Bild,

Prachtwerk a. Bong's Verl., 3 Bd. in Orig.-Decke 45 M., völl. neu, wünscht f. 30 M. z. verkaufen **H. Dose,** Lehrer, Süderau bei Krempe i. Holst. Ferner: **Heyse's Fremdwörterbuch,** 16. Orig.-Ausg.

A. F. Jensen,

Accidenz- und Buchdruckerei

Vorstadt 9. KIEL, Vorstadt 9.

Aufertigung aller Druckarbeiten für Behörden und Private rasch, sauber, korrekt und zu mässigen Preisen.

I. Preis und Goldene Medaille Dortmund 1899.



I. Preis und Goldene Medaille Dortmund 1899.

Für eine deutsche Familie

giebt es keine fesselndere und anregendere Lektüre als

die reichillustrierte Monatsschrift

Deutscher Tierfreund,

herausgegeben von Dr. **Rob. Klee** und **Prof. Dr. William Marshall.**

Verlag von

Carl Meyers Graph. Institut in Leipzig.

Preis M. 1,25 viertelj., Einzelheft **50** Pfg.

Für jeden, der Freude am Tierleben und Interesse an der großen Tierschutzbewegung unserer Tage empfindet, bildet diese nach Inhalt und Ausstattung vorzügliche Zeitschrift eine Quelle edlen Genusses und bildender Anregung. Fern von geschmackwidriger Sentimentalität sucht der **„Deutsche Tierfreund“** durch musterhafte Darstellung aus allen Gebieten des Tierlebens Liebe zur Tierwelt zu erwecken. Ohne in kindliche Ausdrucksweise zu verfallen, ist der „Deutsche Tierfreund“ auch für die reifere Jugend ein ausgezeichnetes Bildungsmittel.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden zurückgebliebene oder schwer zu erziehende Knaben. **Dir. Schulze.**

Inhalts-Verzeichnis.

Seite.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

III. Litteratur u. s. w.

IV. Vereinsnachrichten.